Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Fünfter Theil.

(Ende des sechszehnten und Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1852.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's
Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Dreizehnter Band.

Frankfurt a/M. 1852.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geschichte der neueren Zeit.

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

XI. Philipp II. von Spanien, die Niederlande und die französischen Religions-Kriege bis auf Heinrich III.

---

1. Philipp II. und der Kapudan-Pascha Piale.

Philipp II. und Suleiman der Große waren gleich eifrig für die Ausbreitung ihrer Religion und für die Vertilgung der Ketzer, und Beide bedienten sich dazu derselben Mittel. Der spanische König stand jedoch dem türkischen Sultan darin nach, daß der Stifter des Christenthums das gewaltsame Bekehren (das Compelle intrare) verdammte, der Stifter des Islam dagegen fast nur mit dem Säbel bekehrte und, statt den Unglauben durch Gründe zu bekämpfen, die Ungläubigen vertilgte. Die beiden für den Glauben eifernden Herrscher verfuhren in den Kriegen, welche sie zur See und an den Küsten des mittelländischen Meeres mit einander führten, fast auf dieselbe Weise; wir haben aber gesehen, daß Suleiman und seine Vasallen, die Fürsten der afrikanischen Raubstaaten, glücklicher waren, als Philipp. Die Küsten von Spanien, Italien und Sicilien wurden durch die Türken grausam verheert und eine Million Menschen ward entweder schrecklich gemordet oder in die Sklaverei geschleppt.

Chaireddin Barbarossa hatte, wie früher (Th. XII. S. 200 u. 427) erzählt worden ist, in Algier einen Staat gegründet, welcher nachher von seinem Sohne Hasan beherrscht wurde. Hasan hatte weder das Alter noch die Erfahrung seines Vaters, und der Ruhm des Letzteren war deshalb nebst der Stelle eines Groß-Admirals der türkischen Flotte an Piale gekommen. Dieser hatte einen glänzenden

Sieg über Philipp's große Flotte erfochten und die Insel Dscherbe mit der auf ihr erbauten Burg den Spaniern wieder entrissen (s. Th. XII. S. 429 ff.). Als hierauf Philipp diese Schmach durch einen Zug an die afrikanische Küste rächte und in der Burg von Pignon de Velez ein neues Bollwerk an dieser Küste gewann (s. Th. XII. S. 432 f.), beschloß Suleiman, sich der Insel Malta zu bemächtigen, um von derselben die Ritter zu vertreiben, welche ihrem Gelübde gemäß den Moslim nie Ruhe ließen und die Pilgerfahrt nach Mekka sehr unsicher machten.

Zu diesem Unternehmen wurden lange Zeit hindurch in Constantinopel, im Peloponnes, in Kleinasien und in Egypten Anstalten gemacht, und an alle Raubstaaten erging der Befehl, sich mit ihrer See- und Landmacht einzufinden. Im April 1565 lief endlich die große Flotte unter dem Kapudan-Pascha Piale aus. Sie hatte ein Landheer von mehr als dreißigtausend Mann an Bord, welches Mustapha, der dritte von Suleiman's Vezieren, anführte. Der Sultan hatte gewünscht, daß man den Fürsten von Tripolis, Torghut, erwarte; dies that aber Piale aus Eifersucht nicht, obgleich er im Peloponnes die übrigen Aufgebotenen erwartete und sammelte. Torghut konnte nicht einmal gleich nach der Erscheinung der Flotte vor Malta eintreffen. Die Ritter waren schon längst gewarnt, und ihr Großmeister La Valette Parisot, der sich damals im Kampfe gegen die ganze türkische Macht unsterblichen Ruhm erwarb, hatte Alles zur Vertheidigung der Insel gerüstet; nur die Cisternen hatte er nicht hinreichend versehen können, so daß zuletzt das Wasser den Vertheidigern ebenso zugemessen werden mußte, wie dies auf den Schiffen zu geschehen pflegt. Hätte der spanische Vice-König von Sicilien, Don Garcias von Toledo, das von ihm und seinem Herrn gegebene Versprechen der Hülfe gleich anfangs erfüllt, so wäre die türkische Flotte und ihr zahlreiches Landungsheer in großer Gefahr gewesen; er zeigte sich aber gleich seinem Könige engherzig und behutsam, etwas auf das Spiel zu setzen. Er kam freilich schon vor der Ankunft der Türken auf kurze Zeit nach Malta, wo die Ritter und viele Freiwillige sich aus allen Gegenden sammelten, er erneuerte auch das Versprechen der Hülfe, und es wurden wirklich in Spanien, Italien und Sicilien große Rüstungen gemacht; Don Garcias dachte

aber vorerst nur daran, die seit Karl's V. Zeit in den Händen der Spanier befindliche Burg von Tunis gegen einen Angriff zu sichern.

Die Türken landeten am 19. Mai, noch ehe eine christliche Flotte sich zeigte, mit zweihundert Schiffen im südwestlichen Hafen von Malta. Mustapha ließ zwanzigtausend Mann Truppen an das Land setzen und richtete den ersten Angriff auf das Fort St. Elmo. Einen ganzen Monat hindurch kämpften die Türken um dieses Fort, und erst am letzten Juni wurde dasselbe mit Sturm genommen. Die Eroberung von St. Elmo kostete den Türken viele Leute. Sie verloren während der Belagerung viertausend Mann; andererseits fielen freilich auch dreizehnhundert christliche Streiter, die Söhne der angesehensten Familien Europa's. Auch Torghut, welcher erst am 2. Juni mit dreiundzwanzig Galeeren und zweitausend Mann angekommen war und sich mit dem Angriff auf St. Elmo sehr unzufrieden gezeigt hatte, wurde beim Sturm durch ein Felsstück, welches von einer Kugel abgerissen war, tödtlich verwundet. Er starb einige Zeit nachher, und seine Leiche wurde nach Tripolis gebracht. Übrigens bewiesen damals der türkische General Mustapha und der christliche Großmeister La Valette eine gleiche Barbarei: Mustapha ließ nämlich die Besatzung von St. Elmo wegen des unerhörten Widerstandes, den sie geleistet hatte, bis auf den letzten Mann zusammenhauen und sogar ihre Leichen auf schmähliche Weise mishandeln; der Großmeister aber ließ hierauf allen türkischen Gefangenen in der Stadt die Köpfe abschlagen und diese aus den Kanonen in das türkische Lager schießen.

La Valette hatte damals schon längst den Genuesen Selvago nach Sicilien an Don Garcias, sowie den natürlichen Sohn des Medicis von Mailand, den Marquis von Marignano, an den Pabst geschickt, um vorzustellen, daß er ohne Verstärkung sich unmöglich halten könne; die spanische Politik blieb sich aber immer gleich. Endlich schien es Ernst zu werden: die spanische Flotte unter Cardona's Führung zeigte sich an der Küste, um eine Verstärkung auszuschiffen; Cardona würde es jedoch auch diesmal nicht gewagt haben, der Politik seines Königs untreu zu werden, wenn nicht einer der französischen Ritter ihn getäuscht hätte. Der spanische Admiral hatte nämlich von Garcias den Befehl erhalten, nichts zu wagen und, wenn St. Elmo schon gefallen sei, seine Truppen

nicht ans Land zu setzen, sondern vielmehr umzukehren. Dies erfuhr glücklicher Weise der Ritter Esprit Brunisay Quincy. Als daher Cardona den Martinez vorausschickte, um in Betreff des Fort St. Elmo Kundschaft einzuziehen, eilte der Ritter dem Letzteren voraus, sagte ihm, daß St. Elmo sich noch halte, und bewog Alle, welche Martinez etwa befragen konnte, dies zu bestätigen. Die spanischen Truppen wurden daher ausgeschifft. Sie setzten sich von Pietra negra aus in Marsch, und wurden unter dem Jauchzen und Jubeln der Ritter und Malteser auf einem Umwege in die Stadt gebracht.

Um diese Zeit war auch Hasan, der Sohn Chaireddin's und Schwiegersohn Torghut's, mit seiner ganzen See- und Landmacht bei den Türken eingetroffen, und der Kampf begann aufs neue mit verdoppelter Wuth. Ganz Europa erstaunte über La Valette's Muth und Ausdauer im gefährlichen Kampfe mit einem Feinde, der ihm völlig überlegen war, und den er durch seine schnöde Antwort auf die türkische Aufforderung, welche nach der Eroberung von St. Elmo an ihn ergangen war, gereizt hatte. Glücklicher Weise verrieth ihm ein Mann im türkischen Heere den Angriffsplan Mustapha's. Dieser Mann war Philipp Laskaris, ein Sprößling der byzantinischen Kaiser, welcher als Knabe in Patras gefangen und mit Ehre und Gütern überhäuft worden war, und unter den Spahis diente. Er sehnte sich nach der Rückkehr zum Christenthum und zu den Vertheidigern desselben, sprang daher in das Meer und schwamm an das Ufer, wo er dann anzeigte, daß Mustapha seinen nächsten Angriff auf das Fort St. Michael richten und die stärksten Batterieen auf der Höhe von St. Elmo anlegen werde. La Valette traf nun alle möglichen Gegen-Anstalten. Sobald man glaubte, daß die Breche brauchbar sei, unternahm Hasan am 12. Juli einen Hauptsturm. Dieser wurde jedoch nach einem langen Gefechte abgeschlagen, und von den sechstausend Mann, welche Hasan gegen das Fort geführt hatte, kamen nur fünfhundert mit dem Leben davon.

Immer noch zögerte Garcias und fand neue Entschuldigungen, um den dringenden Bitten des Abgeordneten La Valette's auszuweichen, obgleich auch König Philipp ihn von Zeit zu Zeit anspornte. Vergebens erbot sich Johann Andreas Doria mit drei

Schiffen nach Malta zu fahren und zwölfhundert auserlesene Streiter in die Burg zu werfen; Garcias gab aus Eifersucht auch dies nicht zu. Er ertheilte dem Doria einen anderen Auftrag und schickte andere Befehlshaber, welche weder die Erfahrung noch den Enthusiasmus Doria's hatten, und unverrichteter Sache wieder umkehren mußten. Endlich beschlossen die Belagerer, die Hauptforts St. Michael und St. Angelo zu gleicher Zeit zu belagern; Piale sollte das Erstere nebst der Stadt, Hasan das Letztere angreifen. Zwei Monate lang wurden hierauf die Ritter Tag und Nacht bald mit fanatischer Wuth bestürmt, bald durch das furchtbare Geschütz der Türken geschreckt. Diese unternahmen in den zwei Monaten zehn Stürme, alle zehn wurden aber nach einem furchtbaren beiderseitigen Verluste abgeschlagen.

Garcias befolgte in Beziehung auf den Malteser-Orden dieselbe ängstliche und egoistische Politik, von welcher sein König sich in den französischen Religions-Kriegen leiten ließ: er unterstützte zwar die Belagerten, wie Philipp die katholischen Franzosen, weigerte sich aber, um ihretwillen etwas Entscheidendes zu unternehmen oder irgend etwas aufs Spiel zu setzen. Doria wollte die türkische Flotte angreifen, dies gab Garcias nicht zu, weil die Spanier nur sechszig, die Türken achtzig Galeeren hatten; er wollte Truppen an's Land setzen, aber auch dies verzögerte Garcias den ganzen Monat August hindurch; erst im Anfange des September erschien die spanische Flotte bei Malta und schiffte die mitgebrachten Truppen aus. Nachher sollte die türkische Flotte angegriffen werden; dies erwarteten aber Piale und Mustapha nicht. Sie gaben die Belagerung auf, und schifften am 11. September ihr Heer wieder ein. La Valette und sein Orden wurden in der ganzen Christenheit als Helden gepriesen. Übrigens sollen die Malteser-Ritter fünftausend, die Türken zwanzigtausend Mann während der Belagerung verloren haben.

2. Philipp II. und die Niederlande bis auf die Besetzung von Brille.

König Philipp hatte, wie früher (Th. XII. S. 442 f.) erzählt worden ist, den Herzog von Alba abgeschickt, um mit vierzehntausend Mann der besten italiänischen und spanischen Truppen,

welche von den tüchtigsten Officieren und Generalen Europa's angeführt wurden, die Religion und die Verfassung der Niederlande zu vernichten und statt der dortigen Landesgerichte die Justiz der Inquisition, statt der Verfassung die Militärherrschaft einzuführen. Auch dies geschah, wie Alles, was Philipp that, nicht offen und frei, sondern schleichend und insgeheim. Margaretha von Parma, Philipp's natürliche Schwester, wurde umgangen, nicht entfernt. Alba vertheilte die Spanier im Lande, ließ Antwerpen befestigen, behandelte das Land wie ein erobertes, ohne die Statthalterin zu befragen, die sich dann freilich, als das Morden und Quälen sein Höhe erreichte, nach Parma zurückzog. Schon ehe Margaretha im Jahre 1568 das Land verließ, brannten an allen Orten Scheiterhaufen, die Eingekerkerten wurden unerhört grausam gequält, und Alle, deren Vermögen Alba und seine Helfershelfer einzuziehen wünschten, mußten als Ketzer oder als Unruhestifter und Wühler einen grausamen Tod erleiden. Die drei Niederländer, welche den Rang und das Ansehen deutscher Fürsten hatten, Egmont, Horn und Wilhelm von Nassau, waren schon vor dem Ende des Jahres 1567 als gemeine Verbrecher verfolgt worden. Die beiden Ersteren hatte man treulos herbeigelockt und gefangen genommen, Wilhelm von Nassau war mit seinen Brüdern Ludwig und Johann nach Deutschland entflohen.

Gleich nach der Abreise der Herzogin Margaretha errichtete Alba, der Verfassung trotzend, ein neues Obergericht, bei dessen Entscheidungen statt der bestehenden Gesetze die Decrete der spanischen Inquisition und die Kabinets-Ordres des Königs Philipp zu Grunde gelegt wurden. Dieses Gericht erhielt von Alba den Namen Rath der Unruhen (Consejo de las altercaciones); die Niederländer nannten es das Mordgericht (Bloetraedt). Es ward aus zwölf Beisitzern zusammengesetzt. Unter diesen befand sich kein Mitglied des Geheimenrathes oder auch des Rathes von Brabant, sondern die Richter bestanden aus lauter Creaturen Alba's, welche theils Spanier, theils blind fanatische Wallonen waren. Auch hatten die Beisitzer blos berathende Stimme; die Entscheidung gehörte dem Vorsitzenden, und dieser war Alba selbst. Doch überließ Alba den Vorsitz mehrentheils dem Don Juan de Vargas, der ihm an Härte, Grausamkeit, Hochmuth, Habsucht und Jähzorn

völlig gleich war. Die Niederländer haben die Unwissenheit dieses Spaniers und die mörderische Logik seiner Todesurtheile dadurch bezeichnet, daß sie ihm einen Satz im Küchen-Latein in den Mund legen, welcher allerdings treffend ist *), von Vargas aber wohl ebensowenig je ausgesprochen ward, als ein anderer, mit welchem er die Berufung der Stände-Deputirten auf ihre alten Rechte abgewiesen haben soll **). Dieser furchtbare Mann, welchem vor den Anderen Ludwig del Rio, Jakob Hessels und der Secretär de la Torre zur Seite standen, leitete die unerhörten Verfolgungen, und sorgte dafür, daß die Untergerichte auf gleiche Weise verfuhren. Sonderbar erscheint uns dabei, daß neuerdings ein so höchst achtbarer Mann, wie Groen van Prinsterer, weil er zu den Frommen gehört, die jetzt überall eine Angelegenheit daraus machen, die Sache der Fürsten als die der Gottheit zu vertheidigen, den König Philipp II. wegen der in seinem Namen verübten Gräuel zu entschuldigen versucht, während der Katholik Borgnet dies nicht zu thun wagt, obgleich er deutlich zu erkennen gibt, daß er es gern thun würde ***). Dies muß nothwendig hier bemerkt werden, weil, was Borgnet noch nicht ahnte, in unseren Zeiten das Verfahren eines Robespierre und seiner Genossen, das der französischen Generale gegen die Afrikaner und Pariser und die Gräuel der Pariser Bluthochzeit auf gleiche Weise sophistisch vertheidigt worden sind.

Wie das Verfahren beschaffen war, welches gleich im Jahre 1568 Tausende nöthigte, Haus und Hof zu verlassen, macht van der Vynckt durch das Beispiel der blühenden Stadt Gent anschaulich, in welcher bald nachher die Hälfte der Häuser leer stand. Dort wurde am 17. Januar 1568 eine erste Liste von siebenundvierzig Personen, welche nach Brüssel vorgeladen wurden, öffentlich vorgelesen, und schon am 4. Februar folgte derselben eine zweite.

---

*) Er soll gesagt haben: Haeretici fraxerunt templa, catholici nihil fecerunt contra, ergo omnes debent patibulare.

**) Non curamus vestros privilegios.

***) Borgnet sagt in seinem Résumé de l'histoire de la révolution belge (in den Mémoires de l'académie de Bruxelles): Grâce au progrès de la civilisation, la justification de Philippe II. est devenue impossible aujourd'hui. Il n'obtiendrait pas de crédit même parmi les catholiques; *car les idées de tolerance religieuse, avec lesquelles il lutta pendant toute sa vie, ont prévalu en fait là même, où elles ne forment pas encore le droit.*

Die Vorgeladenen waren lauter reiche, angesehene Patricier oder Besitzer von adeligen Gütern. Sie glaubten ihrer Unschuld so sicher zu sein, daß siebenzehn von ihnen sich vor dem Gerichte stellten; alle siebenzehn aber und noch ein achtzehnter wurden schon am 3. April öffentlich hingerichtet, ihre Güter, wie die der Geflüchteten, eingezogen und ihre Familien dem Elende preisgegeben. Jetzt ward die Flucht allgemein, und man behauptet, daß über hunderttausend Niederländer in einem einzigen Jahre ihr Vaterland verlassen hätten. Die Wohlhabenden, besonders die Wolle-Fabrikanten, retteten sich nach England und in die nordischen Seestädte. Dies ward nachher dem englischen Volke sehr nützlich. Der Handel und die Schiffahrt der Engländer gewannen in eben dem Maße, als der niederländische Handel litt, seitdem die fleißigsten Niederländer sich in England niederließen und die Kapitalien dahin zogen. Die niederländische Einwanderung und der Wohlstand, welcher durch den neuen Umschwung der Gewerbe und des Handels die Regierung der Königin Elisabeth glänzend machte, hoben den englischen Bürgerstand so sehr, daß schon Elisabeth Mühe hatte, das Unterhaus in seiner bisherigen Demuth und Unterwürfigkeit zu erhalten, ihr nächster Nachfolger aber das bisherige streng monarchische System nicht länger behaupten konnte. Die Wallonen flohen schaarenweise nach Frankreich, die Flüchtlinge aus den nördlichen Provinzen gingen entweder nach Deutschland oder trieben an den seichten Küsten und auf den Seeen und Sümpfen mit kleinen Schiffen und Kähnen eine Räuberei, welche den Spaniern dadurch gefährlich war, daß man ihnen nicht beikommen konnte. Diese schlimmsten Feinde der Spanier machten die Lage derselben sehr bedenklich und ihre Unternehmungen sehr kostspielig. Man nannte sie später, als sie sich organisirten und vom Prinzen von Oranien Kaperbriefe erhielten, Wasser-Geusen. Auch wurden sie Wilde genannt. Sie waren gleich den Malaien kühne Seeräuber, und wurden bald den Colonieen und Besitzungen der Spanier und Portugiesen in beiden Indien höchst verderblich. Aus ihnen oder durch sie bildete sich später die holländische Seemacht, welche im siebenzehnten Jahrhundert der englischen ganz gleich war.

Die Grafen von Nassau, Wilhelm, Ludwig, Johann und Adolf, wandten sich an Kaiser und Reich. Auch nahm sich Kaiser

Maximilian II. ihrer sehr thätig an; er fand aber kein Gehör bei Philipp, sondern erhielt eine beleidigende Antwort. Viele protestantische Fürsten gaben Truppen; aber alle Aufopferungen Wilhelm's reichten nicht hin, um dieselben zu unterhalten. Wilhelm's Sohn, der Graf von Büren, ward aus Löwen, wo er studirte, entführt und nach Spanien gebracht, um dort katholisch erzogen zu werden. Sein Vater kann darüber nicht so verdrießlich gewesen sein, als man gewöhnlich behauptet; denn er selbst war ja lutherisch erzogen worden, blieb hierauf, so lange er an Karl's V. Hof war, katholisch und ward erst nachher aus politischen Gründen reformirt, affectirte aber dann einen Zelotismus, welchen Groen van Prinsterer für ganz aufrichtig hält.

Die Zahl der Geflüchteten ward bald so ansehnlich, daß Wilhelm und seine Brüder die Hoffnung faßten, mit Hülfe der Truppen, welche er von dem Landgrafen von Hessen, vom Kurfürsten der Pfalz und von anderen nicht fanatisch lutherischen Fürsten geliehen hatte, einen Einfall in die Niederlande machen, die Spanier zurückdrängen, die Freunde um sich sammeln und das Land zur Freiheit aufrufen zu können. Sie rechneten dabei zunächst auf die Deutschen, welche in Ost-Friesland zu Ludwig, in Brabant zu Wilhelm stoßen sollten, und erwarteten zugleich den Beistand der französischen Reformirten, während die Wasser-Gueusen ihr Vertrauen auf England setzten. Auch waren sie im Lande selbst der Hülfe der Katholiken versichert, da diese sich weigerten, an der Unterdrückung der Freiheiten des Landes, sowie an der Einführung der Inquisition und der spanischen Autokratie Theil zu nehmen. Zuerst versuchten die Flüchtlinge, sich der Stadt Roermonde durch Überfall zu bemächtigen. Als dies vereitelt worden war, sollte Wilhelm in Verbindung mit den Reformirten zweier französischen Grenzstädte in Brabant einbrechen, die aus Holland verjagten Gueusen aber in Verbindung mit Engländern von der See her einen Angriff machen; Ludwig von Nassau endlich sammelte in Ost-Friesland ein nicht unbedeutendes Heer, welches sich in Brabant mit den Truppen Wilhelm's vereinigen sollte.

Zum Zwecke dieses neuen Planes machte der Herr von Brederode ein zweites Compromiß bekannt, in welchem sich jeder, der es unterschrieb, zu bestimmten Leistungen verpflichtete, und das eben

so heftig gegen den Herzog von Alba und die Genossen seiner Raubsucht und Mordlust [eiferte, als das erste gegen Inquisition und Religions-Verfolgung geeifert hatte. Brederode war jedoch der Mann nicht, der die Sache hätte leiten können, und es war deshalb für die Provinz Holland, wo er Wilhelm's Einfluß aus Eifersucht schmälerte, ein Glück, daß er auf der Rückreise von Emden und Bremen im Cleve'schen starb.

Hätten die fanatischen Verfertiger lutherischer symbolischer Bücher in Sachsen und Würtemberg damals nicht für die Spanier und gegen die Calvinisten geschrieben und gepredigt, so wären die Spanier schon 1568 in die größte Verlegenheit gerathen; die Lutheraner verzögerten aber durch ihr Toben die Werbungen in Deutschland so sehr, daß Alba Zeit gewann, den Grafen Ludwig zu vernichten, ehe noch Wilhelm mit seinem Heere erschien. Daß dieser Ausspruch nicht eine pragmatische Hypothese, sondern eine rein historische Bemerkung ist, kann man aus einem Briefe ersehen, welchen Wilhelm im December 1569 an seinen Bruder Johann schrieb *). Ludwig, der von Natur nicht nur heftig, sondern auch roh war, rückte aus Ost-Friesland in das Gröninger Land ein, wo der Graf von Aremberg ein kleines spanisches Heer commandirte und von diesem gegen seinen Willen genöthigt ward, in dem Augenblicke, als eine Verstärkung heranzog, ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen fand bei Winschoten Statt und endigte damit, daß Aremberg geschlagen wurde und nebst sechshundert Spaniern das Leben verlor, und daß sein Geschütz, sein Gepäck und seine Kriegskasse den Niederländern in die Hände fielen; doch blieb auch Adolf von Nassau, Ludwig's jüngerer Bruder. Da Wilhelm für den Augenblick noch nicht im Felde war, so konnte der Herzog von Alba gleich darauf alle seine Truppen gegen Ludwig vereinigen und dadurch den ganzen Plan der Niederländer vereiteln.

*) Dieser Brief steht im dritten Bande von Groen van Prinsterer's Oranischen Archiven S. 333 ff., und der Herausgeber desselben hat in der vorausgeschickten Note noch mehrere ähnliche Stellen angeführt. Es heißt in diesem Briefe: Bien est vrai, que les prédicans preschent ouvertement en présence de nos ambassadeurs et de ceux des François réformés, que ceux de la religion de France et des Pais-Bas ne sont que mutins, rebelles, sacramentères, briseurs d'images, et que l'on feroit gran service à dieu et bien à toute la Crestieneté de les abolir et ruiner.

Ehe dies möglich war, beschloß Alba, alle diejenigen, welche vermöge ihres Einflusses einen Aufstand in seinem Rücken hätten erregen können, zu vernichten und dadurch einen allgemeinen Schrecken zu verbreiten. Er ließ, mit gänzlicher Verachtung aller in den Niederlanden geltenden Gesetze, zuerst am 1. und 2. Juni 1568 achtzehn und nachher noch zweimal fünf der angesehensten Niederländer vor sein Blut-Tribunal stellen und wegen Verletzung von Philipp's Ukasen als Leute, welche die spanische Inquisition längst verdammt hätte, hinrichten. Die Fürbitten des Kaisers und vieler Fürsten und Herren, denen Egmont und Horn an Rang, Reichthum und Verdienst im Felde gleich standen, vermochten auch diese nicht zu retten; sie wurden am 3. Juni ebenfalls öffentlich hingerichtet. Die Grausamkeiten, die Güter-Einziehungen und die rohe Brutalität, die uns von den niederländischen Schriftstellern berichtet werden, gleichen ganz und gar dem, was neulich über die Polizei und Justiz des Königreichs Neapel bekannt geworden ist; Pabst Pius V., welcher früher selbst Groß-Inquisitor gewesen war, belohnte aber dafür den Herzog von Alba, als den wahren Beschützer der rechtgläubigen Lehre, mit einem geweihten Degen.

Nach jenen Hinrichtungen zog Alba mit fünfzehntausend Mann gegen den Grafen Ludwig zu Felde. Dieser war ihm zwar an Zahl seiner Truppen überlegen, hatte aber lauter ungeübte Leute und unerfahrene Officiere, und zog sich deshalb aus Gröningen nach Ost-Friesland zurück. Alba folgte ihm auf dem Fuße nach. Er traf bei Jemgum, zwischen Emden und Leer, auf das feindliche Heer, und ließ sogleich die Befestigungen stürmen, welche Ludwig dort errichtet hatte. Darüber kam es am 20. und 21. Juli zu einem blutigen Treffen, in welchem Ludwig's ganzes Heer zerstreut ward und siebentausend seiner Leute das Leben verloren. Ludwig selbst rettete sich nur mit Mühe durch die Flucht. Alba wandte sich darauf gegen Wilhelm, der endlich mit vielen deutschen Truppen an der Maas und Schelde erschienen war, und zu welchem Ludwig sich begeben hatte. Wilhelm's Heer war so bedeutend, daß Alba nicht rathsam fand, ihn sogleich aufzusuchen. Er wartete vielmehr, bis die Truppen des Grafen aus Geldmangel sich zerstreuten, da weder Wilhelm noch seine deutschen Verbündeten im Stande waren, dieselben zu bezahlen. Der Kaiser Maximilian

hatte übrigens in Spanien durch seinen Sohn aufs neue ernstliche Vorstellungen gegen das unerhörte Verfahren Alba's machen lassen, weil durch die öffentliche Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn viele deutsche Fürsten empfindlich an ihrer Ehre gekränkt worden waren. Egmont's Gemahlin war nämlich eine Schwester des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, Horn's Gemahlin aber war eine Gräfin von Saarwerden, und Wilhelm selbst gehörte zu den Fürsten des deutschen Reiches. Der Herzog von Alba hatte jedoch ganz richtig gerechnet. Er wußte die beiden nassauischen Brüder so lange aufzuhalten und an jeder Unternehmung zu hindern, bis ihr Heer sich zerstreute und sie selbst nach Frankreich, und von da nach Deutschland gingen. Auch damals gab Alba einen Beweis von jener afrikanischen Grausamkeit, wegen deren ihn seine Zeitgenossen einen Marranen (s. Th. XI. S. 194) schalten. Er ließ nämlich den an ihn nach Maastricht geschickten Herold der Nassauer hinrichten. Als Alba von seinem Kriegszuge zurückkehrte, hielt er, wie wenn er den furchtbarsten Feind besiegt hätte, einen triumphirenden Einzug in Brüssel, und ließ aus dem Erz der eroberten Kanonen eine kolossale Statue gießen, welche zum Trotz und Hohn der Niederländer in der Burg von Antwerpen aufgestellt, aber schon vier Jahre nachher auf Philipp's Befehl wieder hinweg geschafft wurde.

Die von den Spaniern im ganzen Lande verübten Gewaltthätigkeiten und Räubereien, sowie die von den Gerichten befohlenen Quälereien und Mordthaten, welche Meteren, Brand und andere niederländische Geschichtschreiber ausführlich erzählen und ausmalen, wollen wir nicht einzeln anführen; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß man die Zahl derer, welche schon vor Alba's Zuge gegen Ludwig hingerichtet worden waren, auf achtzehnhundert angibt. Trotz aller Bedrückungen und obgleich die Güter und das baare Vermögen der Verurtheilten und Verdächtigen mit den königlichen Einkünften vereinigt wurden, befand sich jedoch der königliche Schatz in großer Verlegenheit, so daß die Soldaten nicht bezahlt werden konnten. Auch die spanische Staatskasse war leer. Man mußte daher, um den Krieg führen zu können, von italiänischen Bankiers Geld leihen. Ob die Summe desselben, wie Bentivoglio behauptet, viermalhunderttausend Dukaten oder, wie

Strada sagt, nur halb soviel betrug, wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß wegen dieses Geldes England und Spanien mit einander gänzlich zerfielen. Weil nämlich das Meer, die Flüsse und sogar die Kanäle durch die Wasser-Geusen unsicher gemacht wurden, so mußten die Schiffe, welche jenes Geld an Bord hatten, in einem englischen Hafen Zuflucht suchen, und hier wurde dann das Geld mit Beschlag belegt. Darüber entspann sich, weil die Königin Elisabeth behauptete, dieses Geld sei nicht spanisches, sondern italiänisches, welches sie gegen Zinsen in Anspruch nehme, ein lange fortgesetzter Streit. Von Alba wurde Assonville nach England geschickt, um nachzuweisen, daß das Geld ihm gehöre; die Königin blieb aber unbeweglich. Alba gebrauchte daher Repressalien; er ließ Schiffe anhalten, Waaren wegnehmen und Kaufleute verhaften. Diese unvorsichtige Heftigkeit des spanischen Pascha ward unmittelbar nachher dem Handel und der Seemacht England's und den Versuchen der Niederländer, sich der spanischen Gewaltherrschaft zu entziehen, auf gleiche Weise vortheilhaft.

Alba ward durch den Geldmangel genöthigt, zu den Ständen der Niederlande seine Zuflucht zu nehmen. Er hielt im April des Jahres 1569 eine allgemeine Versammlung derselben in Brüssel, konnte aber nicht erlangen, daß die Stände einstimmig in die drückenden Steuern einwilligten, welche er von den Provinzen verlangte. Nur wenige Städte ließen sich durch Drohungen zur Entrichtung neuer Abgaben bewegen, die meisten leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Die spanische Art von Abgaben, welche Alba durchsetzen wollte, mußte auch dem letzten Vorrechte der Niederländer, daß sie ohne ihre Einwilligung nicht besteuert werden könnten, verderblich werden; Alba gerieth daher von diesem Augenblicke an auch mit den Katholiken der Niederlande in Streit, weil es jetzt nicht mehr blos die Religion und die National-Rechte, sondern den Besitz und das Eigenthum galt. Die Krämer, die Bäcker, die Brauer und andere Gewerbe schlossen sogar in der Hauptstadt Brüssel ihre Läden, um nicht die spanische Alcavala oder die Abgabe von jedem Kaufe und Verkaufe (s. Th. VIII. S. 378) bezahlen zu müssen. Alba erließ hierauf Kriminalgesetze gegen sie, und war im Begriff, mit ihnen ebenso wie mit den Ketzern zu verfahren, als er aufs neue zugleich von der See her

durch die Wasser-Geusen und zu Lande durch die Brüder des Hauses Nassau angegriffen wurde.

Die niederländischen Seeräuber hatten sich nämlich an den Prinzen Wilhelm von Oranien, welcher damals als deutscher Fürst in Dillenburg lebte, gewandt, und erhielten von diesem Kaperbriefe, die in England, wohin sie ihre Prisen brachten und wo anderes Raubvolk sich zu ihnen gesellte, anerkannt wurden. Die Zahl der Seeräuber ward bald so groß und die Verletzung des Völkerrechtes so offenbar, daß die Königin Elisabeth ihren Schutz zurückziehen mußte; allein der Prinz hatte damals durch seine Unterhandlungen es bereits dahin gebracht, daß die aus England vertriebenen Niederländer hoffen durften, in Holland und Seeland Hülfe und Unterstützung zu finden. Die Geusen hatten Wilhelm förmlich als gesetzmäßigen Statthalter von Holland und Seeland anerkannt und mit ihren Landsleuten in den Küstenstädten und in den für große Schiffe unzugänglichen Inseln angeknüpft, als sie die englischen Häfen verlassen mußten und unter dem Grafen von der Mark einen Zufluchtsort im Vaterlande suchten. Ende März 1572 lief eine Flotte von achtundzwanzig Schiffen unter dem Befehle dieses Grafen aus den englischen Häfen aus und suchte sich zuerst der Stadt Enkhuysen zu bemächtigen, segelte aber darauf nach Voorne, der nördlichsten Insel von Seeland, und besetzte dort den befestigten Hafen Brille (Briel), in welchem sich nachher alle die unzähligen Kaper der zu Räubern gewordenen Fischer und Vertriebenen versammelten. Sie breiteten sich von dort nach allen Seiten hin aus, brachten ihren Raub nach Brille und eroberten sogar die festen Plätze Enkhuysen und Vliessingen.

Philipp war um diese Zeit auch mit den Mauresken oder den zum Christenthum bekehrten Mauren, welche in Granada und in ganz Südspanien trotz aller Verfolgungen und Vertreibungen noch immer sehr zahlreich waren, in einen sehr gefährlichen Ausrottungskrieg gerathen; er schenkte daher zum Scheine seinem Vertrauten, dem Fürsten Eboli, und anderen Gegnern Alba's Gehör, und stellte sich, als wenn er diesem seine Gunst entziehen wolle. Es war ihm jedoch nicht Ernst damit. Philipp wollte wenigstens die zahlreichen Katholiken Belgien's in bürgerlichen Dingen befriedigen, damit sie in kirchlichen ihn unterstützten. Dies hatte auch

Alba schon versucht. Er hatte wegen der Steuer von zehn und zwanzig Procent, welche vom beweglichen und vom unbeweglichen Eigenthum erhoben wurde, und sogar wegen der Alcavala Milderung versprochen, nachher aber nicht Wort gehalten, weil alle Einnahmen stockten und die Ausgaben sich täglich vermehrten. Es wurde daher der Vice-König von Sicilien, der Herzog von Medina Celi, zu seinem Nachfolger bestimmt. Philipp hatte denselben mit einer Kriegsflotte gegen die Wasser-Geusen geschickt, und der Herzog lieferte auch den Schiffen der Räuber an den seichten Küsten von Flandern am 11. Juli 1572 ein Treffen. Er wurde aber geschlagen, weil die Niederländer hundertundfünfzig kleine, er selbst dagegen fünfzig große Schiffe hatte, welche auf den Watten nicht zu gebrauchen waren. Mit Mühe rettete er den Rest seiner Flotte in den Hafen von Sluys. Übrigens ward er Alba's Nachfolger nicht, und es ist nicht ganz einleuchtend, wie es sich mit seiner Ernennung verhielt. Er blieb anfangs bei Alba zurück und befand sich in dessen Lager, als Alba Mons belagerte; auch finden wir seine Unterschrift unter der Capitulation, welche dieser Stadt nachher gewährt wurde.

Die Lage der Dinge war allerdings im Jahre 1572 nicht von der Art, daß der Herzog von Medina Celi hätte geneigt sein können, die Statthalterschaft der Niederlande zu übernehmen. Seeland war ganz verloren, und auch Nord-Holland fiel ab. Enkhuysen, Medemblick, Edam, Purmerend und andere holländische Städte kündigten den Gehorsam auf; bald folgten dem Beispiele derselben auch Leiden, Gouda, Dordrecht und Haarlem, nur vorerst nicht Amsterdam und Rotterdam. Jene Städten erklärten, daß sie künftig nur die Stände von Holland als Regierung und den Prinzen von Oranien als Statthalter anerkennen würden. Ein Gleiches geschah in Over-Yssel, Friesland und Utrecht. Unter diesen Umständen fand der Herzog von Medina Celi den Oberbefehl in den Niederlanden zu schwierig; er überließ es daher vorerst dem Herzoge von Alba allein, die Unruhen, die derselbe veranlaßt hatte, auch wieder zu stillen. Dies hatte wenige Wochen vorher Alba wirklich versucht; wir wagen aber nicht zu entscheiden, ob er es aus eigenem Antriebe that, oder ob er voraussah, daß Philipp, welcher bisher alle seine Schritte gebilligt hatte, ihn bald im Stiche

lassen werde. Die katholischen Niederländer hatten nämlich eine Deputation an Philipp geschickt und, unterstützt vom Fürsten Eboli und anderen Räthen Philipp's, welche von Anfang an dem Herzoge von Alba entgegen gewesen waren, dem Könige vorgestellt, daß die Niederlande durch die neuen Auflagen zu Grunde gerichtet würden, und Philipp hatte hierauf die Erhebung derselben suspendirt. Auch Alba hatte, gleichzeitig mit der Ausfertigung des königlichen Befehles (27. Juni 1572), die Erhebung des zehnten und des zwanzigsten Pfennigs abgestellt und eine allgemeine Ständeversammlung nach Brüssel berufen, um vermittelst derselben eine andere Art von Abgaben einzuführen.

3. Ausrottung der bisher noch verschonten Moslim in Granada und den benachbarten Provinzen Spanien's.

Schon früher ist der wiederholten Austreibungen und grausamen Verfolgungen der spanischen Mauren gedacht worden (vgl. Th. XI. S. 166 ff. und S. 195 ff.). Ein Theil der Mauren hatte sich vergebens dadurch zu schützen versucht, daß er den Schein des Christenthums annahm; denn überall, außer in Granada, in Valencia und in den wilden Gebirgen, befanden sich die Horcher der Inquisition. Übrigens nannte man diese Schein-Christen unter den Mauren **Marranen**, während die Anderen Mauristen hießen. Ferdinand der Katholische und ganz besonders der Kardinal Ximenes verfolgten die Reste der Mauren mit solcher Heftigkeit, und wußten einen solchen Haß zwischen den beiden Theilen der Bevölkerung Spanien's zu erregen, daß Fanatismus der Nationalcharakter der Spanier geworden ist; doch ward die Verfolgung nicht militärisch durchgesetzt. Unter Karl V. verfuhr man nicht so ganz strenge. Die Gewohnheiten, die Kleidungen, die Sprache und die Namen der Mauren wurden geduldet und ganze Städte derselben, wie z. B. Albaycin in der Nähe von Granada, ganze Districte, wie Alpuraras und alle Gebirgsthäler, beim alten Herkommen erhalten. Die Verfolgungen selbst dauerten jedoch auch unter Karl V. unaufhörlich fort, und den Mauristen wurde das wiederholt gegebene eidliche Versprechen der Duldung immer wieder gebrochen. Das Blut floß in Strömen, und Spanien ward vierzig Jahre lang

durch die Ausweisung seiner reichsten, betriebsamsten und fleißigsten Bewohner verödet.

Wir haben in dieser allgemeinen Geschichte das Einzelne der Verfolgungen nicht berührt, weil dasselbe dem deutschen Leser fern liegt; Alles, was dahin gehört, ist neulich durch den Grafen Albert von Circourt in einem sehr lesbaren Buche von drei Bänden zusammengestellt worden. Der Verfolgungen Philipp's müssen wir jedoch gedenken, weil sie ihn zu derselben Zeit in einen Krieg mit den Mauristen verwickelten, als die Unruhen in den Niederlanden zu einem bürgerlichen Kriege wurden. Philipp und sogar sein Groß-Inquisitor, Fernando de Valdes, schienen anfangs der grausamen Inquisition und Verfolgung, besonders in Granada und Valencia, also in Ländern, in welchen ganze Städte und Dörfer das Christenthum nur zum Scheine angenommen hatten, freiwillig entsagen zu wollen. Sogar der Pabst erließ im Juni 1556 ein Breve, durch welches er den Inquisitoren das Recht, über Fälle des Abfalles vom Glauben ausschließlich zu entscheiden, entzog und den Beichtvätern die Erlaubniß ertheilte, sowohl die weltlichen als geistlichen Strafen und Bußen des Abfalles zu erlassen und die Absolution zu gewähren. Die Bekehrten schienen sich nach und nach zu fügen; in Granada ward die christliche Tracht fast allgemein; in Castilien trug jedermann dieselbe, sowie auch jedermann spanisch sprach; aus dem Collegium St. Michael zu Granada gingen tüchtige Geistliche hervor, und der Erzbischof von Granada, Don Pedro Guerrero, ließ durch den Jesuiten Albutodo in arabischer Sprache predigen. Nachher führten aber die Streitigkeiten, welche der Statthalter Don Inigo de Mendoza mit Alonzo von Santillana, dem Präsidenten der Kanzlei, hatte, gelegentlich neue Verfolgungen und zuletzt einen Aufstand in Granada herbei.

Die Veranlassung zu diesem Aufstande ward schon im Jahre 1560 gegeben; aber erst 1564 und 1565 beschränkte der König durch besondere Verordnungen das Recht, Waffen zu tragen, auf eine bis dahin nicht gewohnte Weise, und erließ zugleich über Kleidung und Gebräuche Vorschriften, welche, wie es schien, von den Geistlichen, die der König befragt hatte, ausdrücklich darauf berechnet waren, nicht blos die maurischen Sitten, sondern die

Mauren selbst zu vertilgen. Don Pedro Guerrero und der Vice-Großinquisitor Don Espinosa, Bischof von Siguenza und später auch Kardinal, betrieben die Sache ganz eifrig. Sie hofften ihren Zweck unfehlbar durch die Pragmatica oder das Statut zu erreichen, welches die deshalb berufenen Geistlichen entwarfen und Philipp am 17. November 1566 unterschrieb; sie hatten aber gar nicht darauf gerechnet, daß die Bekanntmachung dieses Statuts einen allgemeinen Aufstand erregen könne. Der Vice-König, Marquis de Mondejar (so hieß damals Mendoza nach dem Tode seines Vaters), war mit ihnen durchaus nicht einverstanden, und hatte für den möglichen Fall nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen; der Präsident Don Pedro de Deza aber, auf welchen sie sich verließen, war dem Unternehmen nicht gewachsen.

Das neue Statut wegen der Mauriskeu misfiel nicht blos den weltlichen Räthen, welche zu seiner Berathung zugezogen wurden, sondern Philipp selbst verstand sich erst dann zu demselben, als die Theologen ihm die Vernichtung der Mauriskeu zu einer Gewissenspflicht gemacht hatten. Wir wollen aus einem Briefe Otadin's, Professors der Theologie zu Alcala, den man im zweiten Theile von Circourt's Buche findet, nur den Schluß anführen, um zu zeigen, wie Fanatiker oft aus Religions-Eifer und Diplomaten aus Politik im Stande sind, den Fürsten Verbrechen anzurathen. Otadin schreibt an Philipp: „Je mehr Mauren getödtet werden, desto mehr Vortheil; denn dann haben wir um so viel Feinde weniger.“ In der That machte Don Pedro de Deza gegen den Willen des Vice-Königs am 4. Januar 1567 das neue Statut auf eine feierliche Weise unter Trompetenschall in Granada bekannt. Dieses Statut war nicht gegen die mohammedanische Religion und ihre Ausübung gerichtet (denn dies war längst abgethan), sondern gegen die uralten Sitten und Gebräuche der Mauriskeu. Folgende Punkte wurden bei Todesstrafe verboten, obgleich jedermann einsah, daß es unmöglich sein werde, sie plötzlich abzuschaffen. Die Mauriskeu sollten künftig ihre Muttersprache nicht mehr sprechen und sich der maurischen Gebräuche und Kleidung enthalten. Sie sollten ihre Thüren zu jeder Zeit öffnen. Ihre Weiber sollten keine Schleier mehr tragen. Es sollten alle maurischen Namen und Zunamen

abgeschafft und nur castilianische Benennungen geduldet werden. Die Mauristen sollten keine Sklaven mehr in Afrika kaufen dürfen und überhaupt keine halten. Die Denksprüche, welche nach orientalischem Gebrauche an den Gebäuden standen, sollten ausgelöscht werden, möchten sie nun aus dem Koran genommen sein oder nicht. Öffentliche Badehäuser sollten nicht mehr bestehen und die vorhandenen zerstört werden. Maurische Tänze und Musik sollten untersagt sein.

In ganz Spanien, besonders aber in Granada, entstand in Folge dieses Gebots eine heftige Bewegung. Zahlreiche Deputationen der Mauristen baten den König, daß man doch diese nicht gegen die Religion, sondern gegen hergebrachte Gewohnheiten gerichteten Gesetze nicht durchsetzen möge, und die angesehensten Männer an Philipp's Hofe unterstützten die Bitten derselben. Ein Aufschub der Ausführung des erlassenen Gesetzes bis zum Anfange des nächsten Jahres war Alles, was man gewährte, obgleich sogar der Herzog von Alba, der sich damals nach Italien und den Niederlanden einschiffte, dem Könige eine große Bedenklichkeit wegen der Folgen zu erkennen gab. Philipp behauptete, er habe die trefflichsten und gelehrtesten Geistlichen bei dieser Gewissenssache zu Rathe gezogen und werde ihrem Ausspruche folgen. Philipp selbst gab keinen Bescheid, sondern er wies alle Deputationen an seinen Liebling, den Bischof und nachherigen Kardinal Espinosa.

Von diesem Augenblicke an bildete sich in der Stadt Granada, besonders aber in dem ganz nahe liegenden Ort Albaycin, eine innige Verbindung unter den großen und reichen, von den alten Königen abstammenden Familien, um alle maurischen Schein-Christen zu einem allgemeinen Aufstande zu bewegen. Die zum Abfalle Entschlossenen schickten insgeheim Gesandte an den türkischen Sultan, an den Beherrscher von Algier, Hasan, und an den Regenten von Marokko. Um ihre Glaubensgenossen in Spanien für den gegen die Christen entworfenen Plan zu gewinnen, benutzten sie eine christliche Stiftung, welche von ihnen zu wohlthätigen Zwecken gemacht worden war. Es bestand nämlich seit längerer Zeit unter den neuen Christen von Granada eine fromme Verbrüderung, welche aus ihren Mitteln vor den Thoren von

Granada bei St. Lazarus ein Hospital erbaut hatte, und vermittelst des Vorstehers derselben, des Pater Romanus, erwirkte man die Erlaubniß, im ganzen Reiche eine Almosen-Sammlung für jenes Hospital halten zu lassen. Diese Erlaubniß benutzten die Häupter der Verschworenen von Albaycin, um ihre Absichten den spanischen Mauren insgeheim kund zu thun und eine Kasse zu bilden. Zwei Genossen der Verbindung reisten unter dem Vorwande des Almosen-Sammelns umher, besuchten hundertundzehntausend Häuser und vertrauten den Besitzern derselben ihren Plan. Keiner von diesen verrieth die Sache. Die Spanier argwohnten jedoch, daß die Mauren im Gebirge geheime Absichten hätten. Sie forderten daher denselben nicht nur alle Waffen ab, sondern durchsuchten auch ihre Häuser; die Waffen wurden aber in die zahlreichen Grotten des Gebirges gebracht. Die Mauriskꝛen benutzten diese Grotten als Arsenale und als Magazine, um Waffenvorräthe und Lebensmittel in ihnen aufzuhäufen.

Der Ausbruch der Empörung würde sich noch lange verzögert haben, wenn nicht Don Pedro de Deza ganz gegen den Willen des königlichen Staatsrathes und gegen den Rath aller Verständigen noch weiter gegangen wäre, als das verhaßte Statut. Er errichtete eine Polizei, welche allen Mauriskꝛen oder Neu-Christen das Leben unerträglich machen mußte. Es ward nämlich bei Todesstrafe verboten, einen Türken oder Mauren in das Haus aufzunehmen, oder auch nur Verkehr mit ihm zu haben. Wer dies that und es nicht anzeigte, wurde mit dem Tode bedroht; sogar der Vater sollte den Sohn und dieser jenen angeben. Endlich wurde gar eine Verordnung erlassen, welche darauf zu deuten schien, daß man alle Kinder der ehemaligen Mauren nach Castilien abführen wolle. Es ward nämlich am 8. Januar 1568 verordnet, daß alle Kinder vom dritten bis zum fünfzehnten Jahre in eine Tabelle eingetragen werden sollten, damit man sie zur Schule anhalten könne. Vom April 1568 an ergriffen daher zuerst die Bewohner der rauhen Gebirgslandschaft Alpuxaras, welche siebenzehn Meilen in der Länge und zehn in der Breite hatte, ganz nahe am Gebirge des ewigen Schneees (Sierra Nevada) lag und im Winter wegen des Schneees schwer zu erreichen war, die Waffen. Diese Provinz war in zwölf Taha's oder Kantone eingetheilt und hatte

viele Dörfer und mehrere tausend Einwohner. Sie konnte jedoch ohne Verbindung mit der Hauptstadt und mit den Verschworenen von Albaycin keinen Ausschlag geben; in Albaycin aber, welches sehr viele Alt-Christen zu Bewohnern hatte, konnten die Mauristen sich bis zum 27. September 1568 nicht erklären. Selbst die Wahl eines Oberhauptes, welche am 27. September vorgenommen ward, mußte anfangs sehr geheim gehalten werden. An jenem Tage traten die Häupter der Verschworenen und die Regidores der meisten Dörfer von Alpuraras in der Alcazaba von Albaycin zusammen, um aus dem Geschlechte der alten Könige einen Oberanführer zu wählen. Ihre Wahl fiel auf einen erst zweiundzwanzig Jahre alten Mann, welcher seinen Stammbaum bis zu den Omejjadischen Khalifen hinaufleitete. Dieser junge Mann war Don Fernando Muley von Valor und Cordova, Gerichtsherr von Valor. Die Castilianer nannten ihn nach der Wahl Fernandillo (den kleinen Ferdinand), die Mauristen gaben ihm den Titel Muley Abdallah Mahmed ben Omejjah, König von Granada und Andalusien, welches Letztere im arabischen Sprachgebrauche ganz Spanien bezeichnete; wir werden ihn der Kürze wegen, wie seine Zeitgenossen thaten, mit dem Namen Ben Humeyah (d. i. Sprößling der Omejjaden) bezeichnen. Er war verschwenderisch und verschuldet, aber auch kühner als irgend ein Anderer, weil er nichts mehr zu verlieren und viel zu gewinnen hatte.

Der erwählte Oberanführer begab sich mitten im Winter über das mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge nach Alpuraras. Dort war jedoch ohne den Besitz von Granada ein Aufstand ganz fruchtlos. Es wurden daher einige tausend Mann eilig von Alpuraras nach Albaycin geschickt, um von da aus Granada zu überfallen. Die abgesendete Heerschaar wurde aber durch den Schnee im Gebirge aufgehalten, so daß nur einige hundert Mann nach Albaycin gelangten. Diese wurden von den Alt-Christen und Castilianern des Ortes angegriffen, die Verschworenen wagten nicht ihnen zu helfen, und der Anschlag auf Granada scheiterte. In Alpuraras wurden damals Gräuel aller Art gegen die Personen, Kirchen und Klöster der Christen ausgeübt, weil man die Pässe des Gebirges gegen die Spanier, welche der Vice-König Marquis von Mondejar unter

seinen Fahnen vereinigt hatte, vertheidigen zu können hoffte. Das spanische Fußvolk, welches zu jener Zeit ein Schrecken der Welt war und Mexiko, Peru und Chili erobert hatte, erstürmte bald die mit tiefem Schnee bedeckten Höhen, und übte im Lande Alpuraras eine gräßliche Rache. Ben Humeyah war so glücklich, sich mit einem Theile seiner getreuesten Anhänger in die höchsten und unzugänglichsten Gegenden der Sierra Nevada zu retten. Wenn damals König Philipp dem Rathe des Marquis von Mondejar gefolgt wäre und eine Amnestie gegeben hätte, so würde im December 1568 oder im Januar 1569 der Krieg beendigt worden sein; allein er schenkte den Geistlichen Gehör und ließ so furchtbare Verwüstungen im Lande und so unerhörte Grausamkeiten gegen die Bewohner desselben verüben, daß der Krieg noch anderthalb Jahre lang dauerte, und daß das schönste Land in eine Wüste verwandelt ward. Die unglücklichen Bewohner des Gebirglandes wurden aller ihrer Habe beraubt, gemordet oder zu Sklaven gemacht. Philipp ließ, anstatt eine Amnestie zu ertheilen, den Befehl geben, daß alle Gefangenen, welche über elf Jahre alt wären, als Sklaven verkauft werden sollten.

Der Krieg in der Sierra Nevada und um dieselbe, besonders der Kampf mit Ben Humeyah, ist von vielen castilianischen Schriftstellern ausführlich und dramatisch beschrieben worden; wir dürfen nur wenige Punkte ausheben, um zu zeigen, wie der unglückliche Religions-Eifer des spanischen Königs zu einer und derselben Zeit die burgundischen Erblande und die den Mauren entrissenen spanischen Provinzen verödete. Der Krieg ward nämlich schon in dem Zeitraume vom November 1568 bis zum April 1569 mehrmals für beendigt erachtet, brach aber jedes Mal von neuem aus, wenn die Castilianer auf Befehl der dem Marquis von Mondejar zur Seite gesetzten geistlichen und weltlichen Herren neue Grausamkeiten begingen. Die raubgierigen Soldaten, welche in Spanien wie in den Niederlanden schlecht oder gar nicht bezahlt wurden, zerstreuten sich im ganzen Lande, verübten auf eigene Rechnung jede Art von Frevel, drangen in die Häuser ein, holten die Bewohner derselben heraus und verkauften sie als Sklaven. Die Mauristen rächten sich dafür auf orientalische Weise. Alle Versuche der Spanier, sich Ben Humeyah's am Schneegebirge zu bemächtigen, schlugen fehl; dieser

kam nach jeder Niederlage wieder in die Thäler herab, errichtete sein Reich aufs neue und veranlaßte wiederholte Grausamkeiten. Als im Februar 1569 der Marquis von Mondejar die Felsburg von Guevaras (pegnon) erobert hatte, ließ auch dieser mit einer Grausamkeit, welche selbst seine Soldaten mit Schaudern erfüllte, Alles, was Leben hatte, niederhauen. Er glaubte dadurch die Dämpfung des Aufstandes so sehr gesichert zu haben, daß er dem Könige schrieb, die Mauren hätten jetzt den Strick um den Hals, er könne nach Belieben Milde oder Strenge anwenden. Als darauf Espinosa, Deza und die Inquisitoren von Februar bis April neue Grausamkeiten verübten, erfuhr der König schon im Mai, daß ein dritter Krieg ausbrechen werde.

Dieser Krieg ist für die allgemeine Geschichte vorzüglich dadurch merkwürdig, daß Philipp's Halbbruder, Don Juan d'Austria, mit seiner Beendigung beauftragt wurde. Don Juan war ein Sohn Karl's V. von Barbara Blomberg (denn wir übergehen hier, daß man ihm eine hochgeborene Prinzessin zur Mutter gibt). Er ward 1559, als Philipp II. nach Spanien kam, von demselben auf Ersuchen seines Vaters hervorgezogen, als natürlicher Bruder anerkannt und mit Philipp's Sohne erster Ehe, dem unglücklichen Don Karlos, erzogen. Jetzt sollte er die Ehre haben, an der Spitze eines von allen Seiten her am Gebirge zusammengezogenen Heeres den maurischen Krieg mit Einem Schlage zu beendigen. Dabei sollte ihn der Groß-Comthur des Ordens St. Jakob von Castilien, Don Ludwig de Requesens, welcher bis dahin anstatt seiner die Stelle eines Groß-Admirals versehen hatte, mit einem in Neapel eingeschifften Veteranen-Regiment unterstützen. Mondejar hatte deshalb schon im März Befehl erhalten, seine Stellungen im Gebirge aufzugeben; er war aber kaum nach Granada gekommen, als Ben Humeyah sich nach allen Seiten hin ausbreitete. Auch Philipp's Ängstlichkeit und sein Mangel an Vertrauen zu seinem erst zweiundzwanzig Jahr alten Halbbruder waren schuld daran, daß gleich im ersten Jahre nichts Entscheidendes unternommen werden konnte. Der König legte nämlich seinem Bruder die Verpflichtung auf, nichts ohne den Rath des Marquis von Mondejar und der Leute zu unternehmen, welche bis dahin den Erfolg der Unternehmungen des Letzteren vereitelt hatten. Diese Männer

waren der Erzbischof von Granada, der Präsident de Deza und der Herzog von Sessa; ihnen wurden nachher noch Don Ludwig de Requesens und der Kriminalrichter (auditor) Diego Virviesco de Munatares zugesellt. Was von dem Letzteren zu erwarten war, sieht man daraus, daß Philipp ihn in dem Processe gegen seinen Sohn Don Karlos gebrauchte, als er sich dieses unter dem Scheine des Rechtes entledigen wollte. Durch die genannten Räthe ward Don Juan gehindert, sogleich mit seiner ganzen Macht anzugreifen, zumal da er bei genauerer Untersuchung fand, daß die für ihn mit großen Kosten gemachten Anstalten mehr Schein als Gehalt hätten. Es mangelte an Disciplin, an Übung, an Schießbedarf, an Lebensmitteln und an Geld. Man beschloß also einstweilen, daß der Marquis de los Velez blos mit einer Abtheilung des Heeres vorrücken solle. Dieser ward zurückgedrängt, und der Aufstand breitete sich in die Thäler und auch in die Ebene nach Velez Malaga und nach Malaga hin aus. Hätte nicht in einer glücklichen Stunde Requesens ein Infanterie-Regiment ans Land gesetzt und die Mauriskken zurückgedrängt, so wäre die ganze Küste in die Gewalt der Mauriskken und ihrer afrikanischen und türkischen Verbündeten gefallen; denn auch Requesens behauptete in dem letzten Treffen das Schlachtfeld nur mit Mühe gegen Ben Humeyah's Truppen. Dieser nahm nach dem Treffen ungehindert seine Residenz in Laujar d'Andararin, dem vom letzten Könige Granada's bewohnten Palaste. Er war jedoch von Verräthern umgeben, mit welchen selbst seine geliebteste Gemahlin, die schöne Zahara, in Verbindung stand. Es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, und er wurde, nachdem man eine Anzahl Türken herbeigeholt hatte, während der Nacht im Schlafe überfallen. Man machte ihm zum Schein einen summarischen Proceß, verurtheilte ihn zur Erdrosselung, und vollzog das Urtheil auf der Stelle. An seine Stelle ward Ben Abu gewählt. Dieser führte im Oktober und November 1569 den Krieg mit den Castilianern auf dieselbe Weise, wie seine Vorgänger, ohne daß irgend etwas Entscheidendes vorfiel.

Schon im September war der Marquis von Mondejar abgerufen worden, weil die Gegner desselben die Schuld der schlechten Führung des Krieges auf ihn warfen; es ging aber nachher durchaus

nicht besser. Philipp gab daher auch dem Marquis so wenig ein Zeichen der Unzufriedenheit, daß er ihn vielmehr zum Vice-König von Valencia und nachher von Neapel ernannte. Die übrigen militärischen Mitglieder des Regierungs-Rathes, der Herzog von Sessa, Don Luis Quixada und der Marquis de los Velez, waren ewig mit einander im Streit; Alles verfiel daher. Man kassirte zweiunddreißig Obersten, weil sie das Geld unterschlugen und die Truppen unbezahlt ließen; ihre Nachfolger machten es aber gleich darauf ebenso. Die Lieferanten ließen die Truppen an Allem Mangel leiden; man hielt daher zuletzt sogar keine Heer- und Waffenschau mehr, damit dem Feinde nicht kund werde, wie den Castilianern alles Nöthige mangele. Die Führung des Krieges blieb bis zum Anfange des Jahres 1570 ganz dem Marquis de los Velez überlassen. Dieser vernachlässigte Alles so sehr, daß endlich im December 1569 Don Juan d'Austria die Geduld verlor und sich an den König wandte, um von ihm völlig freie Hand zu erhalten. Don Ludwig de Requesens, welcher das Belagerungsgeschütz von Carthega nach Galera gebracht und seinen Sitz im Rathe genommen hatte, wurde von Don Juan bewogen, einen sehr nachdrücklichen Bericht gegen die Kriegführung des Marquis de los Velez zu machen und dem Könige dringend vorzustellen, daß keine Beendigung des Krieges zu erwarten sei, wenn man nicht dem Don Juan die unbeschränkte und unbedingte Leitung desselben überlasse. Philipp, dessen beste Truppen damals in den Niederlanden beschäftigt waren, fühlte, wie gefährlich es sein werde, wenn jetzt die Türken auf der Küste landeten und den weit verbreiteten Aufstand unterstützten; er entsagte daher für dieses Mal seinem gewöhnlichen Mistrauen, bewilligte Alles, und sandte sogar seine eigenen Hausbeamten nach Andalusien, um dort den Bann und Hinterbann zum Kriege aufzurufen. Neue Proviantmeister sorgten für die Lebensmittel des Heeres von Granada, man schaffte Geld herbei, und Don Juan erklärte, er selbst werde an der Spitze des ganzen Aufgebotes das Rio d'Almanzora besetzen, während der Herzog von Sessa zu gleicher Zeit in Alpuxaras einrücke.

Mit einem Heere von vierundzwanzigtausend Mann und mit einer ansehnlichen Zahl freiwilliger ritterschaftlicher Glaubenskämpfer aus ganz Spanien erschien hierauf Don Juan im Januar

1570 vor dem festen Galera, und schloß die in demselben befindlichen Mauriskens von allen Seiten her ein. Diese gleich einer Galeere gebaute Festung war klein und unbedeutend; sie wurde aber von 5 bis 6000 Mauren, Männern, Weibern und Kindern, aufs Äußerste vertheidigt, obgleich dieselben damals die Nachricht erhielten, daß auf die Türken, deren Hülfe sie bisher täglich erwartet hatten, gar nicht zu rechnen sei. Don Juan verlor bei den wiederholten Stürmen, welche er vom 19. Januar bis zum 10. Februar unternahm, eine sehr ansehnliche Zahl seiner Leute. Am 10. Februar ward er selbst bei einem neuen Sturm, an welchem er persönlich Antheil nahm, verwundet. Das Heer rächte seinen Feldherrn durch gewaltsames Vordringen und erstürmte endlich die Stadt, wobei Alles ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes niedergehauen wurde. Dadurch ward der gefährliche Krieg beendigt, weil Alpuraras sich nicht halten konnte und auch Ben Abu um jene Zeit erkrankte und starb.

Don Juan ward wegen seines Sieges auf spanische Weise, d. h. übertrieben und prahlerisch, als Vorfechter der Christen verherrlicht; er ließ aber gegen gefangene Weiber und Kinder Grausamkeiten begehen, welche seinem als freundlich und milde gepriesenen Charakter nicht entsprachen. Die Stadt wurde auf seinen Befehl von Grund aus zerstört; der elende Flecken, welcher jetzt ihren Namen trägt, ist am Fuße des Felsens erbaut. Vom Februar bis Ende März wurden theils mit Gewalt der Waffen, theils durch Capitulation die Festen Seron, Tipola, Purchas und das ganze Rio d'Almanzora unterworfen, das Land entvölkert und die Mauren theils als königliche Sklaven auf die Galeeren gebracht, theils an Privatleute verkauft. Die Schleifung der zahlreichen Städtchen und Flecken wurde das ganze Jahr 1570 hindurch systematisch fortgesetzt, bis im Januar 1571 die Rache auch an Alpuraras kam. Dort wurden in einem einzigen Monat über zehntausend Menschen zusammengehauen oder zu Sklaven gemacht.

Gleich darauf kam vom Hofe der Befehl, alle Mauriskens sollten aus dem Lande getrieben werden, weß Standes und welcher Beschaffenheit sie auch sein möchten, sogar diejenigen nicht ausgenommen, welche während der Empörung sich ruhig verhalten hatten. Am 1. November wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses

der Anfang gemacht. Die Bewohner von Granada, vom Thale Lecrin und vom District Malaga, sowie zwölfhundert, die man im District Roada einfing, wurden nach Estremadura, Toledo, Ecija und Carmona transportirt. Die Bevölkerung von Guadix und Rio d'Almanzora mußte in die Wüsten von la Mancha ziehen, weil die fanatischen Bewohner der beiden Castilien keinen dieser Feinde der Kirche aufnehmen wollten, sondern alle zu ermorden drohten. Die aus Baza Vertriebenen blieben zu Albacete im Königreich Murcia, die Bevölkerung des Districts Almeria wurde in Sevilla auf die Galeeren gebracht. Trotz der Strenge und Vorsicht entwischten viele Mauren nach Algier und zum Sultan von Fez, dem sie dann bei seinem glänzenden Siege über den König Sebastian von Portugal wesentliche Dienste leisteten. Sowohl Don Juan als sein Gehülfe Don Ludwig de Requesens erwarben, wie es uns scheint, auf sehr wohlfeile Weise, durch ihren 1571 beendigten Ausrottungskrieg den Ruhm ausgezeichneter Feldherrn-Talente. Philipp gebrauchte deshalb auch unmittelbar nachher den Einen in Flandern, den Anderen im Seekriege gegen die osmanischen Türken. Der letztere Krieg hängt mit der Geschichte von Ungarn und von Italien zusammen; wir werden daher erst dann auf ihn übergehen, wenn wir die Geschichte der inneren Kriege in den Niederlanden und in Frankreich weiter geführt haben.

4. Der Krieg in den Niederlanden von 1572 an bis auf die Genter Pacification (1576).

Die Unternehmung der sogenannten Wasser-Gueusen hatte, wie wir wissen, nicht allein den Abfall der bedeutendsten Städte und Häfen in Holland und Seeland herbeigeführt, sondern auch den Herzog von Medina Celi zu der Weigerung gebracht, die ihm übertragene Statthalterschaft des Herzogs von Alba zu übernehmen. Der Grund, warum Alba nicht gleich anfangs die Verbreitung des Aufstandes in Nord-Holland durch energische Maßregeln hinderte, lag darin, daß ihm seine Gegenwart im Hennegau nöthiger schien; denn hier bedrohte Ludwig von Nassau in Verbindung mit den französischen Reformirten die größeren Städte nach einander mit einem Überfall. Auch hatte sich derselbe, nachdem ein Versuch auf Valenciennes gescheitert war, der Stadt Mons oder Bergen

bemächtigt. Dies war am 25. Mai 1572 geschehen. Der Herzog von Alba war noch vor Bergen beschäftigt, als Wilhelm von Oranien, welcher die kühne Unternehmung der demokratischen Wasser-Geusen (wie aus seinen jetzt gedruckten Briefen hervorgeht) anfangs keineswegs gebilligt hatte, sich bedachte, und mit einem aus Deutschland erhaltenen Heere an der Maas erschien. Die deutschen Fürsten standen aber wegen ihres ewigen Schreibens, Berathschlagens und Unterhandelns in so übelem Rufe, daß Alba sich ebenso verächtlich über diese stolzen und mächtigen Fürsten aussprach, als er sich über die demokratischen Holländer und Seeländer, welche in ganz kleinen Schiffen kühn zur See raubten, besorgt äußerte. Wie Alba und mit ihm die ganze Welt von den deutschen Fürsten jener Zeit dachte, erfahren wir aus einem Briefe, welchen sechs Jahre später der wackere Pfalzgraf Johann Kasimir an den Landgrafen von Hessen schrieb. In diesem Briefe, welchen Groen van Prinsterer in seine Oranischen Archive aufgenommen hat (Th. VI. S. 300), heißt es: „Der Düc d'Alba hat der Chur und Fürsten Teutscher Nation gelegenheit zu seiner Zeit wol gewust, da er sich verlauten lassen, die Teutsche Fürsten weren große Herrn, die in ihren schildern und wappen füreten viel große thier, als lewen, greiffen, adler und andere, hätten auch große zehen und klauwen, bissen aber und kratzeten nicht. — — Den Spaniern, Franzosen und andern frembden nationen ist leider wohlbekannt, daß unserer, der Teutschen, handlungen mehr auf dem schreiben, papier, vergebentlichen zusammenkünften und tagleistungen, denn wirklicher verrichtung bestehen und beruhen, darnach sie ihre anschlag richten und rechnungen machen, welches zwar der Teutschen Nation zu höchster verkleinerung reichen thut."

Mit dem deutschen Heere richtete allerdings Wilhelm wenig aus, da dieses aus eifrigen Lutheranern oder geworbenen zusammengelaufenen Abenteurern bestand, welche Wilhelm nicht einmal dahin bringen konnte, daß sie seine katholischen Landsleute schonten, die doch gerade in den von ihm besetzten Orten sehr zahlreich waren. Er eroberte nämlich Roermonde, ward durch Vermittelung des Herrn von Dorp Meister von Mecheln, und zwang die Einwohner von Löwen, ihm wenigstens eine Beisteuer zu geben; überall aber war lautes Geschrei über den Unfug der zuchtlosen, schlecht

bezahlten deutschen Soldaten und Ritter. Diese bewiesen eine fanatische Wuth gegen die Priester, den Gottesdienst und den Glauben der Katholiken, besonders in den Städten Dendermonde und Oudenarde, welche Wilhelm einnahm, um seinen in Mons belagerten Bruder zu entsetzen. Erst im September 1572 gelangte Wilhelm in die Nähe der Stadt Mons, welche von der ganzen spanischen Macht belagert wurde; er erkannte aber in demselben Augenblicke auch, daß es ihm unmöglich sein werde, sein zahlreiches Heer von Miethlingen länger zu ernähren und zu bezahlen, nachdem die Hoffnung, welche er auf die reformirten Franzosen gesetzt hatte, durch die Gräuel der Bartholomäus-Nacht oder mit anderen Worten durch die auf Befehl des Königs Karl IX. an ihnen verübte, *jetzt als rettende That von Sophisten aller Art gepriesene Treulosigkeit* gänzlich vereitelt worden war. Er erkannte, daß ein schneller Angriff auf das feindliche Lager das Einzige sei, was ihm übrig bleibe, obgleich Alba damals durch viele deutsche Truppen katholischer Fürsten verstärkt worden war. Alba konnte sein Heer nur mit Gewalt von einem Angriffe zurückhalten; namentlich zeigte sich der Erzbischof von Köln, ein Graf von Isenburg, der in dem spanischen Lager war, äußerst unzufrieden mit des Herzogs Zögern, weil er noch blutgieriger als dieser war. Alba konnte sich aber der Einnahme der aufs engste eingeschlossenen Stadt zu fest versichert halten, als daß er irgend etwas hätte wagen wollen. Der Ausgang war, wie Alba ihn erwartet hatte. Wilhelm mußte alle weiteren Versuche, die Stadt zu entsetzen, aufgeben und über Mecheln nach Orsoy ziehen, wo dann die Unzufriedenheit seiner Truppen und eine in Folge derselben ausgebrochene Meuterei so bedenklich ward, daß er sein Heer auflösen und entlassen mußte. Sein Bruder nahm hierauf, nachdem er sich drei Monate lang in Mons behauptet hatte, eine ehrenvolle Capitulation an, welche ihm und den Seinigen freien Abzug gewährte und treulich gehalten wurde.

Wenn die militärische Unternehmung des Prinzen von Oranien scheiterte, so erreichte dieser dagegen in den Provinzen, in welchen seine meisten Güter lagen, als Haupt der republikanischen Partei durch politische und diplomatische Künste ganz vollständig seinen Zweck. Die Bewegungen in Holland hatte Wilhelm, bis er

endlich selbst dahin kam, durch seinen dortigen Unterstatthalter Sonoy leiten lassen; in Gedern, Utrecht und Friesland ward der Aufstand durch den Grafen von Bay organisirt, welcher eine Schwester Wilhelm's zur Frau hatte und ganz unter dessen Leitung stand. Als Wilhelm nachher selbst in Holland erschien, ward er von den empörten Städten und Ständen förmlich als Statthalter anerkannt und ihm ein Staatsrath zur Seite gesetzt. Er eroberte dort auch Gertruydenburg, wäre aber schwerlich im Stande gewesen, dem Herzog von Alba und dessen Sohne, Friedrich von Toledo, auf die Dauer zu widerstehen, wenn diese nicht den Krieg auf eine solche Weise geführt hätten, daß die Holländer, deren Hartnäckigkeit, Ausdauer und beharrlicher Trotz National-Eigenschaften sind, endlich lieber untergehen, als capituliren wollten. Alba hatte seinen Sohn gegen die Holländer geschickt, und die Städte Zütphen und Naarden hatten sich von demselben schrecken lassen und den Spaniern ihre Thore geöffnet; die Letzteren erlaubten sich aber entsetzliche Gräuelthaten. Das Schicksal, das in Holland über die Städte und sogar über die Einwohner verhängt wurde, glich dem, welches die Marranen in Spanien getroffen hatte; nur waren doch am Ende die Holländer glücklicher als diese. Schon in Mecheln hatten Friedrich's Truppen gewüthet und geraubt; in Zütphen, wo sie weniger Beute fanden, hieben sie Alles, was ihnen in den Weg kam, nieder. Fünfhundert Menschen wurden erschlagen oder verwundet in den Fluß geworfen; die Übrigen mußten ihr Leben durch Aufopferung ihres Vermögens erkaufen. In Naarden ward Alles ohne Unterschied getödtet und am Ende die Stadt niedergebrannt. Dieses Verfahren der Spanier bewirkte dann, daß die Stadt Haarlem ihnen einen Widerstand leistete, welche ganz Europa zur Bewunderung der Tapferkeit und Freiheitsliebe des für phlegmatisch gehaltenen holländischen Volkes hinriß.

Die Grausamkeiten aufzuzählen, welche während der Belagerung von Haarlem, sowie nachher während der Belagerung von Alkmar auf beiden Seiten begangen wurden, muß den Geschichtschreibern der Republik der sieben Provinzen oder des jetzigen Königreiches der Niederlande überlassen bleiben; wir wollen nur zwei Bemerkungen über den Herzog von Alba und über den in allen Stücken ihm gleichenden König Philipp einrücken. Den

Ersteren beschuldigen die meisten Geschichtschreiber, besonders aber van der Vynckt, daß er den größten Theil der in den Niederlanden begangenen Grausamkeiten in der Absicht habe ausüben lassen, sich mit der Beute der Hingerichteten und Gemordeten zu bereichern. Er sei, heißt es, habsüchtig gewesen, er habe deshalb trotz aller Erpressungen die Soldaten nie bezahlt, und diese hätten dann Ausschweifungen aller Art geübt. Dies leugnet Meteren, welcher, obgleich er sonst den Herzog gewiß nicht schont, ausdrücklich erklärt, derselbe sei nicht habsüchtig gewesen. Wir stimmen daher auch ganz mit dem überein, was neuerdings Borgnet (p. 59 und 60) in Beziehung auf Raubsucht und Disciplin von Alba gesagt und bewiesen hat. Die zweite von uns zu machende Bemerkung betrifft die Religiosität spanischer oder orientalischer Gemüther, wie das des Königs Philipp und das des Herzogs von Alba waren, und ihre Ansicht des Verhältnisses, in welchem nach ihrer Meinung die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu den Unterthanen steht. Alle rhetorischen Schilderungen solcher Charaktere treffen um so weniger zu, je mehr sie von einem poetischen Gemüthe oder von einem im Protestantismus erzogenen philosophisch gebildeten Manne ausgehen. Man muß beide Männer selbst über sich reden hören, um zu begreifen, wie sie nach ihrer Ansicht von Gewissenspflicht alles menschliche Gefühl verleugnen konnten, ohne darum ganz gefühllos zu sein. Dies wissen wir von Alba aus einem Briefe seines Beichtvaters, in welchem dieser der Gemahlin desselben von seinen letzten Augenblicken Nachricht gibt. In einem Fragment dieses vom 14. December 1582 datirten Briefes, welches Groen van Prinsterer (Th. IV. S. 262) mittheilt, heißt es: „Der Herzog fürchtete sich sehr, irgend eine Todsünde zu begehen, nicht aus Furcht vor den Strafen der Hölle, denn an diese dachte er gar nicht (que nada lo movian), sondern wegen der vielen Wohlthaten, die er von unserem Herrn und dessen Güte empfangen hatte. Was aber das angeht, daß Einige ihn beschuldigen, er sei in der Ausübung der Gerechtigkeit übermäßig streng (demasiamente entero) gewesen, so betheuerte er mir mit großer Aufrichtigkeit, daß er durchaus keinen Gewissensbiß verspüre (no lo remordia la consciencia), in seinem ganzen Leben auch nur einen einzigen Tropfen Blutes gegen

sein gutes Bewußtsein vergossen zu haben, und daß Alle, die er in Flandern habe hinrichten lassen, Rebellen und Ketzer gewesen wären." Übrigens erfolgten, wie Borgnet sehr gut nachgewiesen hat, die Hinrichtungen Egmont's, Horn's und anderer ganz unschuldiger Leute auf ausdrücklichen Befehl von Madrid her, über welchen Befehl Alba sogar Basilisken-Thränen geweint haben soll. Philipp war unstreitig schwärzer, als Alba; denn er ließ jedes Mal, wenn eine Sache schlecht ging, die Schuld auf seine Werkzeuge fallen, welche sie dann eine Zeit trugen und nachher wieder in Gunst kamen. Dies wissen wir ganz zuverlässig aus einer Depesche, welche der französische Gesandte zu Madrid, Herr von St. Goard, im April 1574 an seinen König, Karl IX., richtete. In dieser heißt es, Philipp habe den berüchtigten Präsidenten des Rathes der Unruhen, Don Juan de Vargas, nach Spanien kommen lassen und zuerst so behandelt, als wenn er nichts von ihm wissen wolle, gleich darauf aber habe er ihn zu einer geheimen Unterredung berufen und mit einer geheimen Botschaft an den Herzog von Alba geschickt *).

Schon während der Belagerung von Haarlem, welche sieben Monate (von December 1572 bis zum 13. Juli 1773) dauerte, wollte Friedrich von Toledo aufbrechen, und nur die drohenden Befehle seines Vaters hielten ihn zurück. Er verlor fast sein ganzes Heer durch den beispiellosen Widerstand der Einwohner, durch Hunger, durch strenge Kälte und durch Krankheiten, welche in Folge der Ausdünstungen des sumpfigen Bodens, sowie wegen des Mangels an gesunden Nahrungsmitteln entstanden. Nachdem

---

*) Wir wollen aus diesem Briefe, der sich in Groen van Prinsterer's oranischen Archiven Th. IV. S. 358 befindet, eine Stelle mittheilen. Le premier seoir Jéhan de Vargas feut assés bon temps avecques le roy, et le lendemain au matin il y retourna, où il feut aussy ung bon temps, et y feut aussy bien accompaigné. L'on dict, qu'il s'en partira bientost pour s'en aller à Albe, et que le roy fera démonstration d'estre très mal content de luy, et d'avoir désagréable tout ce qu'il a faict en Flandres; et tiens-je de bon lieu, que cela se faict pour contenter les Flamans et leur donner par tels depportements à entendre, que ce n'a esté de la vollunté du roy que le dit duc les ayt mal traictez, luy ayant persuadé, que tenant ceste modde ce seroit chemain pour entrer à pacifier et adoulcir les volluntéz altérées, qui ne sont tournées si ce n'est à ceulx qui les asseurent les faire jouir du repos.

endlich Haarlem sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, unternahm Friedrich die Belagerung von Alkmaar. Diese mußte er aber wieder aufgeben, weil die spanischen, deutschen und wallonischen Truppen seines Heeres, welche in achtundzwanzig Monaten nicht bezahlt worden waren, den Dienst verweigerten. In dieser Zeit ward in Holland Wilhelm von Oranien als Stellvertreter des Königs von Spanien, gegen den man im Aufstande war, förmlich anerkannt; und er selbst war schlau genug, theils um der Demokraten willen, die er nicht weniger als die Anhänger der Spanier fürchtete, theils des conservativen Scheines wegen allen seinen Verordnungen den Namen des Königs vorzusetzen. Wilhelm ernannte, da er nicht im Lande blieb, einen Stellvertreter für sich, und unterwarf die alte Verfassung einer kleinen Änderung im demokratischen Sinne. Während nämlich vorher nur sechs Städte das Recht gehabt hatten, neben der Ritterschaft Deputirte zur Stände-Versammlung abzuordnen, ward dasselbe jetzt noch zwölf anderen Städten ertheilt. Doch klagt Wilhelm in Briefen an seinen Bruder über die Entmuthigung der Holländer und über die durch die Eroberung von Haarlem abgeschnittene Verbindung zwischen den beiden Theilen der Provinz.

Die Wasser-Geusen mit ihren kleinen Fahrzeugen vergalten unterdessen den Spaniern Gleiches mit Gleichem, und ruderten, wie einst die Normänner, auf den Flüssen und Kanälen landeinwärts, wo sie raubten und verwüsteten. Sie vereinigten sogar eine Flotte ihrer kleinen Schiffe, um Middelburg zu erobern und dadurch endlich ganz Seeland zu befreien. Diese Unternehmung ward ihnen eben so schwer gemacht, als die Belagerung von Haarlem für die Spanier gewesen war. Sie dauerte fort, bis der Groß-Comthur Don Ludwig de Requesens den Herzog von Alba abgelöst hatte. Diesen Mann, welcher noch kurz vorher Vice-Admiral des Don Juan d'Austria gewesen war, hatte Philipp geschickt, damit er durch seine Persönlichkeit und durch mildere Maßregeln die Katholiken gewinne. Er kam im December 1573 in die Niederlande und übernahm Alba's Stelle. Gleich nach seiner Ankunft ließ er durch Marnix von St. Aldegonde einen Versuch zur Friedensstiftung machen; dieser scheiterte aber an Wilhelm's unüberwindlichem Mistrauen gegen die maurischen

Seiten von Philipp's Charakter. Übrigens konnte Requesens keine der Forderungen der Niederländer gewähren, weil es dem Könige mit der Milde so wenig Ernst war, daß Requesens, den man so übermäßig zu preisen pflegt, weder den Blutrath der Unruhen abzuschaffen, noch die unter Alba eingeführte Art der Besteuerung zu mildern vermochte, obgleich er sich sonst überall mild, edel und gerecht bewies. Das Rauben und Morden hörte mit seiner Erscheinung auf, und das, was er versprach, wurde gehalten. Requesens war freilich kein Feldherr wie Alba; dieser hinterließ ihm aber vortreffliche Generale und unvergleichliche Truppen.

Als Requesens Alba's Stelle übernommen hatte, rüstete er alsbald eine Flotte, um die Holländer zur See anzugreifen. Sechszig Schiffe unter Sancho d'Avila, Julian Romero und dem Admiral Glimes liefen zum Entsatze der Stadt Middelburg aus. Der Anführer der seeländischen Flotte, Ludwig Boisot, ging ihnen jedoch muthig entgegen, und es erfolgte Ende Januar 1574 ein blutiges Treffen, welchem Requesens von einem hohen Deiche aus zusah. Die Spanier wurden geschlagen und in Folge ihrer Niederlage Middelburg zur Übergabe genöthigt. Weniger glücklich, als die Republikaner zur See, war Ludwig von Nassau bei einem neuen Unternehmen zu Lande. Dieser stand damals aufs neue an der Spitze eines in Deutschland geworbenen Heeres; allein er und sein Bruder Wilhelm waren ebensowenig den spanischen Generalen, welche Requesens in den Niederlanden angetroffen hatte, gewachsen, als ihre Truppen den von Alba zurückgelassenen Soldaten. Ludwig sollte diesmal über Nymwegen heranziehen, Wilhelm aber von Seeland aus sich mit ihm vereinigen. Um die Verbindung der beiden Brüder zu verhindern, ward ein spanisches Heer unter Sancho d'Avila nach Nymwegen geschickt. Dieses traf einige Meilen von Nymwegen auf der Mooker Heide mit den Truppen des Prinzen Ludwig zusammen, erstürmte sogleich das feste Lager derselben und erfocht in zwei Stunden einen glänzenden Sieg (14. April 1574). Ludwig's Heer wurde theils vernichtet, theils zerstreut; er selbst, sein Bruder Heinrich und Christoph, der Sohn des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, verloren das Leben. Die Niederländer machten jedoch zu Wasser wieder gut, was sie zu Lande verloren hatten; denn am 30. Mai schlugen die Wasser-

Geusen unter Boisot zwischen Lilloo und Calloo eine spanische Flotte, nahmen den Admiral derselben gefangen, und trieben, nachdem sie drei Schiffe genommen hatten, die anderen in den Hafen von Antwerpen zurück.

Obgleich nach dem Siege auf der Mooker Heide die spanischen Truppen nicht mehr in Ordnung zu halten waren, so begann Requesens doch im Juni 1574 die Belagerung von Leiden. Diese wurde dann bis zum Oktober fortgesetzt, und erwarb der Ausdauer und Tapferkeit der Holländer die Achtung von ganz Europa. Die Spanier schlossen die Stadt immer enger und enger ein, und in derselben stiegen Mangel und Noth zuletzt auf einen so hohen Grad, daß sechstausend Einwohner theils dem Hunger erlagen, theils durch den Genuß ungesunder Nahrungsmittel umkamen. Nichts desto weniger harrte die Bürgerschaft aus. Bei dieser Aufopferung für politische und religiöse Freiheit hatten die als ausgezeichnete Kenner des Alterthums und gute lateinische Dichter bekannten Brüder Jan und Jakob van der Does, Herren von Nordwyk, gewöhnlich mit latinisirtem Namen Douza genannt, das größte Verdienst. Die Spanier hatten sechsundsechszig Schanzen in größerer oder geringerer Entfernung von der Stadt erbaut, und Wilhelm von Oranien kam selbst nach Holland, um wo möglich Entsatz zu bringen. Er schlug zu diesem Zwecke die verzweifelte Maßregel vor, die Deiche zu durchstechen, damit durch die Überschwemmung des ganzen Landes den Schiffen der Geusen ein Zugang zur Stadt eröffnet werde. Als die Spanier sich rundum vom Wasser umgeben und bedroht sahen, verließen sie ihre Schanzen. Sie hatten glücklicher Weise nicht bemerkt, daß auch ein großer Theil der Stadtwälle dem Wasser gewichen und eingestürzt war. Auf diese Weise wurden die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt endlich gerettet. Die Briefe von ihrer wunderbaren Errettung las nachher Wilhelm selbst seinen Landsleuten in der Kirche von Delft vor, und die Holländer gaben der Stadt Leiden durch die Errichtung einer Universität einigen Ersatz.

Im folgenden Jahre (1575) stellte sich König Philipp, als wenn er die Vermittelung des Kaisers Maximilian II., die er 1569 so schnöde abgelehnt hatte, jetzt annehmen wolle, und es ward vom März bis zum Juni in Breda unterhandelt; die Sache

konnte aber schon aus dem Grunde keinen Erfolg haben, weil Philipp von Duldung durchaus nichts wissen wollte. Der Krieg begann daher aufs neue mit verdoppelter Wuth. Die Lage der Republikaner ward sehr bedenklich, als der Feind durch die Besetzung der Inseln Schouwen nnd Duyveland die Verbindung zwischen Holland und Seeland störte und die Hoffnung auf englische Hülfe zerrann. Damals äußerte Wilhelm von Oranien den großen, eines edeln und freien Mannes würdigen Gedanken, den wir unten mit seinen eigenen Worten aussprechen wollen, und welchen später sein Nachkomme, Wilhelm III., im Begriffe stand auszuführen, kurz zuvor, ehe die Vorsehung ihn und sein Land aus der Hand des französischen Despoten Ludwig XIV. erlöste *). Auch Wilhelm der Schweigsame ward in einem Augenblicke erlöst, als er es am wenigsten erwartete. Requesens konnte seine Soldaten nicht bezahlen und die kostspielige Vertheidigung der beiden Inseln nicht länger fortsetzen; er zog daher die Spanier von Schouwen und Duyveland weg. Gleich nachdem auf solche Weise die Verbindung zwischen Holland und Seeland wieder hergestellt worden war, starb Requesens im März 1576, und es war niemand da, der die ganz verwilderten, gegen alle Niederländer ohne Unterschied erbitterten Spanier und ihre Anführer hätte im Zügel halten können. Philipp hatte freilich dem Requesens ein von ihm unterzeichnetes Blatt anvertraut, auf welchem dieser den leer gelassenen Platz mit dem Namen seines Nachfolgers ausfüllen sollte; Requesens hatte dies aber nicht gethan. Die Regierung kam also an den niederländischen Staatsrath, welchen die Spanier gar nicht als ihre Obrigkeit anerkannten, und dessen Mitglieder unter einander entzweit waren. Schon gleich nach dem Siege auf der Mooker Heide hatten die spanischen Soldaten rebellirt und sogar den Sancho d'Avila, der sie zum Siege geführt hatte, fortgejagt.

*) Groen van Prinsterer leugnet freilich (Archives Th. V. S. 272) standhaft und mit Gründen, daß Wilhelm je den Vorsatz gehabt habe, das Land unter Wasser zu setzen und dann zu verlassen; doch schreibt Wilhelm (Th. V. S. 27) seinem Bruder Johann: Si les princes d'Allemagne ne veuillent aucunement prester l'oreille, nous remectrons notre cause en dieu, avec ferme espoir, qu'il ne nous abandonnera point, *comme aussi de nostre côté* nous sommes icy résoluz de ne quicter la deffence et de sa parolle et de nostre liberté jusqu'au dernier homme.

Sie hatten dann nach der Belagerung von Leiden Utrecht besetzt und die Bürger dieser Stadt so lange geplagt, bis Valdes ihnen den Sold zahlte. Jetzt benahmen sie sich, als wenn sie allein Herren im Lande wären.

Hopperus, welcher in Spanien die Angelegenheiten von Flandern besorgte, erklärte, nur der König selbst könne den Folgen der Zwietracht zwischen den Spaniern und Niederländern abhelfen; dieser hatte aber nicht Lust, Spanien zu verlassen. Philipp ernannte deshalb seinen Bruder Don Juan von Österreich. Da jedoch dieser nicht unmittelbar abreisen konnte, so gab der König einem anderen Rathe, welchen Hopperus ihm ertheilte, Gehör; er suchte die katholischen Niederländer durch einen Beweis großen Zutrauens zu gewinnen. Er billigte nämlich nicht allein die Übernahme der Statthalter-Geschäfte durch den Staatsrath mit ausdrücklichen Worten und erkannte die von demselben getroffenen Maßregeln an, sondern er erklärte auch, daß der Staatsrath bis zu Don Juan's Ankunft die Regierung führen solle. Diese Verfügung wurde mit einer in Spanien und besonders bei Philipp II. ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit getroffen; denn sie ist vom 24. März datirt. Dadurch ward, bei der damaligen Lage der Dinge, bei der eingerissenen völligen Zuchtlosigkeit, das Ansehen des Königs ganz in die Hände der niederländischen Aristokratie gebracht, weil der König dem Staatsrath und den Prälaten, Edeln und Städten der Provinzen seine Einwilligung in die von Ersterem gethanen Schritte sehr freundlich kund that. In den südlichen Provinzen der Niederlande war also die Regierung jetzt bei den Ständen. In Holland und Seeland dagegen war Wilhelm von Oranien vermöge der alten Rechte der Statthalter fast unabhängiger Herr *), obgleich er scheinbar immer noch den König Philipp als Oberherrn anerkannte. Da die Spanier und ihre Anführer, welche die vielen von Alba errichteten Forts besetzt hielten und sich sogar ihre Hauptleute selbst wählten, unsägliche Frevel verübten, so ließ der Staatsrath den Einwohnern ihre Waffen zurückgeben, und veranlaßte endlich durch eine Proklamation eine blutige Fehde zwischen den Bürgern und Soldaten. Der Staats-

---

*) S. Groen van Prinsterer, Archives T. V. p. 270.

rath erließ nämlich, so sehr auch Viglius, Barlaimont und andere den Spaniern ergebene Mitglieder desselben sich widersetzten, eine Proklamation, welche einen inneren Krieg in den bisher getreuen Provinzen hervorrief. In dieser Bekanntmachung, welche Philipp von Croy, Herzog von Aerschot und Statthalter von Flandern, durchgesetzt hatte, wurden die Niederländer aufgefordert, Gewalt mit Gewalt abzuwehren.

In dieser Zeit war der Prinz von Oranien besonders thätig, seinen Einfluß und seine Verbindungen auch in den wallonischen Provinzen zu benutzen und zunächst alle spanisch gesinnten Räthe aus dem Staatsrathe zu entfernen. Die spanischen Soldaten hatten jedoch bis zum Herbst 1576 die Oberhand in den Niederlanden. Sie hatten die Citadellen von Gent, Antwerpen, Utrecht und Valenciennes besetzt, sie nahmen Alost ein und plünderten es ganz aus, sie zogen endlich von dort aus gegen Maastricht, wo sich die daselbst liegenden deutschen Miethstruppen der Spanier mit ihnen vereinigten. Auch Maastricht wurde ganz ausgeplündert und die Einwohnerschaft der Stadt aufs empörendste mishandelt. Zugleich ward auch Antwerpen, eine der reichsten Städte des damaligen Europa, die Beute der spanischen Soldaten. Diese plünderten und verwüsteten drei Tage lang die Stadt Antwerpen. Den Betrag des Schadens, welchen sie dort anrichteten, wagen wir nicht anzugeben, weil die Berichte der verschiedenen Schriftsteller darüber gar zu sehr von einander abweichen; aus allen diesen verschiedenen Angaben aber kann man leicht beurtheilen, welchen Verlust die reichen Niederländer durch die Zuchtlosigkeit der spanischen Truppen erlitten, sowie welchen Rang Antwerpen damals unter den großen Städten Europa's einnahm. Es heißt nämlich, es seien mehr als siebentausend Bürger elendiglich umgekommen und eine ungeheure Summe baaren Geldes geraubt worden. Die Letztere betrug nach den verschiedenen Angaben vier bis acht Millionen Gulden. Der ganze an Gebäuden, Waaren und baarem Gelde erlittene Schaden wird von Aubry in seinen sehr brauchbaren Denkwürdigkeiten auf vierundzwanzig Millionen Gulden geschätzt.

Nach dem, was Groen van Prinsterer im fünften Bande seiner Actenstücke des Hauses Nassau angeführt hat, ist es jetzt ausgemacht, daß Prinz Wilhelm diesen Augenblick meisterhaft benutzte, um den

Staatsrath, welcher damals auch für Brüssel fürchtete, zu einem Schritte zu bewegen, der den König sehr erbittern mußte. Er brachte es nämlich dahin, daß der Staatsrath gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs eine allgemeine Stände-Versammlung berief. Dies ging zunächst von Brabant und Hennegau aus; die anderen Provinzen folgten nachher, und zwar alle, mit alleiniger Ausnahme von Luxemburg. Die Versammlung der Stände erkannte bald, daß, so lange die Spanier im Besitze der Burg von Gent wären, für sie keine Sicherheit sein werde. So sehr daher auch die großen Herren der südlichen Provinzen dem Prinzen von Oranien abgeneigt waren, und so sehr sie seine der spanischen ähnliche Politik und seinen Ehrgeiz fürchteten, so suchten sie doch seine militärische Hülfe. Wilhelm gewährte ihnen dieselbe unter der Bedingung einer innigen Verbindung, welche zwischen den nördlichen Provinzen oder mit anderen Worten ihm selbst und den südlichen oder katholischen Provinzen abgeschlossen werden sollte. Die Unterhandlungen wurden Ende September 1576 so schnell zum Ziele gebracht, daß Wilhelm schon am 23. September einige tausend Mann aus Seeland nach Gent schickte, denen nachher noch andere folgten. Die Spanier in der Burg von Gent, welche sich bisher unter Mendragone tapfer gewehrt hatten, vertheidigten sich auch während der Abwesenheit desselben unter der Anführung von dessen heroischer Gemahlin mit jener bewunderungswürdigen Tapferkeit, die sie in diesem Jahrhundert in allen Ländern und Welttheilen bewiesen; jedoch nur bis Wilhelm's Truppen erschienen. Sie hatten sich zwei Monate lang vertheidigt, jetzt aber übergaben sie die Citadelle.

Die nächste Folge dieser Übergabe war die Errichtung eines ephemeren Freistaates, welcher immer noch die spanische Oberherrschaft anerkannte, vielköpfig regiert ward und des Prinzen von Oranien bedurfte, auf diesen aber höchst eifersüchtig war. Es hatten nämlich, wie schon vorher bemerkt worden ist, im September die Stände der südlichen Provinzen eine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien als Repräsentanten der nördlichen Provinzen, welche denselben unter dem Titel Statthalter als Regenten anerkannten, abgeschlossen, und vermöge dieser Verbindung war ihm der Hafen Nieuport eingeräumt worden, wogegen er seine Trup-

pen schickte. Diese Verbindung ward nachher in eine förmliche Union verwandelt und der Vertrag über dieselbe innerhalb fünfzehn Tagen abgeschlossen. Um die Bedingungen zu verabreden, hatten die nördlichen Provinzen neun Deputirte, die in Gent versammelten Stände der katholischen Provinzen ebenso viele ernannt, und weil dem Prinzen Wilhelm Alles daran gelegen war, daß die Verbindung noch vor der Ankunft des Don Juan d'Austria abgeschlossen werde, so ward die Urkunde, welche man die der Genter Pacification zu nennen pflegt, schon am 8. November 1576 unterzeichnet. Das Wesentliche der Union war, daß die in des Königs Namen handelnden Stände, ohne diesen gefragt zu haben, Dinge zugestanden, welche derselbe unmöglich billigen konnte. Sie erneuerten nämlich vermöge derselben das Verbannungs-Edict gegen die spanischen Truppen *). Sie versprachen ferner die Aufhebung der gegen die protestantische Religion erlassenen Verordnungen, sowie die Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung der nördlichen und südlichen Provinzen, um nicht nur die Angelegenheiten im Allgemeinen und Besonderen zu ordnen, sondern auch, was dem Könige das höchste Ärgerniß sein mußte, „die Duldung und Ausübung der protestantischen Religion in Holland und Seeland einzurichten.“ Noch ehe also Don Juan, welcher von Mailand aus nach Spanien gerufen worden war und von dort aus ohne Geld oder Truppen verkleidet durch Frankreich nach Luxemburg, als der einzigen in die Genter Pacification nicht eingeschlossenen Provinz, reiste, in den Niederlanden eintreffen konnte, hatten die Spanier die bis dahin noch behaupteten Vortheile verloren. Die Burgen von Gent, Cambray, Valenciennes und Utrecht waren geschleift, Holland und Seeland durch das Actenstück vom 8. November 1576 innig mit Brabant, Artois, Flandern, Hennegau, Valenciennes, Douay, Orchies, Namur, Tournay, Utrecht und Mecheln verbunden, und der neue königliche Statthalter mußte, wenn er im Lande zugelassen werden wollte, sich zu Unterhandlungen verstehen.

Wir brechen hier die niederländische Geschichte ab, weil wir glauben, daß sie, soweit unser Zweck ihre Behandlung erfordert,

*) Puisqu' ils sont esté déclairéz ennemis de sa Majesté par les commis du gouvernement.

besser in die folgenden französischen, spanischen und englischen Geschichten eingeschoben werden kann, mit welchen sie innig verflochten wurde.

5. Die französischen Religions-Kriege bis zum Frieden von St. Germain.

Gleich nach dem Abschlusse des sogenannten kurzen Friedens (s. Th. XII. S. 423) zeigte es sich, daß König Karl IX. und seine Mutter mit demselben nur darum so sehr geeilt hatten, damit sie des Pfalzgrafen Johann Kasimir und der deutschen Truppen, welche den Reformirten zu Hülfe gekommen waren, schnell entledigt würden. Man erfüllte die Bedingungen jenes Friedens nicht, und der König forderte sogar nicht allein die Summe, welche er zur Bezahlung des Pfalzgrafen geliehen hatte, von den Protestanten zurück, sondern er wollte auch nicht zugeben, daß die Häupter der Reformirten dieses Geld durch eine Steuer von ihren Anhängern erheben dürften. Eine einzige Clausel des kurzen Friedens reicht hin, um zu beweisen, daß derselbe die Reformirten unmöglich beruhigen konnte*). In der That mußte Alles, was der Hof that, den Prinzen von Condé, den Admiral Coligny und dessen Bruder d'Andelot abhalten, ihre Truppen zu entlassen. Dies geht aus den gleich nachher gemachten zahlreichen Verordnungen hervor, sowie aus der Entlassung des vortrefflichen, jeder ungerechten und gewaltsamen Handlung feindseligen Kanzlers l'Hospital und aus der vom Pabste dem Könige ertheilten Erlaubniß, für eine bedeutende Summe geistliche Güter zu verkaufen.

Wenn man bei La Noue, einem Augenzeugen, liest, wie beide Theile sich vor, während und gleich nach den Unterhandlungen über jenen Frieden aussprachen, und welche unbeschreibliche Erbitterung und Wuth der Krieg bei den Katholiken wie bei den Protestanten erzeugt hatte, so wird man begreifen, warum schon im September beide Theile wieder zu den Waffen griffen. Im August wurden nämlich dem Admiral, der sich mit seinen Haustruppen und ritterlichen Freunden in der Burg von Chatillon aufhielt, und dem Prinzen von Condé, welcher in der burgundischen

*) Sie lautet: Der Friede sollte dauern jusqu'à ce que par la miséricorde de dieu tous les sujets du Roi se trouvassent réunis dans la profession d'une seule et même religion.

festen Stadt Noyers lebte, die Schritte der königlichen Regierung immer bedenklicher, und der Admiral begab sich ohne starke Begleitung zu dem Prinzen nach Noyers oder vielmehr auf ein nahe gelegenes Schloß. Dies war kaum geschehen, als der Statthalter von Burgund, Tavannes, ein wüthender Ketzerfeind, den Befehl erhielt, beide Männer heimlich aufzuheben. Der Anschlag wäre auch gelungen, wenn nicht Condé noch zu rechter Zeit einen Wink erhalten hätte. Die Truppen des Statthalters hatten nicht nur bereits die Burgen in weiter Entfernung eingeschlossen und die gewöhnlichen Übergänge der Loire besetzt, sondern sie zogen sich auch schon immer enger und enger zusammen, als der Prinz gewarnt wurde. Dieser und der Admiral ergriffen darauf mit ihren Angehörigen und Begleitern sogleich die Flucht und gelangten, indem sie durch eine gewöhnlich nicht benutzte Furth der Loire gingen *), in der Nacht des ersten September nach La Rochelle. Von den Bewohnern dieser Stadt freudig aufgenommen, riefen sie alle ihre Freunde und Anhänger zu sich. Auch die Wittwe Anton's von Bourbon, Johanna d'Albret, fand sich in La Rochelle ein. Diese Frau, deren Muth einer ihrer Zeitgenossen auf eine etwas sonderbare Weise lobt **), brachte ihren Sohn, den späteren König Heinrich IV., und ihre Tochter, sowie eine von vortrefflichen Officieren geführte Heeresabtheilung mit. Das Heer der Protestanten wuchs bald bis auf achtzehntausend Mann zu Fuß und dreitausend Reiter an. Johanna erließ darauf ein Schreiben an den König, an dessen Mutter Katharina, an den Herzog von Anjou und an den Kardinal von Bourbon, und rechtfertigte in diesem Schreiben die feindliche Stellung, welche sie und die anderen Häupter der Protestanten gegen den König angenommen hatten. Katharina von Medicis aber, welche den Krieg übereilt veranlaßt hatte, erschrack, als sie sich von einem bedeutenden Heere unter Condé, Coligny und d'Andelot bedroht sah. Sie suchte deshalb durch neue Vorschläge zu täuschen; dies gelang ihr aber nicht.

Condé hatte St. Jean d'Angely und Angouleme besetzt und stand in Poitou. König Karl dagegen hatte seinen Bruder, den Herzog von Anjou, aufs neue zu seinem Stellvertreter (lieutenant

*) Passant la Loire en un lieu inaccoustumé.

**) Qui n'avoit de femme que le sexe.

du roi) ernannt, obgleich derselbe die Truppen nicht commandiren konnte und man ihm deshalb Tavannes und Sansac zur Seite gab. Beide Heere zogen in den letzten Monaten des Jahres 1568 zwischen der Loire und der Garonne umher, ohne daß es zum Kampfe kam; beide verübten entsetzliche Grausamkeiten, weil das eine wie das andere von einem Fanatismus beseelt wurde, der dem südlichen Frankreich und dem dasselbe bewohnenden Völkerstamme stets eigen gewesen ist. Im königlichen Heere war überdies eigentlich niemand, welcher überwiegendes Ansehen besaß, und Tavannes beklagt sich in seinen Denkwürdigkeiten bitterlich über den Herzog von Anjou. Da die Protestanten stets um Geld verlegen waren, so überließ Condé im Anfange des Jahres 1569 dem Admiral für einige Zeit den Oberbefehl, um nach La Rochelle zu reisen und Geld herbeizuschaffen. Er fand die Protestanten überall um so geneigter, Leben und Gut zu opfern, als die vom Hofe ausgegangenen Edicte ganz in Alba's Sinne abgefaßt waren, und man in denselben den Protestanten jede Art von Duldung verweigerte. In diesen Edicten hatte der König alle Verordnungen, welche früher zu Gunsten der Protestanten erlassen worden waren, ausdrücklich widerrufen und jede andere als die katholisch-apostolisch-römische Religion in seinem Reiche verboten. Er hatte sogar befohlen, daß jeder, welcher diesem Gebote zuwider handele, an Leib und Gut gestraft werden solle. Er hatte außerdem nicht nur den Geistlichen der Protestanten befohlen, innerhalb vierzehn Tagen das Land zu verlassen, sondern auch durch ein anderes Decret, welches zu gleicher Zeit in Paris bekannt gemacht wurde, alle Angestellten, die bei der neuen Lehre beharren würden, ihrer Ämter und Stellen für verlustig erklärt. Die Königin von England unterstützte daher auch den Prinzen von Condé mit einer Summe von hunderttausend Goldstücken oder, wie man diese damals nannte, Anglonen.

Während der Admiral die Feinde beschäftigte, konnte Condé, bei welchem die Königin von Navarra und ihre Kinder verweilten, in zwei Monaten eine Macht gründen, oder er konnte, wie La Noue sagt, aus einem bloßen Parteigänger eine Macht werden*). Im

*) Somme, qu'en moins de deux mois de pauvres vagabonds, qu'ils étoient, ils se trouvèrent ès mains de moyens suffisans pour la continuation d'une longue guerre.

Februar erschien Condé wieder beim Heere. Jetzt zögerten und manövrirten er und der Admiral, um den Feind aufzuhalten, weil sie den Pfalzgrafen von Zweibrücken mit deutschen Truppen erwarteten. Beim königlichen Heere dagegen waren die deutschen Reiter bereits eingetroffen, und dieses suchte deshalb eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Einige Zeit hindurch erreichten Condé und der Admiral ihre Absicht: sie hielten die königlichen Truppen jenseit der Charente zurück. Allein am 12. März 1569, als der Erstere in Jarnac, der Admiral im Dominikaner-Kloster zu Bassac übernachtete und das Haupt-Corps bei Cognac stand, versäumten die an der Charente aufgestellten Truppen ihre Pflicht, weil sie es zu unbequem fanden, unter freiem Himmel oder unter Zelten zu übernachten. Sie trafen an dem Orte, nach welchem sie gesendet waren, keine Häuser an und entfernten sich daher vom Flusse. Das königliche Heer benutzte dies, um über den Fluß zu gehen und schnell vorzurücken. Einige Meilen von Cognac, beim Dominikaner-Kloster von Bassac, lagen Coligny, d'Andelot und Andere, Condé aber stand mehrere Stunden von ihnen entfernt bei Jarnac. Der Letztere drang, als bei Basac zum Nachtheile der Reformirten gekämpft wurde, an der Spitze des hohen Adels und der Ritterschaft seiner Partei allzu hitzig auf den Feind ein, und warf zwar anfangs Alles vor sich nieder, gab aber bald eine Blöße, welche Tavannes, der den Herzog von Anjou leitete, sogleich benutzte, indem er den Prinzen von der Seite her angriff. Bei dieser Gelegenheit stürzte Condé vom Pferde und ward gefangen genommen. Er hatte, als er zu Boden gefallen war, einen Officier des königlichen Heeres (d'Argens) zu sich gerufen und demselben seinen Degen übergeben. Während dieser ihn hierauf als Gefangenen mit sich fortführte, erkannte der gerade vorüberreitende Garde-Capitän des Herzogs von Anjou, Montesquiou, den Prinzen und erschoß ihn meuchelmörderisch. Der Getödete hinterließ einen Sohn, Heinrich von Condé, welcher später einer der ausgezeichnetsten Feldherren der Franzosen geworden ist. Übrigens hatte sich in dieser Schlacht bei Jarnac oder, wie d'Avila sagt, bei Bassac, auch der junge Heinrich von Guise, welcher bald bedeutender wurde, als sein Vater Franz gewesen war, beim königlichen Heere befunden. Der Verlust der Reformirten in dieser dritten Schlacht, welche

der Prinz von Condé verlor, war der Zahl nach gering; denn er betrug nur wenige hundert Mann. Um so bedeutender war er dagegen in Hinsicht auf den Rang der Gefallenen. Die Zahl der umgekommenen Glieder des Adels, deren Namen Castelnau aufzählt, betrug allein über hundert. Gleich nach der Schlacht wurde Jarnac vom Admiral geräumt, und schon am 13. März besetzte der Herzog von Anjou diese Stadt. Coligny, d'Andelot und ihre Verwandten hatten nur wenige Leute um sich, weil man sie überrascht hatte und weil das Treffen ein Reiterkampf gewesen war; es sammelte sich aber nachher in Xaintes, wo der Sohn des getödteten Prinzen, Heinrich von Condé, und der Sohn der Johanna d'Albret, Heinrich von Navarra, sich befanden, das ganze Heer wieder um sie. Auch war die Schlacht nur scheinbar entscheidend gegen die Reformirten; denn Johanna d'Albret, der Admiral Coligny und dessen Bruder d'Andelot, welcher zwei Monate nachher (8. Mai) starb, richteten den Muth ihrer Anhänger dadurch wieder auf, daß sie die genannten Prinzen als Häupter der Partei anerkennen ließen. Diese beiden Prinzen, von welchen Heinrich von Navarra damals erst fünfzehn Jahre alt war, wurden in den nächsten Monaten des Jahres 1569 durch die sämmtlichen Protestanten förmlich zu Oberbefehlshabern gewählt, und der Admiral ward ihr Lehrer in der Kriegskunst und ihr Mentor.

Der ehrwürdige greise Admiral brachte der Sache, welche er leitete, große Opfer, und ließ sich weder durch seine Absetzung von der Groß-Admirals-Würde, noch durch seine Ächtung, noch durch die Einziehung seiner Güter und die Schleifung seiner Schlösser schrecken. Er führte den Krieg im Jahre 1569 um so glücklicher, da er seine vorsichtige Leitung nicht mehr durch die tapfere, aber oft zu hitzige Streitlust des Prinzen Ludwig von Condé gestört sah. Nachher erhielt er noch dazu den Vortheil, daß der einzige Mann im königlichen Heere, der ihm an Kriegserfahrung gleichkam, durch die Kabalen des Hofes verdrängt wurde. Dieser Mann war der Marschall von Tavannes, welchem der Herzog von Anjou den Gewinn der Schlacht bei Jarnac verdankt hatte, und der nachher im Oktober noch einmal eine Schlacht für denselben gewann.

Das Heer der Protestanten war damals an Zahl dem königlichen fast gleich. Dagegen hatte dieses schweres Geschütz, an

welchem es den Protestanten gänzlich mangelte. Bei dem königlichen Heere befanden sich übrigens damals auch sowohl italiänische (päbstliche), als spanische und deutsche Truppen. Der Markgraf von Baden hatte nämlich den Königlichen Reiter zugesendet, und Castelnau, welcher an diesen abgeordnet gewesen war, hatte gleich darauf vom Herzog von Alba Spanier erhalten, die er dem königlichen Heere zuführte, während Herzog Wolfgang Wilhelm von Zweibrücken den Reformirten zu Hülfe eilte. Der Letztere, mit welchem Ludwig von Nassau und die Seinigen sich vereinigten, machte einen meisterhaften Marsch durch Feindes Land, und kam, nachdem er die Burg La Charité genommen hatte, glücklich bis in die Nähe von Limoges. Hier hatte der Admiral zu ihm stoßen sollen; Wolfgang Wilhelm war aber, als derselbe am 11. Juni anlangte, bereits gestorben. Der Graf Vollrath von Mansfeld, welchem er vor seinem Tode den Oberbefehl übertragen hatte, konnte nachher nicht verhindern, daß viele von den Miethlingen sich verliefen. Der Admiral gerieth daher in große Verlegenheit, als der Marschall von Tavannes, welcher damals noch unter dem Namen des Herzogs von Anjou commandirte, ihn am 3. Oktober bei Montcontour, einem südlich von der Loire und nördlich von Poitiers gelegenen Orte, zum Kampfe nöthigte. Auch in diesem Treffen siegte das königliche Heer, und die Reformirten verloren nach den besten Angaben gegen zehn- bis zwölftausend Mann. Allein gleich darauf änderten sich die Umstände zu Gunsten der Besiegten. Tavannes verlor nämlich seinen Einfluß; der Sieg ward nicht verfolgt, weil das katholische Heer, statt den Feind im Felde aufzusuchen, sich mit Belagerungen beschäftigte; der Pabst, welcher der falschen und unbeständigen Katharina von Medicis nicht traute, rief seine Truppen zurück; der König von Spanien, welcher immer nur in der Absicht, die Unruhen zu unterhalten, nicht sie zu stillen, Geld und Truppen hergab, zog die seinigen ebenfalls zurück; und endlich entließ man sogar einen Theil des eigenen Heeres, um ihn nicht bezahlen zu müssen. Später begaben sich überdies noch Katharina, der König und der Herzog von Anjou nach Angers und ließen es sich daselbst wohl sein. Dies verschaffte den Protestanten, welche theils durch die in vielen Plätzen nöthigen Besatzungen, theils dadurch, daß sich jeden Tag eine Zahl von Soldaten und Officieren

entfernte, ganz geschwächt waren, die Möglichkeit, in La Rochelle eine Versammlung zu halten, um sich über die Fortsetzung des Krieges zu berathen. Coligny überzeugte die Versammelten, daß sie, wenn sie nicht schnell besiegt sein wollten, das offene und flache Poitou verlassen und sich in das Gebirge von Languedoc ziehen müßten.

Damals bewies Johanna d'Albret den von allen Geschichtsschreibern bewunderten Heldenmuth, den sie auch ihrem Sohne, dem gemüthlichen Prinzen von Bearn, einflößte. Von demselben Eifer für die reine evangelische Lehre beseelt, der den Admiral erfüllte, hielt Johanna begeisterte Reden an die kleine Schaar, welche bei ihr und dem Admiral ausharrte und dem Letzteren auf seinem Zuge durch die verschiedenen südöstlichen Provinzen Frankreich's und über die Gebirge folgte. Dort nahm das Heer wieder an Zahl zu, da das königliche sich mit der Belagerung kleiner Plätze aufhielt und der König auf den Ruhm, den sein Bruder, der Herzog von Anjou, sich im Feld erworben hatte, eifersüchtig war. La Noue, einer der vorzüglichsten Generale der Reformirten, welcher in der Schlacht bei Jarnac gefangen worden war, später aber ausgewechselt wurde, tadelt in seinen für die Geschichte dieses Krieges sehr wichtigen, durch die Bescheidenheit ihres Verfassers merkwürdigen Denkwürdigkeiten die Anführer des königlichen Heeres, weil sie den Rest der Truppen des Admirals nicht aufsuchten und vernichteten, sondern vielmehr abziehen ließen. Schon in der Gascogne ward das Häuflein durch den Enthusiasmus, welchen die beiden jungen Prinzen unter dem ihnen ganz ergebenen streitbaren Adel des Südens zu erwecken verstanden, bald wieder zu einem Heere *). Es gehört übrigens nicht hierher, den meisterhaften Zügen des Admirals zu folgen, welche dieser bis nach Roussillon und von dort über das rauheste Gebirge machte, bis er endlich Burgund erreichte.

In dieser ganzen Zeit stand Katharina von Medicis mit Johanna d'Albret in Briefwechsel. Sie schickte sogar den Herrn von Castelnau nach La Rochelle, um die Königin von Navarra zum Frieden zu bewegen. Johanna wies denselben an die Führer

*) Laissant couler sans empêschement ceste petite pelote de neige; en peu de temps elle se fit grosse comme une maison.

des Heeres, und erklärte offen, daß sie den Räthen der Königin gar nicht traue. Sie wisse, sagte sie, daß der Kardinal von Lothringen mit Philipp II. und Andere mit dem Pabste unterhandelten, und daß man nach dem Rathe dieser Beiden den Protestanten weder Wort noch Treue halten werde. Der Admiral hoffte damals auf ein Heer, welches der Pfalzgraf Johann Kasimir, nachheriger Administrator der Pfalz, ihm zuführen wollte. Dieser war zu Heinrich's II. Zeit in Frankreich erzogen worden, kannte alle Verhältnisse, und hatte sich schon vorher furchtbar gemacht. Deshalb rieth selbst der Kardinal von Lothringen, als Coligny im April 1570 gegen Paris vordrang, um sich nachher mit dem Pfalzgrafen zu verbinden, zum Frieden. Das Haus der Guisen war damals mächtiger, als der König; denn der Kardinal leitete die Kabalen mit Spanien und dem Pabste, und seine beiden Neffen, Heinrich von Guise und der Marquis und nachherige Herzog von Mayenne, hatten sich im Felde sehr ausgezeichnet. Coligny hatte sich in der Zeit nach der Schlacht bei Montcontour größer bewiesen als je. Er war durch Perigord, Limousin, Quercy, Gascogne, Dauphiné, Lyonnois, Forests, Vivarais und Champagne zuerst nach Burgund gelangt, und hierauf mit großer Kühnheit fast ohne Geschütz bis in die Nähe von Paris vorgedrungen, wobei er das Fußvolk mit auf die Pferde der Reiter hatte aufsitzen lassen; nachher stand er gerade im Begriffe, sich mit Johann Kasimir in Lothringen zu verbinden, als es mit dem Frieden Ernst wurde und man einen Waffenstillstand schloß.

Die Hauptschwierigkeit bei den Friedensverhandlungen, welche während dieses Zuges von Coligny stets fortgesetzt worden waren, bestand in dem Umstande, daß die Protestanten eine unbeschränkte Ausübung ihrer Religion forderten, und daß sie eine Anzahl fester Plätze verlangten, die sie als Bürgschaft mit ihren Truppen besetzt halten dürften. Die letztere Forderung war für die Regierung bedenklich, weil, wenn man sie gewährte, in der That die protestantischen Häupter der Regierung als eine neue Macht gegenüber gestellt und den unzufriedenen Großen eine neue Stütze gewährt wurde. Noch am Ende des Monats Mai weigerte sich der Hof, die Ausübung der Religion im ganzen Reiche zuzulassen, obgleich dieselbe in gewissen Provinzen und Orten geduldet werden sollte. Außerdem wollte er den Protestanten nur zwei feste Plätze ein-

räumen. Im Juni versprach man zwar mehr; es geschah dies aber mit dem festen Vorsatze, nichts zu halten. Hierauf begaben sich am 7. Juli 1570 Teligny, La Rocle und Arnaud de Cavagnes, Parlaments-Rath in Toulouse, nebst dem Geheimschreiber Heinrich's von Navarra, la Chassetierre, als Abgeordnete der Protestanten an den Hof. Sie wurden dort mit dem nachher als Marschall von Frankreich auf traurige Weise berühmt gewordenen General von Biron, mit Heinrich von Mesme, Herrn von Malassisse, und mit dem Herrn de Roissy über die Bedingungen einig. Jedoch verzögerten die päbstlichen Abgeordneten in Verbindung mit der mächtigen ultramontanen und antinationalen Partei, welche jene schon damals gebildet hatten, den Abschluß des Friedens um einen ganzen Monat. Erst am 8. August 1570 ward derselbe in St. Germain en Laye förmlich abgeschlossen. Durch diesen Frieden von St. Germain ward den Reformirten volle Gewissensfreiheit und eine allgemeine Amnestie zugestanden. Sie erhielten alle ihnen entzogenen Rechte, Güter und Ämter zurück, und jedes gerichtliche Verfahren gegen sie wurde aufgehoben. Ferner gestand man ihnen die Ausübung ihrer Religion in allen den Orten zu, in welchen dieselbe vor dem ersten August Statt gehabt hatte. Auch in jedem Gouvernement, in welchem vor jenem Tage kein reformirter Gottesdienst gewesen war, ward derselbe in den Vorstädten zweier Städte erlaubt; nur in Paris und zehn Stunden im Umkreise dieser Stadt, sowie da, wo der Hof gerade verweile, und zwei Stunden davon sollten die Reformirten keinen Gottesdienst halten dürfen. Endlich wurden den Reformirten vier Sicherheitsplätze, La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité, auf zwei Jahre überlassen; doch mußten die Prinzen von Navarra und Condé und zwanzig vom Könige bestimmte Edelleute eidlich versprechen, daß diese Städte nach Ablauf der festgesetzten Zeit zurückgegeben werden sollten.

6. Die französischen Religions-Kriege bis zum Tode Karl's IX.

Der Frieden von St. Germain war unausführbar, weil die Ausführung nicht vom Hofe, sondern von den Parlamenten, dem fanatisirten Volke, den damals noch fast ganz unabhängigen Großen und adeligen Gutsherren oder von den Magistraten der Städte

abhing. Auch hatte man nur die Absicht gehabt, die Protestanten ganz sicher zu machen und ihre Führer und Häupter an gewisse Orte zu locken, damit zwei Jahre später im ganzen Reiche Tausende derselben durch nächtlichen Meuchelmord aus dem Wege geräumt werden könnten. Daß man diese Absicht hatte, war seither trotz der Zeugnisse eines Brantome, eines de Thou und Anderer, die man in einer Note zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Bouillon angeführt findet*), nicht ganz ausgemacht; jetzt aber haben wir die Original-Documente, nämlich die Correspondenz, welche König Karl IX. 1572 mit Mandelot, dem Gouverneur von Lyonnois, führte**), in Händen. Diese 1830 in Paris gedruckte, bisher auf der Bibliothek nur handschriftlich vorhandene Correspondenz, welcher die mit den anderen Statthaltern geführte ganz gleich war, ist furchtbarer, als die der September-Mörder des Jahres 1792. Die Letzteren sind offen und wagen sich zu ihren Grundsätzen zu bekennen; König Karl dagegen und sein vornehmes Werkzeug, der Statthalter Mandelot, verstellen sich gegen einander, und der Letztere hat sogar bis zur Erscheinung jener Actenstücke seine Zeitgenossen und die Nachwelt so sehr zu täuschen verstanden, daß, soviel wir wissen, Alle, welche seiner gedenken, auch Lacretelle, ihn als den Edlen bezeichnen, der nicht morden wollte.

So unerhört das Verfahren der Regierung und die treulose Bosheit eines Mordplanes, welcher anderthalb Jahre lang vom Könige, von seinem Bruder und von seiner Mutter gegen ihre Unterthanen und nächsten Verwandten betrieben wurde, auch sein mag, so erlaubt doch der Hauptzweck dieses Werkes nicht, daß wir der Ausführung desselben schon während des Jahres 1571 Schritt vor Schritt folgen. Wir begnügen uns, den Plan im Allgemeinen darzulegen und gelegentlich die Verstellung anzudeuten, die man zwei Jahre lang übte. Man fand, wie aus jener Correspondenz hervorgeht, nicht nur nöthig, die Spanier, den Pabst und sogar die Guisen anfangs im Dunkel zu lassen, sondern auch die Werk-

*) Collection universelle des mémoires relatifs à l'histoire de France, Vol. 48, Observ. 7, p. 413—417.

**) Correspondance du Roi Charles IX. et du sieur de Mandelot, gouverneur de Lyon, pendant l'année 1572, époque du masacre de la Saint-Barthélémy. Paris, chez Crapelet, libraire editeur, MDCCCXXX.

zeuge der Mordthaten selbst (denn die meisten der Briefe an Mandelot sind Circulare) wurden getäuscht oder stellten sich wenigstens getäuscht, bis sie die letzten Befehle erhielten, und auch dann noch heuchelten sie. Am schrecklichsten ist, daß man bei dem Morden, wie wir sehen werden, besonders auf die Tödtung der Reicheren speculirte, Inventare aufnehmen und die ganz Armen laufen ließ, und daß Leute wie Mandelot sich zum Antheile an der Beute empfahlen. Da wir blos den gar nicht zu bezweifelnden Urkunden folgen, so wollen wir zuerst die Art, wie im Allgemeinen die Reformirten getäuscht und in die Falle gelockt wurden, angeben, dann die allen Glauben übersteigende Entsittlichung des Hofes durch einige bekannte Beispiele ins Licht setzen und endlich aus der Geschichte des Jahres 1572 die einzelnen Schritte und Thatsachen anführen, welche zum letzten Ziele der Politik des Hofes oder zu demjenigen leiteten, was man jetzt rettende That (coup d'état) zu nennen und als solche zu billigen pflegt. Man billigte auch damals Mord, Raub und die Verachtung des göttlichen und menschlichen Rechtes, wenn nur der Zweck erreicht ward; über die Mittel, wie dies geschah, war man ganz gleichgültig.

Die Hauptaufgabe des Hofes bestand darin, daß man die Protestanten sicher zu machen und die Königin von Navarra nebst ihrem Sohne Heinrich, sowie den Prinzen von Condé und namentlich den Admiral Coligny an Orte zu locken suchte, wo der fanatisirte Pöbel den Reformirten an Zahl weit überlegen war. Um dies zu erreichen, scheute man sich nicht, den spanischen König durch einen Überfall der Stadt Mons, durch die scheinbare Rüstung zu einem Kriege, mit dem es kein Ernst war, und sogar durch den laut ausgesprochenen Vorsatz eines englisch-französischen Bundes gegen Spanien offen zu beleidigen. Alles dies geschah blos in der Absicht, die Reformirten ganz sicher zu machen. Auch der Herzog von Guise, welcher darauf gerechnet hatte, die sittenlose Schwester des Königs, Margaretha von Valois, zu heirathen, wurde anfangs heftig erbittert und entfernte sich vom Hofe, als man der Königin von Navarra versprach, die Prinzessin mit ihrem Sohne zu vermählen. Guise erhielt freilich einen Wink vom Mordplan, aber erst viel später. Der Pabst schickte den Kardinal Alessandro ausdrücklich in der Absicht, die Heirath der Margaretha zu hinter-

treiben, nach Frankreich, und dieser wurde, erst als er in Frankreich angekommen war, in das Mordgeheimniß eingeweiht. In denselben Circularbriefen endlich, in welchen der König selbst den Statthaltern ganz genau angibt, wie jeder in seiner Provinz Veranstaltungen geheimnißvoller Art treffen solle, betheuert er ihnen wiederholt seinen innigen Wunsch, daß alle Bedingungen des Friedens erfüllt und eine vollständige Duldung geübt werde.

Um begreiflich zu finden, wie Karl IX. schon vom Mai 1572 an Alles vorbereiten konnte, um Unglückliche in das Netz zu locken und ihre Beraubung und Ermordung kaltblütig im Voraus zu berechnen, darf man nur daran denken, daß zu derselben Zeit er und seine Brüder sich nicht schämten, ganz gemeinen Diebstahl und Mord zu üben, wofür sie nicht einmal die geringste politische Entschuldigung anführen konnten. Der König und seine Brüder speisten nämlich bei dem Präfecten von Paris oder, wie damals der Titel desselben war, beim Prevot des Marchands Nantouillet, und ließen nach der Mahlzeit alles Silbergeräthe durch ihre Leute einpacken und mitnehmen. Wegen dieses Raubes erhob Nantouillet gegen diejenigen, welche dabei thätig gewesen waren, Klage beim Parlament. Der erste Präsident des Parlaments wollte die Klage annehmen; der König ließ ihm aber sagen: er möge sich keine Mühe geben; denn Nantouillet sei von gar zu mächtigen Leuten bestohlen worden. Später, als der junge Herzog von Guise sich zu eifrig um die Gunst von Karl's Schwester bewarb, durch deren Hand man Heinrich von Navarra und seine Mutter an den Hof locken wollte, bestand der König darauf, daß ihn der Herzog von Angouleme auf der Jagd meuchelmörderisch tödten solle. Er zeigte ihm zwei Degen und sagte, der eine sei für ihn bestimmt, wenn er nicht den anderen dem Herzoge von Guise auf der Jagd durch den Leib stoßen wolle. Ein anderer Mann ward wirklich getödtet, weil er zu der Zeit, als die bevorstehende Ermordung der Protestanten aufs sorgfältigste geheim gehalten werden sollte, unvorsichtiger Weise merken ließ, daß er von der Sache wisse. Dies war Lignerolles, der Vertraute des Herzogs von Anjou. Der König ersah sich den Todfeind desselben, Villequier de la Guerche, zum Mörder. Als er diesen zu sich rufen ließ, war er sehr erstaunt, daß Villequier Bedenken hegen konnte, sich seines Feindes

durch einen straflosen Mord zu entledigen. Er schalt ihn heftig und brachte es dahin, daß der Mord wirklich vollzogen wurde. Mit einer wahrhaft teuflischen Bosheit und Falschheit wurden auch im Jahre 1572 die Circularbriefe an die katholischen Statthalter der Provinzen abgefaßt, die wir aus der Correspondenz mit Mandelot kennen. Sie enthalten neben den heiligsten Versicherungen, daß der Frieden werde erhalten werden, Befehle und die Angabe von Einrichtungen, welche darauf hinzielten, daß die Protestanten an Orte, wo sie in der Gewalt ihrer Feinde wären, gelockt und Soldaten und Mordgesindel zu ihrer Vernichtung bereit gehalten werden sollten.

Um den Admiral zu täuschen, begünstigte man scheinbar den Lieblingsplan desselben, welcher darin bestand, daß ein Krieg mit Spanien angefangen werde. Es ward zu diesem Zwecke sogar eine Unterhandlung mit England eingeleitet und der englischen Königin zuerst der eine Bruder Karl's, der Herzog von Anjou, und dann der andere, der Herzog von Alençon, als Gemahl angetragen; ja, am 19. April 1572 wurde sogar ein förmlicher Vertrag mit England, welcher gegen Spanien gerichtet war, zu Blois abgeschlossen. So feierlich aber auch die Sache verhandelt wurde, so wollten doch die beiden Königinnen, von denen das Ganze ausging, einander nur täuschen. Lediglich um die Reformirten ganz sicher zu machen und den alten Admiral zu betrügen, opferte man im Mai 1572 bei dem Unternehmen Ludwig's von Nassau gegen Valenciennes und Mons (s. S. 29 f.) eine bedeutende Zahl der tapfersten Franzosen. Man erlaubte ferner öffentlich den Reformirten, ihren Glaubensgenossen in den Niederlanden beizustehen; man begünstigte den Admiral, als er den ersten Freiwilligen regelmäßige Truppen nachschickte; man ließ endlich sogar ein Heer sammeln, welches von La Rochelle zu Schiffe nach Flandern gebracht werden sollte. Allein man verrieth die eigenen Landsleute den Spaniern. Der Versuch Valenciennes zu überfallen schlug, wie wir wissen, fehl, und nachher konnten Ludwig von Nassau und La Noue, so tapfer sie auch waren, die Stadt Mons nicht behaupten. Die Ursache des Mißlingens aber lernt man erst aus Mendoza's merkwürdigen Commentaren kennen. Dieser sagt uns, daß Katharina von Medicis und ihr Sohn einen ihrer Hofleute

an den Herzog von Alba schickten, welcher Letztere dann seinem Sohne Friedrich von Toledo die Nachricht ertheilte, daß Johann Hengest, Herr von Genlis, mit einem Theile der Truppen, die der Admiral an der Grenze versammelt hatte, auf dem Marsche sei. Diese Heerschaar ward vernichtet und Genlis gefangen nach Antwerpen gebracht, wo man ihn dann wahrscheinlich heimlich aus der Welt schaffte.

Im April 1572 wurde der Vertrag über die Vermählung des jungen Heinrich von Navarra mit des Königs Schwester Margaretha von Valois abgeschlossen. Im Mai kam die Königin Johanna mit allen reformirten Großen nach Paris. Sie starb hier schon am 10. Juni nach einer fünftägigen Krankheit. Nach der Versicherung Davila's wäre sie vergiftet worden; das Werk dieses Geschichtschreibers ist aber so sehr mit Irrthümern und absichtlichen Erdichtungen angefüllt, daß wir nicht den geringsten Werth auf sein Zeugniß legen. Freilich berichtet auch de Thou, es habe geheißen, Johanna sei nach italiänischer Weise durch parfümirte Handschuhe aus der Welt geschafft worden. Dessen ungeachtet scheint uns die Sache zweifelhaft, obgleich der König nur den Leib und nicht zugleich den Kopf der Gestorbenen öffnen und untersuchen ließ, und man deshalb sagte, sie sei durch ein Gift getödtet worden, welches blos auf das Gehirn gewirkt habe. Übrigens nahm ihr Sohn Heinrich gleich nach dem Tode seiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra an.

Der Admiral Coligny hatte sich zwar durch den Trug eines mit Spanien zu beginnenden Krieges in die Nähe von Paris locken lassen, er blieb aber immer noch auf dem Schlosse Madrid im Park von Boulogne (bois de Boulogne); man mußte ihn deshalb auf irgend eine Weise zu bewegen suchen, daß er in die Stadt selbst komme. Dies wurde dadurch erschwert, daß man ihn von allen Seiten beschwor, dem Hofe nicht zu trauen, weil er allein die Seele der Protestanten sei. Um ihn sicher zu machen, gebrauchte der König die zwei wegen ihrer Tapferkeit und Rechtlichkeit am meisten geachteten französischen Herren, die Marschälle von C o s s é und von M o n t m o r e n c y. In diese setzte der Admiral ein unbedingtes Vertrauen, und sie selbst ahnten nicht im entferntesten, daß ihr König auf Mord und Verrath ausgehe. Durch

ihre heiligen Betheuerungen ließ der Admiral sich wirklich bewegen, nach Paris zu kommen. Hier ward er sowohl bei seiner Ankunft als auch nachher mit einer Aufmerksamkeit behandelt, welche ihn und die Reformirten gerade in dem Augenblicke einschläfern mußte, als im Kabinet der Entschluß gefaßt wurde, diese Ruhe zu benutzen, um Mordbanden auf die Reformirten zu hetzen. Der König ließ Schomberg nach Deutschland reisen, vorgeblich um Leute für den bevorstehenden Krieg mit Spanien zu werben; er wies außerdem dem jüngeren der beiden pfälzischen Prinzen, welche dem Hofe am meisten verhaßt waren, Christoph, ein Jahrgeld an, und bestimmte den älteren, Johann Kasimir, zum Anführer des Heeres. Das Haupt der Reformirten, der Admiral Coligny, wurde durch Schmeichelei und Falschheit so bestrickt, daß König Karl schon im Mai in einem an Mandelot gerichteten Kreisschreiben den Gedanken aussprechen konnte, das Vertrauen der Reformirten zu ihm sei jetzt so groß, daß die denselben im Frieden eingeräumten festen Plätze ihm wieder übergeben werden würden. Dies geschah jedoch nicht, und gerade der Besitz jener Plätze machte es unmittelbar nach dem Morden der Bartholomäus-Nacht den Reformirten möglich, einen neuen Krieg anzufangen und noch einmal einen Frieden zu erzwingen.

Als am 18. August 1572 die Hochzeit der Schwester des Königs mit Heinrich von Navarra, welche aufs feierlichste begangen wurde, Statt fand, war schon Alles für die Ermordung der Protestanten vorbereitet. Die Guisen waren längst zurückgekehrt, mit Ausnahme des Kardinals, welcher in Rom blieb; man hatte sie zuerst durch einen gegebenen Wink von dem gemachten Plane in Kenntniß gesetzt und dann unter dem Vorwande des Krieges mit Spanien und der Aussöhnung mit Coligny, welchem bekanntlich ein Antheil am Morde des Herzogs Franz von Guise zugeschrieben wurde, nach Paris kommen lassen. Hier mußten der junge Herzog Heinrich von Guise und sein Oheim Aumale unter den Augen des Königs, welcher gerade damals Meuchelmörder gegen den edeln Greis ausschickte, eine rührende Versöhnungs-Komödie spielen. Auch der Pabst (nicht mehr Pius V., sondern Gregor XIII.) wurde in das Geheimniß eingeweiht. Schon unter Pius V. hatte König Karl den Gesandten desselben, den Kardinal Alessandro, welcher

die Heirath der Margaretha hatte hintertreiben sollen, über seine wahren Absichten beruhigt, so daß Alessandro die Heirath sogar durch eine vorgebliche Dispensation des Pabstes, welche von diesem nie ertheilt worden war, gefördert hatte *).

Gleich nach Heinrich's Vermählung wurde im königlichen Rathe die Ermordung der Protestanten förmlich beschlossen. Zu diesem Zwecke vereinigte man blutgieriges Gesindel in der Stadt und zog unter dem Vorgeben, daß man den Admiral zu schützen suche, mit Zustimmung desselben auch die königlichen Garden, deren man sich beim Morden ebenfalls bedienen wollte, nach Paris. Es ward jedoch nöthig gefunden, vor allen Dingen den Admiral ermorden zu lassen. Man hatte aus keinem anderen Grunde den rachesüchtigen persönlichen Feind des Admirals, den Herzog Heinrich von Guise, welcher vom eigentlichen Plane nichts wußte, ins Vertrauen gezogen, und dieser schaffte dann einen Meuchelmörder, Maurevel, herbei, welcher am 22. August den Admiral, wenn derselbe aus dem Louvre nach Hause gehe, erschießen sollte. Der Mörder wurde vom König selbst ermuntert, und Heinrich von Guise gab ihm die Flinte. Man versteckte ihn in dem nahe beim Kloster St. Germain l'Auxerrois und beim Louvre gelegenen Hause eines Herrn de Pille de Villemür, welcher Erzieher des Herzogs von Guise gewesen war. Hier feuerte Maurevel aus einem vergitterten Fenster eine Kugel auf den vorübergehenden Admiral; er verwundete ihn jedoch blos an der Hand und am Arm. Das Haus wurde sogleich erbrochen, der Thäter aber nicht gefunden. Die Protestanten wurden durch diesen Mordversuch so sehr aufgeregt, daß Heinrich von Navarra, der sich doch erst vier Tage vorher mit des Königs Schwester vermählt hatte, nur mit Mühe in Paris zurückgehalten werden konnte, weil er und seine Vettern Condé und Conti den Mordanschlag für ein Werk des Hofes hielten. Man mußte daher eilen, das, was rettende That für den Katholicismus werden sollte, auszuführen. Dies ward für den 24. August (den Bartholomäus-Tag) beschlossen. Bei der Berathung über die

*) Hieronymus Catena hat uns in seinem Leben des Pabstes Pius V. die Worte aufbewahrt, durch welche König Karl den Gesandten desselben über seine Absichten beruhigte. Der König sagte: Assurez bien Sa Sainteté, que *le tout* se fait en bone intention et pour le service et la grandeur de la foi catholique.

Personen, welche an diesem Tage geopfert werden sollten, kam man ohne Schwierigkeit überein, den jungen König von Navarra zu verschonen; dagegen wurde erst nach langem Streite der Beschluß gefaßt, auch den Prinzen von Condé nebst einigen anderen Personen von der Ermordung auszunehmen. Wenn man diesen Hergang der Sache kennt und zugleich bedenkt, daß der König selbst sich später der That rühmte, so kann man seine Briefe an Mandelot über den Anschlag gegen Coligny nur mit großem Abscheu lesen. Karl weiß in diesen für die Mittheilung bestimmten Briefen von nichts, spricht in ihnen die besten Absichten aus, und verordnet alles Milde und Gute, während Mandelot durch Agenten mündlich Mordbefehle erhält.

Dem königlichen Beschlusse zufolge wurden endlich Guise und seine Leute benachrichtigt, die Schweizer aus den kleinen Kantonen und die fanatisirten Soldaten beordert und der wüthende Pöbel auf dieselbe Weise, wie im September 1792, von der städtischen Behörde, welche kurz vorher noch im Amte gewesen war (dem Prevot), in Mordbanden eingeschaart. Diese sollten auf ein Zeichen, welches mit der Glocke von St. Germain l'Auxerrois gegeben werden würde, alle Häuser, in denen Protestanten einquartiert waren, erstürmen und die Letzteren nebst allen denen, die sich in die Straßen und auf die Plätze flüchten würden, ermorden. Die Rolle, welche bei den Septembrisirungen von 1792 die furchtbarsten Jakobiner spielten, d. h. das Reden und das Aufmuntern zum Morden, übernahmen die fanatischen Gemeinderäthe (echevins), Pfarrer und Mönche. Diese predigten noch am Abend des 23. August den auf Plätzen und Höfen versammelten Haufen, daß sie durch die Ermordung der Ketzer sich um das Reich, um den König und um Gott und die Kirche sehr verdient machen würden. Für die Schweizer und für die bewaffneten Bürger der Pariser Quartiere (les bourgeois des quartiers) verbürgte sich Guise, und der König ließ, wie auch 1792 geschah, zweitausend Leute der niederen Klassen für das Morden wie für eine Arbeit bezahlen. Diese Leute wurden auf den Straßen und Plätzen wie in Schlachtordnung aufgestellt. Sie machten sich durch eine weiße Binde um den Arm und durch ein weißes Kreuz vorn am Hut kenntlich, und dasselbe sollten nach ihrem Beispiele alle Katholiken thun. Guise,

Tavannes und andere Fanatiker hatten die militärische Leitung übernommen, und Alle harrten blutgierig des mit der Glocke von St. Germain zu gebenden Signals.

Die Mordscenen der sogenannten Pariser Bluthochzeit oder der Bartholomäus-Nacht sind seit der französischen Revolution so oft dramatisch geschildert worden, und Lacretelle hat in unseren Tagen alle jene wahren und falschen Anekdoten von den Gräuelthaten dieser Begebenheit, die uns in großer Zahl überliefert worden sind, zur Unterhaltung seines Publikums so geschickt zusammen geordnet, daß wir, nur auf Belehrung bedacht, auf ihn verweisen und uns kurz fassen zu können glauben. Der Anfang des Mordens ward mit dem greisen Admiral Coligny gemacht. Guise selbst leitete die Ermordung desselben. Er blieb unten im Hofe, als Besme mit den Mördern in das Haus Coligny's hinaufging. Der Letztere ließ nach geschehener That den Körper des Gemordeten aus dem Fenster werfen, und der Pöbel behandelte nachher den Leichnam des würdigen, frommen, um sein Vaterland verdienten Greises auf schmähliche und unwürdige Weise. Dies läßt sich aus der Rohheit des Gemüthes gemeiner Seelen erklären; daß aber das Haupt des Admirals dem Kardinal von Lothringen nach Rom geschickt werden sollte, haben wir immer bezweifelt, bis wir diese Thatsache in Karl's IX. eigenen Briefen gefunden haben. Der König hatte nämlich, wohl wissend, wie gräßlich es sei, daß ein eigener Bote diesen Kopf über Lyon nach Rom bringen solle, nach seiner Art wahrscheinlich durch einen Agenten den Statthalter zu Lyon, Mandelot, davon benachrichtigen lassen; in einem der Circularbriefe an diesen aber stellt er sich, als ob er es verhindern wolle. Mandelot in der Antwort an den König nimmt ebenfalls die Miene an, als wenn er glaube, daß es dem Könige mit seinem Befehle, den Träger des Kopfes unterwegs auffangen zu lassen, Ernst gewesen sei. Man wollte nämlich nur die übrigen Leser des Circulars über den Antheil des Königs und Mandelot's an dem Morden täuschen *).

*) Mandelot schreibt dem Könige (lettre XVIII): J'ay aussi reçeu, Sire, la lettre qu'il a pleu à Votre Majesté de m'escrire, par laquelle elle me mande avoir esté advertie, qu'il y a ung homme, qui est party par de là avec la teste, qu'il auroit prise du dict amiral après avoir été tué, pour la porter à Rome.

In denselben Briefen zeigen beide Männer sich gleich begierig nach der Habe der Gemordeten. Man läßt von den Verhafteten ausdrücklich die Armen wieder frei, um sich des Gutes der Reichen zu bemächtigen; der König ist schon vor dem Morden sehr bedacht, daß an allen Orten das Vermögen der Gemordeten genau aufgeschrieben werde, damit ihm nichts entgehe; Mandelot endlich bittet dringend, man möge bei der Vertheilung doch ja nicht seiner vergessen*).

Das Morden begann im Louvre, in dessen Hofe mehr als zweihundert der angesehensten Protestanten umkamen. Nachher wurde in der ganzen Stadt auf ähnliche Weise zwei Nächte und zwei Tage hindurch gewüthet. Der König suchte alle Schuld auf die Guisen zu schieben, ließ aber das Morden in den verschiedenen Gouvernements und Städten bis in den September hinein fortsetzen. Aus seiner Correspondenz mit Mandelot ersieht man, daß er erst mehrere Tage nach dem Morden in Paris auf den Gedanken kam, das, was er am 27. August im Pariser Parlamente von einer Verschwörung geäußert hatte, auch im ganzen Lande verbreiten zu lassen. Die Städte, in welchen der Fanatismus der gegen die Protestanten unglaublich erbitterten Bevölkerung das meiste Blut vergoß, waren Lyon, Rouen, Bordeaux, Castres, Toulouse, Meaux, Orleans, Angers und Bourges. In Lyon allein wurden über achtzehnhundert Menschen umgebracht. Unter denen, welche den Mordbefehlen des Königs keinen Gehorsam leisteten, führen de Thou und Lacretelle irrthümlicher Weise auch den schauderhaft falschen, mord- und raubsüchtigen Mandelot an. Von jenen Männern verdienen vorzugsweise die Montmorency's und vor allen Johann Hennüyer, Bischof von Lisieux, Erwähnung. Dieser erklärte sich öffentlich gegen die Lehre seiner Glaubensgenossen von der Verdienstlichkeit des Ausrottens der Ketzer. Der Statthalter der Dauphiné, Bertrand von Simiane, sowie St. Heran in der Auvergne, La Guiche in Macon und Chabot Charni in Burgund verhinderten ebenfalls das Morden. Am berühmtesten ward der Vicomte d'Orthez, Commandant von Bayonne, durch seinen moralischen Muth. Dieser schrieb dem Könige, er habe dessen

*) M'asseurant, que, si elle a commencé par quelques autres, elle me fait tant d'honneur de ne m'oublier.

Brief den Soldaten und Bürgern der Stadt vorgelesen, unter ihnen aber nur gute Bürger und gute Soldaten, keinen Henker gefunden. Er wurde dafür nachher durch Gift aus der Welt geschafft. In der Provence, wo die Zahl der Protestanten gar zu ansehnlich war, gab der Graf von Tende das Morden nicht zu; auch er wurde dafür gemordet, als er nach Avignon kam. Pabst Gregor XIII. ward genöthigt, gegen sein durch das Morden empörtes menschliches Gefühl voll inneren Schmerzes und mit thränenden Augen wegen der Bartholomäus-Nacht in Rom glänzende Kirchenfeste halten zu lassen, bei welchen der Kardinal Alessandro und der Kardinal von Lothringen auf eine höchst unanständige Weise ihre Freude darüber zu erkennen gaben, daß der Gewaltstreich gegen die Reformirten geglückt sei. Die genaue Zahl der vom 24. bis zum 28. August in Paris Gemordeten wagen wir nicht anzugeben, weil diese ja nicht gezählt werden konnten. Daß die Angaben sehr übertrieben sind, und daß besonders Lacretelle die Sache übertreibt, geht aus dem hervor, was wir von der Gesammtzahl aller Gemordeten wissen. De Thou, welcher die ganze grausenhafte Geschichte sehr ausführlich berichtet, gibt die Zahl der im ganzen Reiche Umgekommenen nur auf dreißigtausend an, und auch dies noch mit einem beschränkenden Zusatze (quamvis aliquanto minorem numerum credo.) Der Marquis de Rosny, welcher später als Herzog von Sully Heinrich's IV. Minister war, nennt siebenzigtausend, Perefixe im Leben Heinrich's IV. sogar hunderttausend. Der Pater Griffet zu Daniel's Geschichte hat jedoch längst dargethan, daß die Zahl sich nicht bestimmen lasse. Übrigens hatten auch die Mörder nicht sowohl die Zahl als vielmehr den Rang und Reichthum der zu Mordenden im Auge.

Der König von Navarra und der Prinz von Condé wurden zwar am Leben gelassen, aber vom Könige grob gescholten, in freier Haft gehalten und unaufhörlich gepeinigt, ihren Glauben zu ändern. Sie zeigten in Beziehung auf den Religions-Wechsel eine ganz verschiedene Gesinnung. Heinrich von Navarra, welcher, während er bei Hofe gewesen war und sein Vater lebte, dem katholischen Glauben angehört hatte, ließ sich den Übergang von einem christlichen Cultus zum anderen (denn nur davon war die Rede) leicht gefallen. Der Prinz von Condé dagegen widerstrebte lange, bis

endlich der unbeschreiblich rohe, wilde und heftige König ihn zu sich rufen ließ und durch die unzusammenhängenden Worte: „Bastille, Messe, Tod!" so sehr erschreckte, daß der Prinz sich das, was nicht zu ändern war, gefallen ließ. Der Übertritt beider Männer war übrigens so offenbar erzwungen, daß dieselben, sobald sie vom Hofe entschlüpfen konnten, wieder zum Protestantismus zurückkehrten.

Die Folgen der verübten Gräuel waren ihren Urhebern verderblicher, als denen, welche das Opfer derselben gewesen waren. Die Erbitterung erreichte den höchsten Grad, und die Protestanten Frankreich's sahen ein, daß ihnen nichts übrig bleibe, als Leben und Gut mit ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen und hinter den Mauern der von ihnen bewohnten Städte des Südens Schutz zu suchen. Ferner boten ihnen Elisabeth von England, die reformirten Schweizer Kantone und die deutschen Fürsten ihre Hülfe an, weil sie jetzt endlich an einen zwischen Philipp II. und Katharina von Medicis bestehenden Bund zur Ausrottung der protestantischen Religion glaubten, obgleich Philipp selbst mehr an Politik, als an Religion dachte und seinen Nachbar schwächer, nicht mächtiger zu machen strebte. An dem ganz gesunkenen französischen Hofe aber wurde das geraubte Gut gewissenlos verschwendet, jeder tüchtige Mann zog sich zurück, und es herrschte überall Anarchie. Nicht einmal der König und seine Mutter waren einig. Auch mit dem älteren seiner beiden Brüder, dem Herzog Heinrich von Anjou, lebte Karl in beständigem Streite, und der dritte der Brüder, der Herzog von Alençon, ward vom zweiten mit neidischen Augen betrachtet.

Von den drei Festungen des Südens, welche die Zufluchtsörter der Reformirten waren, La Charité, Montauban und La Rochelle, hatte die wichtigste, La Rochelle, durch den Herzog von Alençon belagert werden sollen; dies litt aber die Eifersucht des Herzogs von Anjou nicht, und der Letztere zog deshalb selbst im Februar 1573 gegen die Stadt. Von allen festen Plätzen der Reformirten ward jedoch nur La Charité genommen. Montauban wurde durch die fast fabelhafte That eines Herrn von Reniers gerettet. Dieser und der Vicomte de Gourdon hatten sich, als Montlüc mit vierhundertachtzig Reitern gegen Montauban aufgebrochen war, in die Stadt werfen wollen, waren aber von den Einwohnern

nicht aufgenommen worden. Reniers sprengte darauf, nicht um zu siegen, sondern um, wie er sagte, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, den Truppen Montlüc's entgegen, griff sie an und war glücklich genug, mit seiner kleinen Schaar die große der Feinde zusammenzuhauen. Durch diese That beschämt, nahmen die Bürger von Montauban ihn, als er zurückkam, bei sich auf, und sie vertheidigten sich nachher mit solcher Verzweifelung und solchem Glücke, daß bald noch dreißig andere Städte ihrem Beispiele folgten. Selbst der kleine befestigte Platz Sancerre leistete tapferen Widerstand. Mit der Einnahme von Nismes war es dem Herzoge von Joyeuse unstreitig nicht Ernst; auch hatten sich die Protestanten von allen Seiten her in diese große Stadt gesammelt. In den Sevennen waren viele Forts von Protestanten besetzt. In der Schweiz aber, in den deutschen Grenzländern und in England wimmelte es von Flüchtlingen, denen ihre dortigen Glaubensgenossen Hülfe versprachen.

Die mächtige Stadt oder vielmehr Republik La Rochelle war anfangs von Philipp Strozzi bedroht, aber nicht ernstlich angegriffen worden. Endlich brach nach langem Zögern der Herzog von Anjou mit der ganzen Macht des Reiches und mit dem aufgebotenen Adel gegen sie auf. Er opferte, wie der Herzog von Bouillon in seinen Denkwürdigkeiten als Augenzeuge berichtet, ganz muthwilliger Weise bei den Angriffen auf die Stadt Tausende von Menschen auf, und ließ zuweilen blos durch die Massen Sturm laufen, während er die Ritterschaft im Lager zurückhielt, wo er eine glänzende Hofhaltung um sich hatte. Er ließ die Stadt neun Mal stürmen und siebenzig Minen sprengen; aber theils zog man die Sache absichtlich in die Länge, theils ward im Kriegsrathe oft nach Stimmenmehrheit über Angriffe Beschluß gefaßt, theils gaben Montmorency, Condé, Heinrich von Navarra und viele Andere, die man zum Rücktritt in die alte Kirche gezwungen hatte, den Vertheidigern von Allem Nachricht, was im Kriegsrathe beschlossen ward. Die Vertheidigung von La Rochelle und die Ausdauer der ganz enge eingeschlossenen und an Allem Mangel leidenden Bürgerschaft hat de Thou sehr ausführlich beschrieben. Wir ersehen aus seiner Beschreibung wenigstens das Eine, daß Heldensinn alle Reformirten jener Gegenden beseelte. Weiber und

Kinder nahmen an der Vertheidigung Theil, und besonders die Ersteren zeigten eine fanatische Wuth, die sie sogar gegen die beim Stürmen verwundeten Soldaten bewiesen. Die Disciplin im königlichen Heere löste sich ganz auf, jeder ging und kam, wie es ihm gefiel, und der Herzog von Bouillon schildert die Unordnung auf eine solche Weise, daß man sehr gut die Freude der Königin und auch des Herzogs von Anjou begreift, als eine Kabale, welche Katharina schon längst in Polen hatte anspinnen lassen, ihnen einen Vorwand gewährte, sich aus der Sache zu ziehen und dem Könige einen neuen Friedensschluß anzurathen, vermöge dessen die Reformirten die meisten Vortheile wieder erlangten, deren sie vor der Bartholomäus-Nacht genossen hatten.

In Polen bestand unter den sogenannten Jagellonen oder der aus Litthauen gerufenen Dynastie eine Nationalregierung, welche das unglückliche halb monarchische, halb republikanische System und die Form des Wahlreiches weniger schädlich machte, als dieses zu irgend einer anderen Zeit der Fall war. Der letzte König aus dem Hause der Jagellonen, Siegmund August oder Siegmund II., welcher von 1548 bis 1572 regierte, hatte durch die Erwerbung von Liefland und dadurch, daß er die Herzöge von Kurland zur Anerkennung der polnischen Oberhoheit zwang und verpflichtete, die Ausdehnung und Macht des Reiches sehr vermehrt; allein das Ansehen und die Eifersucht einzelner Großen machte eine gesetzliche Regierung unmöglich. Auch in Polen gab es eine mächtige protestantische Partei; Kurland und Liefland waren sogar ganz protestantisch. Man hatte zwar Duldung verabredet; aber die zahlreichen, auch im Senat einflußreichen Geistlichen und die päbstlichen Nuntien regten immer neuen Zwiespalt an. Heinrich von Anjou, den seine Mutter gern auf einige Zeit aus Frankreich entfernen wollte, war bestimmt, ebenso in Polen die Anarchie, welche in der Verfassung dieses Reiches begründet war, zu vermehren, wie er sie später in Frankreich herrschend machte. Seine Mutter schickte, als sie erfuhr, daß die Polen sich über die Wahl eines Königs nicht vereinigen konnten, den jungen Sohn ihres Kanzlers Birague, welcher in Padua studirte, nach Polen, um ihren Lieblingssohn zum Könige zu empfehlen.

Dies gelang, weil Birague den Senatoren zeigte, daß sie unter einem Fürsten wie Heinrich die Rechte des Königs und des Volkes

ungestraft würden vermindern können, und weil er die Siege von Jarnac und Montcontour, denen Heinrich als Oberfeldherr zugesehen hatte, demselben zuschrieb. Was Birague begonnen hatte, vollendete nachher der Bischof von Valence, Montlüc, dessen Toleranz ihn früher als Ketzer verdächtig gemacht hatte, jetzt aber zum Gesandten in Polen empfahl. Dieser benutzte, um eine mächtige Partei für Heinrich zu gewinnen, die Spaltungen im polnischen Senat, die Eifersucht der Großen, welche keinem aus ihrer Mitte (keinem Piasten) die Ehre gönnten, und den Wunsch des großen Haufens die alte Religion zu erhalten. Dreißigtausend polnische Edelleute waren, wie man uns berichtet, auf dem Wahlfelde bei Wola versammelt, als nach einer zehnmonatlichen Zwischen-Regierung Heinrich von Anjou zum Könige erwählt wurde. Man hatte aber unterdessen in Polen erfahren, daß Montlüc über Heinrich's Gesinnung in Religions-Sachen Falsches berichtet habe, und daß dieser an den Gräueln der Bartholomäus-Nacht wesentlichen Antheil genommen; deshalb forderte man, daß Heinrich, noch ehe er aus Paris abreise, die von den polnischen Ständen auf dem Convocations-Reichstage geschlossene Übereinkunft unterschreiben solle. Dies geschah denn auch am 7. April 1573. Es war in der Übereinkunft festgesetzt worden, daß niemand der Religion wegen bestraft oder verfolgt werden dürfe; doch sollten der katholischen Partei die Bisthümer und die anderen Kirchenpfründen bleiben. Dies war nicht die einzige Beschränkung, welche dem neuen Könige auferlegt ward; er zuerst mußte auch eine Wahl-Capitulation (Pacta conventa) unterschreiben, welche nachher, wie auch in Deutschland geschah, jedes neuen Königs Macht immer mehr verringerte und die der Großen vermehrte. Die ganze Anarchie wurde dadurch gesetzlich und die Einrichtung des Wahlreiches verderblicher, weil man verordnete, daß niemals ein König bei Lebzeiten eines anderen gewählt, und daß sogar die Form und Ordnung der Wahl nicht festgesetzt werden dürfe. Montlüc hielt nachher einen sehr glänzenden Einzug in Paris. Er war dabei von einer ganzen Schaar polnischer Magnaten begleitet, welche ihren König abholen sollten. Diese fuhren auf fünfzig vierspännigen Wagen in Paris ein; ihr kostbares Pelzwerk und die Menge von Edelsteinen in ihrem Anzuge erregten Bewunderung, ihre furcht-

baren Gestalten und rothen Bärte Schrecken. Heinrich selbst hatte durchaus keine Lust, Frankreich zu verlassen; denn er ließ dort eine Geliebte, Condé's Gemahlin, zurück, der er später von Polen aus Briefe mit seinem Blute schrieb, was ein hinreichender Beweis seiner Albernheit ist. Die Nachricht von seiner Wahl hatte er im Lager vor La Rochelle erhalten. Er würde sie wegen des schwankenden Gesundheitszustandes seines Bruders, des Königs Karl, abgelehnt haben, wenn nicht seine Mutter dies gehindert hätte.

Sancerre war damals im Begriff zu capituliren; die Nothwendigkeit der Abreise Heinrich's aber gewährten dem Könige und seiner Mutter um so mehr einen Vorwand, den Protestanten in La Rochelle billige Bedingungen zuzugestehen, als sie vorgaben, durch die Duldung der französischen Protestanten den Polen das Vertrauen einflößen zu müssen, daß Heinrich als König von Polen Wort halten werde. Im Lager vor La Rochelle wurde der Frieden abgeschlossen. Dieser schien den Worten nach nur eine Capitulation der drei Städte Nismes, Montauban und La Rochelle zu sein; allein das auf ihn gegründete königliche Friedens-Edict, welches vom Juli 1573 aus dem Schlosse Boulogne datirt ist, erstreckt sich viel weiter. Des Scheines wegen mußten die drei Städte das königliche Ansehen anerkennen; in der That aber blieben sie freie Städte. La Rochelle, obgleich es einen königlichen Statthalter anerkennen mußte, brauchte weder den Herzog von Anjou noch einen Theil seiner Truppen einzulassen. Doch sollten alle drei Städte zwei Jahre lang am königlichen Hofe vier Abgeordnete als Geißeln ihrer Treue unterhalten. Die allgemeine Duldung, welche in dem Edicte gewährt wurde, war sehr beschränkt. Nur diejenigen Herren, welche Gerichtsbarkeit besaßen, sollten in ihren eigenen Häusern, und zwar blos für sich und zehn andere Personen, Gottesdienst halten dürfen. Dagegen sollte die Vergebung und Vergessenheit alles Früheren allgemein sein.

Heinrich mußte endlich, so sehr ihn die Liebe zu Condé's Gemahlin fesselte, nach Polen abreisen. Die ganze sehr scandalöse Hofhaltung begleitete ihn bis nach Lothringen. In diesem Augenblicke erkrankte unglücklicher Weise der König, und nach Heinrich's Abreise war die Verwirrung, sowie das wüste Leben und Treiben rund um den kranken König unbeschreiblich. Heinrich nahm seinen

Weg nach Polen über Heidelberg, wo er am Hofe viele reformirte Standespersonen aus Frankreich antraff, welche ihm eine sehr drohende Miene machten. Auch mußte er sich gefallen lassen, daß der Kurfürst ihm derbe Worte über seinen Antheil an den Gräueln der Bartholomäus-Nacht sagte.

In Frankreich vermehrten sich die Parteien, da jetzt auch Heinrich's ganz armseliger jüngerer Bruder, der Herzog von Alençon, sich vordrängte und zwei seiner Günstlinge eine Art Verschwörung für ihn bildeten. Die Königin verhinderte nämlich, daß der Herzog von Alençon während der Krankheit seines Bruders Karl oder auch nach dessen Tode die Regentschaft unter dem Titel eines Generalstatthalters an sich reißen könne, und in Folge davon machten die beiden Freunde und höchst leichtfertigen Genossen des Prinzen, La Mole und Annibal Graf von Coconas, während der König schwer danieder lag, ein Complot gegen Katharina von Medicis. Sie bewogen die angesehensten Herren, unter ihnen die Marschälle von Montmorency und Cossé, sowie den Prinzen von Condé und den König Heinrich von Navarra zu einer Verbindung, deren Zweck eine Vereinigung der Freunde des Herzogs von Alençon mit den Protestanten war. Schon hatte man den Tag festgesetzt, an welchem Alençon und Heinrich von Navarra den Hof, der sich in St. Germain befand, verlassen sollten, als Katharina den Plan erfuhr und den kranken König heftig gegen seinen Bruder erbitterte. Dieser ward hierauf durch die Drohungen seiner Mutter so sehr eingeschüchtert, daß er Alle, die sich zu seinen Gunsten in die Verbindung eingelassen hatten, feige verrieth und in Folge davon ebenso verächtlich wurde, als sein Bruder, der König von Polen, schon längst gewesen war. Die Königin ließ darauf den Herzog von Alençon und den König von Navarra polizeilich bewachen (donnoit leur une garde). Condé entkam nach Deutschland; Montmorency und Cossé aber wurden verhaftet. Man konnte freilich auf diese Beiden nichts bringen; Anderen dagegen wurde der Proceß gemacht. La Mole und Coconas wurden enthauptet, und Franz de Tourtay kam, obgleich er bewies, daß er adelig sei, an den Galgen, weil er seinem Herrn zu treu gedient hatte.

Die Protestanten hatten sich längst beklagt, daß der Friede nicht

gehalten werde und die Verfolgungen überall wieder begonnen hätten; sie hatten in der Normandie und in verschiedenen anderen Gegenden einzelne Orte wieder besetzt; sie benutzten jetzt die völlige Auflösung aller Ordnung im Reiche und die Krankheit des Königs, um einen bedeutenden Aufstand im Süden zu veranlassen. La Noue, der friedfertigste unter den angesehenen protestantischen Feldherren, glaubte erkannt zu haben, daß es für die Protestanten unumgänglich nöthig sei, sich wiederum in den Waffen zu erheben; er hatte mit vieler Mühe auch die Einwohner von La Rochelle davon überzeugt, und plötzlich fiel ein großer Theil von Poitou, Saintonge und Languedoc wieder in die Gewalt der Protestanten. Durch diesen sogenannten Fastnachts-Aufstand (Prise d'armes du mardi gras) kamen Lusignan, Melle, Fontenay, Pons, Tonay-Charente, Royan, Talmont und Rochefort in die Gewalt der einzelnen protestantischen Herren, die sich mit La Noue zu einem neuen Kriege für den Glauben vereinigt hatten. Jetzt entstand überall wieder ein grausiges Morden. Die Protestanten wollten wegen der Bartholomäus-Nacht Rache üben, die Katholiken vergalten Gleiches mit Gleichen. In diesem Augenblicke, als niemand mehr wußte, wer eigentlich im Reiche zu befehlen habe, starb König Karl IX. (am 30. Mai 1574). Sein Nachfolger, Heinrich III., ward von den Polen in seinem Palaste wie ein Gefangener gehütet, damit er nicht ihren Thron leer lasse und nach Frankreich eile.

XII. Sultan Selim II., England, Philipp II., die niederländischen und französischen Bürgerkriege bis zur Thronbesteigung Heinrich's IV.

1. Sultan Selim II., Angriffe auf Ungarn und Italien.

In Ungarn und Siebenbürgen war, nachdem Sultan Suleiman II. den Kaiser Ferdinand I. fast ganz aus Ungarn vertrieben hatte, auch die Wittwe des von ihm vorher begünstigten Johann Zapolya so bedrängt worden, daß sie rathsam fand, beide Länder ganz aufzugeben und zum Ersatze die Herzogthümer Oppeln und Ratibor anzunehmen (s. Th. XII. S. 232). Sie war kaum im Besitze dieser Herzogthümer, als sie sich schon über die Verletzung mancher Artikel der Übereinkunft von Seiten des Kaisers Ferdinand, über den schlechten Zustand der Gebäude, welche sie bewohnen sollte, und über die geringen Einkünfte der ihr eingeräumten Herzogthümer beklagte. Sie begab sich daher mit ihrem Sohne Johann Siegmund zu ihrem Bruder, dem polnischen König Siegmund II., der sich vergebens bemühte, sie mit dem Kaiser auszusöhnen. Sie blieb übrigens beständig mit den unzufriedenen Ungarn und Siebenbürgern und durch dieselben mit dem Regenten der Moldau in Verbindung, welcher Letztere ebenso wie der türkische Sultan ihr versprach, ihrem Sohne wieder zum väterlichen Erbe zu verhelfen. Dies veranlaßte einen Krieg in Ungarn, welcher für Ferdinand den Verlust von Siebenbürgen herbeiführte, obgleich 1556 die Macht der Türken vor Szigeth scheiterte, weil Marcus Horwath an der Spitze der Besatzung zwei Monate hindurch allen ihren Stürmen trotzte. Ferdinand unterhandelte hier-

auf, um den grausamen Verheerungen der Türken in den Grenz-Provinzen seines Reiches Schranken setzen zu können, Jahre lang mit Suleiman über einen Frieden und mußte sich die ärgsten Grobheiten gefallen lassen, bis er endlich 1562 durch seinen Gesandten Busbec (s. Th. XII. S. 459) einen Frieden auf acht Jahre erlangte. Er mußte damals einen jährlichen Tribut von dreißigtausend Dukaten versprechen, Siebenbürgen dem Johann Siegmund ganz abtreten und sich noch viele andere lästige Bedingungen gefallen lassen. Dessen ungeachtet hörten die Raubzüge der Türken nicht ganz auf. Auch die Unruhen in Ungarn dauerten fort. Johann Siegmund wollte weder den Titel eines erwählten Königs von Ungarn ablegen, noch Ferdinand's Oberhoheit anerkennen, noch den Besitzungen außerhalb Siebenbürgen's entsagen.

Ferdinand's Sohn, Maximilian II., war, als er im Juli 1564 seinem Vater folgte, noch weniger als dieser im Stande, der furchtbaren Macht der Türken zu widerstehen; denn Ferdinand hatte den großen Fehler gemacht, die Kräfte seines Hauses, welche bei der Verfassung und Einrichtung der von ihm beherrschten Länder ohnehin sehr gering waren, durch Theilung ganz zu zersplittern. Maximilian II. hatte Östreich, Ungarn und Böhmen, sein Bruder Ferdinand Tyrol, der dritte Bruder die fast jedes Jahr durch die Türken verheerten Provinzen Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhalten. Gelegentlich bemerken wir, daß der zweite von den genannten Söhnen Ferdinand's es war, welcher durch seine Vermählung mit Philippine Welser, der Tochter eines Augsburger Patriciers, dem Vater großen Verdruß machte. Da er Tyrol erhielt, so ward die Geschichte der schönen Philippine Welser und der Aussöhnung des Vaters mit dem Sohne besonders von den Tyrolern ausgeschmückt und durch Künstler in Insbruck verewigt.

Die Schwächung der östreichischen Macht benutzte schon Suleiman II., um gleich nach Ferdinand's I. Tode, trotz des erst zwei Jahre vorher geschlossenen Friedens, den Nachfolger desselben mit neuen Forderungen für sich und für seinen Vasallen Johann Siegmund Zapolya zu peinigen. Den Rest des Jahres 1564 und einen großen Theil des Jahres 1565 hindurch befehdeten Maximilian und der von den Türken unterstützte Großfürst von Siebenbürgen

einander, und im August 1565 brach der Statthalter von Bosnien verwüstend in Kroatien ein, um dem hartbedrängten Zapolya zu helfen. Der Krieg beschränkte sich freilich vorerst auf die Verheerung des Landes, sowie auf die Eroberung einzelner Burgen, auf das Niedersäbeln der Besatzungen, welche tapferen Widerstand geleistet hatten, und auf das Fortschleppen der Einwohner in die Sklaverei. Die Erneuerung des Friedens konnten Maximilian's Gesandte nicht erlangen, obgleich der Kaiser beim Antritte seiner Regierung zwei Jahre rückständigen Tributs gezahlt und dem ersten Vezier ein Geschenk von dreißigtausend Dukaten gemacht hatte. Suleiman war damals durch das Scheitern des gegen Malta unternommenen Zuges erbittert (s. S. 3 ff.), und zürnte dem Kaiser, weil dieser Tokay erobert und auf sein Geheiß nicht wieder zurückgegeben hatte. Er ließ im Februar 1566 den Reichskrieg ausrufen und einen Heereszug nach Ungarn verkündigen. Er selbst wollte sich an die Spitze seiner Kriegsmacht stellen, um durch die Eroberung von Erlau und Szigeth, welche bisher jeden Angriff abgeschlagen hatten, den vor Malta erlittenen Verlust zu rächen. Da er die Festungen Belgrad und Temeswar erobert hatte und Ofen bereits türkischer Hauptort geworden war, so hoffte er durch die Besetzung von Erlau und Szigeth die Belagerung von Raab und Komorn zu erleichtern und auf diese Weise Herr von ganz Ungarn zu werden. Johann Siegmund Zapolya und der Khan der Krimm, Dewletgerai, erhielten Befehl, zu gleicher Zeit Szathmar und Tokay wieder zu erobern.

Suleiman's Zug ward auf Szigeth gerichtet. Am 3. August 1566 langte das türkische Heer vor diesem Städtchen an, welches zwei Meilen von Fünfkirchen auf einer vom Flusse Almas umflossenen Insel liegt. Die Türken erschienen jetzt zum dreizehnten Male vor demselben; sie fanden diesmal ebenso wie früher den Herrn des Schlosses, Zriny, zum äußersten Widerstand entschlossen und gerüstet. Vierzehn Tage lang wurde das kleine Nest von dem ganzen türkischen Heere unaufhörlich bestürmt und durch die kolossale Artillerie des Sultans beschossen. Am 19. August fiel endlich die äußere Festung in Suleiman's Gewalt; die innere aber oder die Citadelle widerstand noch immer. Ehe diese erobert werden konnte, starb Sultan Suleiman in der Nacht vom fünften auf den sechsten September. Man machte seinen Tod nicht bekannt, weil

man zuerst Szigeth einnehmen wollte. Am 8. September erkannte Zriny, daß er die Citadelle nicht länger vertheidigen könne. Er capitulirte aber nicht, sondern stellte sich festlich gekleidet an die Spitze von sechshundert der Seinigen, und stürzte sich, nachdem er viele Türken, welche über die Brücke heranstürmten, durch die am Eingang derselben aufgestellten Kanonen getödtet hatte, mitten in das andringende Heer. Er und sein getreuer Genosse Juranitsch fielen zuerst, dann auch ihre Begleiter. Die Citadelle ward hierauf genommen und auf türkische Weise verwüstet. Dem Zriny, welcher noch lebend von den Türken gefunden worden war, schnitten dieselben auf einer seiner eigenen Kanonen den Kopf ab.

Der Groß-Vezier Mohammed Sokolli hielt nachher noch einige Wochen lang dem Heere den Tod des Sultans verborgen, bis dessen Sohn und Erbe von Kutahije, wo er verweilte, in Constantinopel eingetroffen war. Am 24. September 1566 übernahm Sultan Selim II., welcher keine der großen Eigenschaften seines Vaters besaß, feierlich die Regierung, und gleich darauf reiste er zum Heere. Auf des Veziers Rath begab er sich jedoch nicht in das Lager, sondern erwartete das zurückkehrende Heer in Belgrad. Dieses hatte der Vezier zur Bewunderung Aller, welche die Barbaren kannten, aus denen es bestand, bis dahin im Namen eines Regenten, welcher längst nicht mehr am Leben war, in Ordnung und Zucht zu halten gewußt. Selim war, als er in seiner Residenz ankam, genöthigt, dem tobenden Heere und den Ulema's oder Gesetzkundigen und Theologen die ungeheueren Geschenke zu machen, die sie, wie einst die Prätorianer der römischen Kaiser, bei jeder Thronveränderung erpreßten.

Kaiser Maximilian hatte während der Belagerung Szigeth's mit einem Heere, welches den Angaben nach achtzigtausend Mann zu Fuß und zwanzigtausend Reiter stark war, unthätig bei Raab gestanden. Wir vermuthen, daß er einem Heere, wie das seinige war, nicht genug traute, weil demselben alle die Einheit des Oberbefehles, die Gleichheit der Bewaffnung und der strenge Gehorsam mangelten, durch welche die türkischen Truppen jener Zeit allen Staaten furchtbar waren. Doch führten einzelne östreichische Generale glückliche Streifzüge aus: Jobst von Thurn und Herbart von Auersberg rächten in Kroatien und in Krain den Frevel der

Türken, und Schwendi eroberte Munkatsch. Der Kaiser suchte nichts desto weniger lieber demüthig beim Sultan um Frieden nach, als daß er den gräßlichen Verwüstungen in Ungarn, Kärnthen, Krain und Kroatien länger zugesehen hätte. Im Frühjahr 1567 willigte Selim in eine Friedensverhandlung, während deren jedoch der Krieg fortdauerte und einerseits Hasan-Pascha Pelnock und Köwar in Siebenbürgen, andererseits Schwendi Munkatsch und Szathmar einnahmen. Maximilian hatte, um den Sultan zu Unterhandlungen zu bewegen, dem Groß-Vezier ein vorbereitendes Geschenk von viertausend Dukaten, vier silbernen Bechern und einer Uhr durch seine Gesandten zustellen lassen. Nachher mußte er, um zu verhindern, daß der Woiwode von Siebenbürgen gewisse von demselben gesuchte Vortheile erlange, noch einmal den Dienern Selim's Tribut geben. Es erhielt nämlich nicht blos der Sultan das gewöhnliche Ehrengeschenk von dreißigtausend Dukaten, zwanzig vergoldeten Bechern und einigen Uhren, sondern es wurden auch dem ersten Vezier jährlich zweitausend Dukaten, dem zweiten ein ebenso großes Geschenk an Geld nebst zwei Bechern und einer Uhr, dem dritten tausend Dukaten und zwei Becher, drei anderen Vezieren jährlich tausend Thaler, dem Dolmetsch Ibrahim, einem polnischen Renegaten, fünfhundert und dem deutschen Renegaten Mahmud dreihundert Thaler zugesagt. Außerdem erhielten der jüdische Bankier Don Miquez und einige andere mächtige Staatsbeamten je zweitausend Thaler.

Auf diese Weise bewirkte man endlich, daß es mit dem Frieden Ernst ward. Gleichwohl verzögerte der Abschluß desselben sich noch sieben Monate lang. Erst am 17. Februar 1568 kam ein neuer Frieden auf acht Jahre zu Stande. Wir erwähnen die Hauptbedingungen desselben, weil man aus ihnen das Verhältniß des türkischen Reiches zu den christlichen Staaten, sowie die Schwäche des Habsburgischen Hauses, welches die Vormauer der Christenheit hätte bilden sollen, deutlich erkennen kann. Selim verbürgte dem Kaiser und dessen beiden Brüdern den Besitz von Ungarn, Dalmatien, Kroatien und Slavonien; dagegen überließen Maximilian und seine Brüder den Woiwoden von Siebenbürgen, von der Moldau und von der Wallachei Alles, was diesen damals gehörte. Doch versprach der Sultan dafür zu sorgen, daß die Letzteren den Frie-

den nicht mehr störten. Ferner heißt es in dem Vertrage, das Gesindel der Haidukén, Asaben, Martolosen, Lewenden und Haramije oder Räuber solle in Schranken gehalten, alles Geraubte zurückgegeben und jeder, welcher Raub geübt habe, bestraft werden. Auch der Zweikampf an den Grenzen wurde verboten. Wenn Streitigkeiten vorfielen, so sollten dieselben durch den türkischen Statthalter in Ofen und durch Maximilian's Oberbefehlshaber in Ungarn oder durch Commissäre, welche diese Beiden ernennen würden, geschlichtet werden.

Auch mit dem Könige von Polen schloß Selim gleich darauf einen Frieden. Nachher widmete er seine Aufmerksamkeit den Arbeiten zur Vereinigung des Don und der Wolga. Später ließ er einen Kriegszug nach Arabien machen. Bei allen diesen rühmlichen Unternehmungen ward Selim von dem weisen Groß-Vezier geleitet, den er von seinem Vater geerbt hatte. Dagegen vermochte derselbe Groß-Vezier nicht, den Sultan von einem Kriege mit Venedig abzuhalten, welcher über den Besitz von Cypern entstand. Zu diesem Kriege ward der Sultan von dem portugiesischen Juden Joseph Nassy oder Don Miquez angetrieben, welcher, seitdem er dem Sultan nach Belgrad entgegen gereist war, den Titel eines Herzogs von Naros und den zwölf vorzüglichsten Cykladen führte. Dieser hatte, schon als Selim unter seinem Vater Statthalter von Kutahije war, denselben ganz für sich eingenommen, und war nachher mit ihm nach Constantinopel gekommen, wo er ihn, einen Trunkenbold, durch die Aussicht auf cyprischen Wein anregte, den Venetianern die Insel Cypern zu rauben.

Die Venetianer hatten seit der Einnahme von Constantinopel durch die Türken Vieles verloren. Sie hatten zuerst Negroponte und viele Plätze in Albanien und in der Morea räumen müssen. Nachher hatten sie im Kriege mit Bajesid II. viele andere Städte an den griechischen Küsten eingebüßt. Am nachtheiligsten aber war ihnen der Krieg von 1538 gewesen; denn sie verloren damals Malvasia, Napoli di Romania und den größten Theil der kleinen Inseln des Archipelagus. Alle drei Kriege, welche nach der Eroberung von Constantinopel zwischen Venedig und den Türken geführt worden waren, hatten den Venetianern einen Theil ihres Gebietes gekostet, und sie waren noch überdies tributpflichtige Vasallen des

Sultans geworden. Doch hatten sie während dieser Kriege die Inseln Cephalonia und Cypern gewonnen, von welchen besonders die Letztere durch ihre Lage ihnen in jeder Rücksicht wichtig war. Jetzt machte der Jude Don Miquez den Sultan, welcher Mohammed's Weinverbot nicht achtete, nach dem Besitze der Insel Cypern begierig, deren Hauptproduct für ihn so große Bedeutung hatte.

Schon Suleiman hatte der Uskoken und ihrer Seeräuberei wegen mit der Republik Venedig Streit gehabt; die Venetianer hatten aber seinen Zorn dadurch besänftigt, daß sie eine Flotte ausrüsteten und die Räuber verfolgten. Da man jedoch diese in ihren Felsenklüften, Buchten und Inseln nicht erreichen konnte, so setzten sie ihr Handwerk fort, und Selim erhielt Ursache, sich zu beschweren. Er erneuerte zwar den Bund mit der Republik; dies geschah aber nur, um die Venetianer zu täuschen. Im Jahre 1569 trug ein großes Unglück der Venetianer viel dazu bei, daß Selim, anstatt nach dem Rathe seines Groß-Veziers den gegen Philipp II. empörten Marranen in Spanien Hülfe zu leisten, von Venedig die Insel Cypern als ein altes Besitzthum der Khalifen und der Beherrscher von Egypten zurückforderte. Es wurde nämlich damals das Arsenal von Venedig, eines der größten und merkwürdigsten Gebäude der neueren Zeit, welches mit allen Materialien und Anstalten zur Erbauung einer bedeutenden Zahl von Schiffen, sowie mit allen Waffen und Munitionen für Heer und Flotte versehen war, plötzlich in die Luft gesprengt und begrub Kirchen, Klöster, Paläste und ganze Reihen von Häusern unter seine Trümmer. Ob diejenigen, welche dieses Unglück veranlaßten, mit türkischem Gelde erkauft waren, ist nicht bekannt; daß aber die Vernichtung des venetianischen Arsenals und seiner unermeßlichen Vorräthe den Planen Selim's sehr vortheilhaft war, läßt sich nicht bezweifeln.

Der Sultan war damals schon gerüstet. Ehe er jedoch Heer und Flotte ausschickte, sandte er einen Tschausch oder Abgeordneten nach Venedig, und ließ drohend die Abtretung von Cypern verlangen. Der venetianische Senat lehnte die Forderung des Sultans ab und traf Anstalten zum Kriege, konnte diese aber nicht zeitig genug machen. Von seinem Gesandten in Constantinopel (bailo) gewarnt, schickte er endlich dreitausend Mann nach Cypern, und setzte die neunzig Galeeren, welche im Hafen von Venedig

lagen, gehörig in den Stand. Zugleich ergriffen die Venetianer, um Geld zu erhalten, alle jene Maßregeln, die sie im Augenblick der größten Gefahr zu ergreifen pflegten: sie verkauften den Adeligen, welche das gehörige Alter erreicht hatten, ansehnliche Ämter und denen, die noch zu jung für dieselben waren, die Erlaubniß an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Außerdem wandten sie sich an die ganze Christenheit um Hülfe, weil sie nicht hoffen konnten, in so weiter Entfernung der kolossalen Macht Selim's allein widerstehen zu können. Der französische König jedoch war zu sehr mit der Ausrottung der Protestanten beschäftigt, als daß er an die Türken hätte denken können; die Republik Genua gab nur eine einzige Galeere; die anderen italiänischen Staaten und selbst der Pabst waren nicht im Stande viel zu leisten. Alles kam daher auf den spanischen König Philipp II. an, welcher Neapel, Sicilien und Mailand beherrschte. Diesen bestürmten nicht blos die Venetianer, sondern auch Pabst Pius V., mit der Bitte, daß er schleunig Heer und Flotte schicke; er zeigte sich aber auch jetzt, wie vorher bei der Belagerung von Malta, zähe, behutsam und sehr langsam in der Ausführung seiner Unternehmungen. Auch hatte Pabst Pius V. ihn damals beleidigt. Pius hatte nämlich, was zugleich für den König Philipp und für den Kaiser eine Kränkung war, den Herzog Kosmus I. eigenmächtig zum Großherzog von Toscana ernannt und in Rom königlich gekrönt (s. Th. XII. S. 341). Er hatte noch dazu nach Sicilien, wo die weltliche Regierung unter dem Titel der kirchlichen Monarchie päbstliche Rechte besaß (s. Th. XII. S. 340), einen Nuntius (Paul Odescalco) geschickt. Endlich hatte Pius sich der Völker gegen die Fürsten angenommen, indem er der Bulle gegen die Ketzer (in coena domini), welche an jedem grünen Donnerstage vorgelesen ward, einen Fluch gegen alle die Fürsten und Könige beifügte, die ihren Unterthanen neue Steuern und Abgaben auferlegen würden.

Die Türken, welche das ganze Jahr 1570 hindurch ihre Rüstungen fortsetzten, landeten schon am 1. Juli auf der Insel Cypern. Ihre ganze Flotte erschien damals vor der Stadt Limasol, und setzte das Heer ans Land. Sie fanden dabei wenig Schwierigkeit, weil der venetianische Provveditore und seine Unterbefehlshaber ihre Pflicht nicht erfüllten. Die türkische Flotte war von dem bekannten

Piale befehligt, welcher als Kapudan Pascha Malta belagert hatte, jetzt aber Vezier war. Das Landheer stand unter Lala Mustapha, der als Seraskier den Zug gegen Arabien commandirt hatte, hierauf in Ungnade gefallen und dann wieder in des Sultans Gunst aufgenommen worden war. Mustapha begann, als am 22. Juli das schwere Geschütz ausgeschifft war, mit der Belagerung der Stadt Nikosia, obgleich Piale gerathen hatte, zuerst Famagusta einzunehmen. Jene Stadt wurde durch eine Besatzung von zehntausend Mann und durch zweihundertundfünfzig Kanonen vertheidigt. Das türkische Heer dagegen bestand aus fünfzigtausend Mann regelmäßiger Truppen und aus einer fast gleichen Anzahl derjenigen Gattung leichter Truppen, welche man die Renner und Brenner nannte. Die Beschaffenheit der venetianischen Besatzung, die nur eine geringe Zahl Italiäner in ihren Reihen zählte, ließ keinen langen Widerstand erwarten; dennoch wurden dreizehn Stürme abgeschlagen, ehe Nikosia im September genommen ward. Die Barbaren hausten in der eroberten Stadt so, wie sie überall zu thun pflegten. Sie wurden jedoch von den Bewohnern der Insel als Befreier empfangen, weil diese unter der Herrschaft der Venetianer, welche Cypern seit achtzig Jahren besaßen, zu Leibeigenen und Sklaven des Adels gemacht und mit grausamer Härte behandelt worden waren. Die kleineren Städte wurden leicht erobert. Nur die Hauptstadt Famagusta ergab sich den Türken nicht. Vor dieser Stadt blieb das türkische Heer im Winter liegen, während Piale sich mit der Flotte nach Constantinopel begab und erst im April 1571 mit bedeutender Verstärkung von dort zurückkehrte.

Auch bei diesem cyprischen Kriege zeigt sich die Schnelligkeit der türkischen Kriegführung und die Einheit aller Maßregeln einer despotisch-militärischen Macht wieder in glänzendem Lichte. Die Türken setzten ihre Unternehmung ohne alle Rücksicht und Verzögerung fort, während die drei christlichen Mächte Venedig, Spanien und der Pabst zuerst über einen zwischen ihnen zu schließenden Bund und über die zu ergreifenden Maßregeln Briefe schrieben und Boten schickten, und nachher, als ihr Bund endlich zu Stande gekommen und eine gemeinschaftliche Flotte zusammengebracht worden war, mit einander lange darüber stritten, welcher

von den drei Admirälen den Oberbefehl führen solle. Übrigens hatten die Venetianer das Glück, daß ihr unfähiger Doge Peter Loredano im May 1570 starb, und daß an seine Stelle Ludwig Moncenigo gewählt wurde, der den Umständen völlig gewachsen war. Dieser war es auch, welcher während der Unthätigkeit der verbündeten Flotte den in Famagusta Belagerten Hülfe schaffte. Er schickte Mitte Januar 1571 den Marc Antonio Querini mit vier Transport- und zwölf Kriegsschiffen ab; die Letzteren durchbrachen die Blokade des Hafens, welche, nachdem die Türken ihre Hauptflotte abgerufen hatten, den zurückgebliebenen Galeeren überlassen worden war, bohrten drei dieser Galeeren in den Grund und trieben die übrigen aus einander. Die Stadt selbst konnte freilich Querini nicht retten; er setzte aber doch siebenzehnhundert Mann Fußvolk ans Land, und schiffte soviel Proviant und Munition aus, daß Famagusta sich bis zum Juli behaupten konnte. Der Sultan war über diese That des venetianischen Admirals so erbittert, daß er anfangs den Vezier Piale mit dem Tode bedrohte; er begnügte sich jedoch nachher mit der Abberufung desselben und übertrug dem Kapudan Pascha Ali den Oberbefehl. Dritthalb Monate lang wurde die Belagerung und Vertheidigung von Famagusta mit gleicher Tapferkeit betrieben, bis endlich der Pulvervorrath erschöpft war und die Besatzung am 1. August capituliren mußte. Die Türken betrugen sich nach der Übergabe der Stadt so, wie man in unseren Tagen von dem Neger-Könige von Dahomey erzählt: sie übten, nachdem sie die Capitulation von Famagusta treulos verletzt hatten, an dem Proveditore und seinen Untergebenen teuflisch ersonnene, muthwillige Grausamkeiten. Alle diese Gräuelthaten der Türken auf Cypern sind von dem neuesten Geschichtschreiber der Osmanen, Herrn von Hammer, nach den Quellen genau beschrieben worden; uns schaudert aber vor Menschen, welche tief unter den reißenden Thieren stehen.

Während alles dies vorging, konnten die Venetianer, der Pabst und König Philipp II. über ihren Bund, den sie den heiligen Bund nannten, nicht einig werden, und es erschien keine spanische Flotte im adriatischen Meere. Ali und der calabresische Renegat und Seeräuber Occhiale übten von den Küsten Kleinasien's und Syrien's an bis nach Dalmatien hin Raub und Frevel. Kandia,

Cerigo (Cythere), Zante und Cephalonia wurden verheert, und die türkische Flotte beherrschte von Navarino aus die See und die italiänischen Küsten, bis endlich der spanische König, als er den Krieg gegen die Reste der Mauren seines Landes beendigt hatte, mit der zu leistenden Hülfe Ernst machte. Im Mai 1571 ward zu Venedig die Acte des heiligen Bundes unterschrieben und im Juli in der Marcus-Kirche bekannt gemacht. Nach diesem Vertrage übernahm Philipp die eine Hälfte der Kosten des heiligen Krieges, welchen man führen wollte, Venedig drei Viertheile der anderen Hälfte, der Pabst das Übrige. Die aus achtzig Galeeren bestehende spanische Flotte erschien hierauf unter dem Oberbefehl von Philipp's Bruder, Don Juan d'Austria, in Sicilien. Dieser erntete nachher — wir wissen nicht, ob mit vollem Rechte — den ganzen Ruhm des nun beginnenden, für die Christen glorreichen Seekrieges; dem vortrefflichen Seemann Johann Andreas Doria dagegen, welchen Philipp mit den ihm gehörenden Galeeren in Sold genommen hatte, ward nur wenig Ruhm zu Theil. Die Venetianer schickten hundertundacht Galeeren unter dem Admiral Sebastian Veniero, der Pabst zwölf unter Marc Antonio Colonna.

Als diese drei Flotten Ende September 1571 sich vereinigt hatten, stimmten Don Juan und der venetianische Admiral darin überein, daß man die türkische Flotte im Archipelagus aufsuchen wolle. Dadurch wurde schnell eine entscheidende Schlacht herbeigeführt. Die türkische Flotte, welche dreihundert Segel stark gewesen sein soll und ein nicht unbedeutendes Landheer am Bord hatte, lag in der Bai von Lepanto. Sie ward von dem Kapudan Pascha Muesinsade Ali commandirt, welcher unter seinen Unterbefehlshabern Männer von großer Erfahrung im Seewesen hatte. Wir wollen von diesen nur zwei nennen, nämlich den Beglerbeg von Algier, Uludsch Ali oder Occhiale, und Barbarossa's Sohn, Ali Hasan. Das Landheer stand unter dem Befehle des Vezier-Seraskiers Pertew Pascha. Der Letztere rieth, als die Flotten einander im Angesichte waren, ebenso wie Occhiale vergebens von einer Seeschlacht ab. Diese Schlacht fand am 8. Oktober 1571 bei Lepanto Statt. Die Christen bildeten ihre Schlachtordnung so, daß Doria den gefährlichsten, dem Feinde anfangs durch

Inseln verdeckten Platz erhielt. Vor der Schlachtordnung befanden sich die drei Admirale mit ihren Admiralschiffen; ihnen zunächst lag Hektor Spinola mit der genuesischen Capitana, neben ihm aber der Herzog von Parma, Alessandro Farnese, mit seiner Galeere; di Legni mit der savoyischen Capitana erhielt seine Stelle neben dem venetianischen Admiral. Hinter Don Juan lag mit dem Vice-Admiral-Schiff (Patrona) der Groß-Comthur von Castilien, Don Ludwig de Requesens. Die Schlacht war eine der furchtbarsten, welche seit den Zeiten Griechenland's und Rom's zur See geliefert worden sind; doch bestand sie mehrentheils aus einem Kampfe von Mann gegen Mann, weil die Schiffe bald Bord an Bord waren. Zuerst wurde das Schiff des Kapudan-Pascha genommen und er selbst getödtet. Nach den gewöhnlichen Nachrichten hätte man den Kopf dieses Führers als Schreckmittel auf seine Galeere pflanzen lassen; der neueste Geschichtschreiber der Türken hebt aber mit Recht hervor, daß Don Juan den Officier, der ihm das Haupt des feindlichen Admirals überreichen wollte, von sich stieß und ihm befahl, den Kopf in die See zu werfen. Den kürzesten und letzten Kampf bestand Doria, der dem Occhiale gegenüber lag. Der Letztere rettete allein von allen Admirälen des Sultans einen Theil der türkischen Flotte, nämlich vierzig Galeeren. Von den übrigen Galeeren der Türken wurden neunzig an die Küste getrieben und dort verbrannt, hundertdreißig andere fielen in die Hände der Verbündeten, welche diese, sowie hundertsiebenzehn größere und zweihundertsechsundfünfzig kleinere Kanonen unter sich theilten. Der herrlichste Preis des Sieges bestand darin, daß fünfzehntausend Christen aus den Ketten und der harten Sklaverei der Barbaren befreit wurden. Die Sieger erhielten zugleich dreitausendvierhundertachtundsechzig Sklaven für ihre Galeeren. Übergehen wollen wir nicht, daß unter den in der Schlacht verwundeten Spaniern sich auch Cervantes, der Verfasser des Don Quixote, befand. Da wir keine Zahlen verbürgen, so bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß der Gesammtverlust der Türken in den römischen Angaben am stärksten übertrieben wird. Der Pabst gibt nämlich denselben zu dreißigtausend, Andere aber zu fünfzehntausend an.

Der Ruhm des Sieges und der Triumph der ganzen Christenheit war unbeschreiblich groß, der Vortheil dagegen sehr unbe-

deutend, weil die Venetianer nicht mit Unrecht befürchteten, daß König Philipp ebenso auf ihre Unkosten im Trüben fischen wolle, wie man ihm in Betreff seiner Unterstützung Karl's IX. gegen die Protestanten Schuld gab. Don Juan hätte nach der Schlacht gern die ganze verbündete Flotte gegen die Dardanellen geführt und die Griechen, welche Abgeordnete an ihn geschickt hatten, zur Empörung aufgerufen; allein das Erstere gaben die Venetianer nicht zu, und das Andere ward dadurch unmöglich, daß Philipp mit der Antwort auf die Anfrage so lange zögerte, bis es zu spät war. Es zeigte sich daher bald, daß das türkische Reich selbst nach einer Niederlage, wie die Osmanen seit Tamerlan's Zeiten keine erlitten hatten, und unter einem unfähigen Trunkenbolde, wie Selim II. war, der vereinigten christlichen Macht immer noch überlegen waren. Occhiale und Piale stellten in zwei Monaten die türkische Flotte wieder her; der Erstere hatte sogar die von ihm aus der Schlacht geretteten Galeeren schon auf der Rückfahrt nach Constantinopel bis auf siebenundachtzig vermehrt, weshalb denn auch der Sultan verordnete, daß Occhiale, den er zum Kapudan Pascha ernannte, nicht mehr Uludsch Ali, sondern Kilidsch Ali d. i. das Schwert Ali heißen solle. Im nächsten Winter wurden hundertundfünfzig neue Schiffe gebaut, so daß 1572 die türkische Flotte schon im Frühjahr wieder ihren früheren Bestand hatte und im Juni zweihundertfünfzig Galeeren stark in die See ging.

Der Nachfolger des im Mai 1572 gestorbenen Pabstes Pius V., Gregor XIII., schien entschlossen, im Bunde gegen die Türken zu verharren; die Venetianer nahmen aber, was ihrer berühmten diplomatischen Weisheit ganz angemessen war, die erste beste Gelegenheit wahr, um einen leidlichen Frieden zu erhalten. Der schlaue Occhiale wich im Jahre 1572 jeder Versuchung ein Treffen zu liefern aus; unter den Admiralen der Verbündeten aber war keine Einigkeit zu hoffen. Die Türken hatten daher auch dem venetianischen Bevollmächtigten (Bailo) Antonio Barbaro in Hinsicht auf die Schlacht bei Lepanto mit Recht geantwortet: „Wir haben euch durch die Eroberung des Königreichs Cypern einen Arm abgehauen, ihr habt uns durch den Sieg über unsere Flotte den Bart geschoren. Der abgehauene Arm wächst nicht nach, der abgeschorene Bart aber wächst dichter wieder." Die Venetianer hatten ihren

Bevollmächtigten Antonio Barbaro auch während des Krieges in Constantinopel zurückgelassen, und der erste Vezier hatte ihn geduldet, weil während des Krieges beständig unterhandelt ward, besonders wenn die Franzosen, welche noch immer mit den Feinden der Christenheit ganz innig verbunden und auf Philipp's Ruhm eifersüchtig waren, die Vermitteler machten. Der französische Gesandte, Noailles, Bischof von Acqs, betrieb die Sache, und die Venetianer wollten durchaus Frieden geschlossen haben. Der Rath der Zehn zu Venedig befahl deshalb dem Bailo Barbaro, unter jeder Bedingung zu unterzeichnen. Dies erfuhr der türkische Minister, und als der wackere Barbaro Schwierigkeit gemacht und so Bedingungen, welche nicht ganz unbillig waren, erlangt hatte, benutzte der Minister jenen Befehl, indem er sich eine Gewaltthätigkeit erlaubte, welche die Venetianer sich gefallen lassen mußten. Als nämlich die venetianische Friedens-Urkunde dem türkischen Staats-Secretair übergeben ward, machte derselbe Änderungen in ihr, und nöthigte den Gesandten dadurch zur Unterschrift, daß er ihn heftig bedrohte, weil Barbaro, wie er wisse, den Befehlen seiner eigenen Regierung entgegen gehandelt habe. Die sieben Bedingungen des am 7. März 1573 geschlossenen Friedens sind daher auch ebenso hart, als sie ohne die Schlacht bei Lepanto würden gewesen sein. Die Venetianer mußten nicht allein Cypern ganz aufgeben, sondern sich auch verpflichten, den Türken innerhalb drei Jahren dreimalhunderttausend Dukaten für die Kriegskosten zu zahlen. Sie mußten außerdem Sipoto in Albanien, die einzige Eroberung, die sie in dem Kriege gemacht hatten, mit allem Geschütze zurückgeben und einen von fünfhundert auf fünfzehnhundert Dukaten erhöhten jährlichen Tribut versprechen. Das Wichtigste für Venedig war, daß die Republik alle ihre Handels-Privilegien wieder erhielt, und daß die Grenzen in Albanien und Dalmatien so blieben, wie sie gewesen waren.

Der Pabst zürnte und tobte heftig über Venedig wegen dieses Friedens. Der König von Spanien dagegen, welcher immer kalt, ruhig, zögernd und ängstlich war und dadurch Alles, was er unternehmen ließ, vereitelte, war so wenig erzürnt, daß er vielmehr die Venetianer lobte, weil sie ihrem diplomatischen Charakter treu geblieben seien. Er erlaubte freilich dem Don Juan, Tripolis zu

erobern, wo ein Unmensch regierte, welcher Alles gegen sich aufgebracht hatte; er ging aber nicht auf den Plan desselben ein, Tunis zu einem christlichen Königreiche zu machen, obgleich der Pabst diesen Plan sehr gefördert hatte. Die Folge zeigte, daß Philipp ganz Recht gehabt hatte. Schon ein Jahr später, als Selim eine Flotte und ein Heer schickte, ging die gemachte Eroberung wieder verloren.

2. Krieg in den Niederlanden von 1576 an bis zum Tode des Don Juan d'Austria (1578).

Der Ruhm, welchen Don Juan d'Austria im cyprischen Kriege erworben hatte, weckte die Eifersucht seines Bruders Philipp II., obgleich dieser sich nach seiner gewohnten Weise in eben dem Maße aufmerksamer bewies, als er unwilliger war. Don Juan's Ruhm war dem argwöhnischen König auch dann noch verdächtig, als er ihn den Mailändern zum Statthalter gegeben hatte. Philipp störte deshalb, seiner gewöhnlichen Art nach, seine eigenen Plane dadurch, daß er die Ausführung derselben seinem Halbbruder übertrug und ihm nachher die Mittel versagte, ohne welche dieser nicht zum Ziele zu gelangen vermochte. Es könnte sogar fast scheinen, als wenn es dem Könige sehr lieb gewesen sei, daß er 1576 im Stande war, seinem Bruder in den Niederlanden ein neues schwieriges Geschäft aufzutragen. Er würde sonst, wie Granvella ihm rieth, gleich nach Requensens' Tode Margaretha von Parma als Statthalterin nach Brüssel zurückgeschickt haben. Wäre dies geschehen, so hätten die niederländischen Stände die Regierung nicht übernehmen können, die Genter Union wäre nicht geschlossen worden, und Philipp's Todfeind, Wilhelm von Oranien, hätte nicht auch in den katholischen Provinzen einen überwiegenden Einfluß erhalten. Gleichwohl überlegte Philipp lange und zögerte nach seiner Gewohnheit auch dann noch, als er sich entschlossen hatte, die Statthalter-Stelle seinem Bruder zu übertragen.

Don Juan verweilte, ehe er sich in die Niederlande begab, zuerst noch einige Zeit in Mailand, ging dann zunächst nach Spanien und hielt sich auch dort noch auf, bis er plötzlich mit der größten Eile, und zwar als Diener des Herzogs Ottavio Farnese verkleidet, durch Frankreich reiste. Philipp schickte ihn ohne Trup-

pen und ohne Geld in ein Land, welches seit der Genter Pacification ihn nur noch dem Namen nach als Oberherrn anerkannte, sonst aber Republik war. Erst in Paris erfuhr Don Juan, daß Luxemburg ihm offen stehe, weil diese Provinz der Genter Pacification nicht beigetreten war. Er traf gerade an dem Tage in Luxemburg ein, als die spanischen Soldaten in Antwerpen die entsetzlichen Gräuel verübten, deren wir oben (S. 40) gedacht haben. Die Stände in Brüssel weigerten sich deshalb, sein Ansehen eher anzuerkennen, als bis er alle spanischen Truppen aus dem Lande gezogen und alle Citadellen geräumt habe. Obgleich nun die kleine Zahl alter spanischer Truppen noch immer den südlichen Provinzen furchtbar war, so ging doch Don Juan auf das Verlangen der Stände ein, und die Soldaten gehorchten diesmal dem Befehle zum Abmarsch. Gern hätte hierauf die katholisch-aristokratische Partei der Stände den Prinzen Don Juan als königlichen General-Statthalter ohne weitere Bedingungen nach Brüssel kommen lassen, weil sie dem Prinzen Wilhelm von Oranien und seinen Protestanten noch viel weniger traute, als jenem; allein dies konnte sie, da die Volksstimme zu heftig gegen sie war, nicht thun. Sie mußte daher den Prinzen von Oranien, welcher noch in Holland verweilte, um Rath ersuchen. Wilhelm widerrieth anfangs jede Art von Aussöhnung mit Spanien; weil er aber wohl einsah, daß ein solcher Rath den Katholiken zu kühn scheinen werde, so gab er auch Bedingungen an, unter welchen man den Prinzen Don Juan in Brüssel aufnehmen könne. Man solle, sagte er, ehe man diesen als General-Statthalter anerkenne, darauf bestehen, daß alle die Privilegien der Niederländer, welche Alba so frech verletzt habe, aufs neue bestätigt würden. Ferner müsse Don Juan nicht nur im Namen und in Vollmacht des Königs die Genter Pacification anerkennen und bestätigen, sondern auch namentlich die spanischen Soldaten, die sich neulich so schändlich betragen hätten, sowie überhaupt alle fremden Truppen ganz aus dem Lande entfernen. Außerdem müsse der König bewilligen, daß fortan die Generalstaaten jährlich zwei- oder dreimal sich versammeln und auch über Regierungsangelegenheiten berathschlagen dürften.

Die in Brüssel versammelten Stände legten diese Punkte den Unterhandlungen zu Grunde, welche gleich im Anfange des

Jahres 1577 mit Don Juan eingeleitet wurden, und wegen deren dieser selbst an die Grenze gekommen war. Es fanden darauf in Luxemburg, in Hui und in Marche en Famenne Zusammenkünfte Statt. Bei diesen gaben sich der Bischof von Lüttich, welchem Kaiser Rudolf II. die Vermittelung aufgetragen hatte, und Herzog Wilhelm von Jülich, der ihm dabei eifrig zur Seite stand, die größte Mühe, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen; Don Juan machte aber große Schwierigkeiten, bis ihm endlich sein Secretär Escovedo, der ihm ausdrücklich von Philipp zugeschickt wurde, aus der Verlegenheit half. Was für eine Botschaft der Letztere dem Prinzen aus Spanien brachte, können wir nicht angeben; wir wissen nur, daß die zweite Unterhandlung zu Marche en Famenne im Februar 1577 einen günstigeren Ausgang hatte, als die erste im Januar. Don Juan gab nämlich nach und erließ das sogenannte ewige Edict. Dieses enthielt neunzehn Artikel, von welchen wir nur einige wenige wesentliche anführen wollen. In demselben wurde Namens des Königs nicht nur eine Amnestie ohne alle Ausnahme versprochen, sondern auch die Genter Pacification anerkannt und die Zusage ertheilt, daß alle fremden Soldaten aus dem Lande gezogen und die Generalstaaten zusammengerufen werden sollten. Dagegen schwieg man in dem Edict hinterlistiger Weise von bestimmten Terminen dieser Berufung und von dem Antheile der Stände an der Regierung. Dieses sogenannte ewige, aber schon nach drei Monaten wieder vernichtete Edict unterschrieb Philipp am 7. April 1577 zum großen Erstaunen aller Welt. Wilhelm von Oranien konnte dasselbe schon aus der einzigen Ursache nicht annehmen und in Holland und Seeland bekannt machen lassen, weil die Stände von Brüssel sich zugleich verpflichtet hatten, die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Dessen ungeachtet erfolgte keine Trennung der durch Wilhelm repräsentirten Provinzen von den anderen; denn auch die katholischen Stände trauten den Spaniern nicht. Sie gaben daher, auch nachdem Don Juan am 1. Mai 1577 seinen Einzug in Brüssel gehalten hatte, die Citadellen nicht in die Gewalt desselben. Übrigens war der Hochmuth dieser fürstlichen und gräflichen Herren so groß, daß sie, sogar als Don Juan nach Brüssel gekommen war, Anstand nahmen, seinen Vorrang anzuerkennen.

Dieser hatte, da er ohne Truppen gekommen war und die Festungen nicht besaß, keine wahre Macht, sondern nur den Schein einer Regierungsgewalt. Er warf deshalb, nachdem er bereits nach einem Monate wieder aus Brüssel abgereist war, schon im Juli 1577 die Maske ab. Er begab sich nämlich damals unter dem Vorwande, daß er der leichtfertigen Gemahlin des Königs von Navarra, welche nach Spaa ins Bad reiste, einen Besuch abstatten solle, nach Namur, wo die Söhne des Grafen von Barlaimont in der Citadelle commandirten und ihm dieselbe übergaben. Gleich darauf besetzte er auch Charlemont und Marienburg. Diese Verletzung des ewigen Edicts entschuldigte Don Juan damit, daß er sich gegen geheime Verbindungen, die man wider sein Leben gemacht habe, sichern müsse. Nachher schickte er seinen Secretär Escovedo nach Spanien zurück und ließ dem Könige erklären, daß es durchaus erforderlich sei, sich auch aller übrigen festen Plätze zu bemächtigen, und daß folglich die spanischen und italiänischen Truppen in die Niederlande zurückgeschickt werden müßten. Wie sehr er darin Recht hatte, erkennt man daraus, daß Wilhelm von Oranien, gleich nachdem Don Juan Namur überrumpelt hatte, den Ständen rieth, denselben mit aller Macht anzugreifen. Dies schien freilich den vorsichtigen und diplomatischen Aristokraten in Brüssel viel zu kühn und zu dreist, und Johann von Nassau schrieb daher auch an den Landgrafen von Hessen, er und sein Bruder könnten nur auf die Demokratie vertrauen, welcher mehr an der reinen Lehre des Evangeliums, als an der Erhaltung der Adels-Privilegien und des Mammon gelegen sei*). Granvella, welcher wohl wußte, daß Wilhelm allein von den großen Herren Alles gegen Don Juan in Bewegung setze, kann deshalb auch gar nicht begreifen, wie eine fürstliche Person so wenig diplomatisch und so waghalsig sein könne**).

*) Archives vol. VI. p. 311: „So ist auch bis dahero von den General-Staden und Fürnembsten derselben Landenn niemands dan allein der Herr Prinz und beneben seiner Gnaden die von Holland und Zeeland und hin und wieder in den Provincien der arm gemeine man gewesen, der so sich zu der Religion öffentlich erklärt und derselben ernstlich angenommen hette."

**) Reposant sur ses épaules chose de si grand poix et doibt craindre, d'estre abandonné et de faire aussi malvaise fin que tous ceux qui s'élèvent contre son prince naturel.

Wilhelm von Oranien und seine Freunde unterstützten das Streben der Bürgerschaften, welche das Treiben der Aristokratie genau beobachten und den Ständen Gesetze vorschreiben wollten. Zu dieser Absicht wurden besondere bürgerliche Commissionen oder ein Collegium von achtzehn Personen gewählt, welche die Forderungen des Volkes geltend machten. Diese setzten durch, daß die katholischen Stände sich den Eintritt holländtscher und seeländischer Deputirten in die Brüsseler Versammlung gefallen lassen mußten, in welcher dann dieselben oft den Ton angaben. Von den Volks-Deputirten wurden auch die Stände gewarnt, sich durch die mit Don Juan angeknüpften Unterhandlungen nicht täuschen zu lassen. Ja, sie bewirkten sogar, daß die Brüsseler Versammlung mit dem von den Katholiken sehr gefürchteten Kurfürsten von der Pfalz in Verbindung trat. Die Unterhandlungen zwischen Don Juan und den Ständen zu Brüssel wurden indessen immer noch fortgesetzt, obgleich die spanischen Truppen damals, auf ihrem Rückmarsche aus Italien in die Niederlande, schon bis nach Mezieres gelangt waren. Eine der Hauptforderungen der Stände bestand darin, daß die Citadellen von Gent und Antwerpen geschleift werden sollten. Die republikanische Partei wartete aber Don Juan's Einwilligung dazu nicht ab, sondern die gesammte Bevölkerung beider Städte, Männer, Weiber und Kinder, begaben sich ans Werk und machten die Citadellen dem Erdboden gleich. Eine zweite Forderung war, daß Don Juan die Städte Namur, Charlemont, Marienburg und einige andere, welche er wieder besetzt hatte, räumen solle. Der Prinz schien nicht ganz abgeneigt hierin nachzugeben, und die katholische Partei glaubte schon der Aussöhnung nahe zu sein, als auf einmal Wilhelm die Demokraten weckte, indem er urkundlich nachwies, daß man die edeln Herren betrügen wolle. Dies that er durch das Vorzeigen einer Correspondenz Don Juan's mit seinem Secretär, welche Heinrich von Navarra aufgefangen und an den Prinzen von Oranien geschickt hatte. Borgnet, dem wir für diese niederländischen Geschichten viel verdanken, behauptet freilich, nur der Republikaner Marnix von Aldegonde, durch welchen Wilhelm diese Correspondenz den Ständen erklären ließ, habe durch seine Erklärung verrätherische Absichten in dieselbe gebracht; wir sind jedoch anderer Meinung. Die Niederländer von Aer-

schot's Partei würden, um Wilhelm, der sie alle weit übersah, fern zu halten, gern mit Don Juan abgeschlossen haben; sie wagten dies aber nicht, und mußten sogar zugeben, daß Wilhelm, welcher nach Antwerpen gekommen war, von da nach Brüssel eingeladen wurde. Unter einem unermeßlichen Jubel des Volkes zog Wilhelm im December 1577 in Brüssel ein. Hier gab er dann in der Ständeversammlung, wo die Deputirten von Holland und Seeland saßen, den Ton an, so daß seit dieser Zeit an eine Aussöhnung mit Don Juan nicht mehr zu denken war. Es wurde von den Ständen eine förmliche Feindseligkeits-Erklärung erlassen und Anstalt zur Bekriegung Don Juan's getroffen, ohne daß die katholische Aristokratie es verhindern konnte. Dagegen ließ aber dieselbe nicht zu, daß man unbedingtes Vertrauen in Wilhelm von Oranien setzte. Viele der fürstlichen und gräflichen Herren dieser Partei waren eifersüchtig darauf, daß Alles einem Protestanten zujubelte. Von den Gegnern Wilhelm's in der Versammlung waren außer den Äbten Philipp von Croy, Herzog von Aerschot, dessen Bruder, der Graf Havren, und der Graf Lalain die lautesten. Wie weit der zuerst Genannte und wahrscheinlich auch die beiden Anderen von Wilhelm's reinem Patriotismus und von seiner Aufopferung für das Vaterland entfernt waren, kann man aus einem einzigen Zuge erkennen. Als nämlich Alba die edelsten Niederländer grausam hatte verfolgen und berauben lassen, war der Herzog von Aerschot so schamlos gewesen, sich von demselben eine Rente von viertausend Livres aus den geraubten Gütern seiner unglücklichen Landsleute anweisen zu lassen. Das Volk hatte daher auch nicht Unrecht, wenn es den Prinzen Wilhelm von Oranien als den Mann betrachtete, der es zugleich gegen die Tyrannei der Spanier und gegen die Habsucht der hohen Aristokratie schützen könne. Wilhelm wurde deshalb auf Verlangen des Volkes auch zu der Würde eines Roewart von Brabant erhoben, welche ihm eine dictatorische Macht verlieh*).

Die zunehmende Macht des Prinzen von Oranien bewog hierauf die großen Herren, daß sie, ohne vorher die Stände zu fragen,

*) Borgnet sagt: Ruwart de Brabant, dignité essentiellement révolutionnaire, qui ne s'accordait d'ordinaire qu'en cas de conflit avec le souverain.

sich eine Creatur schufen, indem sie den damals erst zwanzig Jahre alten östreichischen Prinzen Matthias, einen Bruder des Kaisers Rudolf II., nach Brüssel riefen. Matthias ließ sich verleiten, ohne seines Bruders Wissen diesen Ruf anzunehmen. Er eilte nach Brüssel, wo er jedoch nichts als ein bloßer Figurant war. Wilhelm hätte leicht verhindern können, daß dieser Schritt einer Partei von den Ständen gebilligt werde; er that es aber nicht, sondern förderte vielmehr die gute Aufnahme des Erzherzogs auf jede Weise. Er verfuhr so, um nicht, wie er selbst in seinen Briefen sagt, im entscheidenden Augenblicke der öffentlichen Sache durch Widerspruch zu schaden.

Die alten spanischen Truppen oder die schwarzen Banden existirten eigentlich damals nicht mehr; sie hatten in den Niederlanden schon sehr gelitten und waren, als man sie nach Italien zurückgeführt und dort in rauhen Gebirgsgegenden einquartiert hatte, noch mehr zusammen geschwunden. Doch waren noch viele Veteranen übrig. Diese ließ Philipp durch Werbungen und durch Herzuziehung von Truppen aus dem Mailändischen verstärken und dann unter Alessandro Farnese, dem Sohne der Margaretha von Parma, in die Niederlande führen. Die Zahl der spanischen und italiänischen Truppen, welche damals gegen die Niederländer zu Felde zogen, wird auf zwanzigtausend Mann angegeben. Auch die Niederländer warben ein Heer. Dieses bestand jedoch, obgleich es von einem General commandirt wurde, der in Karl's V. Kriegen rühmlich gedient hatte, aus neu geworbenen Leuten. Wilhelm von Oranien rieth deshalb, die Ankunft der Spanier nicht zu erwarten, sondern sogleich den Prinzen Don Juan oder auch die Stadt Namur anzugreifen. Dies schien aber den vornehmen Herren viel zu dreist. Sie warteten, bis Don Juan zum Angriffe schritt, und gerade als dies jeden Augenblick bevorstand, begaben sie sich auf eine Hochzeit nach Brüssel, obgleich dem spanischen Prinzen der Gehorsam von den Ständen schon völlig aufgekündigt worden war, und auch er seinerseits am 25. Januar 1578 den Krieg erklärt hatte. Don Juan benutzte dann die Abwesenheit vieler Anführer des niederländischen Heeres, um dasselbe anzugreifen. Dieser Angriff fand bei Gemblours in der Grafschaft Namur Statt, und verschaffte dem Prinzen einen vollständigen

Sieg. Man hielt sich in Folge desselben so sehr von einem Zuge Don Juan's gegen Brüssel überzeugt, daß die Stände, der Staatsrath und der Prinz von Oranien nach Antwerpen entflohen. Die Vertheidigung der Stadt Brüssel wurde dem Grafen von Bossü und dessen Truppen überlassen. Don Juan wandte sich jedoch nicht gegen Brüssel, sondern eroberte, theils durch Capitulation, theils durch Sturm, einige andere Städte, wie Gemblours, Löwen, Jüdoigne, Diecst, Nivelles und Bovines. In Löwen schlug er auf kurze Zeit seine Residenz auf. Schon im August mußte er jedoch wieder nach Namur zurückkehren, weil er einen großen strategetischen Fehler gemacht hatte.

Diesen Kampf in Brabant benutzte Wilhelm, um während desselben auch diejenigen holländischen Städte, welche bis dahin dem spanischen Könige noch treu geblieben waren, besonders Amsterdam, in den Bund zu ziehen. Auch fremde Hülfe wurde damals den Niederländern zu Theil. Elisabeth von England erlaubte nämlich nicht nur einer Anzahl ihrer Unterthanen in niederländische Dienste zu treten, sondern sie gab endlich auch eine bedeutende Summe Geldes, damit die Niederländer deutsche Truppen werben könnten. Diese wandten sich leider nach der Pfalz, wo des Kurfürsten Bruder, Pfalzgraf Johann Kasimir, mehr durch seine Werbungs-Industrie und durch sein Raubwesen, als durch seine Feldherrn-Talente berühmt war. Mit Recht spottet Granvella in einem Briefe über den sonderbaren Helden, den die Holländer sich wählten *). Die Katholischen, welche einsahen, daß Matthias ihnen gar nichts nütze, suchten damals eine andere Stütze und wählten sich eine solche, deren Gebrechlichkeit ihnen ebenso gut, wie aller Welt, hätte bekannt sein sollen. Sie suchten nämlich aus Frankreich Hülfe zu erlangen, und wandten sich an den Herzog von Alençon, welcher seit dem Mai 1576 den Titel eines Herzogs von Anjou führte. Wie wenig dieser geistlose Prinz zu irgend einem ernsten Geschäfte tüchtig sei, wußte ganz Europa und niemand besser, als Wilhelm von Oranien; allein dieser geschickte Diplomat und Politiker aus Karl's V. Schule glaubte mit Recht, daß die

*) N'ay, schreibt er, jusqu' oyres entendu, qu'il aye faict exploit de guerre d'importance; — robbé et pillé si.

niederländischen Reformirten die Eitelkeit des Herzogs von Anjou ebenso gut benutzen könnten, wie früher die französischen. Die Niederländer hatten folglich, als ihr Heer unter dem Grafen von Bossü im Juli 1578 die Feindseligkeiten wieder begann, mit drei Prinzen angeknüpft, von welchen zwei, Matthias und Anjou, wie Homer sagt, weder im Rathe noch im Kriege gerechnet wurden, und der dritte, Wilhelm von Oranien, zwar als Staatsmann groß war, als Feldherr aber mit dem gegen ihn commandirenden Alessandro Farnese nicht zu vergleichen war.

Don Juan entschloß sich Ende Juli zu einem Angriffe des Grafen von Bossü, obgleich Alessandro Farnese und alle erfahrenen Generale ihm davon abriethen, weil Bossü in der Stellung, die er damals genommen hatte, auf der einen Seite durch den Demer-Fluß, auf der anderen durch einen Wald und auf der dritten durch Schanzen gedeckt war. Don Juan griff, jeden Rath verschmähend, das niederländische Heer am 1. August 1578 bei Rymenan an. Sein Angriff scheiterte völlig, und das spanische Heer würde noch weit mehr gelitten haben, wenn nicht der Prinz von Parma an der Spitze der Reiterei auf meisterhafte Weise den Rückzug gedeckt hätte. Mit diesem gescheiterten Unternehmen endigte eigentlich die Laufbahn des Siegers von Lepanto, welchen seitdem innerer Gram verzehrte. Er zog sich von Rymenan unter die Kanonen von Namur zurück; sein Bruder schickte ihm keine Verstärkungen; dieser ließ sogar Don Juan's geheimen Secretär in Spanien ermorden, wahrscheinlich weil derselbe das chimärische Project seines Herrn, Maria Stuart zu heirathen, allzu eifrig betrieb; die Kriegführung endlich ward mit jedem Tage schwieriger für Don Juan. Der Herzog von Anjou sammelte bei Mons ein Heer, und nahm ebenso den Titel eines Beschützers der Niederlande an, wie er früher in Frankreich den eines Beschützers der Protestanten angenommen hatte. Seine Stellung neben Wilhelm war freilich sonderbar; denn während die Niederländer und sogar der Prinz von Oranien einwilligten, daß der Herzog von Anjou als Schützer und Herr (souverain) der Niederlande anerkannt werde, beschränkte man seine Macht ausdrücklich auf den bloßen Schein und Titel *).

*) Qu'il ne s'entre mestroit pas en ce qui concerne le faict de la police et du gouvernement du pays.

Don Juan brach endlich, als Bossü ihn angreifen wollte und Nivelles bedrohte, gegen diesen auf; er erkrankte aber unterwegs und starb nach sechs Tagen in dem elenden Dorfe Bougy nahe bei Namur (Anfang des Oktober 1578). Vor seinem Tode hatte er noch mit Vorbehalt der königlichen Bestätigung den Prinzen Alessandro Farnese von Parma zu seinem Nachfolger ernannt.

Da wir nicht die Geschichte der Entstehung des Freistaates der vereinigten Niederlande, sondern einen allgemeinen Überblick der Begebenheiten des sechszehnten Jahrhunderts schreiben, so müssen wir zu der innig verflochtenen Geschichte von Frankreich, Spanien und England übergehen, an welche das Schicksal der Niederlande geknüpft blieb.

3. Die französischen Religions-Kriege von Karl's IX. Tod an bis zum Pacifications-Edict von Poitiers (1577).

Die Geschichte der Unruhen in Frankreich ist oben (S. 69) bis zu dem Zeitpunkte geführt worden, als Katharina von Medicis nach dem Tode ihres Sohnes Karl IX. die Verwaltung des Reiches wieder an sich riß und, statt Frieden zu stiften, im Namen Heinrich's III., welcher auf den polnischen Thron gerufen worden war, die Verwirrung im Reiche, die Parteien und die Kabalen vermehrte. La Mole und Coconas hatten eine Verbindung geschlossen gehabt, um den kranken König zu entführen, und an derselben hatten der Prinz von Condé, Heinrich von Navarra, sowie des Königs Bruder, der Herzog von Alençon, Theil genommen. Dies hatte der Königin Mutter den Vorwand gegeben, die Marschälle von Montmorency und Cossé, welche um die Sache gewußt haben sollten, in die Bastille zu setzen und, da Condé nach Deutschland entflohen war, ihren Sohn Alençon nebst dem König Heinrich von Navarra an ihrem Hofe unter strenger polizeilicher Aufsicht halten zu lassen. Wir wissen bereits, wie grausam mit La Mole, Coconas und einigen Anderen, welche nicht zum höheren Adel gehörten, verfahren wurde. Ebenso ist bereits berichtet worden, daß die Freunde der Montmorency's und Andere, die weder den Unfug der Katholiken, noch den der Protestanten billigten, eine dritte Partei bildeten, welche man die der Politiker oder die Partei

derjenigen nannte, die blos einen politischen Zweck verfolgten. Die Anhänger dieser Partei hießen auch schlechtweg die Malcontenten oder Unzufriedenen. An die Spitze derselben zog man nachher den Herzog von Alençon, während Condé und Heinrich von Navarra die Häupter der Protestanten blieben.

Heinrich III. befand sich unter den Polen in einer sehr verdrießlichen Lage: er hatte in Polen dieselbe Parteiung, die er in Frankreich verlassen hatte, angetroffen, und die kindischen und leichtfertigen Genossen, welche mit ihm aus Frankreich gekommen waren, gefielen den Polen ebenso wenig, als die Polen und ihre Lebensweise den an das verdorbene Leben des französischen Hofes gewöhnten Franzosen. Heinrich hatte daher kaum innerhalb vierzehn Tagen, was für jene Zeit unbegreiflich schnell war, die Nachricht vom Tode seines Bruders zu Krakau erhalten, als er sich zur Abreise anschickte. Sobald die Polen dies bemerkten, ward er von seinen eigenen Kammerherren Tag und Nacht wie ein Gefangener gehütet. Um entkommen zu können, mußte er durch den Herrn von Bellievre, welcher Karl's IX. Gesandter in Krakau gewesen war und nach Frankreich zurückreiste, bis an die Grenze des östreichischen Gebietes Pferde zurecht halten lassen und dann auf eine abenteuerliche Art sich seinen Kammerherren und den polnischen Posten entziehen. Er entrann glücklich, indem er einen verzweifelten Ritt nach der Grenze hin machte und erst nahe bei derselben in einen unbequemen Wagen aufgenommen wurde. Die ganze Geschichte der Flucht eines Königs, welcher einem Throne entfloh, um einen anderen zu besteigen, ist höchst abenteuerlich, am meisten jedoch der Umstand, daß das gesammte Landvolk ebenso zur Verfolgung des Königs aufgeboten wurde, wie man es zur Wiedereinbringung eines Festungsgefangenen aufbietet, daß dasselbe sich mit seinen ländlichen Waffen hinter einzelne Franzosen machte, und daß einer von diesen aus Angst in einen Morast floh, wo er dann, bis an den Hals im Wasser steckend, so lange wartete, bis seine Verfolger sich zerstreut hatten.

Heinrich dachte nachher auf der Reise wie zu Hause mehr an Zerstreuung und Lustbarkeiten, als an die unglückliche Lage von Frankreich. Er verweilte zuerst einige Zeit in Wien, und begab sich dann nach Venedig, welches bis in das achtzehnte Jahrhundert

hinein der Lieblingsort großer Herren war, weil man nirgends sonst höher spielte, lockerer lebte und bessere Bälle und Opern hatte. Von Venedig reiste Heinrich nach Turin, wo der Herzog und die Herzogin von Savoyen sich vergebens Mühe gaben, ihn eines Theils dem Einflusse der tollen und lockeren Junker zu entziehen, die ihn überall umgaben und leiteten, und ihn anderes Theils vor der Herrschsucht seiner Mutter zu warnen. Auch der milde und duldsame Kaiser Maximilian II. hatte in Wien Alles versucht, um den neuen König von Frankreich den Fanatikern seines Volkes zu entziehen und ihn dazu zu bewegen, daß er den seit dem Fastnachts-Aufstande überall wieder ausgebrochenen Krieg freundlich beilege.

Die Partei der Katholiken war, als Heinrich nach Frankreich zurückkam, in zwei Theile gespalten, von welchen die eine den Winken der Guisen folgte, die andere sich den Protestanten freundlicher zeigte. Die Letztere, zu welcher auch die gefangenen Marschälle Cossé und Montmorency gehörten, nannte man, wie wir wissen, die der Politiker oder Neutralen oder auch die der Malcontenten. Diese Partei rechnete auf den Herzog von Alençon, welcher gleich dem Könige von Navarra immer noch von seiner Mutter unter polizeilicher Aufsicht gehalten wurde. Sie bestand aus Katholiken und war durch den Umstand gefährlicher, daß sie vorerst keine offenen Feindseligkeiten übte. Sehr viele Mitglieder dieser Partei waren Statthalter in Provinzen oder Commandanten in den Städten, hielten auf ihren Gütern Soldaten und schalteten als Statthalter wie Fürsten. Man hörte daher allenthalben von Überfällen fester Plätze, von Friedensverhandlungen und von besonderen Friedensschlüssen der Parteihäupter. Dadurch wurde von Zeit zu Zeit hie und da augenblickliche Ruhe geschafft, während man an anderen Orten sich unablässig befehdete. Ganz arg ward es, als bald darauf, wie wir unten sehen werden, der Herzog von Alençon aus der Gewalt seiner Mutter entfloh und sich öffentlich einen Schützer der Protestanten nannte.

Je tiefer der neue König gleich nach seiner Rückkehr durch Feigheit und ganz verächtliche Ausschweifungen, durch Kindereien und durch schmähliche Lieblinge (mignons) in der Achtung sank, desto höher stieg das Ansehen der lothringischen Prinzen. Der älteste dieser Prinzen, Heinrich von Guise, glich wegen seiner vielen

glänzenden Eigenschaften in nicht wenigen Rücksichten seinem Vater Franz, und ward wegen seines heftigen Eifers für die päbstliche Lehre dem Könige und seinem Bruder, welche lau waren, sowie den nach diesem zum Throne berechtigten Prinzen der Linie Bourbon, welche Protestanten waren, entgegengesetzt.

Der Prinz von Condé verweilte, als Heinrich III. in Frankreich erschien, noch in Deutschland, wo er ein Heer zu erhalten hoffte, an dessen Spitze er dann nach der Loire ziehen wollte. Seine Glaubensgenossen hielten unterdessen im Juli und August 1574 einen General-Convent zu Millaud in Rouergue. Sie erkannten auf demselben, weil Heinrich von Navarra noch am Hofe war, den Prinzen von Condé als Oberhaupt der Protestanten an, und beschlossen, eine Summe Geldes aufzubringen, um das von ihm herbeizuführende deutsche Heer zu bezahlen. Die Bundes-Acte, welche die Protestanten in Millaud unter sich ausmachten, wurde bald nachher auch von dem zweiten Sohne des Connetable von Montmorency, dem Herzog und Marschall Damville, unterschrieben, weil dieser durch den neuen König, der ihn hätte gewinnen können, auf leichtsinnige Weise zur Verbindung mit den Protestanten getrieben wurde. Damville hatte sich früher, weil Katharina ihn wie seinen Bruder verhaften wollte, vom Hofe entfernt und war damals in seine Statthalterschaft Languedoc gegangen, wo er, wie bis auf Ludwig's XIV. Zeit fast alle Statthalter der Provinzen, beinahe unabhängig war. Von dort hatten der Herzog und die Herzogin von Savoyen, als Heinrich III. auf seiner Rückkehr aus Polen bei ihnen verweilte, den Marschall Damville zu sich nach Turin gerufen, um ihn mit dem König auszusöhnen. Des Königs elende Günstlinge hatten aber diese Aussöhnung hintertrieben, und der Marschall war hierauf nach Languedoc zurückgekehrt, wo er dann die protestantische Bundes-Acte von Millaud unterschrieb.

Seit dieser Zeit schien alle Ordnung in Frankreich sich aufzulösen, und die Mitglieder der verschiedenen Bündnisse bekriegten einander in den einzelnen Provinzen. Das Ansehen des Königs oder der Gerichte ward nur so weit geachtet, als dasselbe sich mit den Waffen geltend machte. Die verschiedenen Bündnisse ernannten, ohne den König zu fragen, welchen sie gleichwohl als Souverain anerkannten, Officiere und Beamten, erhoben Auflagen, entschieden

über deren Verwendung, und machten Verordnungen über die Rechts- und Gerichts-Verwaltung, über das Kriegswesen, über Handelsfreiheit und besonders über Alles, was die äußere Übung der reformirten Religion anging.

Heinrich III. war kaum am Hofe, als er seinen kleinlichen, weiblich reizbaren Bruder, den Herzog von Alençon, durch seine elenden, mit Kinderpossen beschäftigten Lieblinge kränken ließ und ihn, wie vorher den Marschall Damville, ganz gegen sich aufbrachte, so daß ein gegenseitiger Haß es seiner Umgebung leicht machte, beide Brüder zu den unzähligen Kabalen und Intriguen zu misbrauchen, von welchen alle Denkwürdigkeiten voll sind, deren Erwähnung wir aber den französischen Geschichtschreibern überlassen. Den Herzog von Alençon entzweite Hautemer, Herr von Fervaques, dadurch völlig mit seinem Bruder, daß er einen Anschlag erdichtete, den der Herzog auf das Leben seines Bruders gemacht haben sollte. Der König war in Folge davon Willens, seinem Bruder den Proceß machen zu lassen, weil derselbe Meuchelmörder gegen seinen König gedungen habe. Die Königin Mutter versöhnte zwar beide Brüder wieder; allein der Haß derselben ward damals unversöhnlich, da der Herzog von Alençon, als er befragt wurde, erwiderte, er habe allerdings von einem Complot gehört, jedoch keine weitere Notiz davon genommen. Nach der Verbindung Damville's mit den Reformirten ward es den Deputirten der Letzteren, welche nach dem Frieden von La Rochelle am Hofe als Geißel lebten, nicht schwer, den leichtsinnigen Prinzen zur Flucht vom Hofe zu bewegen.

Diese Deputirten spielten überhaupt eine sonderbare Rolle; denn während sie im Auftrage des Königs nach Deutschland reisten, um Condé auf andere Gedanken zu bringen, unterhandelten sie zugleich mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir über ein deutsches Heer, welches den Prinzen von Condé nach Frankreich geleiten sollte. Johann Kasimir verkaufte sich den Franzosen um so theuerer, je geringer seine militärischen Talente waren. Er machte die Bedingung, daß ohne ihn nicht über Krieg und Frieden verhandelt werden sollte, und daß er wegen der Bezahlung seiner Truppen ganz gesichert werde. Dies war wenigstens nicht übertrieben. Sehr kühn dagegen, obgleich deutsch-patriotisch war es, daß er bei

dem französischen Religions-Kriege seinem Vaterlande dasjenige wieder verschaffen wollte, was dasselbe beim deutschen verloren hatte. Er verlangte nämlich, daß im Fall einer Aussöhnung der beiden Parteien der König ihm die Statthalterschaft von Metz, Toul und Verdün überlassen sollte. Die Verbündeten gingen dies ein, und Condé nahm den Titel eines Stellvertreters des Herzogs von Alençon an, welcher Letztere um dieselbe Zeit (15. September 1575) heimlich den Hof verließ. Der Herzog von Alençon begab sich damals zuerst nach Dreux, welches zu seiner Apanage gehörte, und dann nach Poitou zum Heere.

Der König überließ die Führung des Krieges im Jahre 1575 den Guisen. Diese schlugen fünfzehnhundert deutsche Reiter vermittelst einer gleichen Zahl französischer Gepanzerten, welche unter Heinrich von Guise, dem Herzog von Mayenne, dem Bruder desselben, dem älteren Biron, Tavannes und dessen Bruder standen, in einem Treffen bei Dormans gänzlich. Im Januar des folgenden Jahres (1576) erschienen Johann Kasimir und der Prinz von Condé mit sechstausend Deutschen in Burgund. Während dort die Heere der Reformirten und Katholiken einander gegenüber standen, war Katharina von Medicis darauf bedacht, den Herzog von Alençon wieder von den Reformirten zu trennen. Sie entließ zu dieser Absicht die Marschälle von Cossé und von Montmorency aus der Haft, und ersuchte sie um ihre Vermittelung bei den Friedensunterhandlungen, die sie beginnen wollte. Man glaubte damals allgemein, die Königin und ihr Sohn Heinrich III. seien nicht weniger besorgt, daß die Ultrakatholiken, welche unter Heinrich von Guise an der Spitze ihres eigenen Heeres standen, obsiegen würden, als daß die Reformirten und Politiker den Sieg erlangten. Man behauptete sogar, der Hof habe, als Heinrich von Guise als Statthalter von Champagne eine Reiterschaar, die sich unter Thoré zu den Verbündeten jenseit der Loire begeben wollte, bei Langres geschlagen hatte, denselben nur darum nicht in den Stand gesetzt, seinen Sieg zu verfolgen, weil der König dessen Kriegsruhm und seine Popularität bei den Katholiken fürchtete. Die Absicht der Königin, ihren Sohn und die Reformirten zu täuschen, gelang nicht; es ward nur ein Waffenstillstand auf sieben Monate (vom 22. November 1575 bis zum

25. Juni 1576) geschlossen, und zwar unter Bedingungen, welche den Ultrakatholiken großen Argwohn gegen den Hof einflößen mußten. Der König versprach nämlich eine bedeutende Summe, nicht blos um des Pfalzgrafen Truppen zu bezahlen, sondern auch um denselben abzukaufen, daß er nicht in Frankreich einrücke. Er gab ferner das Versprechen, den Politikern und Reformirten sechs Sicherheits-Plätze, nämlich Angouleme, Niort, La Charité, Bourges, Saumür und Mezieres, einzuräumen und die Besatzungen zu bezahlen, welche der Prinz von Condé und der Herzog von Alençon in dieselben legen würden. Auch verpflichtete er sich, seinem Bruder die nöthigen Summen zu geben, um eine Garde von Schweizern, Armbrustschützen und Schwergepanzerten (gens-d'armes) zu unterhalten.

Zu derselben Zeit, als Heinrich III. auf diese Weise von seinen Verwandten, Marschällen und Beamten zu einem schimpflichen Waffenstillstande gezwungen ward, forderten die Polen ihn als einen Landflüchtigen zur Rückkehr auf, und setzten ihn, da er nicht erschien, schimpflich ab, um einen anderen König zu wählen. Die Sitten des Königs und seiner Lieblinge waren von der Art, daß Alle, die am Hofe lebten, verdorben wurden, was besonders auch von Heinrich von Navarra und von seiner Gemahlin, der Schwester des Königs, gilt. Die Letztere war unverschämt genug, einen Liebling des Königs (Dügnast), welcher diesen ganz unbedingt beherrschte, in ihr Schlafzimmer zu locken und dort durch einen gedungenen Meuchelmörder fast unter den Augen des Königs ermorden zu lassen. Ihr Gemahl tröstete sich über ihren ärgerlichen Wandel durch unzählige Liebschaften, deren Geschichte den Franzosen reichen Stoff zu romanhaften Erzählungen und Declamationen gegeben hat.

Der Waffenstillstand ward von beiden Theilen nicht beobachtet. Zwar hatte der König Bourges und Angouleme den Protestanten einräumen wollen; allein die Commandanten gehorchten seinem Befehle nicht. Die Protestanten erhielten dafür St. Jean d'Angely und Cognac. Von Mezieres, einem der gefährlichsten Grenze nahe liegenden Platze, konnte gar nicht die Rede sein. Beide Theile nahmen daher deutsche Truppen in Sold, der König katholische, die Protestanten und Politiker protestantische. Im Februar 1576

rückten Condé und der Pfalzgraf Johann Kasimir mit Truppen in die Champagne ein, durchzogen Burgund, gingen über die Loire und den Allier, vereinigten sich am ersten März in Bourbonnois mit dem verbündeten Heere und erklärten den Herzog von Alençon zum Generalissimus. Nun war es freilich Zeit, daß auch Heinrich von Navarra unter den Seinigen erschien. Seine Genossen d'Aubigny, Armagnac und Fervaques waren ihm dazu behülflich. Er mußte zuerst, um die beobachtende Hof-Polizei sicher zu machen, oft auf die Hirschjagd gehen und wieder heimkehren, dann aber plötzlich davon eilen, um sich der Provinz Güyenne, deren Statthalter er war, eher zu bemächtigen, als man erfahre, daß er nur als Flüchtling gekommen sei. Er erreichte diesen Zweck am 23. Februar, und nahm, weil man nicht wußte, ob er nicht mit Bewilligung des Königs gekommen sei, Besitz von der Provinz. Er vereinigte sich jedoch nicht mit dem Heere des neuen Generalissimus. Dagegen schickte auch er seine Deputirten auf den Kongreß von Moulins, wo man sich über die dem Könige vorzuschreibenden Bedingungen verständigen wollte.

Diese Bedingungen konnte der König unmöglich annehmen, ohne das monarchische Ansehen im Reiche dem Ehrgeize einiger wenigen Herren preiszugeben, und es geht aus denselben deutlich hervor, daß ebensowenig die Häupter der Reformirten, als die der sogenannten Malcontenten an Vaterland und Religion dachten. Jeder wollte nur die augenblickliche Verlegenheit des Königs zu seinem Privatvortheile benutzen. Der König seinerseits suchte sich durch Versprechungen eine Frist zu verschaffen, nachdem die Königin Mutter zuerst ih en schwachen Sohn, den Herzog von Alençon, abgefunden hatte. Alençon erhielt außer den Apanagen noch die drei Provinzen Touraine, Berry und Anjou mit allen Ehrenrechten und voller Regierungsgewalt in bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten, die Ertheilung aller königlichen Pfründen und ein Jahrgeld von hunderttausend Thalern. Von dieser Zeit an nannte er sich Herzog von Anjou. Nachdem der Hauptführer abgefunden war, vertröstete man die anderen Herren durch das Versprechen ähnlicher Vortheile. Dem Prinzen von Condé ward die Picardie zugesagt, Johann Kasimir aber erhielt eine Summe Geld und das Versprechen von vier Millionen.

Während bei den Unterhandlungen über den fünften Religionsfrieden, dem ein viertes Toleranz-Edict folgen sollte, alle großen Herren sich blos Geld, Ehren und Provinzen zu erwerben suchten, strebte allein Gilbert de Levi, Graf von Ventadour, nach einem höheren Ziele und nach einem dauerhaften Frieden, welcher, auf constitutionellem Wege zu Stande gebracht, allen Übeln abhelfe. Er forderte für die Religions-Streitigkeiten ein Nationalconcilium, für die Verwirrungen im Staate die Versammlung der allgemeinen Stände, sowie das Gesetz, daß diese künftig alle zwei Jahre berufen werden sollten. Er schlug vor, daß Jedermann gehalten werden solle, sich eine Religion zu wählen und bei derselben zu beharren. Ferner sollte die Käuflichkeit der Ämter aufhören, indem fortan jede Provinz dem Könige für alle höheren Ämter je drei Candidaten vorschlage, aus welchen dieser einen zu wählen habe. Endlich sollte von den geistlichen Gütern in jeder Provinz der vierte Theil für Schulen und Hospitäler verwendet werden. Dies waren freilich nur fromme Wünsche, die wir blos aus dem Grunde anführen, um zu beweisen, daß man auch damals ganz gut wußte, wie dem elenden Zustande des Volkes abzuhelfen sei, daß aber diejenigen, denen das Schlechte nützte, nicht helfen wollten.

Am 14. Mai 1576 wurde das vierte Religions-Edict durch Heinrich III. selbst dem Parlament zum Einregistriren vorgelegt. Es war dem Könige und seiner Mutter mit der in demselben ausgesprochenen Toleranz keineswegs Ernst. Nichts desto weniger regte dieses Edict den Fanatismus der Jesuiten und der wüthenden Feinde des Protestantismus im höchsten Grade auf, und derjenige Artikel desselben, welcher dem Prinzen Condé die Statthalterschaft der Picardie gewährte, rief einen solchen Widerstand hervor, daß von diesem Augenblicke an die vorher unbedeutende katholische Ligue eine furchtbare, von Spanien unterstützte Verbindung ward. Wir wollen von den dreiundsechszig Artikeln des Edicts nur einige wenige anführen. Es soll, heißt es in demselben, die Religions-Übung ohne alle Beschränkung des Ortes und der Zeit völlig frei sein. Die Protestanten sollen zu allen Ämtern zugelassen werden. In jedem Parlament soll eine halb aus Protestanten halb aus Katholiken bestehende Kammer

(chambre mi-partie) sein. Alle gegen protestantische Große ergangenen Rechtserkenntnisse sollen null und nichtig sein. Acht Sicherheits-Plätze sollen als Bürgschaft des Friedens dem Könige von Navarra, dem Herzoge von Anjou, dem Prinzen von Condé und dem Marschall von Damville für die Protestanten eingeräumt werden. Beiden Parteien war es allerdings mit dem Frieden nicht Ernst. Auch wurden die Bedingungen des Edicts nie und nirgends erfüllt; doch machte man dem Könige ein Verbrechen daraus, daß er sie gewährt hatte.

Was der König verlor, gewannen die Guisen, und bei der in dieser Zeit gebildeten, durch die geistlichen Brüderschaften überall verbreiteten Ligue lag unstreitig der Gedanke zum Grunde, den Herzog Heinrich von Guise an die Spitze zu bringen. Heinrich III. war weniger verhaßt, als verachtet und verächtlich; sein Bruder, der Herzog von Alençon, hatte sich damals für einen Schützer der Protestanten erklärt; Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé aber, welche nach dem Letzteren das nächste Recht an den Thron hatten, waren Protestanten. Es wurden somit Alle, welche die katholische Religion im Reiche erhalten wollten, besorgt und schlossen sich an einander an. Heinrich III. selbst hatte seit langer Zeit die katholischen Verbindungen der Brüderschaften in Paris und in allen Theilen des Reiches gefördert; dadurch wurde die um jene Zeit gebildete Ligue nachher ebenso furchtbar, als die Leiter der Revolution seit 1791 durch die Klubb's wurden. Diese sogenannten geistlichen Brüderschaften beherrschten bald durch eine Art geistlicher Mummerei und durch die Ostentation ihres Kirchenbesuches und ihrer Bußübungen wie durch eine Mode den Hof und den Adel, während sie den Pöbel durch den Müßiggang und das Schaugepränge der Processionen fesselten.

Über diese sogenannte heilige Ligue oder über den Bund zur Erhaltung der alten Lehre, welche der König nicht mehr zu schützen im Stande war, müssen wir etwas ausführlicher reden, weil die Wirkung der Idee, welche ihr zu Grunde lag, dem gesunden Menschenverstande fast eben so unbegreiflich ist, als die des sogenannten Socialismus unserer Tage. Die Erhaltung des Katholicismus war der Vorwand, unter welchem diese kühne, von Spanien, vom Pabste, von den Mönchen und von dem Parlamente schlau benutzte Verbindung fast alle Katholiken gegen den

König in Bewegung brachte, und der Herzog von Guise, welcher freilich ein ganz anderer Mann war, als Philipp Egalité, spielte gegen Heinrich III. dieselbe Rolle, die der Herzog von Orleans in der Revolution von 1789 übernahm. Das eigentliche Ziel, nach welchem man strebte, war: den rechtmäßigen Erben vom Throne auszuschließen; vorerst aber wollte man nur dessen Vetter Condé nicht als Statthalter der Picardie dulden und die Festung Peronne ihm nicht anvertraut wissen. Falsch ist übrigens die Annahme, daß der Kardinal von Lothringen nach der Schlacht bei Dreux zu Trident den Plan ersonnen habe, seinen Einfluß auf die Katholiken zu benutzen, um von Stadt zu Stadt eine Kette katholischer Klubb's zu bilden und vermittelst derselben seine Familie auf den Thron zu bringen. Daran dachte damals noch niemand.

Man leitet die Entstehung der Ligue, als deren erwähltes Oberhaupt Heinrich von Guise nachher so mächtig ward, gewöhnlich von dem persönlichen Verhältnisse des Statthalters von Peronne, Montdidier und la Roye, Hümieres, zu dem Prinzen von Condé und den Montmorency's her. Für Hümieres war es nämlich wegen seiner Feindschaft mit Condé unerträglich, daß diesem Prinzen im letzten Frieden die Picardie angewiesen worden war, und er benutzte daher die vielen zum Schutze der Religion gemachten Entwürfe von Verbindungen, um eine förmliche Bundes-Acte aufzustellen. Diese Acte, welche gleich einem förmlichen Vertrage mit der Formel: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" begann, theilte er den ihm und der katholischen Religion eifrig anhängenden Adeligen zur Unterschrift mit; ein Herr von Happlincourt aber unternahm es, die Urkunden überall umherzutragen. Den Inhalt der Acte findet man bei de Thou und Davila *). Wir wollen nur den einen Punkt hervorheben, daß schon in dieser Acte einem, freilich nicht genannten, Oberhaupte unbedingter Gehorsam für den Zweck der Ausrottung der protestantischen Religion versprochen wird.

---

*) In den Mémoires de Nevers I. p. 627 der Ausgabe in der Collection universelle des mémoires und in den Mémoires de Victor Palma Cayet ou chronique novennaire vol. 55. pag. 34 findet man das Actenstück selbst und seine Erklärung.

Der König wurde von dieser Verbindung für verborgene Zwecke nicht eher in Kenntniß gesetzt, als bis schon viele Ritter, Geistliche, Bürger und Rechtsgelehrte, sowie bedeutende Städte und ganze Provinzen sich zur Theilnahme an derselben verbindlich gemacht hatten. Der Zeitpunkt war sehr passend gewählt, weil die allgemeinen Stände auf den Monat December nach Blois berufen worden waren, und man fürchten mußte, daß dort den Protestanten günstige Anträge gemacht werden möchten. Als die Versammlung begann (am 6. December), waren schon in allen sechszehn Quartieren von Paris durch die Brüderschaften Werbungen für die Ligue gemacht worden. Bald unterschrieben auch Städte in Poitou und Touraine, und der König ward gleich nach dem Zusammentritt der Stände von diesen auf eine solche Weise bestürmt, daß man glaubte, Herzog Heinrich von Guise bediene sich ihres Religionseifers für seine Zwecke. Der König suchte zuerst den ihm gemachten Forderungen auszuweichen. Als dies ihm nicht gelang, war er so schwach, die offenbar gegen ihn geschlossene Ligue förmlich anzuerkennen und sich für das Oberhaupt derselben zu erklären. Dieser Schritt brachte ihn um alles Ansehen, weil derselbe als Feigheit gedeutet wurde; denn die Stände hatten die Subsidien, welche der König forderte, verweigert, und wollten nicht einmal die Veräußerung von Kron-Domänen bewilligen, bestanden aber dabei auf der Ausrottung des Protestantismus. Doch scheint es, als wenn das unerwartete Verfahren des Königs, der sich gegen alle Vernunft zu einem Parteihaupte machte, die Guisen und ihren Anhang anfangs außer Fassung gebracht habe. Diese glaubten, ihnen bliebe jetzt nichts Anderes übrig, als daß sie, während sie selbst in großer Mehrzahl gekommen, die Protestanten aber und ihre Freunde abwesend waren, das Verlangen stellten, den Protestanten solle erklärt werden, daß sie entweder ihrer Religion entsagen oder sich auf Krieg gefaßt machen müßten.

Diese Botschaft ließ der schwache König den Protestanten verkündigen. Die Letzteren lagen damals noch im Felde, und von ihnen hatten nicht nur der König von Navarra und der Prinz von Condé trotz des Friedens sehr viele Städte und Plätze in Güyenne, Poitou und den benachbarten Provinzen erobert und ihre verstärkten Truppen in denselben vertheilt, sondern auch der

Marschall Damville, welcher in Languedoc das Heer der Politiker commandirte, hatte in dieser Provinz das Gleiche gethan. Die Gesandtschaft der Stände hatte bei den genannten drei Parteihäuptern um so weniger Gewicht, als alle drei schon längst erklärt hatten, daß die in Blois versammelten Herren nicht Stände, sondern nur eine Versammlung ihrer Feinde wären. Damville und Condé gaben daher den Abgeordneten die dürre Antwort: „Wir wollen nur Frieden, wenn man uns das gegebene Wort hält; dann wird Alles ruhig bleiben. Übrigens erkennen wir eure Stände nicht an und protestiren gegen alle Beschlüsse, welche sie zu unserem Nachtheile etwa fassen könnten". Der König von Navarra ertheilte eine mildere Antwort und ließ sich auf die Forderung der Religions-Veränderung ein. „Sagen Sie, waren seine Worte, der Versammlung, daß ich stets zum Herrn gebetet habe, und daß ich ihr noch aus dem Innersten meines Herzens bitte, mich zur Erkenntniß der Wahrheit zu leiten. Ich bete, daß, wenn ich auf dem rechten Wege bin, Gott mich auf demselben erhalten möge, wenn aber nicht, daß er mir die Augen öffne; und ich bin bereit, nicht allein ohne alle Rücksicht auf Menschen den Irrthum abzuschwören, sondern auch mein Gut und mein Leben daranzusetzen, daß die Ketzerei aus dem Königreiche und wo möglich auch aus der Welt vertrieben werde".

Als dies den Ständen verkündet wurde, verlangten sie, daß der König den Krieg beginnen solle; da er ihnen aber hierauf erklärte, daß sie dann bedeutende Summen votiren müßten, ließen sie neue Unterhandlungen einleiten, obwohl man zugleich dem Herzoge von Anjou ein Heer anvertraute und neben diesem noch ein anderes aufstellte. Der Herzog von Anjou, dessen Anstellung in einer solchen Zeit ganz den Charakter der Zeit an sich trug, richtete, wie vorauszusehen gewesen war, nichts aus und brauchte sehr viel Geld. Sein Abfall schadete aber doch den Protestanten, weil auch der zweite Anführer der Politiker, der Herzog und Marschall Damville, sich von ihnen abziehen ließ. Der Marschall, eine militärische Natur, war längst höchst unzufrieden gewesen, daß er den Beschlüssen stürmischer Versammlungen gehorchen mußte und mit einer Art von demokratisch-hierarchischer Republik, wie die der Protestanten war, in inniger Verbindung stand; er

ließ sich also, wie jedes Partei-Haupt jener Zeit, durch besondere Vortheile leicht gewinnen und erklärte, daß er lieber Einem Könige, als einer Menge unruhiger Köpfe gehorchen wolle. Trotz des Abfalles des Herzogs von Anjou und des Marschalls Damville blieb Heinrich von Navarra standhaft, und Biron und Villeroi, welche an ihn geschickt waren, mußten viele Reisen hin und her machen, ehe sie ihn dahin brachten, daß er manche im letzten Frieden gewährte Vortheile aufgab. Das Resultat der Unterhandlungen war das neue, im September 1577 erlassene Pacifications-Edict von Poitiers, begleitet von geheimen Artikeln, welche dem Könige von Navarra zu Bergerac in Perigord zugestanden wurden.

Dieses Edict hat vierundsechszig, der geheime Vertrag achtundvierzig Artikel, und der König macht in denselben Verordnungen, wie wenn er volle Gewalt im Reiche habe. Da jedoch von allem diesem sehr wenig in Erfüllung ging, so heben wir nur dasjenige aus, was die Besorgniß und den Argwohn der Katholiken gegen den König neu weckte, lautes Geschrei der Fanatiker veranlaßte und die Guisen allmächtig machte. Der reformirten Kirche wird freie Religions-Übung zugestanden, wenn gleich die römisch-katholische förmlich zur herrschenden erklärt wird. Der König spricht aus, daß die Bekenner der neuen Lehre wieder in alle ihre bürgerlichen Rechte eintreten sollten, also wieder alle Stellen, auch die im Parlamente, bekleiden dürften. Er erklärt, daß sie nicht mit Unrecht zu den Waffen gegriffen, und daß, was sie gethan hätten, dem Staate nützlich gewesen sei. Er gewährt ihnen ferner eigene Richter in den Gerichten, jedoch mit der Ausnahme, daß in den Parlamenten von Paris, Dijon, Rouen und Bretagne keine halb protestantische, halb katholische Kammern (chambres mi-parties) mehr sein sollten. Es werden außerdem den Reformirten neun Sicherheits-Plätze zugestanden, aber nur auf vier Jahre und unter der Bedingung, daß sie die Zehnten bezahlten, die Kirchengüter, deren sie sich bemächtigt hatten, herausgäben, die katholischen Feiertage durch Enthaltung von der Arbeit ehrten und auf keine Weise den Katholiken Anstoß gäben. Endlich wird das den Reformirten ertheilte Verbot, mit Ausländern zu unterhandeln oder Bündnisse und geheime Verständnisse zu unterhalten, dazu benutzt, um

das bisherige Treiben der mit den Spaniern conspirirenden Papisten und ganz besonders die Ligue förmlich zu verbieten und zu cassiren *).

4. England zur Zeit Eduard's VI.

Wir haben nicht die Absicht, die Geschichte der klassischen Zeit des englischen Volkes, dessen Industrie, Handel, Seemacht und Literatur damals einen unerhörten Aufschwung nahmen, ausführlich zu erzählen; denn dies würde ein eigenes Werk erfordern. Wir wollen vielmehr nur durch einen kurzen Überblick die Einsicht in den Zusammenhang der Geschichte England's mit der des übrigen Europa erleichtern.

Als König Heinrich VIII. 1547 starb und sein damals erst neun Jahre alter Sohn, Eduard VI., ihm auf dem Throne nachfolgte, erhob sich eine Reaction von Seiten der durch Heinrich eingeschreckt gewesenen lutherisch gesinnten Herren gegen die von ihm beschützten Katholiken. Dies offenbarte sich gleich anfangs, als man die im königlichen Testamente verordnete Regentschaft änderte. Heinrich hatte die Volljährigkeit seines Sohnes auf das achtzehnte Jahr bestimmt und sechszehn Personen zu Executoren seines Testamentes ernannt, welche entweder insgesammt oder doch theilweise die vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit Eduard's führen sollten. Außerdem war im Testamente noch eine kleine Zahl von Personen genannt, welche, wenn man es nöthig finde, als Rathgeber zugezogen werden sollten. Eduard Seymour, der Bruder von Eduard's VI. Mutter, welchen Heinrich von einer Würde zur anderen erhoben und zuletzt zum Grafen von Hertford gemacht hatte, und Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, waren die Hauptpersonen unter den sechszehn Regenten, und hatten Beide einen oft un-

---

*) Im sechsundfünfzigsten Artikel des Edicts heißt es: Seront toutes ligues et associations et confrairies faites et à faire, sous quelques prétexte que ce soit, au préjudice de notre présent édit cassées et annullées, comme nous les cassons et annullons, défendant expressement à tous nos sujets de faire dorénavant aucunes cotisations ou levées de deniers, fortifications, enrôlemens d'hommes, congrégations et assemblées, sous peine d'être punis rigoureusement comme contempteurs et infracteurs de nos ordonnances.

zeitigen Eifer für eine weitere Kirchen-Reform; ihnen stand der Kanzler Wriothesley als eifriger Katholik entgegen. Dieser ward zum Grafen von Southampton gemacht, als Eduard Seymour Herzog von Somerset wurde; er widersetzte sich aber dem Vorschlage, daß der Letztere zum Protector des Reiches ausgerufen werden solle, was gleichwohl geschah. Da von ihm, dem eifrigen Katholiken, Widerspruch gegen die von Cranmer und Eduard Seymour beabsichtigte weitere Reformation zu befürchten war, so begann man die neue Regierung damit, daß er von seinem Amte und also auch von seinem Platze unter den Sechszehn entfernt wurde. Man benutzte nämlich einen unbedeutenden Formfehler, welchen Wriothesley in der Ausübung seines Amtes begangen hatte, um sich von den Richtern ein Gutachten geben zu lassen, auf das seine Entfernung begründet werden konnte. Dies wurde dem Protector übel gedeutet, welcher das Politische leitete, während Cranmer sich auf das Kirchliche beschränkte. Außerdem sahen aber auch die Großen mit Eifersucht, daß die Familie Seymour so sehr begünstigt ward. Eduard Seymour selbst war Herzog, und hatte sich die durch die Hinrichtung des Herzogs von Norfolk (s. Th. XII. S. 169) erledigten Kron-Großämter eines Groß-Schatzmeisters und Groß-Marschalls ertheilen lassen; sein Bruder Thomas aber war Groß-Admiral geworden. Dies Alles war noch im Februar, vor der feierlichen Beerdigung des Königs, geschehen, und doch war Thomas über seinen Bruder, den Protector, sehr unwillig, weil er sich zurückgesetzt glaubte. Sobald der junge König gekrönt war, ließ sein Oheim Somerset sich ein förmliches Patent über die Regentschaft ausfertigen, und von dieser Zeit an behandelte er seine bisherigen Collegen als untergeordnete Räthe. Gleich darauf unternahm er einen Kriegszug nach Schottland, dessen wir hier erwähnen müssen, weil später die ganze Politik England's bis zum Tode der Königin Elisabeth sich fast ausschließlich auf Schottland und auf die unglückliche Königin dieses Reiches bezog. Wir müssen daher, um den Zusammenhang deutlich zu machen, noch einmal auf die schon früher (Band XII. S. 168 und 244 ff.) erzählten Geschichten zurückkommen.

Heinrich VIII. war mit seinem Neffen, dem schottischen König Jakob V., welcher zuerst eine französische Prinzessin und dann

eine Schwester des Herzogs Franz von Guise geheirathet hatte, in steter Feindschaft, weil die Schotten seit langer Zeit dem Bündnisse mit Frankreich den Vorzug vor dem mit England gaben. Nachdem Heinrich über die Schotten einen glänzenden Sieg erfochten hatte und unmittelbar darauf Jakob V. gestorben war, suchte der englische König Schottland mit seinem Reiche zu vereinigen, ohne es mit den Waffen erobert zu haben. Er bot nämlich billige Friedensbedingungen an, wenn die Schotten die sieben Tage nach Jakob's Tode geborene Tochter desselben, Maria Stuart, mit seinem damals noch nicht fünf Jahre alten Prinzen Eduard verlobten und ihm zur Erziehung übergäben. Dem widerstrebte nicht nur die verwittwete Königin, sondern auch zwei Männer, von welchen der eine an der Spitze des katholischen, der andere an der Spitze des protestantischen Theiles der Schotten stand. Diese Männer waren der der Königin Wittwe von ihren Brüdern dem Herzog Franz von Guise und dem Kardinal von Lothringen, zur Seite gegebene Kardinal von Bethüne, welcher die Regierung an sich gerissen hatte, und Jakob Hamilton, Graf von Arran, welcher, wenn die Prinzessin Maria ohne Erben starb, den nächsten Anspruch an den Thron hatte. Der Letztere war ein schwacher Mann und konnte, erst als Archibald Douglas, Graf von Angus, und dessen Bruder, Wilhelm Douglas, nach fünfzehnjähriger Verbannung von England zurückkamen, durchsetzen, daß ihm vom Parlament die Regentschaft übertragen ward. Als Regent schloß er nachher einen Vertrag wegen der Heirath, wie Heinrich VIII. ihn gefordert hatte. Diesem Vertrage widersetzte sich aber der Kardinal von Bethüne an der Spitze der französisch-katholischen Partei, welche mächtig genug war, um zu bewirken, daß derselbe nicht bestätigt und die Prinzessin nicht ausgeliefert wurde. Dadurch ward ein neuer verheerender Einfall der Engländer in Schottland herbeigeführt.

Die Königin Wittwe, Bethüne und ihr katholischer Anhang waren nicht im Stande, zugleich mit den Engländern und mit dem Regenten zu kämpfen; sie beriefen daher einen Mann, welchen sie dem Letzteren als Nebenbuhler entgegenstellen wollten. Dieser Mann war Matthias Stuart, Graf von Lennox, welcher seit langer Zeit in Frankreich lebte und ein Todfeind der Hamil-

ton's war, weil dieselben seinen Vater erschlagen hatten. Der Graf von Lennox kam, nachdem er sich der Hülfe des französischen Königs versichert hatte, nach Schottland, und setzte hier vermittelst seines Anhanges durch, daß die junge Erbin des Reiches nicht den Engländern überlassen, sondern auf das feste Schloß Stirling gebracht wurde. Allein da er durch überwiegenden Einfluß auf die Protestanten dem Regenten seine Hauptstütze raubte, so beschloß dieser, durch Verleugnung seines bisherigen Glaubens die Unterstützung des Kardinals von Bethüne und der verwittweten Königin zu erkaufen. Arran entsagte am 8. August 1543 zu Stirling dem Protestantismus, und nun gaben Bethüne und der König von Frankreich den Grafen Lennox, der ihnen als Protestant verhaßt sein mußte, auf und machten es demselben unmöglich, sich in Süd-Schottland zu behaupten. Lennox ging nach Nord-Schottland, wo der Commandant der wichtigen Festung Dumbarton und viele bedeutende Männer ihm ganz ergeben waren.

Auf diese Weise hatten die katholische Partei und der Kardinal von Bethüne sich der Regierung wieder ganz bemächtigt, als König Heinrich VIII. im Jahre 1544 ein Heer unter dem Grafen von Hertford und dem Groß-Admiral Johann Dudley nach Schottland schickte, um eine Erneuerung des Verlobungs-Vertrages zu erzwingen. Die englischen Truppen übten schreckliche Gräuel und Verheerungen. Sie zerstörten die Städte Edinburg und Leith gänzlich, verweilten aber nicht lange genug, um die Burg der ersteren Stadt zu erobern, sondern zogen sich vielmehr so schnell vom schottischen Boden zurück, daß sie schon am 18. Mai 1544 wieder bei Berwick in England gelagert waren. Von hier aus wurden dann Unterhandlungen mit dem Grafen von Lennox angeknüpft, welcher den Befehlshaber des festen Dumbarton dazu bewegen zu können glaubte, daß er diesen Platz derjenigen Partei übergebe, an die er sich anschließen werde. Lennox machte in Verbindung mit dem Grafen von Glencarn dem König Heinrich den Antrag, ihn vermöge seines Einflusses auf die Reformirten zu unterstützen, und der König ließ hierauf zu Carlisle einen förmlichen Vertrag mit den Gegnern des Regenten von Schottland abschließen. Von den sechs Zusagen, welche in diesem Vertrage dem Grafen von Lennox gemacht wurden, wollen wir, da aus der ganzen Sache nichts ward, nur die

eine anführen, daß der König versprach, ihm die Regentschaft unter der Bedingung zu verschaffen, daß Lennox nichts ohne den Willen desselben unternehme. Die Partei des Grafen Lennox dagegen gab folgende Versprechungen: dafür zu sorgen, daß das reine Wort Gottes überall gepredigt werde; sich nicht allein aus allen Kräften zu widersetzen, daß die junge Königin von den Gegnern außer Landes gebracht werde, sondern auch zu bewirken, daß man sie dem Könige von England anvertraue; diesem mit aller ihrer Macht beizustehen, damit er die Leitung der Regierung von Schottland und den Titel eines Protectors dieses Reiches erhalte; zwei Bischöfe als Bürgen der Erfüllung des Vertrages in Heinrich's Hände zu liefern und endlich eine englische Besatzung in Dumbarton aufzunehmen. Diese Festung vermochte jedoch Lennox den Engländern nicht zu überliefern, weil er sich in dem Commandanten geirrt hatte. Der Krieg begann daher sogleich wieder. Er führte aber keine Entscheidung herbei, weil, wie wir wissen (s. Th. XII. S. 246 ff.), Heinrich VIII. sich von Kaiser Karl V. zu einem Kriege mit Frankreich hatte verleiten lassen und also sein gegen Schottland bestimmtes Heer sehr schwächen mußte. Später schickte der französische König den Grafen von Montgommery mit einer Anzahl Franzosen den Schotten zu Hülfe. Dessenungeachtet wurde bis zum Ende des Jahres 1545 der Krieg ganz auf die alte Weise, d. h. nach Art der Kosaken und Türken, geführt. Die Schotten hatten dabei den doppelten Vortheil, daß vorerst ihre Königin nicht in die Gewalt des englischen Tyrannen kam, und daß der König von Frankreich, als er im folgenden Jahre (1546) Frieden mit Heinrich machte, die Schotten in denselben einschließen konnte. Dies wollte der König von England lange nicht zugeben, und es geschah erst dann, als die beiden Könige in gleichem Grade des Krieges müde geworden waren. Heinrich erhielt dafür das Versprechen von Zahlungen, welche nachher nicht geleistet wurden. Auch setzte er noch nach dem Friedensschlusse mit Frankreich den Krieg mit Schottland fort, und zog zuletzt seine Truppen zurück, ohne daß man über irgend etwas übereingekommen wäre.

Nach dem Frieden reizte John Knox, der Calvin der Schotten, das Volk zum wilden Fanatismus für seine demokratische Kirchen-Reform auf; der Kardinal Bethüne dagegen verfolgte die

Protestanten aufs grausamste und erklärte ihren Anhängern, daß für Gottes Sache Alles erlaubt sei. Weil Bethüne die Leute verbrennen ließ, so predigte Knox Rache, und einige von seinem Anhange ermordeten den Kardinal in seiner Wohnung. Nachdem dies geschehen war, wandte die wilde reformatorische Partei sich an den Protector Somerset und rief ihn nach Schottland. Schon im März 1547 schlossen die Häupter der reformirten Partei, welche wegen des an Bethüne verübten Mordes verfolgt wurden, zwei Verträge mit Somerset. In dem ersten versprachen sie, die Ehe ihrer jungen Königin mit Eduard VI. auf jede Weise zu betreiben und die Burg, deren sie sich nach der Ermordung des Kardinals bemächtigt hatten, keinem Schotten zu übergeben, bis sie einen schriftlichen Befehl dazu von Eduard und Somerset erhalten hätten. In dem zweiten Vertrage übernahmen sie die Verpflichtung, dem englischen Heere, wenn es zur Abholung der Königin nach Schottland komme, kräftige Hülfe zu leisten und den englischen Commissären jene Burg zu übergeben. Die Sache wurde jedoch verrathen, noch ehe Somerset Anstalten zum Kriegszuge gemacht hatte, und als er endlich im August auszog, fand er die ganze schottische Nation zum Widerstande aufgeboten. Dieses Aufgebot ward freilich wieder entlassen; aber auch das Heer, welches man aus demselben aushob, war den Engländern an Zahl weit überlegen. Nichtsdestoweniger erlitten die Schotten, als sie am 10. September 1547 bei Pinkencleugh oder Musselburgh ein Treffen lieferten, eine solche Niederlage, daß sich im ganzen Lande Schrecken verbreitete, obgleich wir unmöglich glauben können, daß vierzehntausend oder auch nur, wie Andere sagen, achttausend Schotten erschlagen und fünfzehnhundert gefangen wurden. Niemand zweifelte, daß, wenn Somerset gleich vom Schlachtfelde nach Stirling marschirt wäre, der Graf von Arran ihm die junge Königin als Braut seines Königs übergeben haben würde; Somerset that dies aber nicht, sondern trat vielmehr, ungeachtet seines Sieges und zu einer Zeit, als die Schotten an keinen Widerstand dachten, schon nach vierzehn Tagen den Rückmarsch an. Es zeigte sich bald, was ihm die Veranlassung dazu gegeben habe.

Sein eigener Bruder, der Groß-Admiral Thomas Seymour, hatte während seiner Abwesenheit den tollen Plan entworfen, sich

auf irgend eine Weise der Regierung zu bemächtigen und durch seinen Neffen, den jungen König, dessen kindische Gunst er gewonnen hatte, den Protector zu entfernen. Thomas Seymour hatte schon wenige Tage nach dem Tode des Königs Heinrich die letzte Gemahlin desselben, Katharina Parr, geheirathet, wollte sich aber jetzt von dieser trennen und Elisabeth, die Schwester des Königs, zur Gemahlin nehmen. Es war daher hohe Zeit, daß der Protector zurückkehrte, um seines Bruders Plane zu vereiteln. Der Letztere ließ sich, als von Verhaftung im Tower die Rede war, einschrecken, und die Sache ward wieder ausgeglichen. Im folgenden Jahre (1548), als seine Gemahlin gestorben war, schien er ernstlich die Vermählung mit der Schwester des Königs zu betreiben, und that in dieser Beziehung bedenkliche Schritte. Er ward jedoch von einem Münzmeister verrathen, welchen er gewonnen hatte, um, wenn er hervorträte, für ihn zu münzen; auch hatte er eine bedeutende Anzahl Leute an sich gezogen, die er als Soldaten gebrauchen wollte. Jetzt ward er des Hochverrathes angeklagt, am 16. oder 19. Januar 1549 in den Tower gebracht und dann verschiedene Male, theils vor dem ganzen Regentschafts-Rath, theils vor einer Commission desselben verhört. Heinrich VIII. hatte die Nation so sehr an Willkür und an Verurtheilungen ohne gerichtlichen Spruch gewöhnt, daß man auch in diesem wichtigen Processe ganz willkürlich verfuhr; denn es ward beschlossen, den Groß-Admiral durch ein Gesetz (eine bill of attainder), nicht durch ein Gericht verurtheilen zu lassen. Dagegen empörte sich sein Rechtsgefühl, und er bewies in seinem Processe eine Festigkeit, die ihm Ehre macht. Er sollte einer zu ihm geschickten Commission über dreiunddreißig Punkte Rechenschaft geben, bestand aber darauf, daß er, nur wenn er offenes Gehör vor seinen Pairs erhalte, sich rechtfertigen werde. Als nachher beide Häuser eine Commission an ihn schickten, wollte er sich auch mit dieser nicht einlassen, sondern verlangte, daß seine Ankläger ihm gegenüber gestellt würden. Auch eine schriftliche Rechtfertigung verweigerte er, und als man ihn endlich dahin gebracht hatte, die Feder zu ergreifen, legte er dieselbe, nachdem er drei Artikel beantwortet hatte, wieder nieder. Übrigens zeigte bei Gelegenheit dieses Processes das Unterhaus doch mehr Abneigung, irgend jemand ungehört zu verdammen, als das Oberhaus. Freilich war

das Unterhaus, welches erst in der Mitte der Regierung der Königin Elisabeth aus seiner demüthigen und gehorsamen Haltung herauszutreten anfing, damals von dem Schrecken der vorigen Regierung noch sehr niedergedrückt; nichts destoweniger willigte es, als das Oberhaus das Verdammungs-Gesetz (die bill of attainder) dreimal gelesen hatte und dann in das Unterhaus bringen ließ, zwar in die zweimalige Lesung des Gesetzes, bestand aber aller Botschaften des Oberhauses ungeachtet darauf, daß es, ehe die Berathungen geschlossen würden, erst den Groß-Admiral selbst hören müsse. Dies wollte Somerset nicht; er ließ daher dem Parlamente durch eine Botschaft des jungen Königs erklären, es sei ganz unnöthig, den Admiral an den Schranken des Hauses zu vernehmen. Nun hörte der Widerspruch auf; die Bill erhielt am 5. März die Genehmigung, und am 20. März ward der Verurtheilte hingerichtet. Der Bruder desselben hatte bei dem ganzen Processe eine sonderbare Rolle gespielt. Er hatte allen Verhandlungen im Oberhause ununterbrochen beigewohnt, wollte aber nachher das Todesurtheil nicht allein unterschreiben, sondern verlangte, daß der ganze Regentschafts-Rath dies mit ihm thun solle. Lingard behauptet dabei, unter allen den dreiunddreißig Anklage-Artikeln sei keiner erheblich gewesen, da der Admiral offenbar nicht gegen den König, sondern nur gegen seinen Bruder conspirirt habe. Auch tadelt er, daß Cranmer und Somerset das Urtheil mitunterschrieben, weil dies von Seiten des Letzteren unanständig und überflüssig, von Seiten des Ersteren aber unerlaubt gewesen sei, indem ein Geistlicher in einem Blutgerichte nicht mitstimmen dürfe.

Der eigentliche Urheber der ganzen Kabale gegen den Admiral war der boshafte Dudley, Graf von Warwick. Dieser hoffte den Protector dadurch zu verderben, daß er ihn mit seinem Bruder entzweite, welcher mehr Charakter hatte, als er. Sobald Warwick ihn der Stütze seines Bruders beraubt hatte und ein allgemeiner Unwille über sein Betragen gegen den Protector erwacht war, richtete er sich gegen diesen selbst. Niemand war mit dem Protector zufrieden. Den Regentschafts-Rath und die Großen hatte er durch Stolz und Übermuth beleidigt. Die Katholiken waren unzufrieden, weil er die Reformation allzu schnell durchsetzen wollte, wie denn auch Cranmer sie etwas gar zu eifrig

betrieb. Außerdem war diese Partei noch darüber aufgebracht, daß Somerset den jungen König zu einem fanatischen Eiferer gegen den Papismus bilden ließ, und es ist allerdings zu verwundern, daß ein Knabe, wie der König war, so lebhaften Antheil an den religiösen Streitigkeiten nehmen konnte, als Eduard that. Das Volk endlich war so unzufrieden, daß man fast überall in den Grafschaften zu den Waffen griff. Überdies wurde auch der Krieg in Frankreich unglücklich geführt, so daß nachher Boulogne aufgegeben werden mußte. Die Unruhen im Lande waren freilich größtentheils durch die von Cranmer und Somerset übereilt betriebenen Änderungen in der Liturgie veranlaßt worden, da das Volk die Religion stets nur im Äußerlichen sucht und findet; allein Warwick erbitterte auch die Ritterschaft gegen Somerset, weil er die Aufstände im Reiche dem Protector zuschrieb, der sich des Volkes gegen die Ritterschaft bedienen wolle. Ein Zufall begünstigte Warwick's Anschlag, sich einen Anhang zu verschaffen, die Ritterschaft von Somerset abzuziehen und auf diese Weise den Protector zu stürzen. Somerset hatte nämlich anfangs selbst an der Spitze eines Heeres gegen die Rebellen der Grafschaft Norfolk ziehen wollen; das Commando war aber nachher dem Grafen von Warwick übertragen worden, und dieser gewann, nachdem er die Empörung niedergeschlagen hatte, den Theil der Ritterschaft, den er zum Siege geführt hatte. Auch ein Theil des Regentschafts-Rathes war von der dem Protector vorgeworfenen Begünstigung der Volksaufstände so sehr überzeugt, daß die unzufriedenen Räthe sich im September 1549 um Warwick sammelten und die Regentschaft sich öffentlich in zwei feindliche Parteien spaltete. Somerset, der Erzbischof von Canterbury und Sir William Paget hielten am 6. Oktober mit dem Könige Rath in Hamptoncourt, ein großer Theil der übrigen Regentschafts-Räthe dagegen mit Warwick und vielen Leuten, welche geheime Waffen trugen, am Ely-Platz. Die Ersteren boten das Land auf, Leute zum Schutze des Königs zu stellen; die Anderen erließen Circularbriefe voll gehässiger und unerwiesener Anklagen gegen den Protector. Dieser flüchtete sich nach Windsor, wohin schon am 12. Oktober der ganze Rath ihm folgte. Wäre der schwache Mann nicht verzagt gewesen und hätte sich selbst aufgegeben, so würden die großen Herren, welche an der

Spitze des ganzen Treibens standen, nicht das Äußerste gewagt haben, weil gerade das, was die Junker ihm zum Verbrechen machten, die Bauern für ihn gewann. Er hatte sich nämlich der Armen, welche von den Reichen in Betreff der Gemeinde-Weiden und der Verwandlung des Gemeinde-Landes in Privateigenthum (enclosures) beeinträchtigt wurden, kräftig angenommen. Allein er zeigte sich verzagt, seine Freunde Cranmer und Paget waren nicht im Stande, ihm kräftige Rathschläge zu geben, und von der Ritterschaft, die er durch eine Proclamation nach Windsor gerufen hatte, fand sich niemand ein. Er mußte sich also das gefallen lassen, was ihm seine Gegner vorschrieben, zu denen der ganze Regentschafts-Rath gehörte. Die Herren kamen nach Windsor, entzogen am 13. Oktober den König gewaltsam der Aufsicht Somerset's, ließen den Letzteren, gegen welchen eine aus neunundzwanzig Artikeln bestehende Anklage auf Hochverrath vorgebracht wurde, unter großem Aufsehen in den Tower bringen, und schienen ihn auf dieselbe Art behandeln zu wollen, wie er selbst seinen Bruder behandelt hatte. Gleichwohl bedurfte es auch dann noch einer tückischen List, um ihn ganz zu verderben.

Die Leitung der ganzen Kabale gegen Somerset war dem Grafen von Warwick anheim gefallen. Dieser glaubte jedoch auf das Volk und auch auf den jungen König, welcher sehr an der Reformation hing, während Warwick dieselbe weder billigte noch offen misbilligte, Rücksicht nehmen zu müssen. Er trieb also die Sache nicht auf das Äußerste, sondern er und sein Anhang begnügten sich damit, daß sie den Mann, dessen Hochmuth sie beleidigt hatte, völlig demüthigten. Somerset war kleinmüthig genug, sich dazu zu verstehen, im Rathe ein demüthiges Bekenntniß seiner Anmaßung, Nachlässigkeit und Unfähigkeit knieend vorzulesen, die gegen ihn vorgebrachten Anklage-Artikel als begründet anzuerkennen und um Gnade zu bitten. Als nachher das Parlament einberufen ward und sich einigermaßen günstig gegen ihn zeigte, glaubte er gegen die Strafe an Geld und Gut, welche ihm auferlegt werden sollte, protestiren zu dürfen; er erhielt aber dafür vom Rathe so heftige Verweise, daß er sich eine noch ärgere Demüthigung als vorher gefallen ließ. Er hatte jedoch so viele Freunde, daß er schon im Februar 1550 gegen eine bedeutende

Summe, die er niederlegen mußte, aus der Haft entlassen wurde und gleich darauf auch seine Güter wieder erhielt.

Während dieser inneren Unruhen ging sowohl unter Somerset als unter Warwick das Übergewicht über die Franzosen und über die Schotten, welches bisher wenigstens dem Scheine nach behauptet worden war, gänzlich verloren. Der Krieg mit Schottland wurde immer noch unter dem Vorwande geführt, die junge Königin Maria mit Eduard von England zu vermählen; allein schon im Jahre 1548 wurde Maria mit Einwilligung der Schotten nach Frankreich gebracht, wo sie eine Lebensweise und einen Ton annahm, der sie nachher den strengen Calvinisten in Schottland ebenso verhaßt machte, als sie in Frankreich beliebt gewesen war (s. Th. XII. S. 310). Die Schotten bereuten übrigens schon 1548, daß sie sich ganz in die Arme der Franzosen geworfen hatten; denn die Generale der Truppen, welche Frankreich ihnen schickte, betrugen sich sehr übermüthig, und man wollte den Schotten sogar den ehrgeizigen Bischof von Valence, welcher damals nach Constantinopel gesandt worden war und später die Erwählung Heinrich's III. in Polen durchsetzte (s. oben S. 66), zum Kanzler aufbringen. Die Unruhen in England, welche mit den Waffen bekämpft werden mußten, weil die Veränderungen im Kirchenwesen mit bedeutenden Verwirrungen im Inneren und mit Aufständen verbunden waren, hinderten schon den Herzog von Somerset, den Krieg gegen Frankreich und Schottland mit Nachdruck zu führen. Warwick, welcher ihn verdrängte, war nicht glücklicher. Er mußte nicht nur dem französischen Könige, Heinrich II., Zugeständnisse machen, welche in ruhigeren Zeiten diesem nie gewährt worden wären, sondern er hatte auch, was die Engländer ihm sehr übel nahmen, sich eines Florentinischen Intriguanten, welcher nachher, wie die Actenstücke bei Rymer beweisen, dafür mit einer Pension für sich und seinen Sohn belohnt ward, bedienen müssen, um den König Heinrich nur zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu bewegen. Die Engländer erboten sich, den Franzosen Boulogne zu überlassen, und forderten dagegen, daß Maria von Schottland mit ihrem Könige vermählt werde; Heinrich II. erklärte ihnen aber mit dürren Worten, daß er die Königin von Schottland bereits mit seinem Sohne Franz verlobt habe. Als die Rede von

Zahlung der Pension war, welche Franz I. dem Könige von England versprochen hatte, wies man diese Zumuthung mit Unwillen zurück. Der Frieden wurde also unter Bedingungen geschlossen, welche für England sehr nachtheilig waren. Boulogne sollte mit Artillerie, Munition und allen Vorräthen den Franzosen zurückgegeben werden. Dafür sollte Heinrich an England zweimalhunderttausend Kronen bei der Übergabe und noch zweimalhunderttausend nach fünf Monaten zahlen, wenn die Festen Dunglas und Lauder den Schotten übergeben oder, falls diese nicht mehr in den Händen der Engländer wären, Roxburgh und Aymouth gänzlich geschleift würden. Außerdem sollte das schottische Reich in diesen Vertrag nicht einbegriffen sein, und die Engländer sollten mit demselben nicht weiter Krieg führen, wenn ihnen nicht eine neue Ursache dazu gegeben würde.

In dieser ganzen Zeit suchte Cranmer, um politische Dinge völlig unbekümmert, die Lehre und den Cultus von den Resten des papistischen Systems gänzlich zu reinigen. Warwick mischte sich in diese Angelegenheiten wenig, welche Cranmer zu besorgen hatte. Der Letztere war genöthigt, Alles, was den Cultus und die Lehre anging, durch Verordnungen oder Parlaments-Beschlüsse festzusetzen, weil der Klerus und das Volk noch weit zurück waren. Er nahm freilich auch die aus Deutschland, Italien und Frankreich vertriebenen Freunde des Alterthums und der Aufklärung in England auf und versorgte sie. Sogar der demokratisch radikale John Knox ward königlicher Capellan; reisende Prediger, Peter Martyr Vermiglio und Ochino, erhielten Professoren-Stellen (s. Th. XII. S. 450); Bucer, Fagius, Tremellio, Lasco, Cavalier, Valerandus Pollanus und Angelo Florio wurden versorgt. Allein der Samen, welchen diese Männer ausstreuten, konnte unter den an Autoritäts-Glauben gewöhnten englischen Naturen nur langsam Wurzeln schlagen. Cultus und Glauben, Liturgie und Dogmatik wurden daher unter Eduard VI. ebenso, wie unter dessen Vater, durch Verordnungen vorgeschrieben, und wer sich nicht fügte, ward verfolgt. Gardiner und Bonner, die angesehensten Bischöfe aus Heinrich's VIII. Zeit (s. Th. XII. S. 143 und 159), wurden nebst den Bischöfen Day und Heath als Altgläubige abgesetzt und verhaftet, des Königs Stiefschwester Maria ihres Glaubens wegen hart bedrängt, einige

fremde Gelehrte (Niederländer) und sogar eine Frau als Irrgläubige hingerichtet. Der König nahm zwar ungeachtet seiner jungen Jahre lebhaften Antheil an der Verbreitung der rein evangelischen Lehre, war aber der Verfolgung sehr entgegen, und man brachte ihn z. B. nur mit Mühe dahin, das Todesurtheil jener als irrgläubig verdammten Frau zu unterschreiben. Von übler Vorbedeutung für die durch Cranmer und den jungen König heftig betriebene Reinigung der Kirche von den Formen des Mittelalters war der Widerwillen, welchen die Prinzessin Maria, die Tochter Heinrich's VIII. und der Katharina von Aragonien, gegen die Reformation bewies. Sie blieb dem streng spanischen Glauben, in welchem sie durch ihre Mutter erzogen worden war, steif getreu, und ließ sich weder durch Drohungen, noch durch freundliche Bitten bewegen, irgend einem Lehrer der neuen Lehre Gehör zu schenken. Wir schlüpfen daher auch über die unter Eduard VI. gemachten Veränderungen in geistlichen Dingen hinweg, weil sie keinen Bestand hatten. Dagegegen erwähnen wir die Umstände, welche dazu beitrugen, daß die von Warwick entworfenen Plane zur Ausschließung der Maria von der Nachfolge vereitelt wurden.

Warwick hatte es dahin gebracht, daß die übrigen Mitglieder des Regentschafts-Rathes die Leitung der Geschäfte fast ganz ihm allein überließen und ihn als eine Art Protector anerkannten, obgleich er keine Urkunde aufweisen konnte, durch welche ihm ein größerer Antheil an der Regierung zugesichert worden wäre, als den Übrigen zustand. Der Einzige, der ihm gefährlich schien, war der Herzog von Somerset, welcher schon im Februar 1550 volle Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr an den Hof erhalten hatte, und Ende März sogar wieder in den geheimen Rath aufgenommen und zum Kammerherrn ernannt worden war. Als der junge König diesem seinem Oheim und früheren Vormund seine ganze Gunst wieder schenkte, ließ sich voraussehen, daß Somerset's Ehrgeiz und also auch Warwick's Eifersucht wieder erwachen würden. Dies erfolgte in der That, und es werden uns ausführlicher, als wir nacherzählen mögen, die Plane, Entwürfe und Vorsichtsmaßregeln berichtet, welche von den beiden Nebenbuhlern gegen einander gemacht wurden. Das Ende war, daß der Entschlossenere und Kräftigere von Beiden das Feld behauptete.

Der junge König würde nicht ungern gesehen haben, daß Somerset seinen ganzen früheren Einfluß wieder erhielte; dies war aber dem Regentschafts-Rathe eben so sehr zuwider, als dem Grafen Warwick. Der Letztere nahm daher eine neue Anklage Somerset's als begründet an, und leitete im September 1551 einen zweiten Proceß gegen ihn ein. Man beschuldigte den Herzog, er habe die Absicht gehabt, vermittelst der Bewaffneten, die ihn in seinem großen, noch jetzt nach ihm benannten Palaste zu London bewachten, den Grafen Warwick erschlagen zu lassen und sich der Person des Königs zu bemächtigen. Es ward ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt und er in den Tower gesetzt. In demselben Augenblicke, als Warwick diese Verhaftung bewirkte, ließ er sich vom Könige die außerordentliche Würde eines Hüters (warden) der schottischen Grenzen und den Titel eines Herzogs von Northumberland geben, machte zugleich den Grafen von Dorset zum Herzoge von Suffolk, und ernannte eine große Zahl seiner Creaturen zu solchen Würden, die ihnen vermehrten Einfluß verschafften. Dies war offenbar auf das Verderben des Herzogs von Somerset berechnet, welcher unmittelbar nachher des Hochverrathes angeklagt wurde, weil er den König habe entführen und in den Norden von England bringen lassen wollen. Die Entführung des Königs, hieß es, sei nur durch die Ernennung Northumberland's zum Grenzhüter gehindert worden. Der Proceß ward ganz auf die Weise geführt, wie die meisten Processe dieser Art unter den beiden letzten Regierungen geführt worden waren. Eine Anklage auf Hochverrath konnte gar nicht herausgebracht werden; Somerset's Anschlag gegen Northumberland sollte daher als Todesverbrechen gelten. Man ließ sogar die Gemahlin Somerset's und sechs seiner Freunde als Mitschuldige gleich ihm in den Tower bringen, und erbitterte plötzlich die Bürgerschaft von London auf ähnliche Weise, wie die Bewohner von Paris zur Schreckenszeit durch die vorgebliche Conspiration der Gefängnisse erbittert wurden. Es ward nämlich unter dem Namen des Königs die Nachricht verbreitet, die Gefangenen im Tower hätten durch ihre Freunde befreit, das große Siegel und der König selbst aber geraubt und nach der Insel Wight gebracht werden sollen. Die Anklage war lächerlich und der Anschlag, auch wenn man ihn wirklich gemacht hätte, kein

Todesverbrechen; allein man sorgte für Richter, welche im Voraus entschlossen waren, den Herzog von Somerset zu verdammen. Es wurden nämlich siebenundzwanzig Pairs, unter denen sich der Herzog von Northumberland und drei andere Todfeinde Somerset's befanden, zu dessen Richtern bestellt. Der Proceß begann am 1. December 1551, ohne daß dem Angeklagten sein Ankläger gegenüber gestellt und der, welcher gegen ihn zeugte, mit ihm zusammengebracht wurde. Seine Verurtheilung war unvermeidlich, da er eingestand, daß er gegen Northumberland und dessen Freunde wirklich einen Anschlag gemacht habe. Das Benehmen des Verurtheilten, sein Niederknieen und sein Flehen um Vergebung zeigten ein böses Gewissen. Er gedachte seines Betragens gegen seinen eigenen Bruder und hoffte doch dem Tode zu entgehen. Er betrog sich. Sein Todesurtheil ward sechs Wochen nach seiner Verurtheilung unterschrieben, und er wurde am 22. Januar 1552, einen Tag vor dem Zusammentritt des noch von ihm berufenen Parlaments, hingerichtet.

Das Volk war mit dem ganzen Verfahren gegen Somerset um so mehr unzufrieden, als noch vier seiner vorgeblichen Mitschuldigen ebenfalls hingerichtet wurden. Auch das Parlament, welches unter Somerset's Leitung berufen worden war, also viele Freunde desselben zu Mitgliedern hatte, gab seine Unzufriedenheit laut zu erkennen. Es ward nämlich jetzt zum ersten Male das bisherige Verfahren in Hochverraths-Processen für unzulässig erklärt, indem das Parlament verordnete, daß künftig niemand mehr wegen Hochverraths vor Gericht gestellt, angeklagt, verurtheilt und für schuldig erklärt (attainted) werden solle, wenn nicht zwei ihm gegenüber gestellte Zeugen eine eidliche Aussage abgelegt und vor Gericht ihre Anklagen gegen ihn behauptet hätten. Dies scheint Northumberland als einen öffentlichen Tadel seines Verfahrens betrachtet zu haben; denn er löste gleich nachher das Parlament in großer Ungnade auf. Die Folge davon war, daß das letzte Parlament unter Eduard's VI. Regierung (1553) auf dieselbe Weise zusammengebracht wurde, wie die Kammern vieler deutschen Staaten in unseren Tagen und der gesetzgebende Körper Frankreich's im Jahre 1852. Es wurde nämlich ebenso an die englischen Sheriffs, wie neuerdings an die deutschen Oberbeamten und an die französischen

Präfecten der Befehl geschickt, nur ernste und geschickte (grave and able) Leute wählen zu lassen und dabei auf die Empfehlungen der geheimen Räthe in ihrer Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen. Ja, der König selbst ernannte sechszehn Personen, lauter bei Hofe angestellte Leute, welche des hohen Vertrauens des Ministers genossen, zu Parlaments-Gliedern.

Wenn König Eduard länger gelebt hätte, so würde mit einem solchen Parlamente viel anzufangen gewesen sein. Vorerst erlangte man wenigstens, daß Cranmer's Verordnungen keinen Widerstand fanden, durch welche nachher unter Elisabeth eine halb katholische, halb protestantische, von Autoritäten, nicht von der durch die Schrift erleuchteten Vernunft abhängige anglikanische Kirche gegründet ward. Cranmer hatte die Liturgie (Prayer-book) in Ordnung gebracht. Er gab also für seine Art von Kirche Gesetze, und setzte das durch, was die Verfasser der deutschen sogenannten symbolischen Bücher durch Lärmen, Streiten und Verfolgen in fünfzig Jahren nicht allgemein durchsetzen konnten — eine Alle verpflichtende Glaubens-Norm neben der Bibel. Zweiundvierzig Artikel wurden als Inbegriff des neuen Glaubens allen Engländern vorgeschrieben und zugleich ein neues geistliches Gesetzbuch an die Stelle des päbstlichen gesetzt.

Northumberland erkannte bald, daß Alles, was er, der ohnedies im Volke sehr verhaßt war, und was Cranmer gebaut hatten, zusammenstürzen werde, wenn der König, dessen Constitution von Kindheit an schwach gewesen war, sterben sollte. Als Eduard daher im Frühling 1553 ernstlich zu kränkeln begann, suchte Northumberland sich gegen das ihm von der Nachfolgerin desselben, der katholischen Prinzessin Maria, unfehlbar drohende Schicksal zu sichern. Man behauptet sogar, schon seine frühere Verbindung mit dem Grafen von Dorset, den er zum Herzoge von Suffolk erheben ließ (s. S. 120), sei darauf berechnet gewesen, Eduard's Schwester Maria durch eine Kabale von der Nachfolge auszuschließen. Dies scheint jedoch, weil damals noch niemand ahnen konnte, daß Eduard kinderlos sterben werde, sehr zweifelhaft. Dagegen nahm Northumberland bei der Begünstigung des Grafen von Dorset unstreitig auf die Abstammung der Gemahlin desselben Rücksicht. Diese Gemahlin, Franziska, war eine Tochter der jüngeren Schwester Hein-

rich's VIII., Maria, welche nach dem Tode ihres ersten Gemahles, Ludwig's XII. von Frankreich, durch eine Misheirath ihren Anspruch an die Nachfolge verloren hatte. Ihr Bruder, Heinrich VIII., erhob jedoch nachher diesen ihren zweiten Gemahl zum Herzoge von Suffolk, und behielt in seinem Testamente ihren Nachkommen das Recht an den Thron vor, während er in diesem Testamente der Rechte seiner älteren Schwester, Margaretha, der Gemahlin Jakob's IV. von Schottland, nicht ausdrücklich erwähnte. Die Tochter jener Herzogin von Suffolk, Franziska, war mit dem Marquis von Dorset oder früheren Grafen Gray vermählt, welcher seiner Gemahlin wegen von Northumberland zum Herzoge von Suffolk erhoben worden war, weil die beiden Brüder der Franziska, welche diesen Titel trugen, schnell hintereinander gestorben waren. Die Kinder der Franziska aber waren drei Töchter, von welchen die älteste, Jane oder Johanna Gray, den Planen des Herzogs von Northumberland dienen sollte*). Als nämlich die Krankheit Eduard's VI. gefährlich wurde, kam Northumberland auf den unglücklichen Gedanken, die Zuneigung des Königs zu Johanna Gray und die Besorgniß desselben, daß Maria, die fanatisch ultramontane Tochter der Katharina von Aragonien, den Protestantismus wieder ausrotten möchte, zu benutzen, um die Letztere von der Nachfolge auszuschließen, die ihr durch ihres Vaters Testament zugesichert worden war. Die Herzogin von Suffolk mußte deshalb ihre vorgeblichen Rechte, welche höchstens erst nach dem Tode der beiden Schwestern Eduard's, Maria und Elisabeth, Geltung haben konnten, an ihre älteste Tochter, Johanna Gray, abtreten. Diese ward hierauf dem vierten Sohne des Herzogs von Northumber-

---

*) Stammtafel der beiden Schwestern Heinrich's VIII.

Margaretha, Gemahlin Jakob's IV. von Schottland.
Jakob V., vermählt 1. mit Magdalena von Frankreich;
2. mit Maria von Lothringen.
Maria Stuart.

Maria, vermählt 1. mit Ludwig XII. von Frankreich;
2. mit Brandon, erstem Herzog von Suffolk.
Franziska, verm. m. d. Grafen Gray, Herzog v. Suffolk.
Johanna, Katharina, Maria.

land, Guilford Dudley, zur Gemahlin versprochen und gleich nachher mit ihm vermählt. Schöner und unschuldiger, als diese Beiden, war in ganz England kein Paar. Johanna Gray war, obgleich sie erst sechszehn Jahre hatte, der alten Sprachen und der Theologie ganz mächtig und in der Bibel und im Plato belesen, wie wenige Gelehrte ihrer Zeit und wie nur hier und da einer in unserer den materiellen Studien ergebenen Zeit sein mag. Sie correspondirte lateinisch mit den Schweizer Reformatoren, so daß man in Zürich ihre Briefe als Merkwürdigkeit zeigt.

König Eduard, welcher sie nicht ihrer Schönheit, sondern ihrer Frömmigkeit und Unschuld wegen ehrte und achtete, ließ sich, als seine Krankheit im Laufe des Jahres 1553 unheilbar ward, dazu bereden, daß er über das Reich wie über ein Privateigenthum verfügte. Heinrich VIII. hatte zwar ebenfalls die Thronfolge durch sein Testament geordnet; allein ihn hatte das Parlament ausdrücklich zu dem, was er that, bevollmächtigt, und außerdem war seine Erbfolge-Ordnung nachher durch dasselbe zum Statut erhoben worden. Eduard's Verordnung dagegen wurde blos von seinem geheimen Rathe gebilligt, und selbst dieser verstand sich höchst ungern dazu. Mehrere der geheimen Räthe sträubten sich lange, Eduard's Testament, in welchem der Johanna Gray der Thron zugesichert wurde, zu unterschreiben, und die Oberrichter England's erklärten sogar, daß sie, wenn sie eine statutarische Verfügung antasteten, sich des Hochverrathes schuldig machen würden; sie entschlossen sich aber endlich doch halb gezwungen zur Unterschrift. Vierundzwanzig geheime Räthe und die Oberrichter erkannten das von Eduard dictirte Testament an. Nur der Oberrichter Hales, welchem Kent als Gerichtsbezirk angewiesen war, weigerte sich standhaft, die Rechte der Prinzessin Maria verletzen zu helfen. Er war nachher eines der ersten Opfer ihres mörderischen Fanatismus. Außer den geheimen Räthen, den zwölf Oberrichter, mit Ausnahme von Hales, dem Lordmayor und den Rathsherren von London hatten auch viele der ersten Herren des Reiches die Ausschließung der rechtmäßigen Erbin gebilligt.

5. England unter Maria.

Eduard VI. war am 6. Juli 1553 kaum verschieden, als es sich zeigte, daß die vielen Feinde Northumberland's sich für Maria erklären würden. Diese Prinzessin war ihr ganzes Leben hindurch wegen ihrer Mutter und wegen ihrer fanatischen Anhänglichkeit an die römische Religion bald wie eine Gefangene gehalten, bald auf jede Weise geplagt und gepeinigt worden; sie betrachtete daher die Protestanten als ihre persönlichen Feinde. Man hatte sie vor dem Tode des Königs eingeladen, nach London zu kommen; sie war aber unterwegs durch den Grafen Arundel gewarnt worden und auf die Burg Kenninghall in der Grafschaft Norfolk, wo sie bis dahin gelebt hatte, zurückgekehrt. Arundel half ihr auch, unterstützt von Lord Paget, Northumberland's Plane vereiteln. Johanna Gray war mit den Kabalen zu ihren Gunsten ganz unbekannt geblieben; sie befand sich, als Eduard starb, schon seit einiger Zeit zu Chelsea, und ward erst am 8. Juli nach London gerufen. Dort machten Northumberland und einige andere Mitglieder des geheimen Rathes sie am 10. Juli mit Eduard's letztem Willen bekannt; sie erschrack anfangs heftig, nahm aber doch nachher die dargebotene Krone an. Die Scene des Antrages und der Annahme der Krone ist von den Schriftstellern, welche Johanna mit vollem Rechte bewunderten und ihr trauriges Schicksal beklagten, rhetorisch und dramatisch ausgeschmückt worden. Rapin Thoyras und Hume haben die romantische Darstellung benutzt; wir folgen lieber dem aus Johanna's Briefen an Maria gezogenen Berichte Lingard's.

Am 11. Juli 1553 ward Johanna Gray feierlich als Königin ausgerufen. Ihre Regierung dauerte jedoch nicht länger als neun Tage. An demselben Tage nämlich, an welchem Johanna Königin geworden war, langte in London ein Schreiben der Maria an, die sich in die Burg Framlingham begeben hatte und in ihrem Schreiben dem geheimen Rathe Vorwürfe machte, daß man gar keine Notiz von ihr genommen habe. Sie sah sich bald von einer großen Anzahl Getreuer umgeben, erhielt durch Arundel, welcher heimlich Katholik war, von Allem, was in London vorging, Nachricht, und ließ sich in Norwich als Königin ausrufen. Ganz Norfolk und Suffolk erklärten sich zu ihren Gunsten, der Adel sammelte sich um

sie, und die Grafen von Bath und Sussex, Lord Mordaunt und einige Andere warben Truppen für sie. Northumberland sammelte ebenfalls ein Heer. Er wollte dasselbe dem Herzoge von Suffolk übergeben, um selbst in London zurückzubleiben, weil er den Einwohnern dieser Stadt nicht traute; er ließ sich aber vom Grafen Arundel bereden, das Commando selbst zu übernehmen. Kaum war er aus der Stadt gezogen, als Arundel dieselbe von Johanna losriß. Während nämlich der Herzog von Suffolk nach Northumberland's Abzuge die Angelegenheiten der Johanna Gray leitete und der geheime Rath mit ihm im Tower war, erfuhr Arundel, daß Northumberland vom größten Theile der Seinigen verlassen sei; er berief hierauf den geheimen Rath in die Stadt und bewog ihn, sowie den Lordmayor und die Stadträthe, Johanna Gray aufzugeben. Maria ward dann in London als Königin ausgerufen, und die Lords Arundel und Paget eilten selbst nach Framlingham, um ihr zu berichten, daß Suffolk den Tower übergeben und Johanna die Krone freiwillig niedergelegt habe. Der Herzog von Northumberland benahm sich sehr niedrig und kleinmüthig, als er diese Nachrichten erhielt. Er suchte zuerst die Gunst der Maria dadurch zu gewinnen, daß auch er sie als Königin ausrufen ließ und dabei eine große Freude affectirte; dann flehte er den Herzog von Arundel, der zu seiner Verhaftung abgeschickt worden war, knieend um seine Verwendung. Er, seine Söhne, Johanna Gray und ihr Gemahl nebst einer Anzahl ihrer Freunde wurden in den Tower gebracht. Der Herzog von Suffolk war ebenfalls verhaftet worden, ward jedoch wieder in Freiheit gesetzt.

Maria zog, von ihrer Schwester Elisabeth begleitet, schon Ende Juli in London ein; sie wurde aber erst im Oktober gekrönt. Ihre Regierung war in vieler Beziehung höchst unglücklich für England, weil sie durchaus theologisch und in keiner Beziehung politisch war. Zwei unter der vorigen Regierung verfolgte, der päbstlichen Religion eifrig ergebene Bischöfe, Gardiner und Bonner, waren Rathgeber der Königin; sie selbst konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem England mit Rom werde ausgesöhnt sein; ihre nachherige Vermählung mit Philipp II. endlich knüpfte sie an das spanische Interesse. Maria mußte folglich eine völlige Reaction begünstigen und dem Zeitgeist entgegen handeln, statt denselben zum

Vortheile England's zu benutzen. Wir dürfen übrigens nicht bei den einzelnen Ereignissen von Maria's Regierung verweilen, weil England bis zur Zeit der Elisabeth nur eine Nebenrolle spielte, und daher Alles, was die allgemeine Geschichte von Europa angeht, schon früher berührt worden ist. Wir wollen nur einige Punkte erwähnen, welche die inneren Zustände und die Verwaltung betreffen.

Der erste dieser Punkte ist die Reaction in religiöser Beziehung, welche mit ebenderselben furchtbaren Consequenz und ebenso ohne alle Rücksicht auf die Richtung und die Bedürfnisse der Zeit durchgeführt wurde, wie die politische Reaction in unseren Tagen, vielleicht jedoch etwas roher und grausamer. Maria wollte mit weiblichem Eigensinn ganz England wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückführen. Sie überließ, ohne gerade an dem Unglücke der Andersdenkenden Vergnügen zu finden, die Mittel der Bekehrung und Bestrafung den Juristen und Theologen, welche unter der vorigen Regierung geplagt und gefangen gehalten und von ihr sogleich in Freiheit gesetzt worden waren; diese gaben ihr zuerst gelinde, nachher aber furchtbar grausame Mittel an, um die Unterthanen ewig selig zu machen. Von den theologischen Rathgebern der Maria war Bonner unerbittlich hart, Gardiner dagegen, welcher das Kanzleramt erhielt, war milder. Übrigens begannen die Hinrichtungen der Ketzer in Masse nicht eher, als bis Reginald Pole (s. Th. XII. S. 158 f.) und König Philipp II. nach England gekommen waren, und auch dann noch zog nicht nur Gardiner sich von den Glaubens- und Blutgerichten zurück, sondern auch sogar Philipp's Beichtvater, Alphons de Castro, predigte öffentlich gegen das Ausrotten der Ketzer, nachdem die Verbrennung der protestantischen Geistlichen Rogers, Saunders, Hooper und Taylor, deren Verurtheilung die einzige war, welcher Gardiner beiwohnte, großes Aufsehen erregt hatte. Die Vereinigung mit Rom ward von der Königin eifrig betrieben, und obgleich Gardiner die Restitution der seit Heinrich's VIII. Regierung verkauften geistlichen Güter hintertrieb, so ließ doch Maria sich nicht abhalten, wenigstens die an die Krone heimgefallenen der Kirche zurückzugeben. Der Kardinal Reginald Pole ward von seiner Reise nach England, die er als Legat des Pabstes machen sollte, durch die Politik Karl's V., wel-

cher die Vermählung seines Sohnes Philipp II. mit Maria durch dieselbe gefährdet glaubte, sowie nachher durch andere Umstände zurückgehalten. Sobald er endlich in England angekommen war, wurden die Verfolgungen ärger, obgleich er selbst ein milder und hochgebildeter Mann war, der sich oft sehr duldsam aussprach. Zuerst wurde, nach Cranmer's Absetzung, nach der feierlichen Aussöhnung der englischen Kirche mit der römischen und nach der damit verbundenen Absolution der Engländer, Reginald Pole zum Erzbischof von Canterbury ernannt. Dann wandte man mit Einstimmung des Parlaments alle die furchtbaren Statuten, welche Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V. gegen die Ketzer ihrer Zeit erlassen hatten, auf die Protestanten an. Da ein großer Theil des Volkes zu diesen gehörte, und viele heftige Gegner des katholischen Cultus sich öffentlich auf grobe und ungemäßigte Weise gegen den zur herrschenden Religion gemachten Papismus aussprachen, so kam es endlich dahin, daß man es für Hochverrath erklärte, wenn jemand bete, Gott möge das Herz der Königin rühren und sie vom Götzendienste ablenken. Die Verfolgungen wurden nach und nach so heftig, daß die englischen Protestanten sich zu Hunderten in die protestantischen Städte Deutschland's und der Schweiz flüchteten, wo sie eigene Kirchen einrichteten, leider aber auch durch ihren Secten-Geist vielen Zwist veranlaßten.

Die Geschichte der englischen Märtyrer des Evangeliums und der Grausamkeiten, welche gegen sie begangen wurden, wollen wir nicht schreiben, weil wir zu tief in Einzelnheiten eingehen müßten; doch dürfen wir das traurige Schicksal der drei gelehrtesten und würdigsten Prälaten, Latimer, Ridley und Cranmer, welche man zuerst des Hochverrathes beschuldigt und dann begnadigt hatte, nachher aber wegen ihres Glaubens verfolgte, nicht mit Stillschweigen übergehen. Alle drei waren als politisch verdächtig in den Tower gesetzt worden. Sie wurden von dort im März 1554 nach Oxford gebracht, um mit den Deputirten der Universitäten und der Versammlung des Klerus (convocation) über die streitigen Punkte des neuen und alten Glaubens zu disputiren. Latimer entschuldigte sich mit seinem hohen Alter; Ridley bewies seine gewöhnlichen Talente; Cranmer ließ sich auf die Kirchenväter ein und war folglich, da blos vom Evangelium die Rede sein konnte, im Nachtheile.

Alle drei wurden gleich darauf, weil sie sich nicht als besiegt bekannten, für verstockte Ketzer erklärt. Es verflossen jedoch achtzehn Monate, ehe man gegen sie zum Äußersten schritt. Im September 1555 wurden sie endlich durch einen päbstlichen und einen königlichen Commissär zum Widerrufe aufgefordert. Latimer und Ridley blieben standhaft und wurden deshalb schon im Oktober als Ketzer verbrannt. Cranmer dagegen erlitt erst später den Tod. Er war nämlich, weil man über ihn, den Gründer der anglikanischen Kirche, einen glänzenden Triumph zu feiern hoffte, blos eingeschreckt worden, und ließ sich dahin bringen, daß er nicht nur seine früheren Behauptungen widerrief, sondern auch nacheinander fünf schriftliche Erklärungen, wie seine Gegner sie verlangten, gab und die letzte derselben sogar öffentlich vorlas. Hätten die Fanatiker ihm ebenso, wie seinen beiden Mitbrüdern Ridley und Latimer, ernstlich Vergebung versprochen und ihm dann auch Wort gehalten, so hätten sie einen Triumph gefeiert und Cranmer bei der Nachwelt verächtlich gemacht; ihre Rachsucht verhalf aber dem guten, wenn gleich schwachen Manne zu großem Ruhme und beschämte sie selbst vor ganz England. Sie gaben nämlich deutlich zu verstehen, daß sie trotz aller Demüthigungen, welche Cranmer sich hatte gefallen lassen, seines Lebens nicht schonen würden, und er schrieb daher die vorzulesende Erklärung so, daß die Einleitung einen neuen Widerruf zu verkündigen schien, der Schluß aber gerade das Entgegengesetzte aussprach. Er ward hierauf am 21. März 1556 verbrannt, und zeigte im Tode eine so edle und würdige Standhaftigkeit, daß man seine frühere Schwäche gern vergaß.

Der zweite Punkt, welcher aus der Geschichte von Maria's Regierung hervorzuheben ist, betrifft die Vermählung der Königin. Den gewöhnlichen Angaben nach hätte Maria zwar stets Rath und Hülfe von Karl V., dem Neffen ihrer Mutter, gesucht und erhalten; in Betreff ihrer Vermählung aber sei sie, heißt es, zuerst nicht unbedingt dem Rathe desselben gefolgt, als er ihr seinen Sohn Philipp II. zum Gemahle empfohlen habe. Man sagt, sie habe gewünscht, durch ihre Hand einen der beiden noch übrigen Sprößlinge des Hauses York, Eduard Courtnay und Reginald Pole (s. Th. XII. S. 158), für die erduldeten Verfolgungen zu entschädigen. Der Erstere ward von ihr aus dem Tower, in welchem er

als Staatsgefangener saß, befreit und dann zum Grafen von Devonshire gemacht. Er war jedoch ein roher und wüster Geselle, und es zeigte sich bald, daß mit ihm nichts anzufangen sei. Was den anderen Sprößling des Hauses York, den Kardinal Reginald Pole, betrifft, so scheint Karl V. ernstlich gefürchtet zu haben, dieser möge von der Königin seinem Sohne vorgezogen werden. Er hinderte deshalb dessen Reise nach England, bis der Vertrag wegen der Vermählung mit seinem Sohne abgeschlossen war. Lingard behauptet freilich, Maria habe nicht daran denken können, Pole zu heirathen, weil derselbe zu alt und kränklich gewesen sei; dieser Grund scheint uns aber nicht haltbar. Pole war nämlich wenig über fünfzig Jahre alt, während Maria nahe an vierzig Jahren hatte, und was die Kränklichkeit angeht, so machte Pole ja gerade damals die in jener Zeit höchst anstrengenden Reisen von Rom über die Apenninen und Alpen, im südlichen und nördlichen Deutschland und in den Niederlanden.

Der Vertrag über die Vermählung mit Karl's V. Sohn, Philipp II., welcher damals von seinem Vater den Titel eines Königs von Neapel und die Verwaltung von Mailand erhalten hatte, wurde von den Engländern mit großer Behutsamkeit abgeschlossen, weil ihnen alles Spanische tödtlich verhaßt war. Obgleich dem Gemahle der Maria später der Titel eines Königs von England ertheilt wurde, so war doch im Heiraths-Vertrage festgesetzt, daß jedes der Vermählten nur den Titel seiner eigenen Staaten und Gebiete führen dürfe. Philipp solle, heißt es weiter, der Königin bei der Regierung ihrer Reiche zwar beistehen, aber mit Vorbehalt aller Gesetze, Rechte, Privilegien und Herkommen der Nation. Ferner solle die Königin allein über Pfründen, Stellen, Ländereien, Einkünfte und Anderes schalten, und diese sollten nur Eingeborenen ertheilt werden. Philipp solle schwören, daß er allen Ständen ihre Rechte und Privilegien wahren, die Fremden von Hofämtern ausschließen, und die Königin, nur wenn sie selbst vorher darum nachgesucht, sowie ihre Kinder nur nach vorhergegangener Einwilligung der Ritterschaft außer Landes führen wolle. Mehrere andere Punkte des Vertrages übergehen wir.

So ungünstig man auch in England die Spanier beurtheilte, so billigten doch beide Häuser des Parlaments die Heirath ohne

Widerspruch; sie fügten aber noch ausdrücklich hinzu, daß nach der Vollziehung der Ehe Maria die Souveränität als Königin allein ausüben und nicht einmal aus Höflichkeit irgend ein Recht oder einen Anspruch an Philipp übertragen dürfe. In der That verweigerte nachher das Parlament, das sich doch sonst Alles gefallen ließ, seine Einwilligung zur Krönung Philipp's, sowie die Annahme des Antrages, demselben gegen Frankreich Hülfe zu leisten. Übrigens benahm sich Philipp, als er am 19. oder 20. Juli 1554 von la Corugna nach Southampton kam, gegen die englischen Großen viel artiger, als früher gegen die deutschen und niederländischen (s. Th. XII. S. 284 f. und 435 f.). Er redete sie nicht spanisch, sondern lateinisch an, befahl seinen Hofleuten, die englischen Sitten und Gebräuche zu schonen und anzunehmen, und trank sogar auf ihre Gesundheit zum ersten Male in seinem Leben einen großen Becher Ale (Bier); allein bald fühlte er sich doch zu unbehaglich in England, um dort lange zu verweilen. Sogar die übertriebene Zärtlichkeit der Maria war ihm lästig; denn Lingard hat uns nicht überzeugt, wenn er Philipp zu einem zärtlichen Gatten macht. Dieser verließ endlich seine Gemahlin und blieb, trotz ihrer dringenden Bitten, Jahre lang von ihr getrennt. Maria dagegen war ihrem Gemahle so sehr ergeben, daß sie im Jahre 1557, als er endlich wieder zu ihr kam, um die Engländer zur Theilnahme an seinem Kriege mit Frankreich zu bewegen, ihm das, was das Parlament früher verweigert hatte, gewährte. Sie schickte ihm siebentausend Engländer, welche zu dem Siege bei St. Quinctin nicht wenig beitrugen (s. Th. XII. S. 344). Die Einmischung in den Krieg der Spanier und Franzosen führte den bereits (Th. XII. S. 349 f.) erwähnten Überfall von Calais herbei, sowie in Folge desselben den Verlust dieser seit mehreren Jahrhunderten dem englischen Reiche ganz einverleibten Festung, einen Verlust, welcher von den Engländern bitterer empfunden und mehr beklagt wurde, als die zahlreichen Opfer der unerhört mörderischen Religions-Verfolgung unter Maria, deren Zahl man auf fünf- bis achthundert anschlägt.

Das Dritte, was wir von der Regierung Maria's erwähnen wollen, ist das politische Verfahren und die Willkür der Justiz. Selbst Karl V., welchen Maria fleißig zu Rathe zog, ermahnte sie

anfangs zur Milde, und Philipp verhinderte, als sie später ihre Halbschwester Elisabeth hatte verhaften lassen und Willens zu sein schien, dieselbe zu verurtheilen, seine Gemahlin an der Ausführung dieses Entschlusses. Die Königin setzte im Anfange ihrer Regierung den Herzog von Suffolk, den sie nebst dem ganzen Anhange Northumberland's hatte verhaften lassen, bald wieder in Freiheit. Ebenso ließ sie von den siebenundzwanzig Personen, welche mit Northumberland in den Tower gebracht worden waren, nur elf zurückbehalten. Bald nachher bewies sie sich aber ebenso blutgierig, wie einst ihr Vater, und gebrauchte das Drakonisch grausame, erst in den letzten Jahren der neueren Zeit gemilderte Kriminal-Recht England's auf eine ebenso furchtbare Weise, wie dieser. Von den elf Männern, welche Maria vom Throne hatten ausschließen wollen, wurden zuerst der Herzog von Northumberland und zwei seiner Freunde hingerichtet. Die Schönheit, Unschuld und Jugend der Johanna Gray und ihres Gemahles rührten selbst das ganz verstockte Herz Maria's, und Beide blieben anfangs verschont. Als jedoch die Kunde von Philipp's bevorstehender Verbindung mit der Königin in verschiedenen Theilen des Reiches Verschwörungen und Unruhen veranlaßte, wurde das längst gefällte Urtheil an Johanna Gray und Guilford Dudley vollzogen (13. Februar 1554). Dudley ward öffentlich außerhalb des Tower hingerichtet, Johanna dagegen innerhalb desselben in Anwesenheit weniger Leute, weil sie, wenn auch entfernt, der königlichen Familie angehörte.

Auch der Herzog von Suffolk mußte den Tod erleiden. Er hatte die Volksbewegung zu einem Kriegsunternehmen auf seinen Gütern in der Grafschaft Warwick benutzen wollen und, als er zu diesem Zwecke den Hof verließ, eine Anzahl Leute um sich gesammelt, fing aber seine Sache sehr ungeschickt an. Er wurde, noch ehe er in jene Grafschaft gelangte, eingeholt und, nachdem seine Leute auseinander getrieben waren, verhaftet. Da er mit den Waffen in der Hand gefangen worden war, so fiel die tumultuarische Justiz, welche an ihm geübt ward, weniger auf. Er und sein Bruder wurden am 23. Februar 1554 hingerichtet, und das Parlament billigte nach der Weise von Heinrich's VIII. Zeiten das Verfahren durch ein Gesetz, welches ihn nach der Vollziehung des

Urtheiles für schuldig erklärte. Auffallender und in Hinsicht auf den im Anfange des folgenden Jahrhunderts laut ausgesprochenen Wunsch, daß die Constitution auf ihre ursprüngliche Form zurückgebracht werden möge, bedeutender, war der Proceß des Nikolaus Throckmorton. Dieser bewies den Geschworenen, daß er unschuldig sei, und sie sprachen ihn frei, was dann eine höchst ärgerliche öffentliche Scene zwischen den Richtern und den Geschworenen veranlaßte, die man ausführlich in den englischen Staats-Processen (state trials) findet. Die Richter erhielten einen derben Verweis, weil sie nicht bessere Beweise gegen den Angeklagten gefunden hätten. Den Geschworenen erging es noch weit schlimmer. Sie wurden zuerst von den Richtern tüchtig gescholten und dann ungeachtet ihrer demüthigen Bitten eingekerkert, nachher aber vor die Sternkammer gefordert. Vier von ihnen, die sich demüthigten, kamen dort leidlich davon; die anderen acht dagegen mußten eine Geldstrafe, die sie kaum aufzubringen vermochten, bezahlen und blieben trotz dem in Haft. Deshalb ward denn auch, als nachher Johann Throckmorton des nämlichen Verbrechens angeklagt worden war, wie Nikolaus, derselbe von den Geschworenen, welche über ihn zu entscheiden hatten, schuldig gefunden.

Auch den Grafen Courtnay verfolgte die Königin. Ebenso ließ sie ihre Schwester Elisabeth gefangen halten, weil Maria mit vielen Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen hatte, seitdem sie nach der grausamen und harten Weise ihres Vaters alle diejenigen verfolgte, welche nicht wie sie einen finsteren, spanischen Glauben hatten. Nach jedem unterdrückten Aufstande ward sie grausamer. Wir wollen nur drei jener Aufstände erwähnen, von welchen blos ein einziger gefährlich war. Der erste war das kurz zuvor erwähnte Unternehmen des Herzogs von Suffolk. Der zweite, welchen Carew in Cornwallis erregen wollte, kam ebenso, wie jener, nicht recht zu Stande, weil das Volk den Anreizungen Carew's kein Gehör schenkte. Der dritte war gefährlicher. Thomas Wyat nämlich, ein tüchtiger Landjunker aus Kent, drang an der Spitze einer Volksmasse in London ein und erregte dort furchtbaren Schrecken; allein er unterlag bald, weil Suffolk und Carew, auf welche er gerechnet hatte, nicht eintrafen, weil

alle Befehlshaber ihre Pflicht thaten, und weil die Königin großen Muth und große Geistesgegenwart zeigte.

Maria schrieb Alles den Protestanten zu. Es war daher für diese ein Glück, daß die Königin, gerade als ihre Erbitterung gegen den Protestantismus mit jedem Tage mehr zunahm und Verfolgungen und Hinrichtungen England zu entvölkern drohten, unheilbar erkrankte und in Folge davon am 17. November 1558 starb. Auch ihr kalter Gemahl zeigte durch seine schnelle Verlobung mit der vorher seinem Sohne bestimmten französischen Prinzessin Elisabeth, daß er durch ihren Tod nicht gerade tief betrübt worden sei. Politisch war ihm dieser Tod vortheilhaft, weil derselbe den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien (s. Th. XII. S. 353) sehr erleichterte. Da durch Heinrich's VIII. Testament die Thronfolge geordnet war, so hätte nur der Zweifel darüber, ob Elisabeth, die Schwester der verstorbenen Königin, die sich vor dieser zu dem römisch katholischen Glauben bekannt hatte, dies aufrichtig gethan habe, die Nachfolge derselben ungewiß machen können. Elisabeth hatte sich aber während der Krankheit ihrer Schwester Mühe gegeben, jeden solchen Zweifel zu entfernen. Maria betrachtete daher auch auf ihrem Todbette Elisabeth als ihre Nachfolgerin, und ließ ihr sogar noch vor ihrem Ende die Reichs-Kleinodien zustellen. Elisabeth wurde daher schon am Todestage ihrer Schwester als Königin ausgerufen, obgleich jedermann über ihren Glauben in Zweifel war. Soviel wir urtheilen können, neigte sich Elisabeth, aus monarchischen Gründen und aus Furcht vor dem in Schottland herrschenden Puritanismus oder demokratischen Calvinismus, gleich vielen Fürsten unserer Zeit mehr zu dem ganz positiven, jedes Vernünfteln und Denken ausschließenden römischen Glauben, als zum Protestantismus; die Päbste Paul IV. und Pius V. trugen aber sehr viel dazu bei, sie auf die halb katholischen, halb protestantischen Kirchen-Formen ihres Vaters zurückzubringen und bei denselben zu erhalten.

6. Die Königin Elisabeth von England bis zum Jahre 1570.

Elisabeth war nicht allein der gelehrten Sprachen und der ganzen Bildung ihrer Zeit mächtig, sondern sie hatte auch durch ihre Schicksale unter der Regierung ihres Vaters und durch ihre Verfolgung unter Maria eine Reife des Charakters und des Urtheils erlangt, welche angehenden Regenten gewöhnlich nicht eigen zu sein pflegt. Ihr standen außerdem Minister zur Seite, welche Erfahrung mit Uneigennützigkeit vereinigten, namentlich William Cecil, nachher Lord Burleigh genannt, Nikolaus Bacon und seit 1573 Sir Francis Walsingham, der uneigennützigste Mann, der je im Lande der Plutokraten unter den Ministern gesessen hat. Elisabeth hat daher die für England sehr günstigen Zeiten ihrer Regierung meisterhaft benutzt.

Daß sie anfangs weder mit der päbstlichen Kirche brechen, noch den König von Spanien beleidigen oder reizen wollte, beweisen die ersten Schritte ihrer Regierung hinreichend. Sie ließ nämlich auf der einen Seite dem dänischen Könige, dem Herzoge von Holstein und den protestantischen Fürsten Deutschland's die Versicherung geben, daß sie bei der protestantischen Lehre beharren werde; auf der anderen Seite aber machte sie auch den Versuch, sich mit dem Pabste in Einverständniß zu setzen, da sie keineswegs gesonnen war, eine republikanische Kirche und einen nicht durch Gesetze wörtlich vorgeschriebenen Glauben zu dulden. Carne, welcher schon unter der vorigen Regierung die Geschäfte der englischen Regierung in Rom besorgt hatte, erhielt den Auftrag, dem Pabste anzuzeigen, daß sie ihrer Schwester in der Regierung gefolgt sei, und daß sie keinen ihrer Unterthanen wegen seines Glaubens zu beunruhigen gedenke. Paul IV. benahm sich aber gegen Elisabeth, wie er sich zu derselben Zeit gegen Kaiser Ferdinand benommen hatte (s. Th. XII. S. 346). Er machte Ansprüche geltend, welche anzuerkennen eine offenbare Thorheit gewesen wäre. Er erklärte nämlich dem englischen Bevollmächtigten, daß nach seiner Meinung Elisabeth keine eheliche Tochter Heinrich's VIII. sei, und daß daher der Königin Maria Stuart von Schottland die Nachfolge gebühre; doch rathe er, ihn als Schiedsrichter in der Sache

anzuerkennen, er werde die größte Billigkeit üben. Von diesem Augenblicke an konnte freilich Elisabeth nicht mehr geneigt sein, in derjenigen Kirche zu beharren, in welcher sie während der Regierung ihrer Schwester gewesen war, nachdem sie zur Zeit ihres Bruders und ihres Vaters der protestantischen Lehre gehuldigt hatte. Der Pabst brachte außerdem durch seine Erklärung die englischen Katholiken in ein ungünstiges Verhältniß zu ihrer Königin, und veranlaßte mittelbar die Verfolgungen der unglücklichen Königin von Schottland durch Elisabeth, welche endlich mit der Hinrichtung der Ersteren endeten. Da Alles, was wir in diesem Paragraph zu berichten haben, sich mehr oder weniger auf das Verhältniß der römischen Religion zu den evangelischen Kirchen, denen auch die anglikanische angehört, bezieht, so müssen wir hier einen Überblick des Verfahrens der Königin einrücken.

Elisabeth war eigentlich mit den äußeren Formen eines nackten Protestantismus nie zufrieden; ihr schlauer Minister Cecil aber, welcher unter Eduard VI. eine Rolle in den Reformations-Angelegenheiten gespielt und sich durch Maria's Regierung durchgewunden hatte, wünschte sie bei der reformirten Lehre zu erhalten, und bewies ihr, daß ihre Politik dies erfordere. Die Katholiken England's dachten wie der Pabst und waren geneigt, für Maria Stuart zu conspiriren. Auf die Protestanten dagegen konnte Elisabeth rechnen; sie war aber gegen die heftigen Reformirten oder die Puritaner noch weit feindlicher gesinnt, als gegen die Katholiken. Sie verfuhr daher mit großer Behutsamkeit. Sie erließ im Jahre 1558 eine Verordnung, durch welche alle Veränderungen im äußeren Gottesdienste verboten wurden, bis parlamentarische Bestimmungen über diese Angelegenheit getroffen seien. Im Jahre 1559 ließ sie vom Parlamente eine Reihe Gesetze geben, welche den heftigeren Calvinisten oder Puritanern ebenso sehr misfielen, als den Anhängern des Pabstes. Eines derselben ordnete den Gottesdienst in englischer Sprache an. Ein zweites erneuerte Heinrich's VIII. Verordnung, daß der jedesmalige Regent von England auch das Haupt der englischen Kirche sei. Ein drittes stellte alle Verordnungen, welche unter Eduard VI. in Religions-Sachen erlassen worden waren (lauter reformatorische), wieder her. In einem vierten wurde der Königin das Recht die Bisthümer zu besetzen

ertheilt. Ein fünftes schrieb eine und dieselbe Form des Gottesdienstes für das ganze Land vor. Eine Anzahl anderer endlich ordnete viele andere Cultus-Angelegenheiten ganz im despotischen Sinne Heinrich's VIII. Alle Geistlichen, welche das, was vorgeschrieben worden war, nicht annehmen wollten, mußten ihre Stellen aufgeben. Dies thaten vierzehn Bischöfe, zwölf Archidiakonen, fünfzig Domherren und fünfzehn Vorsteher von Collegien. Die Pfarrer halfen sich so gut sie konnten; nur achtzig derselben dankten ab. Es war daher fortan in England leicht, den Glauben obrigkeitlich zu ordnen, was in Schottland ganz unmöglich war, obgleich die Gemeinden großes Mistrauen gegen ihre Pfarrer hatten und die Fanatiker, welche gegen die Regierungs-Kirche und ihre Diener predigten, trotz der furchtbaren Justiz, die man gegen sie übte, überall Anhang fanden. Elisabeth behielt nämlich einen so großen Einfluß auf den Klerus, daß sie sogar den Glauben durch ein Gesetz bestimmen konnte. Wir meinen die neununddreißig Artikel, welche bis auf den heutigen Tag das Grundgesetz des englischen Kirchenglaubens sind, während wir den Männern, welche jetzt die deutschen symbolischen Bücher und den Heidelberger Katechismus wieder als Glaubens-Vorschrift für Lutheraner und Reformirten geltend machen, das Gleiche nicht zugestehen möchten. Die Königin hielt nämlich 1562 ein geistliches Parlament (the convocation), welches nach dem Range der Geistlichen, aus denen es bestand, gleich dem weltlichen in ein Oberhaus und ein Unterhaus getheilt war (s. Th. XII. S. 144 und 156). Diesem Parlamente (oder Synode) ward am 23. Januar 1562 vorgeschlagen, die Artikel, welche unter Eduard VI. als Norm des Glaubens der anglikanischen Kirche bekannt gemacht worden waren (s. oben S. 122), mit geringer Veränderung für ein Kirchengesetz zu erklären, und schon am 29. Januar wurden die neununddreißig Artikel aufgestellt, welche bis auf den heutigen Tag als der Inbegriff englischer Rechtgläubigkeit gelten. Die Geistlichen wollten noch eine Nachfuge hinzusetzen, in welcher gegen jeden, der diese Artikel verkleinere, herabsetze oder verachte, harte Strafen ausgesprochen wurden, und deren Annahme eine neue endlose Verfolgung veranlaßt haben würde; der geheime Rath ließ aber dieselbe nicht zu.

Elisabeth war mit ihren Vorzügen und Fehlern so ganz Engländerin, sie war so haushälterisch, so durchaus reell und praktisch, daß das englische Volk in ihr sein eigenes Bild sehen mußte; allein wenn sie auch von der Mehrzahl angebetet wurde, so war sie doch den Katholiken, den Presbyterianern und den Puritanern tödtlich verhaßt. Auf den englischen Thron glaubte Jakob's V. von Schottland Tochter, Maria Stuart, Anspruch zu haben, deren Religion und Schönheit ihr viele Anhänger verschaffte, und welche auf die Unterstützung der in Frankreich allmächtigen Guisen rechnen konnte. Dies verwickelte die Königin Elisabeth tief in die schottischen Angelegenheiten, weshalb denn auch der Streit der beiden Königinnen in unseren Geschichtswerken einen weit größeren Raum einnimmt, als wir ihm widmen dürfen. Wir wollen nur die Hauptpunkte berühren, ohne dabei, wie viele Dramatiker, Romantiker und Sentimentalisten gethan haben, das Schicksal der Maria Stuart mit rhetorischer Kunst tragisch auszumalen, aber auch ohne Elisabeth's Betragen gegen dieselbe rechtfertigen oder nur entschuldigen zu wollen, daß sie dem Sohne der Maria behülflich war, den englischen Thron zu besteigen, nachdem sie seine Mutter hatte hinrichten lassen.

Die Mutter der Maria Stuart, eine Schwester der Guisen, behauptete, wie wir wissen (s. oben S. 109 ff.), nach dem Tode ihres Gemahles mit Hülfe der von Frankreich gesendeten Truppen die Regentschaft Schottland's, und Maria selbst, die Erbin des schottischen Thrones, war nach Frankreich gebracht worden, wo sie als künftige Gemahlin des Königs Franz II. erzogen ward. Schon vor der Vermählung mit diesem bildete sich zwischen ihr und den Schotten eine unversöhnliche Feindschaft. Der schottische Reformator und radikale Demagog, John Knox (s. S. 111 f. und 118), der mit seiner heftigen und erschütternden Volksberedsamkeit in England Calvin's finstere und grausame Strenge, die Lehre von der Sündhaftigkeit jedes sinnlichen Genusses und jeder Freude gepredigt hatte, war nach dem Tode Eduard's VI. zum zweiten Male nach Schottland gekommen, und hatte dort einen wilden Fanatismus gegen jedes Zeichen des von der Regentin begünstigten römischen Gottesdienstes angefacht. Viele seiner englischen Schüler begaben sich, durch Eduard's Erbin verfolgt, nach Schott-

land, und machten in einem Lande, in welchem seit Fingal's und Ossian's Zeiten das Klima und die Nebel melancholischen Lehren Eingang verschafften und sogar Dichter gegen die Lebenslust eiferten, unzählige Proselyten. Knox predigte wie Calvin republikanische Grundsätze. Er mußte zwar wieder aus dem Lande fliehen, unterhielt aber von Genf aus durch Briefe den fanatischen Geist seiner Anhänger. Diese fuhren fort, in biblischen, wider den Götzendienst gerichteten furchtbaren Ausdrücken gegen alle römischen Ceremonien, gegen Heilige und Heiligen-Dienst zu predigen, und vertrieben da, wo sie die Mehrzahl bildeten, die Geistlichen, zerstörten die Klöster und verbrannten allen Kirchenschmuck, sowie oft auch die Kirchen selbst.

Die junge Königin von Schottland lebte unterdessen in Frankreich, wo man damals nur an Zerstreuung und Lustbarkeiten dachte, am Hofe einer Katharina von Medicis, und brachte ihre Tage im Taumel erlaubter und unerlaubter Vergnügungen unter ganz leichtfertigen französischen Hofleuten zu. Sie hatte eine Religion des Glanzes lieben und üben lernen, welche demjenigen, der die von der Kirche vorgeschriebenen Handlungen vollbringt und den Pabst für unfehlbar hält, eine leichte Sühne für alle fleischlichen Sünden verspricht; wie hätte sie sich je mit der strengen schottischen Lehre und mit dem derselben angepaßten schottischen Leben aussöhnen können? Ihre Mutter, die Regentin, hatte es durch Nachgiebigkeit dahin gebracht, daß die Schotten, Katholiken und Protestanten, ihre Einwilligung zur Vermählung der Königin mit Franz II. gegeben hatten, und diese Vermählung war am 24. April 1558 vollzogen worden; aber schon im December des vorhergehenden Jahres hatten die Grafen von Argyle, Morton und Glencarn einen Bund (Covenant) gegen die katholische Kirche geschlossen, welche sie die Teufelskirche (the congregation of Satan) nannten. Das Treiben der demokratischen Puritaner weckte daher den Verfolgungsgeist der Regentin. Einer der wüthenden Prediger derselben, der ehemalige Mönch Milne, wurde verbrannt und drei andere, die sich nicht vor Gericht stellten, nach schottischem Brauche für rechtlos (outlaws) erklärt. Ganz Schottland gerieth in Bewegung. Unter diesen Umständen erschien (Mai 1559) Knox zum dritten Male in Schottland, und erregte jetzt einen förmlichen

Bürgerkrieg. Die verbündeten Puritaner (the convocation) besetzten einen großen Theil von Schottland und zuletzt sogar die Stadt Edinburg; sie wurden jedoch, sobald die Regentin und der Graf von Arran, welchem von den Franzosen der Titel eines Herzogs von Chatellerault ertheilt worden war, die französischen Verstärkungen an sich gezogen hatten, in das Gebirge getrieben, und auch Edinburg kam wieder in die Gewalt ihrer Gegner.

Elisabeth's schlauer Minister, Cecil, welcher weit protestantischer war, als seine Königin, beredete diese, den schottischen Puritanern oder den sogenannten Congregationisten ihre Unterstützung zu gewähren. Elisabeth gab ungern ihre Zustimmung, obgleich Maria Stuart und ihr Gemahl sie dadurch beleidigt hatten, daß dieselben gleich dem Pabste Paul IV. die Rechtmäßigkeit der Ehe ihrer Mutter nicht anerkannten, und daß sie seit dem Tode der Königin Maria England als ihr Erbe ansahen und Titel und Wappen dieses Reiches angenommen hatten. Elisabeth unterstützte anfangs, um nicht den Frieden mit Frankreich zu brechen, die schottischen Rebellen nur ganz insgeheim durch Geld, nachher aber öffentlich mit einer Flotte und mit Truppen. Als endlich die Franzosen ein Heer und eine Flotte nach Schottland sandten, trat auch Elisabeth mit den Reformirten Frankreich's in Verbindung, und gebrauchte sogar den Anstifter der bekannten Verschwörung von Amboise, La Renaudie (s. Th. XII. S. 362—364), auf eine das Völkerrecht verletzende Weise. La Renaudie, dessen sehr zweideutigen Charakter wir in der Geschichte der französischen Religions-Kriege geschildert haben, ging selbst nach England und erhielt dort Versprechungen für den Fall, daß sein Anschlag gegen den Hof gelingen würde. Um dieselbe Zeit ward der Herzog von Norfolk beauftragt, mit den protestantischen Adelsherren (lairds) von Schottland einen Vertrag zu schließen. Dieser Vertrag ward im Februar zu Berwick geschlossen; weil aber das verbundene englische und schottische Heer den Krieg nicht mit Glück führte, so bestand Elisabeth darauf, daß ihr Minister schon im Juni wieder Frieden machen mußte.

Gerade in diesem Augenblicke starb die Regentin von Schottland, und das schottische Reich kam dadurch in eine sehr bedenkliche Lage. Die Regierung fiel an die mit dem französischen Könige vermählte, eifrig katholische Maria; das ganze Land aber befand

sich in der Gewalt der fanatisch eifernden Protestanten. Als daher die Engländer und Franzosen, nachdem sie im Juli 1560 einen Vertrag mit einander geschlossen hatten, auch einen Vertrag zwischen den Schotten und ihrer Königin vermittelten, ward in dem Letzteren die königliche Macht beschränkt und dagegen die der Landherren, welche an der Spitze der Protestanten standen, vermehrt. Durch diesen Vertrag wurde eigentlich statt der bisherigen monarchischen und katholischen Regierung eine aristokratische und puritanische in Schottland errichtet. Nach derselben sollten die französischen Truppen bis auf eine Besatzung in Dunbar und in Jechkeith abziehen. Es sollten ferner durch eine Versammlung (convention) der drei Stände vierundzwanzig Personen ernannt und aus diesen von der Königin sieben, von der Versammlung fünf Regenten ausgewählt werden, denen dann die Verwaltung des Reiches zu überlassen wäre. Nur Eingeborene endlich sollten zu den hohen Kronämtern ernannt werden dürfen und der König und die Königin ohne die Einwilligung der Stände kein Recht haben, einen Krieg anzufangen. Die Puritaner gingen sogar soweit, daß sie verlangten, die neue Lehre solle im ganzen Reiche eingeführt werden; allein die Leute, welche dies forderten, waren der halb katholischen Königin Elisabeth zu sehr verhaßt, als daß ihr Minister es hätte wagen dürfen, auf einer solchen Bedingung zu bestehen. Der Vertrag, welcher zwischen England und Frankreich wegen der schottischen Angelegenheiten geschlossen ward, enthielt einen Artikel, dessen Beobachtung den Feindseligkeiten der beiden Königinnen ein Ende gemacht haben würde, wenn Maria Stuart diesen Vertrag ebenso bereitwillig unterschrieben hätte, als Elisabeth that. Franz II. und Maria Stuart versprachen nämlich in demselben, die Titel und Wappen von Irland und England nicht länger zu führen und Elisabeth als rechtmäßige Regentin dieser Reiche anzuerkennen. Beide verweigerten aber die Ratification dieses Vertrages, indem sie den eiteln Grund anführten, daß ihre Unterhändler keine Vollmacht gehabt hätten, die Bedingung wegen der englischen Thronfolge einzugehen. Die fanatisch-heftigen Schotten gaben ihnen bald einen besseren Grund an die Hand. Die Regierungsherren (lords of the congregation) beriefen nämlich, ohne die Königin zu fragen, eine Ständeversammlung, schafften im

Widerspruch mit dem Inhalte des geschlossenen Vertrages die bestehende Religion im ganzen Reiche ab, gaben den dadurch Beeinträchtigten keine Entschädigung, und verwandelten also die königliche Regierung in eine pietistisch-revolutionäre.

Gerade um diese Zeit (im December 1560), starb König Franz II., und Maria gerieth in die sehr bedenkliche Stellung zwischen den verschiedenen Parteien Frankreich's, deren im zwölften Bande (S. 376) gedacht worden ist, und die ihr nicht erlaubten, länger in Frankreich zu verweilen. Wir wollen ihren Lebenswandel während der Zeit, da sie in Lothringen auf die Berichtigung ihrer Witthums-Angelegenheit harrte, nicht ans Licht ziehen, weil Maria, mit Recht oder mit Unrecht, eine tragische, oft beklagte und noch öfters zur Heldin von Romanen gemachte Person geworden ist. Wir können dies um so mehr thun, weil ihre Liebschaften in Frankreich, an denen es ungeachtet der von ihr in Lothringen gedichteten Elegieen auf ihren Gemahl nicht mangelte, nicht gleich ihren nachherigen Verbrechen in Schottland mit der Staatsgeschichte in Verbindung standen, sondern nur zu den Sitten der großen Welt gehörten. Da Elisabeth fortfuhr, in die Königin zu dringen, daß sie den kurz zuvor erwähnten Vertrag ratificire, und da beide Frauen sich dabei mit weiblicher Heftigkeit unüberlegt ausgesprochene Ausdrücke erlaubten, so wurde bald offenbar, daß sie einander persönlich haßten. Elisabeth verweigerte nicht allein der schottischen Königin, als diese, von drei Oheimen und von anderen Franzosen begleitet, nach Schottland zurückkehren wollte, die Durchreise durch ihr Land, sondern sie schickte auch Schiffe aus, um sie unterwegs aufzufangen. Durch' einen Zufall entging Maria dem englischen Admiral. Sie kam am 20. August 1562 glücklich in Schottland an, wo bei der daselbst eingerichteten Oligarchie und Hierarchie Elisabeth weit mehr Einfluß hatte, als sie.

Maria Stuart ward übrigens, wie das zu geschehen pflegt, in Schottland anfangs mit großem Jubel aufgenommen; bald aber brachten ihre Schönheit und ihr jede Schranke verachtender Leichtsinn sie in größere Gefahr, als alle englischen Kabalen. Elisabeth unterstützte nicht blos die unruhigen und unzufriedenen Schotten gegen Maria, sondern sie arbeitete auch den Guisen, welche die einzige Stütze der schottischen Königin waren, in Frankreich ent-

gegen. Die Königin Elisabeth oder vielmehr ihr alter, getreuer, aber diplomatisch gewissenloser Minister Cecil spielte im Jahre 1562 eine unwürdige Rolle in dem damaligen Kriege der französischen Protestanten mit dem Hofe und den Guisen. Auf der einen Seite ließ sie durch ihren Minister in Frankreich, Throckmorton, die Reformirten und ihr Haupt, den Prinzen von Condé, fortwährend zum Kriege reizen, versprach ihnen Geld und Truppen und zahlte ihnen sogar Gelder; auf der anderen aber wollte sie den Vertrag von Chateau Cambresis aufrecht erhalten und betheuerte ihre friedliche Gesinnung. Die Franzosen und Spanier vergalten Gleiches mit Gleichem, und suchten die englischen Katholiken, besonders die zahlreichen Vertheidiger der Rechte der Maria Stuart an den Thron, zu kühnen Unternehmungen zu bewegen. Sie waren jedoch weniger glücklich in England, als die Engländer in Schottland und in Frankreich, und bewirkten durch ihre Kabalen nur, daß harte Strafgesetze gegen die Katholiken erlassen wurden, und daß Elisabeth den Eid in Betreff der Anerkennung ihres geistlichen Supremats bei schwerer Strafe einschärfen ließ.

Während dieser ganzen Zeit hielten die Engländer Havre de Grace besetzt, welches ihnen von den französischen Reformirten als Unterpfand der Rückzahlung empfangener Subsidien eingeräumt worden war, sowie als eine Sicherheit dafür, daß ihnen seiner Zeit Calais wiedergegeben oder doch eine Entschädigung für die englischen Truppen gewährt werden sollte, welche in der Normandie den Reformirten wesentlichen Beistand geleistet hatten (s. Th. XII. S. 398). Alles änderte sich, als im Februar 1563 Franz von Guise meuchelmörderisch getödtet wurde. Die Führer der Protestanten söhnten sich nämlich mit dem Hofe aus, und als die Engländer die Stadt Havre nur dann räumen wollten, wenn zuvor die ihnen gemachten Versprechungen erfüllt würden, konnten die Protestanten sich nicht weigern, ihre Truppen mit den königlichen zu vereinigen, um Havre wieder zu erobern. Nach langen Unterhandlungen ward die Belagerung von den Franzosen eifrig betrieben, und gegen Ende Juli mußte der englische Befehlshaber in Havre, Warwick, den Platz unter der Bedingung, daß er nach England zurückkehren dürfe, den Franzosen übergeben (s. Th. XII.

S. 411). Nachdem die Parteien der Franzosen sich ausgesöhnt hatten, war für England keine Ursache der Feindschaft mehr vorhanden; Elisabeth mußte also suchen, den erlittenen Verlust zu verschmerzen und sich mit Katharina von Medicis zu verständigen. Da jedoch beide Theile nicht mehr gegen einander im Felde waren, so lag ihnen an dem Abschlusse eines Friedens wenig, und dieser kam erst im April 1564 zu Stande.

In Schottland blieb Elisabeth's Einfluß und ihre Verbindung mit den Ständen bestehen, während sie zugleich Freundschaft mit Maria Stuart unterhielt und sogar das Nachfolge-Recht derselben in England anerkannte und schützte. Das Letztere gab ihr Gelegenheit, eine Art Vormundschaft über Maria in Anspruch zu nehmen und allerlei unwürdige Kabalen anspinnen zu lassen, welche den Charakter der Königin von England durchaus nicht in einem liebenswürdigen Lichte zeigen. Wir lassen es ganz unentschieden, wie vielen Antheil Elisabeth's Eifersucht wegen der vielen Liebhaber und der Schönheit Maria's oder ihre weibliche Erbitterung über den anstößigen Wandel derselben an der grausamen Verfolgung hatte, welche seit dieser Zeit begann, sowie wir auch vermeiden, von den Männern, welche durch Elisabeth aus persönlicher Zuneigung begünstigt wurden, ausführlicher zu reden, als unser Plan einer Übersicht des Zusammenhanges der Hauptereignisse der neueren Geschichte nothwendig erfordert.

Die schottische Königin, von Frankreich aufgegeben, hatte ihren natürlichen Bruder, Jakob Stuart, und den ehemaligen Staats-Secretär Maitland, welche bei der Oligarchie der Congregationisten viel vermochten, zu ihren Vertrauten gemacht und sich ganz unterwürfig gegen Elisabeth gestellt. Ihre Vertrauten standen mit dem englischen Minister Cecil und mit dem begünstigten Liebhaber der Königin Elisabeth, Robert Dudley, Grafen von Leicester, in Correspondenz, und befragten bei jeder Gelegenheit die Königin von England um ihren Rath. Dies geschah auch, als Maria durch eine in Insbruck angesponnene Kabale den Erzherzog Karl bewogen hatte, um ihre Hand anzuhalten. Elisabeth misbilligte die Sache und ließ durch ihren Gesandten zu verstehen geben, daß sie, weil sie Maria als ihre Nachfolgerin in England anerkannt habe, die Vermählung derselben mit einem

Habsburgischen Prinzen nicht zugeben könne. Maria stand also von dieser Heirath ab; Cecil aber war, da er die Fortdauer der Freundschaft der beiden Königinnen nicht wünschte, boshaft genug, der Maria durch seine Königin einen englischen Großen zum Gemahl vorzuschlagen, welcher dadurch in ebenso große Verlegenheit gebracht wurde, als Maria. Dieser war kein anderer als der eben erwähnte Liebling der Elisabeth, Robert Dudley, Graf von Leicester, welchen Elisabeth unmöglich ernstlich vorschlagen konnte. Jedermann sah ein, daß derselbe nur darum von Cecil vorgeschoben sei, weil der Letztere ihn auf diese Weise mit Elisabeth zu entzweien hoffte. Maria wagte nicht ausdrücklich abzulehnen, und vermählte sich lieber mit einem schottischen Großen, der mit Erlaubniß der Königin Elisabeth nach langer Verbannung nach Schottland zurückkehrte. Dieser von Maria selbst gewählte Gemahl war Heinrich Darnley, Graf von Lennox, dessen Mutter eine Tochter von Heinrich's VIII. Schwester Margaretha aus ihrer zweiten Ehe mit Matthias Stuart, Grafen von Lennox, war. Da derselbe der protestantischen Kirche angehörte, so war man bis dahin in England, wo er während seiner Verbannung sich aufhielt, zweifelhaft gewesen, ob man nicht das weniger begründete Recht seiner Nachfolge auf dem Throne dem der Katholikin Maria Stuart vorziehen solle; durch die Vermählung Beider wurde aller Zweifel gehoben und der Anspruch ihrer Nachkommen an den englischen Thron unbestreitbar. Da Elisabeth von der Absicht Maria's unterrichtet war und dessen ungeachtet Darnley's Vater aus England nach Schottland reisen ließ, so kann es ihr mit dem Vorschlage, ihren Liebling Leicester mit Maria zu vermählen, unmöglich recht Ernst gewesen sein. Sie behauptete freilich, sie habe nur die Rückkehr des Vaters begünstigt, weil Maria ihm seine Güter habe wiedergeben wollen, vom Sohne aber habe sie nichts gewußt.

Das ganze Benehmen der englischen Königin war für Maria beleidigend und darauf berechnet, dieselbe zu reizen, sowie anderseits die Aufführung der Letzteren sowohl vor als nach ihrer Vermählung höchst anstößig war; wir dürfen jedoch weder auf die englischen, noch auf die schottischen Hof-Kabalen, Liebes-Abenteuer und Skandale näher eingehen. Elisabeth bot Alles auf, um die Vermählung mit dem Zweige des Hauses Stuart zu hindern, und

wurde darin von Maria's natürlichem Bruder Jakob Stuart unterstützt, welchen Maria zum Grafen von Murray gemacht hatte, und der seit ihrer Rückkehr nach Schottland alle Staatsangelegenheiten geleitet hatte. Dieser brachte es dahin, daß die fanatisch-protestantischen Barone (Lairds) eine Art heiligen Bundes unter sich schlossen und feierlich beschworen. Sie sollen sogar, was wir jedoch nicht glauben, den Plan einer Entführung der Königin gemacht haben, um die Vermählung derselben mit Darnley zu verhindern; wenigstens erschienen sie nach schottischer Art mit ihren Vasallen im Felde. Die von der Maria aufgebotene Volksmacht war ihnen jedoch diesmal überlegen, und sie sahen sich genöthigt, nach England zu entfliehen, wo Elisabeth alle unzufriedenen Schotten mit offenen Armen aufnahm. Maria ging rasch vorwärts und achtete aller Kabalen des englischen Hofes nicht, obgleich sie sich anfangs große Mühe gegeben hatte, die Zustimmung der Königin von England zu ihrer Heirath zu erlangen. Auch Darnley betrieb die Sache sehr eifrig, und bediente sich eines Günstlinges der Maria, um die Königin zur Beschleunigung ihrer Vermählung mit ihm zu bewegen. Dieser Günstling, welcher schon damals auf Maria's Entschlüsse großen Einfluß hatte, war der Urheber des nachherigen Unglückes derselben, David Riccio aus Turin. Riccio, der einen ganz ausgezeichneten Baß sang, hatte den Gesandten seines Herrn, des Herzogs von Savoyen, nach Schottland, begleitet und war dort zuerst als Page und dann als Secretär für die französische Correspondenz in die Dienste der Königin Maria getreten, welche ihn mit einer den steifen Schotten sehr anstößigen Vertraulichkeit behandelte und in den wichtigsten Dingen zu Rathe zog. Die Vermählung mit Darnley, welchen Maria schon früher zum Grafen von Roß gemacht hatte und 1565 zum Herzoge von Albany ernannte, wurde endlich wirklich vollzogen, indem Maria am 22. Juli 1565 sich in der Kapelle ihres Palastes (Holyrood-House) nach römischem Gebrauche mit Darnley trauen ließ. Schon vor der Hochzeit hatte die Königin durch eine Proclamation verordnet, daß ihr Gemahl den Titel König führen solle, und daß alle Rescripte im Namen Heinrich's und Maria's, des Königs und der Königin von Schottland, erlassen werden sollten.

Elisabeth ihrerseits wurde zwar in der ganzen Zeit von 1562 bis 1567 von ihrem Lieblinge Leicester auf dieselbe Weise beherrscht, wie schwache Fürsten von ihren Mätressen beherrscht zu werden pflegen; sie konnte sich aber doch nicht entschließen, ihm ihre Hand zu geben. Leicester mußte die Launen seiner durchaus nicht reizenden und sehr langweiligen Königin empfinden; dafür ließ diese in vielen Fällen sich von ihm leiten, obgleich sie sehr gut einsah, daß sie ihren Ruhm als Regentin ganz allein ihren ausgezeichneten Ministern, einem Cecil (Lord Burleigh) und einem Walsingham, verdanke. Elisabeth knüpfte bald mit diesem, bald mit jenem Fürsten Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung an; es zeigte sich aber jedes Mal sehr bald, daß es ihr nicht Ernst war, oder man nahm auch Anstoß an der Rolle, welche Leicester an ihrem Hofe spielte. Dort ging indessen äußerlich Alles sehr sittsam und anständig zu. Am schottischen Hofe dagegen wurde, besonders nachdem Maria 1566 einen Sohn, den nachherigen König Jakob VI. oder, wie er als König von England hieß, Jakob I., geboren hatte, alle Moral, alle Würde und aller Anstand völlig aus den Augen gesetzt. Der Gemahl der Maria war roh, heftig und dem Trunke ergeben, wie die Schotten und ein großer Theil des englischen hohen Adels jener Zeit überhaupt; er war überdies furchtbar eigensinnig. Maria, welche in Frankreich sich an den italiänischen Hofton, an literarische und künstlerische Bildung, an Schmeichelei und Anbetung gewöhnt hatte, verkehrte daher lieber mit Riccio, als mit ihrem Gemahle. Dies mußte natürlich den Letzteren erbittern. Sie hatte ihn zuerst leidenschaftlich gefördert und sogar als König ausrufen lassen; auf einmal änderte sie aber ihr Verfahren und wollte die Herrschaft nicht mehr mit ihm theilen. Besonders aufgebracht ward Darnley darüber, daß Maria, als sie Alle, welche vorher gegen sie in den Waffen gewesen waren, ächten ließ, seine Feinde, namentlich die Hamiltons, nicht mit einschließen wollte. Dies war politisch; Darnley hatte aber für dergleichen keinen Sinn und schrieb Alles dem Einflusse Riccio's zu, den er immer im Kabinet der Königin antraf, deren vertrauteste Correspondenz derselbe zu führen hatte. Unglücklicher Weise war Riccio bei der Vermählung der Königin auch der Schatzmeister für ihre und ihres Gemahles Schatulle geworden; er mag also oft angestanden haben, Anweisungen des

Königs anzuerkennen, wenn er nicht zuvor mit der Königin Rücksprache genommen hatte. Da nun Riccio überdies als Fremder, als Katholik und als Eiferer für eine persönliche, rein monarchische Regierung der Königin dem schottischen Volke und den Lairds, besonders denen, welche aus Schottland vertrieben worden waren und an der Grenze lauerten, ebenso sehr verhaßt war, als dem Könige, so fand dieser an den Großen eine Stütze. Darnley ließ sich mit den verwegensten und verzweifeltsten Gegnern seiner Gemahlin in einen Bund ein, und unterzeichnete mit ihnen zwei Bundes-Acten, in welchen er und seine Genossen sich gleich Räubern zu Mordthaten und Freveln verbanden. Diese allgemeine Angabe mag hier genügen, weil wir uns nicht tiefer in die schottische Geschichte wagen dürfen. Die schauderhafte That, welche wir zu berichten haben, zeigt hinreichend, welcher Gräuelthaten der König und seine rohen Genossen fähig waren; daraus wird man leicht auf den Inhalt ihrer Bundes-Acten schließen können.

Ende Februar und am ersten März 1566, vierthalb Monate vor der Geburt Jakob's I., war zwischen dem Könige und den Häuptern der Protestanten der Bund abgeschlossen worden, welcher nicht blos gegen Riccio's Leben, sondern auch gegen alle Freunde und Schützer der Königin und sogar gegen die Freiheit der Letzteren selbst gerichtet war. Doch befand sich der Graf Murray nicht unter denen, welche das Actenstück dieser Verbindung unterschrieben. Am 9. März 1566 überfielen darauf ritterliche Räuber, wie diejenigen sind, welche Walter Scott preist, ein Morton, ein Ruthwen, ein Douglas, ein Ballentyne und ein Kerr, die Königin in ihrem Palaste Holyrood. Maria saß gerade mit einem Halbbruder und einer Halbschwester an einem Tische ihres Kabinets, und auch Riccio, sowie der Garde-Hauptmann und der Haushofmeister der Königin befanden sich im Zimmer, als plötzlich Morton mit achtzig seiner Genossen den Palast besetzte und die rohen Freunde des Königs in das Zimmer der Königin stürzten. Auch der König selbst trat in demselben Augenblicke ein, setzte sich neben seine Gemahlin und hielt sie umschlungen. Nun erklärte Ruthwen, welcher nebst anderen Verschworenen unmittelbar nach ihm erschienen war, Riccio müsse sterben. Dieser rettete sich hinter den Stuhl der

Königin, und vergebens beschwor Maria die rohen Gesellen mit Bitten und Geberden, ihren Secretair zu verschonen, den wir zwar ebenso wenig wie die Königin von allerlei Schuld freihalten, den aber die hochmüthigen Pietisten kein Recht hatten zu ermorden. Ballentyne drohte der Königin mit seinem Dolche, Kerr setzte ihr sein Pistol auf die Brust, Douglas riß den Dolch (dirk) des Königs von dessen Seite und stieß ihn über die Schulter der Königin hin dem Riccio, welcher vor derselben lag, in den Rücken. Der Tisch, an welchem Maria gesessen, ward umgeworfen, Riccio aus dem Kabinet in ein anstoßendes Zimmer geschleift und dort mit sechsundfünfzig Stichen gemordet. Während dies geschah, befanden sich Huntley, Bothwell, Maitland, Argyle und Balfour, Anhänger der Königin, in anderen Zimmern des Schlosses. Sie eilten der Königin zu Hülfe, und es erfolgte ein heftiges Gefecht, die Vertheidiger der Königin mußten aber zuletzt den Mördern weichen. Die Verschworenen riefen sodann den Grafen Murray und seine Freunde von der Grenze in die Hauptstadt, und faßten den Beschluß, die Königin nach Stirling zu bringen und dort so lange in Haft zu halten, bis sie alles Geschehene gebilligt, alle den Katholiken gewährten Rechte zurückgenommen, die Kirche nach den von Knox gepredigten strengen Grundsätzen eingerichtet und ihrem Gemahle gleiches Recht und gleiche Ehre mit sich selbst (the matrimonial crown) gewährt habe. Dieses Vorhaben gelang jedoch nicht, weil Darnley sich eines Besseren besann und Murray, der Stiefbruder der Königin, sich freundlich bewies, so daß auch die Anstalten, welche Huntley und Bothwell zur Befreiung der Königin getroffen hatten, unnöthig wurden. Maria fand Mittel, zu entfliehen und in die Festung Dunbar zu gelangen. Hier sammelte sich die von ihr aufgebotene Ritterschaft um sie. Diese zog dann gegen Edinburg und nöthigte die von den Gegnern der Königin herbeigerufenen Freunde der Verschworenen, wieder nach England zurückzugehen, wo sie sich an den Grenzen lagerten.

Die Königin von England hatte sich in Bezug auf diese Begebenheiten gerade so, wie vorher bei der Unterstützung der französischen Reformirten, zwar sehr politisch und diplomatisch klug, aber wenig edelmüthig benommen. Sie hatte auf der einen Seite den Schein angenommen, als wenn sie für Maria besorgt wäre;

auf der anderen aber hatte sie dem Grafen Murray und seinen Freunden eine Summe Geld schicken lassen, und der Agent, welchen ihr Minister Cecil bei den Schotten an der Grenze hielt, hatte, wie wir aus Chalmers sehen, am Abend der Mord-Unternehmung dem Minister geschrieben, „daß jetzt Alles gut gehen werde." So weit glauben wir den Berichten der der Elisabeth abgeneigten Schriftsteller folgen zu dürfen; was dagegen neuerdings nach den in unseren Tagen aus dem Archiv von Simancas nach Paris gebrachten Papieren hinzugefügt wird, glauben wir nicht, bis bessere Beweise beigebracht werden. Unter diesen Papieren befindet sich nämlich auch ein Schreiben des spanischen Gesandten Guzman de Silva, in welchem behauptet wird, es seien den Verschworenen achttausend Kronen ausgezahlt worden, und der englische Minister habe die Sache als eine Gelegenheit betrachtet, seiner Königin die schottische Krone zu verschaffen. Der ganze Charakter der großen englischen Königin erscheint, wie der fast aller großen Regenten und Staatsmänner, im Lichte bürgerlicher Moral betrachtet durchaus unwürdig. Nachdem nämlich Elisabeth, wenn sie auch nicht Alles, was gegen Maria geschehen war, angestiftet hatte, doch von Allem, was ihr Minister gethan hatte, unterrichtet gewesen war, ließ sie der schottischen Königin Glück dazu wünschen, daß der Anschlag so glücklich vereitelt worden sei, und auf Ansuchen derselben den Mördern anbefehlen, ihr Gebiet zu verlassen; zugleich gab sie aber diesen einen Wink, daß sie sich blos von der Grenze zu entfernen brauchten. Auch nachher, in der Zeit von der Wiederherstellung des Ansehens der Maria an bis zur Geburt ihres Sohnes Jakob I., unterstützte Elisabeth fortwährend die unzufriedenen Schotten insgeheim auf eine nur des Königs Philipp II. von Spanien würdige Weise.

Maria betrug sich mit einem unbegreiflichen Leichtsinn. Sie begegnete ihrem Gemahle, auch nachdem Beide sich wieder ausgesöhnt hatten, mit schnöder Geringschätzung, behandelte ihn wie ihren Unterthan und kränkte ihn absichtlich. Man muß jedoch die Angaben Buchanan's, welcher in Hinsicht auf das Betragen der Maria gegen ihren Gemahl unerschöpflich ist, nur mit großer Vorsicht lesen, und darf nicht vergessen, daß Darnley sich nicht blos bei der Ermordung Riccio's thätig bewiesen hatte, sondern

auch ein ganz roher Mensch war und in seiner Trunkenheit oft auf ähnliche Weise sich betrug und ähnliche Scenen veranlaßte, wie noch heut' zu Tage öfters trunkene Irländer in London. Allerdings würdigte andererseits auch Maria, nachdem sie am 19. Juni 1566 den Prinzen Jakob geboren hatte, ebenso den Grafen Bothwell, wie vorher Riccio, einer Vertraulichkeit, welche den streng calvinistischen Schotten und Engländern sehr anstößig war. Dies läßt sich nicht leugnen. Lingard und Chalmers wollen freilich nicht zugeben, daß Maria's Verhältniß zu Bothwell ein unmoralisches gewesen sei; aber wenn auch über diesen delicaten Punkt schwer zu entscheiden ist, so kann dagegen gar nicht bezweifelt werden, daß Maria dem Bothwell, welcher Erb-Admiral von Schottland war, Reichsangelegenheiten anvertraute, von denen ihr Gemahl entfernt ward. Bothwell leitete nämlich, obgleich er und Murray persönliche Feinde waren, in Gemeinschaft mit diesem, mit Huntley und mit Murray's Schwager, dem Grafen von Argyle, die Verwaltung des Reiches. Der König war über seine Ausschließung so erbittert, daß er nach seiner brutalen Weise erklärte, er werde den Grafen Murray todtschlagen. Dies führte er zwar nicht aus; er verließ aber den Hof und erklärte, daß er nicht zurückkehren werde, als bis drei der genannten Männer entfernt seien. Er begab sich hierauf nach Stirling, und würde sogar Schottland ganz verlassen haben, wenn nicht sein Vater die Königin bewogen hätte, ihm zu schreiben und ihn nach Edinburg einzuladen. Die in Folge davon Statt gehabte Zusammenkunft Darnley's mit Maria führte zu keinem Ziele, und die Königin blieb mit ihrem Gemahle auch dann noch öffentlich entzweit, als sie vor dem versammelten Rathe sich erboten hatte, ihrem Gemahle alle mögliche Genugthuung zu gewähren.

Wir geben in dieser anstößigen Periode von Maria's Leben blos die Thatsachen an, weil der eine Theil der Geschichtschreiber nur auf die Rechtfertigung der schottischen Königin bedacht ist, um den tragischen Effect ihrer Geschichte nicht zu schwächen, oder auch um eine standhafte und eifrige Bekennerin der römischen Lehre gegen die Protestanten in Schutz zu nehmen, der andere dagegen alle Art von Schuld auf Maria häuft, um Elisabeth zu rechtfertigen und das Unglück der schottischen Königin als eine wohlverdiente

Strafe des Himmels darzustellen. Wir sehen soviel deutlich ein, daß Maria, wenn sie auch nicht, nachdem sie über anderthalb Jahre lang mit ihrem Gemahle in offenem und ärgerlichem Zwiste gelebt hatte, an dem Anschlage Theil nahm, welcher zu Ende des Jahres 1566 gegen das Leben ihres Gemahles beschlossen wurde, doch ganz gewiß wußte, daß ihr Halbbruder Murray und die jeder Frevelthat fähigen Genossen desselben entschlossen waren, ihn aus der Welt zu schaffen. Auch bei dieser Gelegenheit ward, wie bei der Ermordung Riccio's, nur von anderen Personen, eine förmliche Urkunde (bond) aufgesetzt und unterzeichnet. Die Unterzeichner derselben, Huntley, Argyle, Bothwell, Maitland und Balfour, machten sich verbindlich, den König aus dem Wege zu räumen und denjenigen, der die Ausführung übernähme, gegen jede Gefahr zu schützen. Murray blieb, wie es scheint, auch damals seiner Sitte treu, sich nie zu sehr blos zu stellen, sondern sich fern vom Schuß zu halten. Er unterschrieb nicht. Bothwell dagegen erbot sich zur Vollziehung des Mordes.

Von diesem Augenblicke an erscheint das Benehmen der Königin Maria höchst verdächtig, und die von ihr im Januar und Februar 1567 gethanen Schritte, sowie das Zusammentreffen der damals bewirkten Isolirung ihres Gemahles mit dem Mordplane der Verschworenen stellen Maria, von welcher auch ihre Bewunderer und Lobredner einräumen müssen, daß sie leichtsinnig lebte und über bürgerliche Begriffe von Schicklichkeit und Moral weit hinaus war, in kein günstiges Licht. Nachdem nämlich Maria ihrem Gemahle anderthalb Jahre lang alles mögliche Herzeleid angethan hatte, nicht mit ihm zusammen gewesen war und ihn sogar von der Taufe seines Sohnes ausgeschlossen hatte, ward sie auf einmal zärtlich, als Darnley zu Ende des Jahres 1566 in Glasgow an den Blattern erkrankte. Sie schickte ihm zuerst ihren Arzt, kam dann selbst nach Glasgow, und nahm in den letzten Tagen des Januar 1567 ihn sogar mit sich nach Edinburg, so daß Beide damals wieder ganz einig zu sein schienen. Unmittelbar darauf wurde vorgegeben, Darnley werde in einem Hause außerhalb der Stadt, welches jedoch ganz nahe an den Mauern stand, einem Geistlichen gehörte und auch einen geistlichen Namen trug (the kirk of fields), gesundere Luft genießen und, wie die Königin

sagte, dem Lärm ihres Palastes nicht ausgesetzt sein. In dieses Haus wurde Darnley am 31. Januar gebracht. Er war kaum dort eingezogen, als Bothwell's Helfershelfer sich viel in diesem Hause zu thun machten, und es hieß später, sie hätten dasselbe unterminirt und sowohl in die Minen, als auch in den Keller Pulver gelegt. Die Königin, die sich gerade damals gegen ihren Gemahl sehr zärtlich benahm, ließ sogar ihr Bett in einem Zimmer unter dem seinigen aufschlagen. Am Abend des 9. Februar jedoch kehrte sie nach ihrem Palaste in der Stadt zurück, um die Hochzeit einer ihrer Damen glänzend zu feiern, und am frühen Morgen des folgenden Tages verkündigte ein furchtbares Krachen der ganzen Stadt, daß das Haus, in welchem ihr Gemahl sich befand, in die Luft gesprengt sei. Die Leiche des Königs und die eines Pagen wurden in dem Garten eines benachbarten Hauses gefunden, und zwar ohne Brandspuren und so, daß es schien, als wenn sie sorgsam hingelegt worden wären; sogar die Pantoffeln lagen neben dem todten König. Dagegen fanden sich die Leiber dreier Männer und eines Knaben unter dem Schutte des Gebäudes. Maria zeigte scheinbar große Betrübniß über den Mord ihres Gemahles; wir werden aber, wenn wir mit den leider jetzt in England, Frankreich und Deutschland so oft öffentlich verhandelten Geschichten gräßlicher Mordstiftungen und entarteter weiblicher Naturen bekannt sind, daraus keinen Beweis ihrer Unschuld hernehmen. Ein großer Theil ihrer Unterthanen schloß aus den angeführten Umständen, daß der König nebst seinem Pagen erdrosselt und herausgetragen und dann erst das Haus gesprengt worden sei.

Eine förmliche Anklage erfolgte, als gleich die ersten Untersuchungen ans Licht brachten, daß Bothwell der unmittelbare Urheber der Mordthat sei. Graf Lennox nämlich, der Vater des Ermordeten, klagte vor dem Parlament, zu dessen Berufung er die Königin gedrängt hatte, den Grafen Bothwell und einige Andere förmlich des Mordes an. Er erschien jedoch an dem zum Gericht festgesetzten Tage, dem 12. April, nicht, weil die Mitglieder des Mordbundes einige tausend Mann aufgeboten hatten. Er bat vielmehr durch einen Brief, den er am 11. April von Stirling aus schrieb, um einen Aufschub von vierzig Tagen und um ein

Gericht, von welchem er nicht durch den Anblick gerüsteter Streiter zurückgeschreckt werde. Sein Gesuch ward verworfen und die Gerichtssitzung trotz seiner Abwesenheit an dem bestimmten Tage gehalten. Schon vorher hatte Lennox die englische Königin um ihre Verwendung ersucht, und Elisabeth hatte sogleich einen Boten mit einem Briefe voll verständiger Vorstellungen an Maria abgeschickt. Dieser Bote kam gerade am 12. April, also an demselben Tage, an welchem das Gericht gehalten wurde, in Edinburg an. Er wurde nicht einmal vorgelassen, und auf das von ihm überbrachte Schreiben erfolgte keine Antwort. Den Vorsitz bei der Sitzung vom 12. April führte ein Genosse der Angeklagten, der Graf von Argyle (hereditary justiciary of Scotland); der Ausgang war daher vorauszusehen. Das Ansuchen des Grafen von Lennox um einen Aufschub wurde abgeschlagen und, als kein Ankläger auftrat, Bothwell freigesprochen. Schon damals war ein bürgerlicher Krieg zu befürchten; denn das Volk war heftig erbittert, weil die Königin anfangs gar keine gerichtliche Untersuchung über den Mord ihres Gemahles anstellen ließ, und es ward noch mehr erbittert, als sie nachher diese mitten in ihrem Laufe hemmte und den Grafen Bothwell nach wie vor auffallend begünstigte. Maria forderte damals ihrer Sicherheit wegen vom Grafen Marr die Übergabe der Burg von Edinburg, welche demselben von den Ständen anvertraut worden war. Marr erfüllte zwar das Verlangen der Königin; diese mußte ihm aber dafür ihren Prinzen als Pfand geben, und er nahm denselben hierauf mit sich nach Stirling.

Man wird es den Zeitgenossen und dem strengeren Theile der Nachwelt nicht verargen, wenn sie Maria's Betragen in dieser Sache verbrecherisch nannten und ihr ohne Scheu die Anstiftung des Mordes zuschrieben. Die nachher folgenden Begebenheiten zeigten die Königin in einem noch gehässigeren Lichte. Das von ihr versammelte Parlament faßte schon zwei Tage nach jener gerichtlichen Verhandlung den Beschluß, daß Huntley seine eingezogenen Güter wieder erhalten solle, und daß die den Verschworenen gemachten ganz unmäßigen Vergabungen, welche eigentlich nach schottischem Rechte zurückgenommen werden durften, ihnen verbleiben sollten. So behielten dann Murray, Bothwell, Morton, Crawford, Caithneß, Rothes, Semple, Herries und Maitland nicht

allein die unrechtmäßiger Weise erworbenen Krongüter, sondern es ward auch der Königin und ihren Nachfolgern das Recht abgesprochen, die diesen Herren gemachten Vergabungen jemals zu schmälern. Gleich darauf, am 20. April, nachdem das Parlament aufgelöst worden war, gaben die Mitglieder des Oberhauses ihren Landsleuten, den furchtbar strengen Puritanern, ein unerhörtes Ärgerniß. Es unterzeichneten nämlich alle Bischöfe bis auf einen, alle Grafen bis auf zwei und alle Barone bis auf fünf, im Ganzen vier und zwanzig Pairs, ein Actenstück, in welchem sie Bothwell's Unschuld behaupteten und die Verpflichtung übernahmen, ihn gegen alle Verleumder zu vertheidigen und zugleich seine Vermählung mit der Königin auf jede Weise zu befördern. Diese Verbindung ward durch das, was am 24. April geschah, noch schmählicher. An diesem Tage reiste die Königin unter dem Vorgeben, sie wolle ihren Sohn besuchen, nach Stirling, und ward von Bothwell, der ihr mit tausend Mann den Weg verlegte, gefangen genommen. Bothwell brachte sie nebst ihrem Gefolge nach Dunbar. Er entließ dort die zugleich mit ihr fortgeführten beiden Herren Huntley und Maitland, hielt aber die Königin zehn Tage lang in Haft und gab sie nicht eher wieder frei, als bis sie in die Vermählung mit ihm gewilligt hatte. Es war daher eine natürliche Vermuthung, daß die ganze Sache verabredet gewesen sei, und daß die Ermordung des Königs in unmittelbarem Zusammenhange mit der Entführung der Königin stehe. Maria und ihre Vertheidiger und Bewunderer haben dies zwar stets geleugnet und dagegen behauptet, daß Bothwell in Dunbar Gewalt an ihr geübt und sie dann auch als seine Gefangene nach Edinburg gebracht habe; allein da Bothwell noch erst von seiner Frau geschieden werden mußte, ehe an eine Vermählung mit Maria gedacht werden konnte, so scheint es uns um so weniger möglich, die Königin von einem verbrecherischen Antheile an Bothwell's Frevelthaten freizusprechen, als auch der englische und der französische Gesandte die dringendsten Vorstellungen gegen eine Heirath machten, welche der ganzen Welt Ärgerniß gab. Gerade einen Monat, nachdem Bothwell als Mörder vor Gericht gestanden, erschien derselbe mit der Königin vor den versammelten schottischen Richtern (court of session) und erhielt von Maria gerichtlich Verzeihung wegen ihrer gewaltsamen

Entführung und Behandlung, indem die Königin dabei noch die Erklärung hinzufügte, daß sie jetzt ganz frei sei. Am folgenden Tage (13. Mai) ernannte sie ihn zum Herzoge von Orkney, und gewährte allen den Herren, die sich früher mit ihm gegen sie verbunden hatten, Verzeihung, und schon am 15. Mai 1567 ließ sie sich in Holyrood-House mit ihm trauen. Sie ward auch nach ihrer Vermählung noch strenge bewacht und von dem Räuberhauptmann, dem sie sich hingegeben hatte, brutal behandelt.

Die folgenden schottischen Ereignisse dürfen wir nur summarisch berühren, weil wir sonst in ein Labyrinth von Kabalen und frevelnder Frechheit und Treulosigkeit der gepriesenen schottischen Ritterschaft eingehen müßten, was unserem Zwecke, nur die Hauptpunkte der Geschichte Elisabeth's und die Jugendgeschichte ihres Nachfolgers Jakob I. zu erzählen, ganz fremd sein würde. Die Bundesgenossen Bothwell's erschracken, als sie inne wurden, daß dieser darauf ausgehe, die Königin und vermöge derselben die Schotten zu tyrannisiren. Sie verbanden sich deshalb schon im Juni gegen ihren bisherigen Freund und Genossen, mit dem sie Raub und Frevel geübt hatten, und Murray, der sich, obwohl er sonst mit ihnen ganz einig gewesen war, in der letzten Zeit im Dunkel gehalten hatte, trat plötzlich als Rächer hervor. Der Letztere hatte von Anfang an eine Hauptrolle in den Unruhen gespielt, sich aber immer zur rechten Zeit aus dem Spiele gezogen; er war nach Frankreich gegangen und hoffte jetzt, daß ihm die Regentschaft und die Aufsicht über den jungen Prinzen werde übertragen werden. Die Verbündeten *) hatten zuerst die Absicht, Maria und ihren Gemahl in Edinburg, wo sie auf die Einwohner rechnen konnten, zu überfallen. Dies konnte aber nicht geschehen, weil Bothwell sich mit der Königin, welche er mitschleppte, nach Borthwick rettete und, als er von den Verbündeten auch dahin verfolgt wurde, nach Dunbar eilte. Die Empörer zogen hierauf in Edinburg ein und erließen von dort aus Proclamationen an die Nation, in welchen sie Bothwell beschuldigten, daß er Darnley gemordet, sich der

---

*) Genannt werden die Grafen Morton, Marr und Athol, die Barone Home, Semple und Lindsay, und die Lairds von Tullibardine und Grange, zu denen nachher noch Montrose, Glencarn, Ruthwen und Sinclair sich gesellten.

Königin hochverrätherisch bemächtigt, sie zur Ehe gezwungen habe und jetzt im Begriffe sei, sich auch des Prinzen zu bemächtigen, um, wie sie mit harten Worten sagen, ebenso den Thronerben zu morden, wie er dessen Vater gemordet habe. Die Königin schloß sich damals offenbar ganz freiwillig an Bothwell an; denn er hatte, als er auf seiner Flucht nach Dunbar Morgens von Borthwick abreiste, die Königin mit ihren Dienern in Borthwick ganz allein zurückgelassen, und sie kam am Abend freiwillig zu ihm nach Dunbar. An dem letzteren Orte vereinigte Bothwell eine bedeutende Anzahl von seinen und der Königin Vasallen, und zog dann gegen Edinburg, wo die Verschworenen eine Regentschaft zu errichten wünschten, von welcher sowohl Bothwell als Maria ausgeschlossen werden sollten. Sie zogen ihm mit den Leuten, die sie um sich gesammelt hatten, bis zu den Höhen von Carbery, nahe bei Edinburg, entgegen, und am 15. Juni standen beide Heere vom frühesten Morgen an bis um neun Uhr Abends einander gegenüber. Zum Kampfe kam es nicht, weil entweder Bothwell seine Gegner, die ihm an Zahl überlegen waren, nicht anzugreifen wagte, oder weil diese sich nur der Königin bemächtigen, nicht ihren alten Genossen verderben wollten. Endlich ward eine Übereinkunft zu Stande gebracht, gemäß deren Bothwell gehen konnte, wohin er wollte, die Königin aber mit den Verschworenen, welche Ehrfurcht und Ergebenheit heuchelten, nach Edinburg ziehen mußte.

Morton, dem sie übergeben ward, erwies ihr allerdings zuerst die einer Königin gebührende Ehre; sie ward aber, schon als sie in die Stadt kam, inne, was ihrer warte. Das Volk empfing sie mit tobendem Schreien, und trug eine Fahne vor ihr her mit dem Bilde ihres todten Gemahles und ihres Sohnes, welcher neben diesem kniete und ausrief: „Räche meine Sache, o Herr!" Auch ward Maria nicht in ihren Palast, sondern in das Haus des Kriminalrichters gebracht, und hier durfte niemand, selbst keine ihrer Mägde, zu ihr gelassen werden. Nachdem sie zweiundzwanzig Stunden im Todesschrecken dieser Einsamkeit weinend und klagend zugebracht hatte, ward sie unter starkem militärischem Geleite auf die Burg Lochlevin geführt, welche dem William Douglas, einem Halbbruder Murray's, des natürlichen Bruders der Maria, gehörte. Dort ward sie vom 24. bis zum 30. Juni durch Lindsay,

das Haupt der Frommen, von denen dies Alles ausging, gepeinigt, bis sie sich endlich durch die Unterschreibung eines Actenstückes verpflichtete, die Regierung niederzulegen und die Erziehung ihres Sohnes ganz den puritanischen, das heißt pietistischen, Schotten zu überlassen.

In dieser Zeit war wieder Elisabeth für Maria gegen die Rebellen, ihr Minister Cecil aber für die Letzteren und gegen die schottische Königin thätig; denn jene haßte, obgleich John Knox nicht mehr lebte und ein weniger wüthender Demokrat, Le Croc, Volks-Pabst der Schotten war, alles Puritanische und besonders jedes Auflehnen gegen einen legitimen Herrscher, dieser aber wollte den Katholicismus und folglich auch die Königin Maria gern ganz unterdrücken. Wir berühren hierbei viele Geschichten, über welche seit Robertson und Hume unzählige Bände von Actenstücken und Forschungen bekannt gemacht worden sind, lieber gar nicht, als daß wir sie oberflächlich behandeln sollten. Murray spielte eine ähnliche Rolle, wie Elisabeth, welche ihren Zorn gegen die frommen Schotten wiederholt aussprach und Alles aufzubieten schien, um der Königin Maria zu helfen, während sie eigentlich nichts that. Murray blieb in Frankreich, bis nach seiner Ernennung zum Regenten und nach der Krönung des damals erst dreizehn Monate alten Königs Jakob VI. (I.) seine Stunde kam. Dann eilte er nach Schottland und besuchte, ehe er die Regierung übernahm, am 15. August 1567 die Königin, seine Halbschwester, in ihrer harten Gefangenschaft zu Lochlevin. Dieser Besuch dauerte einen Tag und eine Nacht. Der Bericht des englischen Gesandten Throckmorton über denselben zeigt uns in Murray den vollendeten Diplomaten, dem die Herrschaft jedes Opfers werth ist, und zugleich den Bibelfesten, der aus lauter Liebe zu Gott alle Liebe zu seinen Verwandten und Nebenmenschen ganz aus dem Herzen ausgerottet hat. Wir müssen jedoch gestehen, daß wir auch Maria's Betragen in dieser Zeit höchst unwürdig finden. Wir wollen das Klagen, Weinen und Jammern dem schwachen Weibe nicht anrechnen, wohl aber, daß Maria, während sie in der Gewalt ihrer Feinde war, aus Edinburg einen überzärtlichen Brief an Bothwell schrieb, und daß nachher noch eine Anzahl anderer Briefe an diesen Bösewicht an das Licht kamen. Murray behauptete sogar gegen

fremde Mächte, daß nur die Thränen und Bitten, mit welchen Maria ihn zu Lochlevin bestürmt habe, ihn bewogen hätten, die Regentschaft zu übernehmen. Die schottischen Frommen bewiesen durch den Eid, den sie durch Murray leisten ließen, daß sie gleich den Pietisten unserer Tage für Calvin's Lehre nicht weniger unduldsam und fanatisch waren, als die Jesuiten für die päbstliche. Während nämlich Maria duldsam gewesen war, mußte Murray versprechen, nicht nur dahin zu arbeiten, daß die wahre Kirche, das heißt die Lehre, welche Knox verkündigt hatte, allein herrschend werde, sondern auch alle Ketzer und Ketzereien auszurotten*).

Murray's Mutter, einst die Geliebte Jakob's V., ward von ihm als Kerkermeisterin seiner in Lochlevin gefangen gehaltenen Halbschwester Maria gebraucht. Murray's Bruder aber, Georg Douglas, verliebte sich in diese, und verhalf ihr am 25. März 1568 zur Flucht. Schon war Maria außerhalb der Burg, als die Schiffleute, welche sie über den Fluß setzten, Verdacht schöpften und sie zurückbrachten. Georg Douglas, welcher hierauf die Flucht ergriff, verschaffte am 2. Mai der Königin die Freiheit vermittelst eines jungen Menschen von sechszehn Jahren, welchen man in der Gegend den kleinen Douglas nannte. Dieser rettete Maria glücklich aus Lochlevin zu Georg Douglas, der sie dann auf die Burg Hamilton brachte. Sobald die Königin in Sicherheit war, widerrief sie die Thron-Entsagung, welche, wie sie sagte, mit Gewalt von ihr erpreßt worden sei. Jetzt boten ihr neun Grafen, neun Bischöfe und achtzehn Barone Hülfe an, und es sammelten sich viele Getreue um sie. Mit diesen zog sie von Hamilton aus, um nach Dumbarton zu gehen, als plötzlich unterwegs Murray mit einer auserwählten Schaar sich auf einem Hügel zeigte. Maria's Begleiter, auf ihre Zahl vertrauend, stürzten sogleich auf den kleinen Haufen des Regenten, sie wurden aber geschlagen und zerstreut. Auch die Königin entfloh; sie wußte jedoch nicht, wohin sie sich wenden solle, weil der Weg in das Hochland gesperrt war. In Schottland gab es keinen Zufluchtsort mehr für sie. Sie faßte

*) And out of this realme of Scotland and impyre thairof i sall be caire to ruite out all hereticks and enemies to the trew worship of God, that sall be convict by the trew kirk of God of the foresaid crimes.

daher den Entschluß, sich der Königin von England in die Arme zu werfen.

Elisabeth benahm sich auch bei dieser Gelegenheit ihrer gepriesenen diplomatischen und politischen Weisheit gemäß. Sie gewährte der schottischen Königin einen Aufenthalt zu Carlisle an der schottischen Grenze, wodurch Murray und seine Schotten in solche Verlegenheit gebracht wurden, daß dieselben sich die Beherrscherin von England als Schiedesrichterin in ihrem Streite mit ihrer Königin gefallen lassen mußten. Elisabeth bewies sich ferner freundlich und höflich gegen Maria, ließ dieselbe aber in Carlisle genau beobachten, und erklärte, daß, ehe sie sich ihrer annehmen könne, Maria sich in Betreff der Ermordung ihres Gemahles rechtfertigen müsse. Dies verschaffte der englischen Königin die Möglichkeit, jeden Augenblick ihre Nebenbuhlerin zu verderben. Auch jetzt war Cecil (Lord Burleigh) im Geheimen thätig. Dieser Feind der Maria und ihrer Religion hatte von jeher ihr stets entgegengearbeitet, indem er theils seine Königin gegen sie aufreizte, theils selbst oder durch seine Creaturen, denen die Unterhandlungen überlassen waren, die Sachen in eine von seiner Königin nicht vorhergesehene Lage brachte und Freunde und Religionsgenossen derselben in gefährliche Schlingen verwickelte. Auch das ganze Jahr 1568 hindurch hielt er Maria und die Schotten in Schrecken, und verschaffte seiner Königin den Triumph, daß der schottische Regent Murray, durch Unruhen in seinem Lande geschreckt, sich nach England begab, um vor Elisabeth's Ministern als Ankläger seiner Königin aufzutreten, und daß Maria sich dazu verstand, die Engländer als Richter in ihrer Sache anzuerkennen.

Die Versammlungen, welche in Betreff der schottischen Königin zu York und zu Hamptoncourt gehalten wurden, endigten ohne eigentliches Resultat. Dagegen benutzte Murray den Ehrgeiz des protestantischen Herzogs von Norfolk und dessen Freundschaft mit den Grafen von Arundel und Pembroke, sowie mit den Herzögen von Northumberland und Westmoreland, mit Derby, Sussex und Cumberland, welche im geheimen Rathe saßen, um durch diesen eine Heirath zwischen Maria und Norfolk in Vorschlag zu bringen, gab aber nach seiner diplomatischen Weise, ehe er nach Schottland zurückging, der Königin Elisabeth einen Wink von dem Project.

Diese ward darüber heftig erbittert und ließ die schottische Königin auf die Burg Tutbury in der Grafschaft Strafford bringen, wo sie fortan durch den Grafen von Shrewsbury als Gefangene bewacht wurde. Im Mai 1569 ward jener Vorschlag, welchen Norfolk zuerst abgelehnt hatte, erneut und auch der Günstling der englischen Königin, der Graf von Leicester, für denselben gewonnen. Norfolk, Arundel und Pembroke unterzeichneten einen Brief, in welchem sie unter vier Bedingungen versprachen, die Wiedereinsetzung Maria's in die Regierung durch Elisabeth und durch Murray zu bewirken. Im Juni und Juli 1569 wurde dann mit Maria unterhandelt. Die Herren, welche Mitglieder des geheimen Rathes waren, theilten sogar der Königin von England die drei ersten der vier Bedingungen mit, unter welchen Maria durch Elisabeth und durch Murray wieder eingesetzt werden sollte; sie verschwiegen aber die vierte, nach welcher Maria sich mit dem Herzoge von Norfolk vermählen sollte. Elisabeth hatte jedoch durch Murray Kenntniß davon erhalten, und die argwöhnische Königin mußte um so mehr heftig erbittert werden, da sie bald erfuhr, daß man, ohne sie zu fragen, bereits alle Einleitungen zu jener Vermählung getroffen habe. Schon hatte Bothwell, welcher zuerst auf den Orkney-Inseln Seeräuberei getrieben hatte, dann lange in Dänemark eingekerkert gewesen war und dort ein höchst elendes Leben führte, schriftlich seine Einwilligung in eine Ehescheidung gegeben, und die Könige von Frankreich und Spanien waren durch ihre Gesandten um ihre Zustimmung zu jener Heirath gebeten worden, als Murray, welcher die Sache in Vorschlag gebracht hatte, Alles durch eine neue Intrigue vereitelte. Er verhinderte nämlich die erforderliche Einwilligung des schottischen Parlaments in die Scheidung, anstatt dieselbe zu fördern. Elisabeth erhielt von ihrem Grafen von Leicester das Geständniß, daß auch er mitgewirkt habe, um Norfolk mit Maria zu vermählen. Auf den Letzteren fiel dann der ganze Zorn der Königin, welche dagegen dem Grafen von Leicester bald verzieh. Sie gebot dem Herzoge von Norfolk, niemals an diese Vermählung zu denken, und ließ ihn, als er nach einigen Monaten an ihren Hof zurückgekommen war, in den Tower setzen (Oktober 1569). Er erhielt zwar 1570 seine Freiheit wieder, ward aber 1571 aufs neue um

der Maria willen in einen Proceß verwickelt, der für ihn, Northumberland, Westmoreland und Andere verderblich war. Den Ausgang der Geschichte der Königin Maria werden wir theils gelegentlich in den folgenden Paragraphen, theils wenn von Jakob's I. Regierungsantritt die Rede ist, berichten können.

7. England unter Elisabeth in der nächsten Zeit nach 1570.

In dem Augenblicke, als einerseits in England und Schottland viele Großen für Maria Stuart conspirirten, andererseits aber der Pabst, Philipp II. und die fanatische Partei in Frankreich die Unzufriedenheit der Schotten und Engländer nährten und dieselben durch geheime Agenten, durch Geld und sogar durch Truppen unterstützten, begann auch Elisabeth, ihren auswärtigen Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dieses Verfahren der englischen Königin und die Streitigkeiten, in welche sie dadurch mit den Franzosen und mit Philipp II. gerieth, sind bereits früher dargestellt worden (s. oben S. 15 f., 55, 63 u. 91); hier wollen wir nur in der Kürze darauf zurückkommen.

Elisabeth hatte nicht nur schon längst den französischen Protestanten Geld und Truppen geliehen (s. Th. XII. S. 398 u. 400), sondern auch 1568 spanisches Geld, welches für den Herzog von Alba bestimmt war, mit Beschlag belegt, und der spanische Gesandte hatte hierauf heftige Schmähschriften in London verbreiten lassen, wofür ihn die Königin einige Tage lang in seinem Hause polizeilich bewachen ließ. Von dieser Zeit an neckten Spanien und England einander unaufhörlich; der Vortheil war aber ganz auf Seiten der Engländer, welche nicht blos die Colonieen der Spanier plünderten, sondern auch vermittelst der aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen protestantischen Handelsleute und Fabrikanten die Gewerbe und den Handel Europa's an sich zogen. Wenn Philipp II. nicht in Hinsicht auf England dieselbe vorsichtige und arglistige Politik befolgt hätte, die er gegen Frankreich anwandte, so hätte er 1570 der Königin Elisabeth sehr schaden können. In Schottland war nämlich der Regent Murray als Opfer einer Privatrache gefallen, und eine mächtige Partei hatte in Verbindung mit den reichen katholischen Grafen von

Northumberland und Westmoreland und Anderen den Plan gemacht, Maria zu befreien und wieder in Schottland einzusetzen. Die Verbündeten hatten ihr Vorhaben dem Herzoge von Alba mitgetheilt; dieser ließ jedoch, anstatt alte Truppen nach Schottland zu schicken, nur den Oberst Vitello, welcher freilich selbst ein sehr geschickter Officier war, hinüberreisen. Die Rebellen selbst hatten zwar einige tausend Mann Fußvolk und Reiter zusammengebracht; Vitello konnte aber mit diesen nichts anfangen. Ihre Schaaren zerstreuten sich, sobald der Graf von Sussex von Norden und der Graf von Warwick von Süden her mit regelmäßigen Truppen gegen sie anrückten. Westmoreland flüchtete sich in die Niederlande, wo er starb. Northumberland floh zu den Schotten, wurde aber von ihnen ausgeliefert und dann hingerichtet; sein Bruder ward in den Tower gesetzt, wo er 1584 sich selbst das Leben nahm.

Die grausamen Strafen, welche im Norden vollzogen wurden, sowie die vielen Güter-Einziehungen und Hinrichtungen vermehrten die Macht der englischen Regierung, und vernichteten dagegen die fürstliche Gewalt der großen Vasallen, während diese gerade damals in Frankreich wieder sehr vermehrt ward. Mit welcher Grausamkeit die Bevollmächtigten der Königin Elisabeth, ohne daß diese von der Sache Notiz nahm, in den Jahren 1570 bis 1572 nach den bestehenden Gesetzen verfuhren, kann man daraus abnehmen, daß alle Reichen und Begüterten im Norden und Westen in die Sache verwickelt wurden, um den Fiscus zu bereichern, sowie daß die Zahl der hingerichteten Katholiken mehr als achthundert betragen haben soll, und daß in dem sechszig englische Meilen langen und vierzig breiten District zwischen Newcastle und Wetherby es keinen einzigen Ort gab, in welchem nicht einige Einwohner gehängt wurden. Der schottischen Königin schadete der Aufstand nicht blos dadurch, daß man sie fortan, mit Recht oder mit Unrecht, des Zusammenhanges mit den inneren Feinden der Elisabeth und den auswärtigen katholischen Mächten beschuldigen konnte, sondern sie ward auch von Tutbury nach Coventry gebracht und weit strenger als vorher beobachtet. Auch der Herzog von Alba schadete der unglücklichen Königin durch die Unterstützung ihrer schottischen Anhänger, und bewirkte, daß Schottland ganz von England abhängig ward. Um sich nämlich der Spanier und

der Papisten zu erwehren, mußten die Presbyterianer und Puritaner in England Hülfe suchen. In Schottland war nach Murray's Ermordung Graf Lennox Regent geworden; dieser hatte dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger. Ihm folgte der Graf von Marr, welcher ebenfalls ein Opfer des Partei-Kampfes ward. Der Nachfolger desselben, Morton, war schon ganz im Gehorsam der Engländer.

Ein lächerlicher Proceß, welcher in Rom gegen Elisabeth geführt wurde, und die Theilnahme des Herzogs von Alba an der Bekanntmachung einer in Folge desselben erlassenen päbstlichen Verdammungsbulle verschaffte der Königin Elisabeth eine größere Macht und ward den Katholiken verderblich. Pabst Pius IV. hatte kluger Weise die englische Königin für katholisch gelten lassen; er hatte sie durch Botschaften und Briefe aufgefordert, auch öffentlich in den Schooß der Kirche zurückzutreten, und sie sogar eingeladen, ihre Bevollmächtigten auf das Tridentiner Concilium zu schicken. Sein Nachfolger, Pius V., dagegen dachte und handelte ganz anders. Er forderte die Könige von Frankreich und Spanien feierlich auf, sich der Königin von Schottland, als der Stütze des Katholicismus unter den Britten, kräftig anzunehmen; und sobald er erfuhr, daß Elisabeth die oben erwähnten Untersuchungs-Commissionen in York und Westminster gegen Maria bestellt habe, leitete er einen geistlichen Proceß gegen die Königin von England ein. Dieser Proceß endigte mit dem richterlichen Spruche, daß der Pabst eine Bulle ausfertigen solle, in welcher, nach Aufzählung aller Vergehungen der englischen Königin, dieselbe des Verbrechens der Ketzerei für schuldig und ihres vorgeblichen Rechtes an die englische Krone für verlustig erklärt und ihre Unterthanen von dem geleisteten Eide der Treue entbunden würden. Der Pabst ließ wirklich eine solche Bulle ausfertigen; er machte sie aber lange Zeit hindurch nicht bekannt. Dies geschah erst dann, als die Nachricht vom Scheitern des durch Northumberland und Westmoreland veranlaßten Aufstandes und von den grausamen Strafen, welche in Folge desselben über die Katholiken verhängt wurden, nach Rom kam. Jetzt beschloß der Pabst am 25. Februar 1570 die Bekanntmachung der Bulle. Er schickte Exemplare derselben an den Herzog von Alba. Dieser sandte einige derselben an den

spanischen Gesandten in London, und am 15. Mai fand man die Bulle am Thore des bischöflichen Palastes von London angeschlagen. Mehrere Personen wurden dieser Sache wegen grausam gefoltert und ein gewisser Felton, welcher eingestand, daß er die Bulle angeschlagen habe, am 8. August als Hochverräther hingerichtet. Die päbstliche Bulle hatte keine andere Wirkung, als daß die Katholiken aufs neue zu leiden hatten. Viele Unschuldige verloren der damaligen englischen Kriminal-Justiz gemäß und bei der Leichtigkeit, falsche Zeugen zu erhalten, das Leben, und es wurden die grausamsten Gesetze gegen die Katholiken erlassen, weil die Nation es sehr übel aufnahm, daß der Pabst die Rechtmäßigkeit der Geburt ihrer Königin und somit ihre Berechtigung zum Regieren hatte zweifelhaft machen wollen. Da ferner der Pabst für Maria entschieden hatte, so mußten fortan Elisabeth und die Protestanten in dem Leben der schottischen Königin eine Gefahr für sich und ihre Religion finden, besonders nach demjenigen, was sie von den Tausenden französischer und niederländischer Emigranten über die Jesuiten und die Inquisition auf dem Festlande hörten.

Eine neue Kabale, welche vom Pabste, vom Großherzoge von Florenz und von Alba zu Gunsten der Maria angesponnen ward, kostete auch dem protestantischen Herzoge von Norfolk das Leben. Dieser übernahm es nämlich, nach Schottland eine Summe Geld zu befördern, welche für die dortigen Anhänger der Maria bestimmt und vermittelst eines Florentinischen Banquiers, Ridolphi, nach England geschickt worden war. Die Sache wurde verrathen, viele Leute gefoltert, viele angesehene Herren verhaftet, Ridolphi hingerichtet und auch Norfolk am Ende des Jahres 1571 zum Tode verurtheilt, weil er aus Mitleid und Liebe der gefangenen Königin hatte helfen wollen. Hingerichtet ward der Herzog erst im Januar 1572, als mehrere Versuche, ihn mit Gewalt zu befreien, gemacht worden waren.

Von 1572 an ward die protestantische Gesetzgebung England's und seines Parlaments, in welchem zum großen Verdruß der Königin immer mehr Puritaner (Pietisten) Sitz und Stimme erhielten, ebenso furchtbar gegen die Katholiken, als die jesuitische überall gegen die Protestanten war. Schon in jenem Jahre er-

klärte das Parlament es für Hochverrath, wenn einer die Königin eine Ketzerin nenne, wenn er sage, das Parlament habe kein Recht die Nachfolge zu ordnen, wenn er eine Bulle oder irgend einen Auftrag vom Pabste annehme. Ja, man ging so weit, daß die Strafe ewigen Gefängnisses darauf gesetzt wurde, wenn einer sich unterstehe, Rosenkränze oder Agnus Dei, welche in Rom geweiht worden waren, nach England zu bringen. Im November 1581 wurden acht Priester wegen ihres Zusammenhanges mit dem Pabste und den Jesuiten verurtheilt und öffentlich hingerichtet. Im folgenden Jahre ward es für Hochverrath erklärt, wenn man jemand bekehre oder dem Übertritte eines Protestanten zur katholischen Religion beiwohne. Zu gleicher Zeit wurde der Besuch der anglikanischen Kirchen auf eine Weise eingeschärft, welche die deutschen Zeloten der neuesten Zeit zu empfehlen sehr geneigt sein würden. Wer nämlich einen Monat lang nicht in der Kirche gesehen ward, mußte zweihundert Mark Strafe bezahlen. Im Jahre 1584 wurden zwei Personen, blos um die Art ihres Zusammenhanges mit den Katholiken herauszubringen, grausam gefoltert, der spanische Gesandte aus dem Reiche gewiesen und siebenzig Priester zum Tode verurtheilt. Dieses Verfahren der theologischen Juristen war aber doch der Königin selbst zu arg; sie tadelte die Richter wegen der Anwendung der Folter und ließ jene Priester nicht hinrichten, sondern nur aus dem Reiche jagen.

England blühte trotz dieser Verfolgungen und ward eine Hauptmacht; denn die Verwirrungen und Kriege in Frankreich und den Niederlanden trieben damals Handel, Industrie, Schifffahrt und Gewerbe nach England hinüber. Gelehrte und Dichter der ersten Größe verkündigten den Ruhm der diplomatischen und praktischen, dem Romantischen wie dem Sentimentalen abgeneigten Königin. Franz Drake umschiffte mit der Flotte derselben die Erde; Frobisher suchte im Eismeer die nordöstliche Durchfahrt nach Indien; und der grausamste aller russischen Czaren bot der Königin Elisabeth seine Hand, und begünstigte den englischen Handel in Rußland.

8. Die französischen Religions-Kriege von 1577 an bis 1580.

Die Geschichte der französischen Religions-Kriege ist oben (S. 106) bis zum Edict von Poitiers und zum Vertrage von Bergerac geführt worden. Wir müssen aber, ehe wir zu den nachfolgenden Begebenheiten übergehen, noch einige Ergänzungen und Berichtigungen hinzufügen. Vor jenem fünften Religions-Frieden war die heilige Ligue geschlossen worden. Dieser Verbindung bediente sich Philipp II. von Spanien, um Frankreich's Einfluß in Europa zu vernichten. Der französische König Heinrich III. selbst aber, welcher ebenso an Umgängen und anderen kirchlichen Feierlichkeiten, wie an Hunden und kindischen Junkern, mit denen er sein albernes Spiel trieb, großes Vergnügen fand, trug durch die Begünstigung der geistlichen Brüderschaften und ihrer Andachtsübungen viel dazu bei, daß er, ohne es zu ahnen, ein Sklave der fanatischen Priesterschaft ward. Die Ligue war gegen die Nachfolge Heinrich's von Navarra auf dem französischen Throne geschlossen worden, und die Nation ward vermittelst der Brüderschaften auf dieselbe Weise gegen die bestehende Regierung vereinigt, wie im Jahr 1793 vermittelst der Jakobiner-Klubbs. Wir glauben am wenigsten zu irren, wenn wir in Betreff dieser fanatischen Verbindung der Hauptsache nach einem sehr bekannten Buche (Esprit de la ligue) folgen. Es waren, heißt es in demselben, schon seit 1563 einzelne Verbindungen zum Schutze der alten Religion gebildet und dabei besonders die Zünfte, die Brüderschaften und andere Bürgervereine benützt worden. Es ist indessen, fährt der Verfasser fort, nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die im Jahre 1576 geschlossene heilige Ligue von Paris oder von der Picardie ausging; gewiß ist aber, daß die älteste eigentliche Urkunde über dieselbe aus der Picardie stammt. Diese ist die durch den Herrn von Hümieres aufgesetzte Bundes-Acte, welche, wie alle Bündnisse jener Zeit, mit der Formel: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" begann (s. oben S. 103). Die Verbindung schien auf den ersten Blick hin ganz unverfänglich und heilsam, weil man in jener Urkunde sich nur eidlich verpflichtete, bis zum Tode in der heiligen Einigung zu verharren, welche im Namen der

heiligen Dreifaltigkeit zur Vertheidigung des katholischen Glaubens, des Königs Heinrich III. und der Vorrechte, deren das französische Reich unter Chlodwig genossen, geschlossen sei. Der letzte Punkt deutete schon an, daß die Stifter der Ligue im Sinne hatten, ihre Absichten auf Dinge zu richten, welche durchaus nicht mit der Religion zusammenhingen; diese Absichten waren aber überdies auch im Texte der Urkunde ganz deutlich ausgesprochen. Es ward nämlich in der Bundes-Acte ein unbedingter Gehorsam gegen ein nicht genanntes, erst zu erwählendes Haupt der Ligue zur Pflicht gemacht und diesem eine Dictatorial-Gewalt gegeben, welche die königliche eines schwachen Prinzen völlig verdunkeln mußte. Da die Ausrottung der Protestanten als der Hauptzweck der Ligue offen angegeben war, so verbreiteten die Brüderschaften die Bundes-Acte derselben in alle Städte und Provinzen, und sammelten Unterschriften. Die sechszehn Quartiere von Paris, welche unter der Leitung ihrer Zunftmeister oder Bürgermeister längst eine Art von demokratischer Gewalt gebildet hatten, hörten kaum von der bindenden Acte gegen den Thronfolger, als sie gleich allen denen, welchen die Acte mitgetheilt wurde, diese unterschrieben und den Eid leisteten. Dem Beispiele der Pariser und der Picarden folgten ganz Poitou und Touraine.

Schon waren ganze Provinzen, Städte und Corporationen nebst Hunderten von einzelnen Herren, Rittern und Bürgern der Ligue beigetreten, als König Heinrich III. durch die Protestanten gewarnt wurde und von seinem Gesandten an Philipp's II. Hofe die Nachricht erhielt, daß die Urheber der Ligue geheime Agenten nach Spanien geschickt hätten, um sich von Philipp Unterstützung zu verschaffen. Die Protestanten hatten sich nämlich der Papiere eines nach Rom gesandten Advokaten, David, bemächtigt, aus welchen hervorging, daß man die Absicht habe, den Herzog Heinrich von Guise mit der Dictatur der Ligue zu bekleiden. Pabst Gregor XIII., der sich bei dem Morden der Bartholomäus-Nacht edel und christlich bewiesen hatte (s. S. 62), blieb sich auch jetzt getreu: er wollte mit einer gegen einen katholischen König gerichteten Verbindung nichts zu schaffen haben. Philipp II. dagegen dachte anders. Er und die Jesuiten, welche die Sache der Ligue zu Stande gebracht hatten und weiter betrieben, glaubten, daß der

Zweck die Mittel heilige; Philipp ward deshalb auch der Schützer der Liguisten. Heinrich III. ließ sich durch die Ligue um so mehr in Angst bringen, da der größte Theil der Deputirten der von ihm in Blois versammelten allgemeinen Stände wüthende Gegner der Protestanten waren und Alles, was er vorschlagen ließ, heftig bekämpften (s. S. 104). Er glaubte der Gefahr, die ihm von der Ausbreitung der Ligue und von der Erwählung eines Hauptes derselben drohte, nicht besser begegnen und die Absichten der Guisen und Philipp's II. nicht anders vereiteln zu können, als wenn er selbst sich zum Haupte der Ligue anbiete. Er bedachte nicht, daß es für einen König nicht schicklich sei, sich zum Haupte der einen Partei seiner Unterthanen gegen die andere zu erklären, sowie daß er sich durch einen solchen Schritt zum Kriege mit den Protestanten verbindlich mache, den er nicht führen konnte, weil er kein Geld hatte und die Stände ihm keines geben wollten. Überdies konnte er, was das Ärgste war, sicher sein, daß die Partei, zu deren Werkzeug er sich hergab, ihm niemals trauen würde. Nur Eines erlangte er durch seinen Beitritt zur Ligue; es ward nämlich die Bundes-Acte, ehe er sie unterschrieb und beschwor, auf die Weise geändert, daß man Alles, was in derselben dem königlichen Ansehen gefährlich schien, austilgte. Der König legte darauf die Acte den Ständen zur Annahme vor und befahl, daß sie in Paris und in ganz Frankreich unterzeichnet werden solle. Jetzt eilten die Guisen und ihre Anhänger nach Blois und erklärten in Verbindung mit den Ständen dem Könige, daß er der Bundes-Acte gemäß den Krieg mit den Protestanten wieder beginnen müsse. Heinrich half sich durch eine Ausflucht. Er sagte, man müsse zuerst den Versuch machen, ob nicht die Führer der Protestanten der Aufforderung, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, Folge leisten würden. Dies hatte die bereits früher (S. 105) erwähnte Absendung einer Deputation an den König von Navarra, den Prinzen von Condé und den Marschall Damville, welche alle drei noch mit ihren Truppen im Felde lagen, zur Folge. Wir wissen bereits, daß die beiden zuletzt genannten Herren die Forderung dieser Deputation mit derben und barschen Worten zurückwiesen, und daß die ablehnende Antwort, welche Heinrich von Navarra ertheilte, zwar würdig gehalten war, daß derselbe dabei aber als muthmaßlicher

Erbe eines seiner Natur nach katholischen Thrones die Möglichkeit durchscheinen ließ, daß er, wenn auch nicht jetzt, doch unter anderen Umständen künftig sich könne bekehren lassen.

Jetzt blieb dem Könige nichts Anderes übrig, als den Krieg wieder anzufangen, obgleich die Stände nicht blos kein Geld gewährten, sondern sich sogar auflösten, ohne einen Ausschuß eingesetzt zu haben. Der König stellte zwei Heere auf, das eine unter seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou, das andere unter dem Herzoge von Mayenne, dem Bruder Heinrich's von Guise. Der Erstere brauchte aber viel Geld, und dem Zweiten traute der König mit Recht gar nicht. Er half sich also durch Intriguen, indem er den Umstand, daß die Führer der Reformirten und der hohe Adel, der mit ihnen gemeine Sache machte, alle ein ganz besonderes Privat-Interesse hatten, sowie die zwischen Damville und den beiden anderen Häuptern der Protestanten bestehende Zwietracht diplomatisch benutzte, um die Reformirten unter sich zu entzweien und ihre Macht zu brechen. Auf diese Weise wurde im September 1577 ein neuer Vertrag zu Stande gebracht, dessen öffentliche Artikel den Katholiken und Liguisten, die geheimen den Protestanten genügen sollten. Es ward nämlich zu Bergerac ein Friedensvertrag geschlossen, welcher vierundsechszig öffentliche und achtundvierzig geheime Artikel enthielt, deren Resultat nachher durch das Edict von Poitiers bekannt gemacht wurde. Durch dieses Edict, welches König Heinrich III. immer sein Edict nannte, wurden die getheilten Senate (chambres mi-parties) in den Parlamenten von Paris, Dijon, Rouen und Rennes aufgehoben und den Protestanten statt acht Sicherheits-Plätze nur vier gelassen; dafür erhielten dieselben aber in anderer Beziehung Vortheile, die sie vorher nie gehabt hatten. Es ward ihnen die öffentliche Religions-Übung frei vom Zwange der alten Beschränkungen, sowie mit einer größeren Ausdehnung und besser bestimmt gewährt; der König ertheilte ihnen alle Rechte französischer Bürger wieder; er erklärte sie für fähig, alle Stellen, auch die richterlichen, zu bekleiden; er versprach endlich, daß in allen Parlamenten eigene Richter ernannt werden sollen, um in Sachen der Protestanten Recht zu sprechen.

Während der König auf diese Weise die Protestanten zu be-

günstigen schien, vermehrte er durch seinen kindischen Aberglauben, sowie durch seine lächerliche Eitelkeit und seine Verschwendung die Macht der Guisen, welche zugleich seine Feinde und die der Protestanten waren. In Betreff seines Aberglaubens genügt die Bemerkung, daß neben seinen kindischen und albernen Gespielen ihn nur Mönche und Jesuiten umgaben, denen er durch große Schenkungen und Stiftungen gefällig war, weil sie ihm ebenso zu kirchlichen Spielereien, feierlichen Umgängen und glänzenden Kirchenfesten behülflich waren, wie seine Mignons zu weltlichen Lustbarkeiten. Was seine Eitelkeit und Verschwendung angeht, so erzählen uns die Zeitgenossen, daß Heinrich und sein Hof dem Elende des Volkes in der traurigsten Zeit durch einen ganz unnöthigen Aufwand ebenso Hohn sprachen, wie leider auch jetzt noch oft geschieht. Er trug zum Beispiel, nach einer Angabe in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Nevers, bei der Eröffnung der Ständeversammlung gleich einer Dame diamantene Ohrgehänge. Er erschien ferner am 17. Januar in einem Aufzuge, welcher ebenso kostbar als lächerlich war *). Ebenso ward bei einem Feste, das er am 15. Mai 1577 seinem Bruder auf dem Schlosse La Tour dü Plessis gab, die Bedienung durch halb nackte Damen in Mannskleidern und mit wallendem Haare besorgt, und das grüne Seidenzeug, aus welchem die Kleider derselben bestanden, war in Paris für sechszigtausend Livres eingekauft worden. Auch Katharina von Medicis gab nachher zu Chenouceaux ein Fest, welches gegen hunderttausend Franken kostete. Wenn man wissen will, was solche Summen bedeuteten, so muß man den Preis des Getreides in jener Zeit mit ihnen vergleichen. Kein Wunder, daß der Dechant von Troyes, um die Zustimmung der Stände zur Veräußerung eines Theiles der Krongüter zu erlangen, die Schulden des Königs so hoch angibt! **)

---

*) Il se montra vêtu fort richement d'un petit manteau et non grand ni royal, mais bien de drap d'or doublé de toile d'argent passementé d'or si richement, qu'on disoit, que sur le dit manteau et sur le pourpoint et chausses de même *y en avoit quatre mille* aunes etc.

**) Enfin la nécessité n'a point de loi; or cette nécessité est toute manifestée en la personne du roy, *lequel est endetté de cent un millions, six cens et tant de mille livres.*

Am lästigsten waren dem Könige damals eines Theiles die lothringischen Prinzen, besonders Heinrich von Guise, und anderes Theiles sein eigener Bruder, der Herzog von Anjou. Die Guisen, von Spanien aus unterstützt, blieben im Stillen die Leiter der furchtbaren Lique, an deren Spitze der König nur dem Scheine nach stand. Sie gaben sich alle Mühe, einen neuen Krieg mit den Protestanten zu veranlassen. Dagegen bemühte sich jetzt des Königs Mutter, Katharina von Medicis, den Frieden zu erhalten. Sie reiste deshalb in die südlichen Provinzen. Sie hatte schon bewirkt, daß den Calvinisten außer den vier großen Sicherheits-Plätzen, welche ihnen nach dem letzten Frieden übrig geblieben waren, noch vier kleinere eingeräumt wurden, als sie mit ihrem Schwiegersohne, Heinrich von Navarra, in dessen Residenz Nerac, dem Hauptorte des Herzogthums Albret, eine persönliche Zusammenkunft hielt und in Vollmacht des Königs Heinrich III. noch andere Zugeständnisse machte. Sie kam nämlich mit demselben am 24. Februar 1579 über gewisse neue Artikel überein, welche der König dann im März zu Paris bestätigte, die aber erst im Jahre 1581 allgemein bekannt wurden. Nach diesen Artikeln, welche die Bestimmungen des Vertrages von Bergerac und Poitiers theils erläuterten, theils erweiterten, ward den Protestanten nicht nur gestattet, neue Kirchen zu erbauen und sich Steuern aufzuerlegen, sondern es sollten ihnen auch fünfzehn Sicherheits-Plätze eingeräumt werden. Gleichwohl ward schon im folgenden Jahre der Frieden wieder gebrochen, und zwar aus sehr losen Gründen, welche den leichtsinnigen Geist der Zeit und des französischen Volkes treffend bezeichnen. Übrigens kannte Heinrich von Navarra die Katharina von Medicis und ihre italiänische Tücke viel zu gut, um nicht gerade aus dem Eifer, mit welchem sie die Erhaltung des Friedens zu betreiben schien, den Schluß zu ziehen, daß sie die Protestanten einschläfern wolle. Er hatte deshalb alle Vorbereitungen getroffen, um die Führer seiner Söldlinge sogleich wieder einberufen zu können.

Zu dem Ausbruche des ganz kurzen neuen oder siebenten Religions-Krieges, den man mit großer Frivolität den Krieg der Verliebten (la guerre des amoureux) nannte, gab eigentlich die Eifersucht des Königs über die Verbindungen seines Bruders, des Herzogs von Anjou, die gelegentliche Veranlassung,

obgleich auch vorher schon die katholischen und protestantischen Herren einander befehdet und wie im Mittelalter bald diesen, bald jenen Platz besetzt hatten. Heinrich von Navarra und seine Gemahlin, Margaretha von Valois, die Schwester des Königs von Frankreich, hatten sich nie geliebt. Margaretha hatte den Herzog von Guise ihrem Gemahle offenbar vorgezogen und ihren eigenen Denkwürdigkeiten nach so locker gelebt, daß ihrer Liebschaften Legion war. Dabei war sie die ärgste Feindin des Protestantismus und eine fanatische Anhängerin der römischen Lehre. Ihr Gemahl hatte daher auch 1576, als er sich der polizeilichen Aufsicht am Hofe durch die Flucht entzog (s. S. 100), spottend seine Gleichgültigkeit in Betreff der beiden Dinge ausgesprochen, die er am Hofe zurücklasse, der Messe und seiner Gemahlin. Margaretha hatte nach der Trennung von ihm nicht anständiger gelebt, als vorher; dessen ungeachtet hielt er es, als sie ihm von seiner Schwiegermutter zurückgebracht wurde, für politisch klug, sie in seiner Residenz Nerac zu dulden. Dort führte sie, wie sie selbst sagt, neben ihrem lustigen und gegen ihre Galanterieen sehr duldsamen Gemahle das Leben, welches die vornehme Welt auch in unseren Tagen für das größte Erdenglück hält *). Ihr Gemahl war sterblich in ein Mädchen von vierzehn Jahren, Fosseuse, verliebt; sie selbst hatte ein Verhältniß mit dem jungen Vicomte von Türenne, und gestand sogar ihrem Gemahle ganz offen, daß ein Cavalier, welcher keine Liebschaft habe, ohne Seele sei. Indessen glaubte ihr Bruder, der König von Frankreich, sie benutze ihr Liebesglück am Hofe zu Nerac, um ihm selbst Feinde und dagegen seinem Bruder Anjou Freunde zu erwecken. Er rächte sich grausam, indem er seinem

---

*) Je jouissois d'une félicité, qui me dura l'espace de quatre ou cinq ans, que je fus en Gascogne avec mon mari, faisant pour la pluspart de ce temps là notre séjour à Nérac, où nostre cour estoit si belle et si plaisante, que nous n'envions point celle de France, y ayant Madame la princesse de Navarre, sa soeur, qui depuis a esté mariée a Mr. le duc de Bar mon neveu, et le roi mon mary estant suivi d'une belle troupe de seigneurs et gentilshommes, aussi honnestes gens, que les plus galans que j'ai vu à la cour, et n'y avoit rien à regretter en eux, si non qu'ils estoient Huguenots. Mais de cette diversité de religion il ne s'en oyoit parler.

Schwager, der, umgeben von einem ganzen Rudel Mädchen, sich nicht zu beklagen hatte, brieflich anzeigte, was er von Margaretha's Liebschaft wußte. Diese und der Vicomte von Türenne schnaubten hierauf Rache. Der Letztere regte alle jungen Herren unter den Reformirten auf, Margaretha aber gewann die Fosseuse und die anderen damaligen Geliebten ihres Gemahles, und machte diesen glauben, ihr Bruder habe sie nur mit einander entzweien wollen. Beide Parteien begannen daher wieder Städte zu überfallen und Burgen zu erobern.

In diesem Augenblicke trat auch der Herzog von Anjou wieder mit den Protestanten in Verbindung, und verbürgte sich ihnen für den Erfolg des neuen Kampfes. Seine Absicht war keineswegs, den Protestanten oder auch seiner Schwester und seinem Schwager beizustehen, sondern er wollte nur seinen Bruder, den König, in große Verlegenheit bringen, damit dieser ihn bei seiner Unternehmung in den Niederlanden mit Geld und Truppen unterstütze; denn der König hatte ihm, um Spanien nicht zu beleidigen, die Erlaubniß zum Zuge in die Niederlande und seinen Beistand versagt. Der Herzog rechnete ganz richtig, daß er von dem feigen Könige durch Schrecken Alles leicht erhalten werde. Schon war nicht nur Heinrich von Navarra im Felde, sondern auch der Prinz von Condé, der sich trotz der Ligue in der Picardie festgesetzt hatte, war zuerst nach Deutschland geeilt, um die Pfälzer zu wecken, hatte dann Beistand in England gesucht, und erschien endlich an der Spitze eines Heeres in Languedoc. Heinrich schickte zwar drei Heere gegen die Protestanten aus, und die Letzteren wurden von seinen Truppen überall zurückgeschlagen; nichts destoweniger half er sich aber nach seiner Art durch feige Ränke. Er knüpfte Unterhandlungen mit seinem Bruder an und versprach, ihm bei seinem abenteuerlichen Unternehmen in Flandern beizustehen. Dafür übernahm der Herzog von Anjou die Vermittelung des Friedens. Wirklich ward noch im Jahre 1580 durch einen zu Fleix in Perigord geschlossenen Vertrag die siebente dieser Fehden der hochgeborenen Herren und Fürsten, zu welchen die Religion den Vorwand gab, wieder beigelegt. Die Reformirten erhielten durch diesen siebenten Religions-Frieden einige neue Vortheile. Jetzt wendete der eitele, unbedeutende, ehrgierige Herzog von Anjou seine Blicke wieder

nach England, knüpfte fest mit den Wallonen an, und begab sich im December, unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens, nach Paris, um die protestantischen Herren und ihre Söldlinge in seine Dienste zu nehmen.

9. Die Niederlande vom Tode des Don Juan d'Austria an bis zur Ankunft des Herzogs von Anjou.

In den Niederlanden hatte nach Don Juan's plötzlichem Tode der Erbprinz und nachherige Herzog von Parma, Alexander Farnese, die Statthalterschaft und den Oberbefehl über das spanische Heer erhalten (s. S. 93). Dieser stand nicht blos als vortrefflicher Feldherr dem Prinzen Wilhelm von Oranien, geschweige denn dem Herzoge von Anjou voran, sondern er war auch, was sich von Wilhelm ebenfalls behaupten läßt, ein ausgezeichneter Staatsmann. Wie Wilhelm die protestantische Religion und das Vertrauen der nördlichen Provinzen zu benutzen verstand, so gewann Alexander die südlichen Provinzen, indem er sich ihrer Abneigung gegen die Demokratie und Religion der nördlichen geschickt zu bedienen wußte. Während nämlich im Norden der Niederlande Demokratie bestand, gab es bei den im Süden wohnenden Wallonen überall außer in den Fabrik-Städten einen mächtigen Herrenstand, und diesem war es vor der fast unbeschränkten Gewalt bange, welche Wilhelm von Oranien sich durch kluge Benutzung des Volksvertrauens zu verschaffen gewußt hatte. Dies kam dem Prinzen Alexander Farnese zu Statten, als ihm die demokratische Heftigkeit zweier Anhänger Wilhelm's den Weg bahnte, um endlich die Genter Union ganz zu sprengen und die Wallonen, welche zum Theil ebenso fanatisch waren als die Spanier, wieder an Spanien zurückzubringen.

Jene beiden Männer waren die Edelleute Imbizen und Ryhove. Sie hatten, als der zum Statthalter von Flandern ernannte Herzog von Aerschot mit der von ihm anfangs versprochenen Bestätigung aller alten Privilegien der Stadt Gent zögerte, dies benutzt, um in Gent einen Aufstand zu erregen. Sie hatten im Oktober 1577 den Herzog nebst zehn Herren seines Gefolges ergriffen und achtzehn Männer aus der Bürgerschaft gewählt, um die Stadt demokratisch zu regieren. Diese Achtzehn

hatten die ausübende Gewalt übernommen, während die gesetzgebende bei den Dechanten der zweiundfünfzig Zünfte und der Weber, sowie beim Kriegsrathe der Bürgerwehr war. Das Beispiel der Genter wurde bald von anderen Städten, welche ein großes Proletariat von Webern und anderen Arbeitern hatten, nachgeahmt. Der Prinz von Oranien hatte das Unternehmen seiner beiden Anhänger zwar nicht gebilligt; er durfte aber doch den Einfluß derselben auf den großen Haufen nicht verschmähen. Er ließ daher, als er Ende December nach Gent kam, die beiden Demagogen an der Spitze der Bürgerschaft, und bewirkte nur die Freilassung des Herzogs von Aerschot. Die mit dem Letzteren gefangenen Herren dagegen wurden nicht in Freiheit gesetzt. Dadurch ward die Spaltung zwischen Wilhelm und den Wallonen bedeutend erweitert. Im Jahre 1578 nahm der Unfug in Gent so zu, daß die wallonische Aristokratie zugleich für ihre Religion und ihre Existenz in Besorgniß gerathen mußte. Die Achtzehn verfuhren nämlich mit den öffentlichen Kassen und mit den Gütern, Gebäuden und Rechten der Klöster, Stifter und Bisthümer auf ganz revolutionäre Weise, und überließen, gleich der französischen Regierung von 1793, die Ausführung ihrer auf Vernichtung gerichteten Befehle dem niedrigsten Haufen, der dann durch die Entweihung alles dessen, was durch Alterthum oder Religion heilig war, die höheren Stände erbitterte. In Gent leitete Imbizen die Demagogie; in den anderen Städten benutzte Ryhove seinen Einfluß und seine Verbindungen, um dieselben Unordnungen wie in Gent zu veranlassen. Dendermonde, Courtray, Hulst, Oudenaarde und zuletzt auch Brügge vernichteten die alten Formen der Verfassung, und richteten sich nach dem Muster der Genter ein. Wollten also die wallonischen Städte nicht ebenfalls die Pöbelherrschaft bei sich entstehen sehen, so mußten sie sich widersetzen. Von dieser Widersetzung erhielten sie seit 1579 den Partei-Namen der Malcontenten oder Misvergnügten. Sie streiften unter der Führung des Franzosen Pardieu, Herrn von la Motte, der mit einer Schaar seiner Landsleute an ihrer Spitze kämpfte, raubend, mordend und verwüstend bis an die Thore von Gent, während Ryhove und der wackere La Noue, welcher französische Reformirte herbeigeführt hatte, das Gebiet der Wallonen verheerten.

Dies Alles geschah gegen den Willen und Wunsch des Prinzen von Oranien. Wilhelm sah nach der Schlauheit, die ihn vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnete, zu gleicher Zeit auch ein, daß eine neue Verbindung, welche er im December 1577 gebildet hatte, ihren Zweck verfehlt habe. Wilhelm hatte nämlich erkannt, daß er niemals die katholischen und die protestantischen Provinzen unter seiner Herrschaft werde vereinigen können; er hatte deshalb die in Brüssel versammelten Stände aller Provinzen (Generalstaaten) bewogen, an die Stelle der Genter Union eine ganz neue Verbindung zu setzen; diese neue Union war am 18. December 1577, also noch zu Don Juan's Zeit, geschlossen worden, und man hatte gehofft, daß sie inniger sein werde, als die frühere, da man besonders in Hinsicht auf die Religion jedem Streite zuvorgekommen zu sein meinte. Man gelobte sich nämlich in dem Unions-Vertrage gegenseitig Duldung, um mit vereinter Kraft den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen; die katholische und die protestantische Religion sollten überall öffentlich neben einander ausgeübt werden dürfen. Am 20. Januar 1578 beschwor Matthias als General-Statthalter die neue Verfassung, nach welcher er dem Staatsrathe und den Generalstaaten untergeordnet war. Der Prinz von Oranien ward zu seinem General-Stellvertreter und zum Statthalter von Brabant ernannt; jedermann wußte aber, daß Wilhelm allein die Angelegenheiten leite. Schon nach der Schlacht bei Gemblours, welche kurz darauf geliefert wurde (s. S. 90 f.), verschwand das Ansehen des Erzherzogs Matthias ganz, wogegen Wilhelm durch den endlich erfolgten Beitritt der Stadt Amsterdam, deren Reichthum bald den von ganzen Provinzen aufwog, ein neues Gewicht erhielt. Übrigens wurden die in Brüssel gefaßten Beschlüsse in den wenigsten Provinzen angenommen und da, wo man sie annahm, nicht lange gehalten. In Nordholland, besonders in Amsterdam, ward mit den Katholiken und ihrem Cultus ebenso verfahren, wie in Flandern von Seiten der Genter Demokraten. Die Wallonen beklagten sich daher, daß man ihnen nicht Wort halte, und traten mit Alexander Farnese in Verbindung, mit dem sie in Betreff der Religion einverstanden waren, und der in Rücksicht der politischen Rechte und der spanischen Truppen nachzugeben versprach.

Während die Unterhandlungen der katholischen Provinzen mit

Alexander noch im Gange waren, eilte Wilhelm von Oranien, die protestantischen in einen Sonderbund zu vereinigen. Dies geschah durch eine sogenannte ewige Einigung, welche am 29. Januar 1579 in Utrecht öffentlich ausgerufen wurde und deshalb den Namen der **Utrechter Union** führt. Sie war am 23. Januar 1579 von deu Deputirten Holland's, Seelands, Geldern's, Utrecht's und der Gröninger Landes-Districte (Ommelande) unterschrieben worden, und noch im Laufe desselben Jahres traten auch Friesland, Over-Yssel, Drenthe und die Stadt Gröningen bei, welche insgesammt ebenso wie Prinz Wilhelm anfangs gezaudert hatten und, erst als dieser im Mai unterschrieben hatte, es auch ihrerseits thaten. Der Zweck dieses Bundes war die Vertheidigung gegen den von Alexander zu fürchtenden Angriff, sowie zum Behufe derselben die Errichtung einer allgemeinen Kasse, aus welcher das Heer und die Grenzfestungen unterhalten werden sollten. Ueber Krieg, Frieden, Waffenstillstand und neue Auflagen sollte nur einstimmig, über andere Angelegenheiten dagegen nach Stimmenmehrheit Beschluß gefaßt werden. Das dem alten deutschen Reiche verderblich gewordene Recht, daß jeder einzelne Staat Bündnisse mit Fremden schließen durfte, ward den Mitgliedern der Utrechter Union nicht gewährt.

Schon am 15. Januar 1579 hatten auch die katholischen, aristokratisch regierten Wallonen zu Arras einen Sonderbund geschlossen, und einige Monate später sagten sich die katholischen Provinzen ganz von den protestantischen los, und erkannten, wenigstens dem Namen nach, die Oberherrschaft Spanien's wieder an. Ehe das Letztere geschah, wurde noch ein Versuch gemacht, die Verbindung aller Provinzen zu erhalten. Dieser Versuch ging, nach der Art unserer Zeit, von dem Kaiser und den Hauptmächten Europa's aus. Es ward nämlich auf Betreiben des Kaisers Rudolf II., dessen Bruder Matthias damals noch dem Scheine nach an der Spitze der gesammten Niederlande stand, ein großer Kongreß über die niederländischen Angelegenheiten zu Köln veranstaltet und im April 1579 eröffnet. Die vermittelnden Mächte, welche diesen Kongreß beschickten, waren außer dem Kaiser England und Frankreich. Außerdem hatte der Kaiser auch viele deutsche Fürsten bewogen, ihre Bevollmächtigten nach Köln zu senden. Von Seiten

des Kaisers erschien der Graf von Schwarzenberg, von Seiten Frankreich's der Herr von Bellievre, von Seiten England's Cobham und Walsingham. Die Verhandlungen konnten schon aus dem einzigen Grunde keinen Erfolg haben, weil auch ein päbstlicher Gesandter zugelassen wurde, welcher nach dem Grundsatze seiner Kirche jeden Vorschlag von Duldung derer, die den Pabst nicht anerkannten, vereiteln mußte. Auch wurden nicht einmal die Feindseligkeiten während der Abhaltung des Kongresses durch Alexander Farnese eingestellt. Da wir blos den Thatsachen, nicht den Reden und diplomatischen Noten unsere Aufmerksamkeit schenken, so fassen wir uns über diesen Kongreß kurz. König Philipp II. bestand in Köln darauf, daß Alles so bleiben müsse, wie es unter Karl V. gewesen war, obgleich er die spanischen Truppen zu entfernen versprach. In Religions-Sachen wollte er nur für Holland und Seeland den bestehenden Zustand anerkennen, und auch dies nur für einstweilen. Dagegen wollten die Generalstaaten nichts von den Bedingungen nachlassen, unter welchen sie dem Erzherzog Matthias die Statthalterschaft übertragen hatten. Der Kongreß blieb also fruchtlos, und die Waffen mußten aufs neue entscheiden.

Von dieser Zeit an waren die Niederlande in drei Theile gespalten, nämlich in die oben genannten reformirten Provinzen des Nordens, welche die Utrechter Union geschlossen hatten und ganz mit Spanien, sowie mit dem monarchischen Princip brachen, die aus einer fast gleich großen Zahl von Katholiken und Protestanten bestehenden mittleren Provinzen, welche der Utrechter Union erst später beigetreten waren und den Kongreß zu Köln besonders begünstigt hatten, und die ganz katholischen südlichen Provinzen der Wallonen. Die Utrechter Union erließ nachher eine in heftigen Ausdrücken abgefaßte Aufkündigung des Gehorsams und sprach das Volk vom Eide der Treue förmlich los. Die königlichen Siegel wurden zerschlagen, und die Beamten und Gerichte mußten einen neuen Eid schwören. Dies geschah, um recht Aufsehen zu erregen, von Ort zu Ort, und erforderte eine ziemliche Zeit. Die Wallonen dagegen waren damals schon längst wieder mit Spanien einig geworden. Sie hatten bereits am 17. Mai 1579 mit Alexander von Parma zu Arras einen Vertrag geschlossen, in welchem den Bewohnern

der Provinzen Hennegau und Artois und der Castellaneien von Lille, Douay und Orchies das Zugeständniß gewährt wurde, daß eine allgemeine Amnestie verkündigt, die Genter Pacification und das ewige Edict aufrecht erhalten, alle fremden Soldaten fortgeschickt und ein nationales Heer gebildet werden sollten. Duldung verlangten jene Provinzen nicht, da sie alle ebenso fanatisch waren, als König Philipp. Von allen Wallonen blieben nur die Städte Tournay, Cambray und Bouchain bei den Generalstaaten. Übrigens findet sich bei Strada, einem keineswegs demokratischen oder auch nur liberalen Geschichtschreiber, die Angabe, daß die Herren, welche den Spaniern behülflich waren, den mächtigen Bund zu zerreißen, sich dafür ebenso bezahlen ließen, wie dies noch jetzt alle Tage geschieht. Strada fügt noch hinzu, die adeligen Herren seien in ihren Forderungen unersättlich (inexplebiles) gewesen. Der Preis war ein Militär-Commando, die Statthalterschaft einer Provinz, der Orden des goldnen Vließes und sogar auch Geld. Die Generalstaaten gaben sich, wie die Urkunden bei Groen van Prinsterer zeigen, vergebens große Mühe, die Wallonen abzuhalten, und boten sogar den gierigen Kriegshauptleuten derselben bedeutende Geldgeschenke an *).

Die spanischen Truppen waren übrigens damals noch in den Niederlanden, und bewiesen ihre Anwesenheit durch die unerhörten Gräuel, die sie Ende Juni bei der Einnahme von Maastricht verübten. Diese Stadt hatte Alexander Farnese zu belagern begonnen, nachdem er zuvor Miene gemacht hatte, als wenn er Antwerpen, die Hauptfestung und Residenz der Generalstaaten, angreifen wolle. Drei Monate lang wurde die Belagerung fortgesetzt, und die Bürger von Maastricht bewiesen während derselben einen unerschütterlichen Muth, einen Patriotismus und eine Aufopferung, welche die in den Schriften der Alten bewanderten Holländer jener Zeit mit dem ausdauernden Muthe der Saguntiner verglichen. Die Maastrichter schlugen einen Sturm nach dem anderen ab,

---

*) Näheres aus Briefen und Urkunden findet man in Groen van Prinsterer's oranischen Archiven Th. VI. S. 521—524. Es heißt dort S. 523: estant les états d'avis d'accorder à chacun d'euls (der Anführer) quatre mille francs de rente leur vie durant.

setzten den zweiundzwanzig Minen der Feinde eine gleiche Anzahl entgegen, sprengten fünfhundert Spanier in die Luft und erschlugen tausend derselben; sie erhielten aber von den Generalstaaten keinen Entsatz, weil Wilhelm von Oranien mit der Genter Demokratie, zu welcher Maastricht gehörte, unzufrieden war und deshalb, wie uns scheint, aus Staatsklugheit zögerte. Als endlich die Stadt entsetzt werden sollte, beschloß Alexander auf die Nachricht davon, das Äußerste zu wagen. Er ließ neunmal nach einander stürmen. Die Maastrichter schlugen auch jetzt alle seine Angriffe zurück; sie wurden aber endlich am 29. Juni 1579 im Schlafe überrascht, und Alexander's Leute (er selbst war krank) drangen durch eine Bresche in die Stadt ein. Die Einwohner, welche wußten, was sie von den spanischen Soldaten zu erwarten hatten, wehrten sich in den Straßen, aus den Häusern und von den Dächern herab verzweifelt gegen dieselben; dafür ward von den Feinden Alles niedergehauen und die Stadt sehr grausam mishandelt. Die Spanier wütheten drei Tage lang auf maurische oder türkische Weise. Die Stadt hatte vor ihrer Einnahme zehntausend Tuchweber enthalten und einen starken Handel nach Deutschland getrieben; nach derselben lag sie einige Zeit hindurch ganz öde, weil alle Bürger erschlagen worden waren. Auch der tapfere Schwarzenberg, welcher die Vertheidigung rühmlich geleitet hatte, verlor bei der Einnahme das Leben. Ein Glück war es für die Niederlande, daß gerade um diese Zeit Alexander Farnese, dem Frieden von Arras gemäß, seine Spanier heimschicken mußte, also bis zur vollständigen Errichtung eines wallonischen Heeres den Krieg weniger hitzig führte.

Wilhelm benutzte die Umstände schon vor dem Ende des Jahres meisterhaft, um sich des Erzherzogs Matthias und der Genter Radikalen zu entledigen und die flämischen Provinzen nach langem Schwanken derselben mit dem Utrechter Verein ernstlich zu verbinden. Die Königin Elisabeth von England, die sich damals stellte, als wenn sie geneigt sei, den Herzog von Anjou zu unterstützen, hatte, seit Philipp II. sich der Königin Maria Stuart, der Liebhaber derselben in Schottland und England und insbesondere auch der englischen Katholiken auf jede Weise annahm, den Niederländern ihren Beistand gewährt. Sie hatte dem Prinzen von

Oranien Truppen überlassen, und hielt einen Gesandten, Davison, bei den Generalstaaten zu Antwerpen. Dieser machte den Fläm-ingern in offener Versammlung bittere Vorwürfe über die in Flandern geduldete Demagogie und das wilde Treiben derselben, sowie über die Verfolgung der Katholiken, was dann Wilhelm, nachdem er sich der Demagogen lange genug zu seinen Zwecken bedient hatte, zur Unterdrückung derselben benutzte. Er fühlte sich um so mehr dazu gedrungen, da er seit dem Abfalle der Wallonen und der Vernichtung von Maastricht die völlige Nutzlosigkeit des Erzherzogs Matthias erkannt, und deshalb ernstlich den Herzog von Anjou und die mit demselben vereinigte französische Aristokratie herbeigerufen hatte. Zunächst waren es von den lästigen Freunden, deren Wilhelm sich gern entledigen wollte, zwar nur der Erzherzog Matthias und der Pfalzgraf Johann Kasimir; hauptsächlich aber galt es den beiden Häuptern der Genter Pöbelherrschaft. Der Pfalzgraf hatte bis dahin ebenso unter den Flamländern, wie vor-her unter den Franzosen, immer Geld gefordert und gepreßt und da, wo es zu plündern galt, geplündert, nie aber irgend eine tapfere Kriegsthat verrichtet. Davison hatte nicht allein in der Versammlung der Generalstaaten ihm sein schmähliches Betragen in Gent, wo er mit den englischen und den durch englisches Geld unterhaltenen deutschen Truppen die Demagogen unterstützte, auf harte Weise vorgeworfen, sondern auch diese seine Rede drucken und vertheilen lassen. Der Pfalzgraf reiste hierauf sogleich nach England, um sich zu rechtfertigen. Dort wurde ihm zwar zum Troste der Hosenband-Orden und ein Jahrgeld gegeben; die Flam-länder aber dankten unterdessen sein Raubgesindel ab. Er kehrte auf einem englischen Schiffe nach Vliessingen zurück, reiste von hier aus seinen Truppen nach und war über seine schimpfliche Entlassung so erbittert, daß er, als er an der Stadt Antwerpen vorbeimarschirte, weder dem Erzherzog Matthias, noch dem Prinzen von Oranien einen Besuch machte.

Nach dem Pfalzgrafen kam die Reihe an Imbizen und Ryhove und den radikalen Genter Anhang derselben. Da auch die Genter selbst der Demagogie und der steten Veränderungen ihrer Regierung müde geworden waren, so brachte man es leicht dahin, daß der Prinz von Oranien eingeladen wurde, nach Gent zu kommen und

im Namen der Generalstaaten die Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Wilhelm erschien am 18. August 1579 in Gent, und schon am folgenden Tage erkannte Imbizen, daß seines Bleibens dort nicht länger sein werde. Er floh nach Holland und von da in die Pfalz zu seinem Raubgenossen Johann Kasimir, bei welchem er einen anderen seiner sauberen Freunde antraf. Beide erhielten eine Pension von dem Pfalzgrafen. Später (1584) hatte Imbizen den unglücklichen Einfall, nach Gent zurückzukehren, und hier kam er dann ums Leben. Der Prinz von Oranien führte in Gent mit Weisheit und Mäßigung eine der früheren ähnliche, weder ochlokratische, noch aristokratische Ordnung ein, nöthigte die Einnehmer öffentlicher Gelder, Rechnung abzulegen, was sie vorher versäumt hatten, und brachte es dahin, daß dem Grundgesetze der Union gemäß die Katholiken wie die Protestanten ihre Religion, ohne verhöhnt zu werden, öffentlich üben konnten. Den Geistlichen und anderen Bürgern, welche während der revolutionären Regierung ihrer Güter beraubt worden waren, ließ er diese zurückgeben. Im November 1579 wurden auch die Achtzehn entfernt; nur drei von ihnen behielt der Magistrat in untergeordneten Verhältnissen bei.

Dies Alles war eine Vorbereitung für die Einführung des Herzogs von Anjou, welchem der politische und patriotische Prinz von Oranien gern auf einige Zeit den ersten Platz überlassen wollte, da Holland und Seeland ihm immer ganz sicher verblieben. Der Herzog von Anjou war schon lange mit Wilhelm in einem Briefwechsel gestanden, den man gedruckt bei Groen van Prinsterer findet. Er hatte sich sogar schon einmal den Titel eines Beschützers der belgischen Freiheit beigelegt und, obgleich er Katholik war, als Genosse der französischen Protestanten dem gemischten flämischen Bunde viel Vertrauen eingeflößt. Der Religions-Krieg in Frankreich hatte ihn aber immer gehindert, in die Niederlande zu gehen. Endlich gab die 1580 eingetretene Wendung der niederländischen Angelegenheiten ihm die Veranlassung, in dem französischen Religions-Kriege, welcher auch nach dem Frieden von Bergerac in Poitiers wieder ausgebrochen war, den Frieden zu vermitteln und in den Niederlanden neue Abenteuer zu suchen (s. oben S. 174).

Der Krieg war zwar nach der Einnahme von Maastricht und nach dem Abzuge der Spanier nicht sehr lebhaft geführt worden;

es hatten sich aber doch deutliche Spuren gezeigt, wie schwer es sei, eine aus ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzte Verbindung gegen die Einheit einer gut geleiteten monarchischen Gewalt zu erhalten. In den einzelnen Provinzen trug man für das Allgemeine geringe Sorge. Einer der großen Herren in Flandern machte sogar die Lage des Prinzen von Oranien durch Verrath sehr bedenklich. Dieser Mann war Georg von Lalaing, Graf von Renneberg, welcher, obgleich er Katholik war, neben Johann Kasimir der Utrechter Union mit seinen Miethsoldaten gedient und besonders die Stadt und Festung Gröningen bewacht hatte, im März 1580 aber sich, wie Strada ganz kalt erzählt, für ein Jahrgeld von zwanzigtausend Gulden und einige andere Vortheile den Spaniern verkaufte. Dadurch wurden Gröningen und Friesland für einige Zeit dem Bunde entfremdet. Zum Glück ließ Philipp II. sich damals nicht nur in andere Händel ein, deren wir unten erwähnen werden, sondern sein eifersüchtiger und mistrauischer Sinn bewog ihn auch zu derselben Zeit, dem Helden, in dessen Person die bürgerliche und militärische Gewalt vereinigt waren, die politische und Civil-Verwaltung zu entziehen und ihn auf den Oberbefehl über das Heer zu beschränken. Es wurde nämlich im August 1580 Philipp's natürliche Schwester, Margaretha von Parma, welche bis auf Alba's Zeit Generalstatthalterin gewesen war (s. Th. XII. S. 436—443), in die Niederlande zurückgeschickt, um ihre alte Stelle wieder einzunehmen. Dies kränkte ihren Sohn, Alexander Farnese, so sehr, daß er jetzt viel dringender, als vorher bei der Entlassung der spanischen Truppen, das Commando niederzulegen verlangte. Damit die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn nicht laut werde, ward endlich die Sache im Stillen beigelegt. Margaretha begab sich nach Namur und lebte dort drei Jahre lang ganz ruhig, ohne sich, so viel nachgewiesen werden kann, in die Geschäfte einzumischen.

Bis zum Jahre 1580 hatten alle empörten Provinzen, außer Holland und Seeland, und auch Wilhelm selbst sich noch nicht entschließen können, jeder Aussicht auf eine Wiedervereinigung mit Spanien gänzlich zu entsagen, oder mit anderen Worten sich für einen unabhängigen Staat zu erklären. Jetzt aber war eine solche Erklärung aus mehreren Gründen politisch rathsam. Wilhelm

von Oranien erwarb sich damals unstreitig vor Anderen den Ruhm der Errichtung und Erhaltung einer Republik, welche bald das gepriesene Venedig verdunkelte, und deren Regierung nie so schauderhafte Verbrechen begangen hat, wie der Senat der Republik Venedig. Es würde deshalb hier der passende Ort sein, die großen Eigenschaften Wilhelm's, sowie die unsterblichen Verdienste zu preisen, welche er und das ganze Haus Nassau-Oranien sich um die Vertheidigung von Freiheit und Recht gegen despotische Gewalt und gegen Verrath erworben haben, wenn wir dies nicht ganz den Verfassern der Specialgeschichten überlassen und blos den nackten Faden des Zusammenhanges der einzelnen Ereignisse der neueren Geschichte andeuten wollten. Wilhelm's Verdienste sind um so größer, da er nicht gerade ein tüchtiger Feldherr war, wenigstens im Felde nie besonderes Glück hatte, da er außerdem an der Spitze eines aus Aristokraten und Demokraten zusammengesetzten, in Geld- und Religions-Sachen höchst kleinlichen Bundes stand, und da er weder den Engländern, noch den Franzosen, welche Beide ihm Hülfe versprachen, im geringsten trauen konnte. Diese englische und französische Hülfe war ihm 1580 nöthiger, als je; darum unterhielt er die Verbindung mit Elisabeth von England, und erbot sich gegen den Herzog von Anjou, ihm, wenn er ein Heer mitbringe, die Stelle zu verschaffen, welche der Erzherzog Matthias nicht behaupten konnte, weil er ohne alle Hülfsmittel war und unter den Niederländern auch nicht den geringsten Anhang hatte. Weder Elisabeth, noch die Franzosen konnten anständiger Weise fremde Unterthanen im Kriege gegen ihren König unterstützen; es war also die Unabhängigkeits-Erklärung schon in dieser Beziehung erforderlich.

Obgleich Wilhelm ehrgeizig war, so wollte er doch aus Klugheit die Herrschaft über Eifersüchtige nicht suchen, weil diese ihm ja am Ende von selbst zufallen mußte. Er hatte Philipp's und seiner Vorfahren beschränkte Rechte schon früher der Königin Elisabeth und dem König Heinrich III. anbieten lassen; jetzt überließ er sie dem Herzoge von Anjou, und brachte mit vieler Mühe die Generalstaaten dahin, daß sie sich entschlossen, ihm hierin beizustimmen. Der Herzog von Anjou, ein an Leib und Seele elender, feiger, durch keine That und keinen Rath ausgezeichneter, wohl

aber durch seine Treulosigkeit und seinen Haß gegen die Protestanten, mit denen er nichts desto weniger in Frankreich einige Zeit hindurch gemeine Sache gemacht hatte, bekannt gewordener Mann, sollte an Matthias Stelle zum Generalstatthalter ernannt werden. Da er aber den Niederländern noch weniger Zutrauen einflößte, als Matthias, so sollte er die Stelle nur unter denselben Einschränkungen erhalten wie Matthias. Diese Bedingungen wurden am 12. Juli 1580 festgesetzt und dann durch eine Deputation dem Herzoge von Anjou, welcher gerade damals mit der Friedensstiftung im Kriege der Verliebten beschäftigt war, zur Annahme überbracht. Hierauf legte Erzherzog Matthias zu Antwerpen seine Stelle nieder (22. Juli 1580). Er war kleinlich genug, ein Jahrgeld anzunehmen, welches aus fünfzigtausend Gulden bestand, während ihm seither hundertzwanzigtausend gezahlt worden waren. Er erhielt jedoch dieses Geld niemals, und kehrte deshalb, wiewohl erst im Oktober 1581, nach Oestreich zurück, wo er bald darauf sich als Werkzeug der Unzufriedenen gegen seinen Bruder, den Kaiser Rudolf II., gebrauchen ließ. Die an den Herzog von Anjou abgesendete Deputation traf denselben auf dem durch den langen Aufenthalt Ludwig's XI. der französischen Aristokratie furchtbar gewordenen Schlosse Montils oder La Tour dü Plessis (s. Th. X. S. 312 f.), und hier wurde dann am 29. September 1580 von beiden Theilen der Vertrag unterzeichnet. Die Bedingungen dieses Vertrages waren eigentlich von der Art, daß der Herzog sie wahrscheinlich nur darum einging, weil er aus Erfahrung wußte, wie wenig bindend in politischen Dingen Unterschrift und Eid für Regenten zu sein pflegen. Er sollte unter Andern alle Privilegien aufrecht halten, ohne Einwilligung der Stände keine außerordentliche Steuer oder Abgabe ausschreiben und Alles, was seither geschehen sei, billigen. Die Generalstaaten sollten ferner das Recht haben, sich so oft zu versammeln, als sie im Interesse des Staates für nöthig hielten. Dem Herzoge ward außerdem die Verpflichtung auferlegt, die Stände wenigstens einmal im Jahr zu versammeln. Auch wurde ihm untersagt, Franzosen oder andere Fremde in den Staatsrath aufzunehmen, außer einen oder zwei. Die Stellen der Commandanten, sowie der Statthalter und Oberbeamten in den Provinzen sollte er nach Listen von je drei durch die Stände vor-

zuschlagenden Candidaten besetzen. Ebenso sollte er bei der Wahl eines Generals den Rath und die Einwilligung der Stände einholen, und selbst bei der Ernennung eines Anführers der französischen Truppen dieselben befragen. Die Religion sollte er in ihrem gegenwärtigen Stande erhalten. Endlich sollte im Falle einer Verletzung des Vertrages allen Provinzen das Recht zustehen, welches bisher nur Brabant gehabt hatte, nämlich entweder einen anderen Fürsten zu wählen oder auf irgend eine andere passend gefundene Weise für die Regierung zu sorgen. Übrigens hatte Prinz Wilhelm die ihm unbedingt ergebenen Demokratieen von Holland und Seeland mit schlauer Politik ganz von den übrigen Provinzen getrennt und diese beiden Provinzen sich gewissermaßen als Eigenthum gesichert. Beide waren den anderen nicht beigetreten, sondern hatten erklärt, sie wollten bleiben, wie sie wären (nommément au fait de religion *et autrement*). Der Herzog von Anjou mußte in Bezug auf sie sogar Reversalien ausstellen, deren wörtlichen Inhalt auch Borgnet nicht zu kennen eingesteht, welche aber gewiß eine vollständige Entsagung auf jene Provinzen enthielten.

Gestützt auf die mit Anjou getroffene Übereinkunft, faßten die Generalstaaten den Beschluß, daß König Philipp II., weil er die Freiheiten und Rechte des belgischen Volkes nicht geachtet, des Herrscherrechtes verlustig sei, und daß man einen anderen Fürsten wählen wolle. Übrigens hatten die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen Wilhelm schon vorher fürstliche Gewalt ertheilt, und Philipp hatte sich durch Granvella verleiten lassen, ihn, der ein deutscher Fürst, sowie Souverain des Fürstenthums Oranien und Gemahl der Charlotte von Bourbon, einer Prinzessin von königlich-französischem Geblüt, war, gleich einem gemeinen Kriminalverbrecher öffentlich zu ächten und einen Preis auf seinen Kopf zu setzen. Dies brachte den diplomatischen, sehr feinen Prinzen ganz außer Fassung, und er ließ von seinem Hofprediger Villers eine so heftige und grobe Vertheidigung *) aufsetzen und unter seinem Namen ausgeben, daß sogar St. Aldegonde zu Paris

*) Einen ganz ausführlichen Auszug dieser Schrift hat Watson dem zweiten Theile seiner Geschichte Philipp's II. angehängt.

vor derselben erschrack, und daß die Generalstaaten, denen sie mitgetheilt wurde, nichts von ihr wissen wollten. In dieser Schrift wird Philipp nicht blos als Tyrann, als Feind Gottes und der Menschen, als Geißel seiner Unterthanen und dergleichen mehr dargestellt, sondern es wird ihm auch vorgeworfen, daß er seinen Sohn Don Karlos ermordet, seine Gemahlin, die französische Prinzessin Elisabeth, vergiftet und mit seiner Mutter blutschänderischen Umgang gehabt habe.

Wenngleich die Generalstaaten nicht wagten, die radikale Heftigkeit des Prinzen gegen ein gekröntes Haupt zu billigen, so thaten dies doch die 1581 im Haag versammelten Glieder der Utrechter Union. Sie ließen nicht allein das Decret, in welchem dem König Philipp der Gehorsam aufgesagt wurde, jetzt endlich feierlich verkündigen, sondern es ward von ihnen auch zum ersten Male der in unseren Zeiten oft angewandte Grundsatz der Volks-Souverainität dem kirchlichen Grundsatze von einer durch Gott eingesetzten Obrigkeit entgegengestellt. In dem am 26. Juli 1581 bekannt gemachten Manifeste der Utrechter Union heißt es in dieser Beziehung ausdrücklich: „Der Fürst sei nur darum über die Unterthanen gesetzt, damit er sie beschütze und hüte, und die Unterthanen seien nicht des Fürsten wegen und um ihm Sklavendienste zu leisten geschaffen worden, sondern der Fürst sei um der Unterthanen willen da. Er müsse sie billig und väterlich regieren. Wenn er dies vernachlässige, so sei er nicht als Regent, sondern als Tyrann zu betrachten, und die Unterthanen und deren Stellvertreter, die Stände, hätten dann das Recht, zu ihrem Schutze einen Anderen an seiner Statt zu ernennen, besonders wenn sie vorher den Versuch, ihn durch Vorstellungen von seinen tyrannischen Maßregeln abzubringen, vergebens gemacht hätten, in welchem Falle ihnen kein anderes Mittel, die ihnen angeborene Freiheit zu schützen, übrig bleibe, als die Absetzung. Dies finde besonders in solchen Ländern Anwendung, welche seit undenklichen Zeiten nach beschworenen Verträgen und unter Bedingungen regiert worden seien, deren Bruch unvermeidlich den Verlust des fürstlichen Rechtes mit sich führe.“ Jetzt mußten auch alle Beamten förmlich dem Könige abschwören und dagegen den Staaten einen republikanischen Eid leisten.

Der Herzog von Anjou hatte unterdessen gar nicht geeilt, von der ihm übertragenen Würde Besitz zu nehmen. Er vermittelte zuerst zu Fleix den siebenten Religions-Frieden der Franzosen, ging im December nach Paris, um sich der Unterstützung einiger protestantischen Führer und der Hülfe seines Bruders, des Königs, zu versichern, und reiste dann nach England, wo er seine stets fruchtlosen Bemühungen um die Hand der Königin Elisabeth erneute. Glücklich fügte es sich, daß gerade in dieser Zeit Alexander von Parma den Krieg nicht mit der gewöhnlichen Energie führte, weil er einige Zeit hindurch wegen der Berufung seiner Mutter mit Philipp gespannt war, und namentlich weil er die spanischen und italiänischen Veteranen hatte fortschicken müssen. Im Jahre 1581 nahm er mehr durch Verrath und Bestechung, als durch Gewalt die Stadt Breda ein, und zwang auch Tournay nach einer zweimonatlichen Belagerung zu capituliren. In der letzteren Stadt machte sich damals Maria von Lalaing, die Gemahlin des Fürsten von Espinoi, durch die Ausdauer und Standhaftigkeit berühmt, mit welcher sie in Abwesenheit ihres Gemahles, des Commandanten, die Vertheidigung zwei Monate hindurch bis zum 29. November 1581 leitete. Als Alexander die Nachricht von der nahenden Ankunft des Herzogs von Anjou erhielt, unternahm er, um den Franzosen zu schaden, die Belagerung von Cambray. Er wußte es übrigens bei den katholischen Ständen bald dahin zu bringen, daß er seine alten spanischen und italiänischen Truppen, welche unterdessen verstärkt worden waren, zurückrufen durfte. Diese Truppen, in Verbindung mit den Wallonen, bildeten nachher, als Philipp II. seinen unten zu erwähnenden portugiesischen Krieg beendigt hatte, in den Niederlanden ein Heer von fast sechszigtausend Mann, mit welchem Alexander dann Antwerpen, den Hauptsitz der Regierung und den größten Handelsplatz von Europa, angreifen konnte.

Elisabeth von England war damals durch die Kabalen und Einverständnisse, welche Philipp II. mit den unzufriedenen schottischen und englischen Großen und mit der unglücklichen Maria Stuart oder für dieselbe machte, erbittert. Sie suchte daher den Spaniern zu Wasser und zu Land zu schaden, und verschaffte so ihrem Volke den Vortheil, daß dasselbe, welches in eben dem Maße reell

und bei der Verfolgung seiner Zwecke unermüdlich, als der Spanier schwärmend und träge ist, durch die spanische Beute reich und durch die niederländische Industrie gewerbsam wurde. Sie hatte, als unter Alexander von Parma die Niederländer wieder heftiger bedroht waren, ihnen aufs neue einige Truppen geschickt und ihnen beigestanden, sich der Städte Tournay, Ninove und Mecheln zu bemächtigen; die Engländer hatten sich aber bei der Eroberung von Mecheln so schauderhaft roh bewiesen, daß gerade durch diese mit englischer Hülfe erlangten Vortheile die Wallonen heftig gegen ihre flämischen Landsleute erbittert wurden.

10. Vereinigung der Reiche Portugal und Spanien.

Um diese Zeit ward von Philipp II. das portugiesische Reich in Besitz genommen, eine Eroberung, welche einerseits Spanien nicht mächtiger oder reicher machte, und andererseits den Portugiesen auch noch die geringe Energie, welche ihnen übrig geblieben war, raubte. Portugal war, wie die Leichtigkeit, mit der es von den Spaniern erobert wurde, zeigt, schon vorher sehr gesunken; als spanische Provinz diente es mit seinen Besitzungen und Colonieen nur dazu, Holland und England reich und mächtig zu machen. Die zahlreichen Flotten und einzelnen Schiffe nämlich, welche aus den holländischen und englischen Häfen ausgesandt wurden, nahmen die reichen Ladungen spanischer und portugiesischer Schiffe hinweg, und bemächtigten sich der besten Besitzungen und Niederlassungen der durch Klima, Naturell, Regierungs-Weise und Religion zum Müßiggange geneigten Südländer, um dieselben für ihre Gewerbsamkeit zu benutzen, während die Spanier und Portugiesen trotz der Gold- und Diamant-Gruben, welche ihnen blieben, ganz verarmten.

Portugal hatte seit der Zeit der von ihm im Osten gemachten Entdeckungen dort unglaubliche Kriegsthaten vollbracht, welche von Camoens während seines Aufenthaltes in China, wo man noch jetzt den Ort, an dem er zu dichten pflegte, den Reisenden zeigt, in seinem Heldengedichte von den Großthaten der Portugiesen (der Lusiade) besungen worden sind. Die Regierung des Königs Emanuel I. (1495—1521) ist diejenige, während deren das portugiesische Reich, so klein es auch in Europa war, in Asien, Afrika und Amerika ebenso ausgebreitet und gefürchtet ward, als das

englische in unseren Tagen. Es würde uns von unserer eigentlichen Aufgabe, den Zusammenhang der europäischen Geschichte anschaulich zu machen, zu weit entfernen, wenn wir von der portugiesischen Größe ausführlich reden wollten; wir führen daher nur die Hauptsachen summarisch an, um den Contrast der portugiesischen Zustände im Anfange und am Ende des sechszehnten Jahrhunderts anschaulich zu machen.

Nachdem Vasco da Gama um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Kalikut in Vorder-Indien gelangt war, breiteten sich dort die Herrschaft und der Handel der Portugiesen unter dem ersten Generalgouverneur Franz von Almeida und seinem Nachfolger Alphons von Albuquerque mit reißender Schnelligkeit aus, und Goa, einer der besten Häfen der ganzen Welt, jetzt ein elender und armer Ort, ward die glänzende Hauptstadt eines Weltreiches. Fast in jedem Jahre wurden entweder ganze Inselgruppen des fernen Ostens oder einzelne reiche und fruchtbare Inseln entdeckt und deren Producte nach Europa gebracht. Seit im Jahre 1542 portugiesische Schiffe nach Japan verschlagen worden waren, ward auch dieses, jetzt den Europäern ganz verschlossene Land mit Portugal in Verkehr gebracht. Zugleich breitete sich durch eine Gunst der Vorsehung, die man Zufall nennt, Portugal's Herrschaft auch im Westen aus. Im Jahre 1500 ward nämlich Alvarez de Cabral, als er auf dem von Gama entdeckten Wege nach Indien fahren wollte, an die Küste von Brasilien verschlagen, und König Emanuel schickte darauf (1502) den Florentiner Amerigo Vespucci, dem das feste Land von Amerika seinen Namen verdankt, in dieses Land, um es als Entdeckung in Anspruch zu nehmen. Daß Brasilien mit dem spanischen Amerika zusammenhänge, war damals noch unbekannt, und die Ausbreitung der portugiesischen Herrschaft nach Westen hin würde ohne jenen Zufall nicht Statt gefunden haben, weil der Pabst Alles, was durch die Fahrten nach Osten entdeckt werden würde, den Portugiesen, alle im Westen aufzufindenden Länder dagegen den Spaniern zuerkannt hatte, und weil deshalb die Portugiesen keine Schiffe in westlicher Richtung auszusenden pflegten. Wenn man übrigens fragt, welches Recht denn der Pabst hatte, die noch nicht entdeckten Länder und Völker zu verschenken, so antworten wir, daß man

darnach in einer Zeit, wo die Menschen glaubten, daß der Pabst Himmel und Hölle den Seelen öffnen und verschließen und Fürsten ein- und absetzen könne, nicht fragen darf.

Zwischen Spanien und Portugal entstand seit der Entdeckung von Brasilien ein heftiger Streit über die Grenzlinie von Osten und Westen, die auf einer Kugel nicht anzugeben war. Dieser Streit gab unter Emanuel's I. Nachfolger, Johann III. (von 1521 bis 1557), Anlaß zu einer Spaltung zwischen beiden Reichen, weil Karl V. die Molukken als zu seinem Theile der neuen Welt gehörend in Anspruch nahm. Der Portugiese Ferdinand Magellanes nämlich, dessen Namen noch jetzt die bekannte Meerenge im Süden von Amerika trägt, hatte viele Verdienste um die Ausbreitung der portugiesischen Herrschaft gehabt, und war deshalb unter die Hausgenossen des Königs aufgenommen worden. Dieser bat, daß ihm die Moradia oder der monatliche Ehrensold, welchen die königlichen Hausgenossen statt der Tafel erhielten, und dessen Betrag ihren Rang bezeichnete, um einen halben Crusado erhöht werde, und als Johann ihm sein Gesuch abschlug, nahm er in Spanien Dienste und machte, aus Erbitterung gegen Portugal, dem Kaiser Karl V. das Anerbieten, daß er immer nach Westen fahrend die Gewürz-Inseln erreichen und dadurch den Spaniern ein Recht auf den Besitz derselben verschaffen wolle. Der Vorschlag ward angenommen, und Magellanes erreichte wirklich auf der ersten Fahrt, welche um Amerika herum und durch die Südsee gemacht wurde, die im Osten von Hinter-Indien gelegenen Insel-Gruppen (1520). Er selbst wurde zwar auf einer der von ihm entdeckten Inseln von den treulosen Malayen ermordet, und sein Schiff sowie drei andere gelangten nicht wieder nach Spanien zurück; allein sein Begleiter, der Biscayer Cano, Kapitain des Schiffes Victoria, umsegelte das Vorgebirg der guten Hoffnung und brachte die Victoria in den Hafen von Sevilla zurück. Die spanische Nation und Kaiser Karl V. ehrten Cano, wie sie Magellanes geehrt haben würden, wenn er zurückgekehrt wäre. Cano erhielt von Karl als Familien-Wappen die Erdkugel mit der Umschrift: „Er war der Erste, der mich umschiffte (Primus, qui me circumnavigavit)", und die Victoria wurde als das erste Schiff, welches die Erde umsegelt hatte, in das Zeughaus von Sevilla

gebracht. Den Besitz der Gewürz-Inseln mußte nachher der portugiesische König von Karl V., der sie als westlich von Spanien gelegen in Anspruch nahm, für dreihundertundfünfzigtausend Dukaten erkaufen.

Johann's III. Regierung war übrigens die Zeit des höchsten Glanzes der portugiesischen Nation, welche schon unter Johann's Nachfolger theils durch eine ganz thörichte Anstrengung ihrer Kräfte, theils durch Luxus und Erschlaffung, theils endlich durch die Wirkung des Klima und durch innere Unruhen sehr geschwächt wurde. Der Hauptgrund, warum das portugiesische Reich, schon ehe es durch Philipp II. den Spaniern unterworfen ward, in Verfall gerieth, war der furchtbare Fanatismus, welchen die Jesuiten nach Portugal brachten, sowie die Unduldsamkeit und das unerhörte Verfahren der Inquisition, welche unter dem schwärmerischen und phantastischen Nachfolger Johann's dort noch grausamer wüthete, als in Spanien. Die Jesuiten hatte zuerst unter allen Monarchen von Europa Johann III. auf eine ausgezeichnete Weise begünstigt, und zwar noch ehe der Orden förmlich eingerichtet worden war (s. Th. XII. S. 304 f.). Zwei der ersten Genossen des Ignaz von Loyola, Simon Rodriguez und Franz Xaver, wurden von Johann durch dringende Bitten bewogen, zu ihm nach Portugal zu kommen. Der Erstere trieb dort mit jesuitischem Eifer die Ketzerjagd; Franz Xaver aber, der sich nach Ostindien und Japan begab, ward durch Johann's Unterstützung in den Stand gesetzt, im fernen Osten nicht blos das Christenthum auszubreiten, sondern auch zugleich sich um die Verbreitung der Civilisation, welche die neueren Völker dem Christenthum verdanken, in hohem Grade verdient zu machen. Wir denken über die Verdienste, die sich dieser Apostel der Japanesen um die Predigt des Evangeliums erworben hat, ganz anders, als König Johann III. und viele Fromme unserer Tage; aber wir können nicht leugnen, daß zunächst Portugal's Handel, Herrschaft und Wissenschaft, sowie dann auch die Geographie, die Ethnographie und die Kenntniß der Sprachen und Wissenschaften der fernsten östlichen Gegenden durch den Eifer und die laxe Moral der Jesuiten in Beziehung auf chinesischen und japanesischen Aberglauben mehr gewonnen haben, als durch alle Akademieen der Welt. Bis auf unsere Tage wirk-

ten, wie die mit unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten verbundene Reise des Pater Hüc und seines Begleiters durch die Mongolei und Tatarei nach Tübet beweist, der in den Jesuiten-Collegien eingeprägte blinde Glauben und die Überzeugung, daß dieser allein zum Himmel führe, auf dieselbe Weise, wie die Ausdauer der Engländer und der Ehrgeiz ihrer Seeleute. So hoch man aber auch die Thätigkeit der Jesuiten in anderen Beziehungen anschlagen mag, worüber wir hier nicht zu urtheilen haben, ihr Haß gegen alle diejenigen, welche nicht dasselbe glauben, wie sie, mußte unter den damaligen Umständen, wo Portugal so viel mit Mohammedanern und Heiden zu thun hatte, diesem Reiche verderblich werden.

Dies zeigte sich schon unter Johann III.; unter seinem Enkel und Nachfolger, Sebastian, aber ward die von den Jesuiten gepredigte, eher dem Koran, als dem Evangelium angemessene Lehre vom Verdienste der Kreuzzüge und der Bekehrung durch das Schwert vollends unheilbringend, weil Sebastian schon in einem Alter von drei Jahren seinem Großvater nachfolgte und also in der jesuitischen Lehre aufwuchs. Die Vormundschaft und Erziehung des jungen Königs fiel zuerst in die Hände seiner alten, bigotten Großmutter Katharina, einer Schwester Karl's V., und als diese 1561, um der Welt zu entfliehen, in ein Kloster ging, übernahm dieselbe der Bruder von Sebastian's Großvater, der Kardinal Heinrich, welcher Erzbischof von Braga, Evora und Lissabon und Groß-Inquisitor war. Dieser dachte als Kardinal mehr an die Kirche, als an die Erhaltung der weltlichen Blüthe, welche Portugal erreicht hatte, und glaubte deshalb die Erziehung und auch sogar den Unterricht des jungen Königs blos der Geistlichkeit, nicht aber Männern, die in Regierungs-Geschäften erfahren waren, anvertrauen zu müssen. Die Jesuiten Don Alexis de Menezes und Don Ludwig de Camara erzogen und leiteten, der Erstere als Hofmeister, der Andere als Beichtvater und Lehrer, den jungen König. Sie waren Männer von dem besonderen Talente, das auch vielen Hofpredigern und Professoren unserer Zeit eigen ist, welche junge Gemüther voll Phantasie und warmen Gefühles durch poetische und sophistische Redensarten über alle Grenzen des Verstandes hinaus zu romantisiren verstehen. Sie erfüllten daher den König Sebastian schon als Knaben mit einer Begeisterung, die

weder den Zeiten, noch den Umständen angemessen war. Sebastian schwärmte von seiner frühesten Zeit an für Rom und für den Pabst, und dachte Tag und Nacht nur an die Ausrottung der Moslim, an Kreuzzüge gegen sie und an die Krone des gläubigen Ritterthums.

Schon im achtzehnten Lebensjahre entwarf Sebastian den abenteuerlichen Plan, das siegreiche Kreuz Christi und das Reichs-Banner von Portugal unter den Wendekreisen aufzurichten, ein königliches Heer nach Indien zu führen und gleich Alexander dem Großen den Osten und Westen zu unterwerfen. Die Ausführung dieses Planes unterblieb nur aus dem einzigen Grunde, weil Sebastian in seinem zwanzigsten Jahre Gelegenheit fand, die gläubige portugiesische Ritterschaft anderwärts zum Kampfe für den Glauben in das Feld zu führen. Er unternahm 1574 einen Zug nach Afrika, wo er dann eine Zeit lang ohne besonderen Erfolg mit den Mauren stritt. Als er nach Lissabon zurückgekehrt war, gab ihm die Erscheinung eines marokkanischen Flüchtlings einen Vorwand zur Wiederholung seines Unternehmens, den er für einen besonderen Ruf der Vorsehung ansehen mußte. In Marokko war nämlich nicht lange vorher durch den Kaiser Muley Mohammed das Gesetz gemacht worden, daß beim Tode eines Herrschers nicht der Sohn desselben, sondern seine Brüder nach der Reihenfolge ihrer Geburt nachfolgen sollten, wodurch dann nach der orientalischen Gewohnheit Unruhen, Händel und Ermordungen von Prinzen veranlaßt wurden, welche, als der europäischen Geschichte nicht angehörend, hier übergangen werden. Wir bemerken nur, daß schon der Sohn jenes Muley Mohammed, Abdallah, sich dem Gesetze seines Vaters entgegen in der Regierung behauptete und, wie auch in Constantinopel zu geschehen pflegte (s. Th. XI. S. 115), alle seine Brüder aus der Welt schaffen ließ. Von den Beiden, welche am Leben blieben, entfloh der eine nach Constantinopel; der andere, Muley Hamet, schien ganz ungefährlich und blieb im Lande, bis bei Abdallah's Tode dessen Sohn, Muley Mohammed, zur Regierung gelangte. Dieser ließ ebenfalls seine Brüder tödten, und als er sich auch seines Oheims Muley Hamet bemächtigen wollte, ergriff derselbe die Flucht und verband sich dann mit seinem nach Constantinopel entflohenen Bruder, welcher mit türk-

ischer Unterstützung zurückkehrte, zum Sturze seines Neffen. Der Letztere wurde 1575 in zwei Schlachten besiegt, und Muley Hamet bemächtigte sich des Reiches. Er sicherte sich seine Herrschaft durch verständige Milde, und entließ sogar die der maurischen Bevölkerung furchtbaren Türken, welche ihm zum Siege verholfen hatten. Sein Neffe, Muley Mohammed, suchte, als er aus seinem Zufluchtsorte im Atlas vertrieben worden war, fremde Hülfe. Er begab sich zuerst zu den Spaniern in Pignon de Velez (s. oben S. 4) und bat den König Philipp II. um Beistand. Als dieser ihm seine Hülfe unter den damaligen Umständen weder gewähren konnte noch wollte, wandte Muley Mohammed sich an den König Sebastian von Portugal und begab sich deshalb nach Tanger.

Sebastian war zu sehr für Glauben und Heldenthaten begeistert, als daß er sich einen Augenblick bedacht hätte, diese Gelegenheit zu benutzen. Die weisen Räthe seines Großvaters bewiesen ihm aber doch, daß der kolossale Plan, Afrika zu unterwerfen und sich dem Angriffe der osmanischen Türken auszusetzen, abenteuerlich sei. Er wandte sich deshalb 1576 an Philipp II., den Bruder seiner Mutter, und ersuchte ihn um Hülfe in dem beabsichtigten Kriege mit den Ungläubigen, welche er leicht zu besiegen hoffte. Philipp wies den Antrag nicht unbedingt von sich, sondern lud seinen Neffen zu einer Zusammenkunft ein. Bei dieser Zusammenkunft, welche im Liebfrauen-Kloster zu Guadaloupe Statt fand, boten Philipp und der Herzog von Alba Alles auf, um den König Sebastian von dem tollen Unternehmen abzuhalten. Französische Schriftsteller behaupten sogar, Philipp habe das Unternehmen blos aus dem Grunde abgerathen, weil er gewußt habe, daß dadurch der junge König nur noch mehr für dasselbe eingenommen werden und sich also ins Unglück stürzen würde, worauf dann der König von Spanien im Trüben fischen könne. Dies glauben wir jedoch nicht. Wohl aber ist die Thatsache außer Zweifel, daß Sebastian trotz aller Abmahnungen auf seinem abenteuerlichen Vorsatze bestand, den ganzen Glanz von Portugal auf das Spiel zu setzen, um Afrika für die römische Kirche und die Inquisition zu erobern. Auch Sebastian's Großmutter, welche viele Schriftsteller aus Schmerz über die Verblendung ihres Enkels im

Kloster sterben lassen, und sein Groß-Oheim, der Kardinal Heinrich, suchten vergebens einen Zug zu hindern, der alle Kräfte des Reiches erschöpfen mußte. Übrigens versprach Philipp, den Zug mit fünfzig Galeeren und fünftausend Mann zu unterstützen.

Am 24. Juni 1578 segelte Sebastian nach Tanger ab, um den Kriegszug zu beginnen. Sein Heer bestand aus zehntausend Portugiesen, aus dreitausend Deutschen, welche Sebastian durch den Prinzen von Oranien hatte anwerben lassen, und die von dem Oberst Amberger commandirt waren, aus zweitausend Castilianern unter der Führung des Don Alphons d'Aguilar, aus sechshundert Italiänern unter Thomas Stuckley, welche der Pabst den katholischen Irländern gegen die protestantischen Engländer hatte zu Hülfe schicken wollen, sowie endlich aus einer zahllosen Menge von Freiwilligen. Der größte Theil des portugiesischen Adels sowie eine Anzahl Bischöfe und alle Prinzen, unter ihnen sogar ein Knabe von acht Jahren, begleiteten den König auf seinem Kreuzzuge.

Von Tanger aus sollte der Zug zunächst gegen el Arische oder Larache gerichtet werden. Dieses hätte man zur See erreichen können; Sebastian und seine begeisterte Umgebung setzten aber durch, daß man die wüste und sandige Ebene von Alcassarquivir durchzog. In dieser lag ein marokkanisches Heer von vierzigtausend maurischen Reitern, denen der König nur vierzehntausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferde entgegen stellen konnte. Etwa fünfzehn Stunden von el Arische, bei al Kantra oder Alkassar, kam es am 4. August 1578 zwischen beiden Heeren zur Schlacht, und das christliche Heer ward in derselben so gänzlich vernichtet, daß wir nicht einmal eine zuverlässige Nachricht von einem Treffen haben, in welchem König Sebastian, seine Ritterschaft und die beiden Prätendenten, welche bei ihm waren, das Leben verloren. Die beste Nachricht davon scheint in der Reisebeschreibung des Franzosen Le Blanc enthalten zu sein. Le Blanc schrieb zwar das, was er gesehen hatte, nicht selbst nieder, sondern ein Anderer führte die Feder; allein die Hauptsache des in seinem Buche Enthaltenen ist gewiß wahr, und nur diese wollen wir hier mittheilen. Le Blanc sagt, er selbst sei mit sechszig Marseillern, von welchen nur wenige entkommen wären, in der Schlacht gewesen, und in dieser hätten zwölftausend Christen das Leben ver-

loren, und mehr als achthundert Weiber und zweihundert Kinder seien zu Sklaven gemacht worden. Den Leichnam des Königs Sebastian will er in einem Kasten gesehen haben, welcher nachher dem spanischen Könige überlassen worden sei. Je eifriger später Philipp II. und seine Leute behaupteten, dieser nach Lissabon gebrachte und in Belem beigesetzte Kasten enthalte wirklich die Leiche Sebastian's, desto weniger schenkten die Portugiesen ihnen Glauben. Man hielt vielmehr allgemein sich überzeugt, der König lebe noch und werde irgendwo wieder zum Vorschein kommen. Dies veranlaßte nachher, als die Spanier Portugal besetzt hatten, viele Unruhen, da sich mehrere Leute für den vermißten König ausgaben und das Reich in Anspruch nahmen.

In Portugal war, als man von Sebastian nichts erfuhr, der Kardinal Heinrich eine Zeit lang Regent; dann wurde derselbe als König ausgerufen. Da er alt und kinderlos war, so standen mehrere Prätendenten des portugiesischen Thrones auf. Von diesen wollen wir nur drei nennen, nämlich Philipp II. von Spanien, die Herzogin von Braganza und Antonio, Prior von Crato: die beiden Ersteren deshalb, weil Philipp und ein Enkel der Herzogin von Braganza wirklich zum Besitze der Herrschaft gelangten, den Letzteren deshalb, weil er vom Volke kurze Zeit als König anerkannt ward. Philipp II. war der Sohn von Johann's III. älterer Schwester, die Herzogin von Braganza die Tochter des jüngsten und Antonio der Sohn eines älteren Bruders von Johann III. Dem Letzteren hätte unstreitig die Krone gebührt; allein er war nicht im Stande zu beweisen, daß seine Mutter die rechtmäßige Gemahlin seines Vaters gewesen sei. Der Herzogin von Braganza dagegen stand der Umstand entgegen, daß sie eine ältere Schwester hatte, welche mit dem als Statthalter der Niederlande von uns oft erwähnten Herzog Alexander von Parma vermählt gewesen war und einen Sohn hinterlassen hatte, der offenbar das nächste Recht an den Thron besaß. Philipp II. aber traf vom ersten Augenblicke des Verschwindens Sebastian's an seine Maßregeln, um sich des portugiesischen Reiches und seiner Colonieen zu bemächtigen. Er bedachte dabei nicht, daß er an den Engländern und Holländern Feinde habe, welche das, was die Spanier und auch die Portugiesen nicht zu benutzen verstanden, benutzen würden,

um alle Vortheile der Gold-, Silber- und Diamant-Gruben des Ostens und Westens an sich zu ziehen.

Der alte Kardinal Heinrich hätte seiner Nation viele Leiden und eine lange Bedrückung ersparen können, wenn er sich zu Gunsten eines der erwähnten Kron-Prätendenten erklärt hätte; allein er beobachtete ein vorsichtiges Schweigen, und die kurze Zeit seiner Regierung ward von Philipp benutzt, um Alles vorzubereiten, damit er sich gleich nach Heinrich's Tode in den Besitz setzen könne. Die Geistlichkeit und ein großer Theil des Adels waren für Philipp, und Heinrich's jesuitischer Beichtvater, Leon Henriquez, wußte auch den alten König auf dessen Seite zu ziehen. Nachdem Heinrich fünf Männer ernannt hatte, welche unmittelbar nach seinem Tode die Verwaltung des Reiches übernehmen sollten, ward ein Reichstag nach Almeria berufen. Auf diesem zeigte es sich dann, daß die Städte und das Volk ebenso sehr gegen Philipp eingenommen wären, als ein großer Theil des Adels und die Geistlichkeit für ihn. Es wurde also kein Beschluß gefaßt. Gleich darauf (31. Januar 1580) starb König Heinrich.

Philipp II. hatte sich schon lange vorher bereit gemacht, seine Ansprüche an den portugiesischen Thron mit den Waffen geltend zu machen. Er hatte unter dem Vorwande, daß ein Einfall des Herrschers von Marokko bevorstehe, ein Heer von geübten und abgehärteten Truppen in Spanien und Italien vereinigen lassen, mit welchem der Herzog von Alba gleich nach Heinrich's Tode in Portugal einrücken sollte. Da die Portugiesen, wie dies bei Nachbarvölkern nicht selten ist, einen unversöhnlichen Haß gegen die Spanier hegten, und folglich die damals so zahlreichen portugiesischen Besitzungen jenseit des Oceans und Portugal selbst nicht anders als mit den Waffen genommen und behauptet werden konnten, so war seit dem Einrücken Alba's in Portugal der Verfall beider Reiche unfehlbar gewiß. Dies war um so mehr der Fall, als die Kabalen, welche Philipp zu gleicher Zeit in Frankreich zu Gunsten der Guisen spielen ließ, sehr große Summen erforderten. Übrigens war Philipp, gerade als seine Truppen in Portugal einrücken sollten, mit dem Herzoge von Alba in Zwietracht, weil dessen Sohn, Don Garcias, sich Dinge erlaubt hatte, welche einen König, der so viel auf Etikette und Anstand hielt, nothwendig erbittern

mußten. Alba war wegen der Vergehungen seines Sohnes nicht blos vom Hofe verbannt, sondern sogar als Gefangener auf die Burg von Uzedo gebracht worden. Philipp's Absichten auf Portugal aber bewogen den stolzen König zu einem demüthigenden Schritte. Er schickte nämlich einen seiner Kabinets-Secretäre an Alba, um anzufragen, ob derselbe den Oberbefehl der nach Portugal bestimmten Heeresmacht übernehmen wolle. Der Herzog willigte ein. Philipp blieb sich jedoch auch diesmal getreu: er erlaubte dem Herzoge nicht, daß derselbe, wie er gebeten hatte, nach Madrid komme, sondern schickte ihm blos schriftliche Verhaltungs-Befehle.

Alba rückte mit zweiundzwanzigtausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferde, unter welchen dreitausendfünfhundert Deutsche waren, in Portugal ein. Als dies geschah, hatte das Volk sich bereits zu Gunsten des Prätendenten Antonio ausgesprochen. Dieser hatte der unglücklichen Schlacht bei al Kantra beigewohnt und nach derselben vierzig Tage lang die härteste Sklaverei erduldet, war dann wie durch ein Wunder gerettet worden, und hatte nachher lange geglaubt, daß König Heinrich sich zu seinen Gunsten erklären werde, war aber in Folge der spanischen Kabalen von demselben sehr ungnädig behandelt worden. Als die Spanier in Portugal einrückten, befand er sich zu Santarem, wo er zu seiner eigenen Bestürzung plötzlich zum König ausgerufen ward. Das Landvolk und die Bürger ergriffen die Waffen für ihn, und am 24. Juni 1580 wurde er auch in Lissabon als König anerkannt. Ein anderer Prätendent, welcher ebenfalls bei al Kantra in Gefangenschaft gerathen und dann wieder frei geworden war, der blutjunge Sohn der Herzogin von Braganza, ward durch den Herzog von Medina Sidonia, bei dem er seit seiner Rückkehr nach Portugal sich befand, festgehalten, bis die Spanier von dem Reiche Besitz genommen haben würden. Er hatte beim Einrücken Alba's bereits dem König Philipp eine Entsagungs-Acte überschickt, welche dieser zwar sehr schnöd und stolz mit der Erklärung, es bedürfe derselben gar nicht, aufnahm, aber doch im Archiv von Simancas aufbewahren ließ.

Antonio's Herrschaft war von kurzer Dauer. Alba zog, während Philipp selbst, um in der Nähe zu sein, sich nach

Badajoz begab, mit seinem Heere gerade auf Setubal los, wo Antonio, wie in Santarem und Lissabon, zum Könige ausgerufen worden war, und nahm diese und andere Städte schnell ein. Während er hierauf in Portugal ebenso, wie vorher in den Niederlanden, furchtbare Grausamkeiten verübte, erhoben sich die Portugiesen überall wüthend gegen die Spanier, und strömten in großen Haufen zu Antonio, der sich bei Alcantara lagerte; dieser konnte aber gegen regelmäßige, disciplinirte Truppen, welche unter einem so ausgezeichneten General wie Alba standen, unmöglich das Feld behaupten. Acht Tage lagen beide Heere sich bei Alcantara an einem kleinen Flusse dieses Namens, einander gegenüber, als endlich Alba angriff. Jetzt erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem Antonio zwar selbst aufs tapferste mitkämpfte, aber einem Alba, einem Ferdinand von Toledo und einem Prosper Colonna, sowie den unter ihnen dienenden Spaniern, Italiänern und Deutschen, die aus dem Kriege ein Handwerk machten, nicht zu widerstehen vermochte. Geschlagen und verwundet kehrte er auf kurze Zeit nach Lissabon zurück. Die Spanier drangen hierauf bis über Coimbra hinaus vor. Sie besetzten das Land nicht wie ein Erbe ihres Königs und benahmen sich nicht als Freunde, sondern als Feinde, weil alle Miethtruppen jener Zeit hauptsächlich nur wegen der Beute und wegen des ihnen gegen die Besiegten vergönnten Unfuges dienten. Die Hauptstadt Lissabon ward freilich von ihnen nicht geplündert; wohl aber hatten die Vorstädte derselben dieses Schicksal, und vier reich beladene indische Schiffe, welche fast zu gleicher Zeit mit den Spaniern bei Lissabon ankamen, wurden nicht als ein Besitzthum der neuen Unterthanen Philipp's geschont, sondern als feindliches Eigenthum weggenommen. Antonio war unterdessen zwar so glücklich gewesen, in der Nähe von Oporto noch einmal fünf- bis sechstausend Mann um sich zu vereinigen; dies konnte ihm aber nichts nützen. Hätte er, dem es an kriegerischen Eigenschaften nicht mangelte, ordentliche Soldaten gehabt, so würde er den Sancho d'Avila, welcher mit sechstausend Mann an den Duero zog, vom Übergange über diesen Fluß abgehalten haben; allein die zu ihm geströmten Bauern konnten, auch wenn ihrer, wie man erzählt, zehntausend waren, es mit geübten Soldaten nicht aufnehmen. Seine Anstrengung

war daher noch einmal vergeblich. Er mußte nach Viana fliehen, wo er vergebens sich einzuschiffen versuchte. Er hatte nachher die sonderbarsten Abenteuer zu bestehen, mußte sich ganz der Treue seiner Landsleute anvertrauen und erfuhr, als die spanischen Truppen ihn in jedem Winkel Portugal's aufsuchten und Philipp einen Preis von achtzigtausend Dukaten auf seine Entdeckung gesetzt hatte, diese Treue auf eine ganz ausgezeichnete Weise. Er hielt sich drei Monate lang bald in dem einen, bald in dem anderen Theile seines Vaterlandes verborgen, und verließ dasselbe erst im Januar (nicht, wie de Thou und Andere sagen, im Juni) des Jahres 1581. Ein niederländisches Schiff brachte ihn nach Calais, wo er dann den Schutz der französischen Regierung erhielt.

König Philipp war, während der Herzog Alba ihm das portugiesische Reich eroberte, gefährlich krank; als er genesen war, berief er den portugiesischen Reichstag nach Tomar. Hier nahm er dann die Huldigung der Portugiesen ein, gewährte aber weder den Städten, noch dem Adel die Bitten, welche Beide ihm schriftlich vortrugen. In Santarem, wohin Philipp von Tomar aus ging, benahm er sich mit ausgezeichneter Güte und Milde, und suchte das Andenken der Gräuel vergessen zu machen, welche Alba's siegendes Heer dort verübt hatte. Nachher brachte ihn eine spanische Galeeren-Flotte, die der Marquis von Santa Cruz befehligte, von Villafranca aus nach dem der Hauptstadt Lissabon gegenüber auf der anderen Seite des Tajo gelegenen Almada. In Lissabon verlor er am 26. November 1582 seinen ältesten Sohn Diego, dem die Stände schon als ihrem künftigen Könige gehuldigt hatten; er berief daher eine zweite Ständeversammlung nach Lissabon. Diese Versammlung wurde am 26. Januar 1583 gehalten; des Königs zweiter Sohn, der ihm später als Philipp III. nachfolgte, empfing die Huldigung, und der Kardinal Albrecht, ein Bruder des deutschen Kaisers Rudolf II., ward, als Philipp Anfang Februar 1583 nach Spanien zurückkehrte, Statthalter von Portugal.

Die Portugiesen in allen auswärtigen Besitzungen, selbst der Vice-König auf den Inseln und dem Festlande von Ostindien, Don Ferdinand Tellez de Menezes, erkannten Philipp II. freiwillig als König an; nur die azorischen Inseln erklärten sich für Antonio. Auf diesen behauptete Cyprian von Figveredo nicht allein Terceira

für Antonio, den er zu sich einladen ließ, sondern er schlug auch den Pedro Valdes zurück, welcher mit spanischen Truppen Terceira hatte besetzen wollen. Antonio beschloß daher, noch einmal einen Versuch gegen die Spanier zu machen. Er erhielt zu diesem Zwecke eine Anzahl französischer Schiffe von Katharina von Medicis, was dann wohl der einzige Grund war, warum Philipp, dessen Finanzen und Angelegenheiten damals in sehr schlechtem Zustande waren, eine kostspielige Ausrüstung machen ließ, deren Terceira und die anderen Azoren gewiß nicht werth waren. Am 12. Juni 1583 lief Antonio mit fünfundfünfzig großen und kleinen Schiffen von Nantes aus, begleitet von dem in französischen Diensten stehenden Philipp Strozzi (s. S. 64), der sich Admiral der französischen Hülfsflotte und General des auf derselben eingeschifften kleinen Heeres nannte. Man wollte zuerst die Insel San Miguel, die einzige, welche von den Spaniern besetzt worden war, diesen entreißen, und hatte auch schon die Truppen auf derselben ausgeschifft, als der Marquis von Santa Cruz mit der spanischen Flotte erschien. Die französischen Truppen wurden darauf eilig wieder eingeschifft. Nun wollte man ein Seetreffen liefern; allein die Franzosen ließen sich nicht zusammenhalten, sondern ergriffen die Flucht. Selbst Antonio eilte, noch ehe es zur Schlacht kam, davon. Strozzi ward gefangen und auf Befehl des spanischen Admirals grausam gemordet. Antonio war nach Terceira geflohen, und er oder vielmehr sein getreuer Emanuel da Silva vertheidigten mit Unterstützung einiger hundert Franzosen diese Insel so hartnäckig, daß König Philipp ein neues Heer von zehntausend Mann ausrüsten mußte. Mit diesen Truppen, bei denen sich tausend Deutsche befanden, eroberte dann Santa Cruz im Juli 1583 auch die Insel Terceira, weil die Portugiesen nicht Stand hielten und man den Franzosen freien Abzug gewährte. Emanuel da Silva gerieth in Gefangenschaft und wurde enthauptet; Antonio aber entkam glücklich. Er machte 1589 mit Hülfe des englischen Admirals Franz Drake noch einmal einen vergeblichen Versuch, Portugal von Spanien abzureißen, und starb endlich 1595 zu Paris im Exil.

11. Die Niederlande von der Ankunft des Herzogs von Anjou an bis zur Eroberung von Antwerpen (1585).

Der Herzog von Anjou, welcher gerade in der Zeit, als Philipp ganz mit den portugiesischen Angelegenheiten beschäftigt war, zum Beschützer und Regenten der katholischen Niederlande ernannt wurde, ließ sich durch die Chimäre einer Vermählung mit der Königin Elisabeth fast zwei Jahre lang von kräftigem Auftreten abhalten. Er vereinigte zwar, als Alexander von Parma 1581 Cambray hart bedrängte, ein ansehnliches Heer von Franzosen, und nöthigte im August die Spanier zur eiligen Aufhebung der Belagerung; allein Wilhelm von Oranien konnte ihn nicht bewegen, daß er der errungenen Vortheile wegen die Niederlande nicht verlasse. Nachdem der Herzog sich schon die sechs ersten Monate des Jahres 1581 ausschließend mit seinem englischen Hochzeits-Plane beschäftigt hatte, verfolgte er denselben im Herbste 1581 aufs neue. Er reiste im November mit einem sehr glänzenden Gefolge nach England, und ließ sich dort so sehr täuschen, daß nicht blos er, sondern auch sein Bruder, der König von Frankreich, fest überzeugt waren, der Tag der Vermählung werde nächstens anberaumt werden. Erst im Januar 1582 ward er der Sache müde. Er reiste am 1. Februar 1582 nach den Niederlanden zurück, wo er am zehnten in Vliessingen landete. Hier wurde er vom Prinzen Wilhelm und anderen niederländischen Standesherren ehrenvoll bewillkommnet und auf einer für ihn ausgerüsteten Flotte nach Antwerpen gebracht. Am 19. Februar hielt er seinen feierlichen Einzug in diese Stadt, leistete drei Tage darauf den Eid, nur nach den ihm vorgeschriebenen Artikeln regieren zu wollen, nahm die Huldigung der Stände ein, und ward im flämischen Lande als Herzog von Brabant und Markgraf des heiligen römischen Reiches ausgerufen.

Um diese Zeit, wo der Gedanke der constitutionellen Freiheit und einer rein evangelischen Lehre eine neue Stütze zu erhalten schien, wurden zugleich in den Niederlanden und in Frankreich schauderhafte Verbrechen verübt, die offenbar gerade von den Leuten angestiftet, wenn auch nicht vollbracht wurden, welche vorgaben, Religion, Recht und Ordnung aufrecht erhalten zu wollen. In dem einen Lande ward auf Veranlassung des spanischen Königs

und seiner Umgebung ein Mordanschlag auf Wilhelm von Oranien gemacht; in dem anderen zettelte ein Mann aus Anjou's Gefolge, im Einverständnisse mit den Guisen und mit dem spanischen Kabinet, eine Verschwörung an. Was das Erstere betrifft, so hatte Philipp II. schon längst einen Preis auf den Kopf des größten Mannes seiner Zeit gesetzt, welcher allein verstand, durch sein moralisches Übergewicht Ordnung in die niederländische Anarchie zu bringen. Jetzt suchte die Umgebung des Königs für achtzigtausend Dukaten einen Mörder zu dingen. Man trat deshalb mit dem Banquier Acosta zu Antwerpen in Verbindung, welcher dort schlechte Geschäfte gemacht hatte, und dieser bewog durch die Aussicht auf jene Geldsumme und auf das höchste Verdienst um den Glauben einen seiner Commis und Landsleute, Jauregui, den Prinzen Wilhelm als die einzige Stütze der Ketzer und Rebellen aus dem Wege zu räumen. Ein Priester, Timmerman, bestärkte den jungen Mann in seinem Vorhaben und fanatisirte ihn. Zur Ausführung der That wählte der Mörder den Geburtstag des Prinzen (18. März 1582). Er traf durch einen Pistolenschuß den Prinzen am Munde, erreichte aber seinen Zweck nicht, da die Wunde nicht gefährlich war, obgleich man den Prinzen anfangs getödtet glaubte. Die unmittelbare Folge der That war ein unversöhnlicher Zwist der Franzosen des Herzogs von Anjou und der Niederländer; denn es verbreitete sich, nachdem der Mörder sogleich niedergehauen worden war, das Gerücht, Anjou und seine Franzosen hätten das Verbrechen angestiftet. Die tobende Bevölkerung von ganz Antwerpen strömte in die Abtei St. Michael, wo der Herzog und die Seinigen wohnten, und ohne die Geistesgegenwart von Wilhelm's damals erst siebenzehn Jahre altem Sohne Moritz würde ein furchtbares Blutbad erfolgt sein. Moritz hatte das, was geschah, sogleich geahnt und des Mörders Taschen durchsucht, in welchen er Papiere fand, aus denen hervorging, daß die Sache von Spanien aus angestiftet worden war. Diese Papiere zeigte er dem Volke, und dadurch ward die Wuth desselben gegen Anjou beschwichtigt. Allein das gegenseitige Zutrauen, welches nie groß gewesen war, war und blieb zerstört.

An der damals in Frankreich gemachten Verschwörung, welche von Salcede, einem Franzosen aus der Umgebung des Herzogs

von Anjou, betrieben wurde, nahmen die bedeutendsten Personen der fromm und königlich gesinnten Partei Frankreich's Theil. Obgleich wir nämlich diese Sache nicht, wie Jauregui's That, mit positiver Gewißheit auf Philipp II., die Guisen und den Religions-Haß der Liguisten zurückführen können, und obgleich unsere Kenntniß der Verschwörung nur auf dem Geständnisse beruht, welches die Folter von einem Bösewichte, wie Salcede war, abgepreßt hat, und das ebenso oft zurückgenommen, als wieder erneut wurde, so läßt sich doch die Hauptsache nicht bezweifeln. Salcede hatte sich gegen den König Philipp und den Herzog von Guise erboten, die Absendung französischer Truppen in die Niederlande dadurch zu verhindern, daß er einen neuen Bürgerkrieg in Frankreich errege. Er sei, sagte er, der Picardie, der Champagne, des Herzogthums Burgund, des Cotentin und der Bretagne ganz versichert, und er wolle, während die Truppen des Pabstes und des Herzogs von Savoyen, sowie von der anderen Seite die Spanier den Süden Frankreich's besetzen sollten, ein Regiment werben, es zum Scheine dem Herzoge von Anjou zuführen, dann aber plötzlich abfallen, einen Grenzplatz besetzen, den Zusammenhang Anjou's mit seinem Bruder hindern, und so diesen feigen Mann zwingen, sich an die Spitze des gegen die Protestanten erbitterten Volkes zu stellen. Daß Salcede diesen seinen tollen Plan dem Herzoge von Guise mittheilte, und daß er schon seit langer Zeit mit dem spanischen Kabinet in Verbindung stand, ist das Einzige, was wir hervorheben wollen; die Namen der vielen Herren dagegen, welche nach seinen Geständnissen mit ihm verschworen gewesen sein sollten, nennen wir nicht, weil wir Allem, was von Menschen seines Gelichters kommt, durchaus keine Bedeutung beilegen. Salcede wußte sich wirklich bei dem Herzoge von Anjou in Flandern einzunisten; dieser entdeckte aber das ganze Vorhaben und gab seinem Bruder, dem Könige, Nachricht von demselben. Der König würdigte anfangs die Sache keiner Aufmerksamkeit, wurde aber nachher gezwungen, sie ernster zu nehmen, nachdem Anjou den Urheber des Complots nach Frankreich hatte bringen lassen und dieser dort aufs neue peinlich befragt worden war. Indessen bebte der König sogleich zurück, als sich zeigte, wie weit die Verschwörung verbreitet, und wie viele angesehene Personen in dieselbe verwickelt

wären. Die Sache wurde deshalb nicht weiter verfolgt und der Urheber, damit er keine weiteren Aufschlüsse geben könne, schnell als Majestäts-Verbrecher hingerichtet.

In den spanischen Niederlanden empfand der Herzog von Anjou seit dem Mordanschlage auf den Prinzen Wilhelm, von dem er wie von einem Hofmeister überwacht wurde, das Unbequeme seiner Stellung immer mehr. Er konnte, nachdem Philipp II. die Eroberung Portugal's vollendet hatte, sich nicht darüber täuschen, daß er dem Helden, welcher die Spanier commandirte, nicht gewachsen sein werde. Die Wallonen beschwerten sich, daß Anjou seine Versprechungen nicht erfülle. Er selbst war unzufrieden mit ihnen, weil jede Stadt und jede Herrschaft nur für sich sorgte, keine Befehle annahm und nicht für das Allgemeine beisteuern wollte, die meisten aber der ganz papistischen Gesinnung des Herzogs von Parma mehr trauten, als dem sehr zweifelhaften Katholicismus der unter Anjou dienenden Franzosen. Anjou wollte sich darauf nach und nach der vorzüglichsten Städte bemächtigen, und vertheilte deshalb seine Franzosen, anstatt sie gegen die Spanier zu gebrauchen, indem er sie als Besatzungstruppen in jene Städte legte. Dies reizte dann die Wallonen zum Widerstande, und entzweite sie mit dem von ihnen gewählten Fürsten, welcher weder Besitzungen noch einen Anhang in ihrem Lande hatte. Gerade damals war Philipp II. endlich im Stande, einen Theil seiner Truppen in die Niederlande zu schicken, wodurch das Heer Alexander's von Parma bis auf sechszigtausend Mann vermehrt wurde. Der Letztere eroberte hierauf Oudenarde, und konnte jetzt von dieser Festung aus zugleich Brabant und Flandern ängstigen. Gerade als die Feinde eine solche Stellung eingenommen hatten, ging die stille Uneinigkeit der Wallonen und des Herzogs von Anjou in einen offenen Kampf über. Die Umgebungen des Herzogs konnten nämlich den Gedanken nicht ertragen, daß derselbe in den Städten von Brabant und Flandern nicht auf französische Weise durch Beamten und Officiere zu regieren vermöge, sondern daß diese von ihren Gemeinderäthen beherrscht würden; es ward deshalb verabredet, sie mit Franzosen zu besetzen. Man entfernte den wackeren dü Plessis Mornay, welcher diesen Plan nie gebilligt haben würde, und die Befehlshaber in den Städten übernahmen

den schimpflichen Auftrag, sich ein jeder seiner Stadt zu bemächtigen und dieselbe ganz in die Gewalt der Franzosen zu bringen. Der Anschlag gelang in Dendermonde, Dixmüyden, Dünkirchen, Alost und Meenen; er ward dagegen in Brügge, Ostende und Nieuport von den Bürgern vereitelt, und veranlaßte in der Stadt Antwerpen, deren Besitznahme der Herzog sich selbst vorbehalter hatte, ein furchtbares Blutbad.

Diese Stadt, damals ebenso wie Gent eine der volkreichsten der Welt, wurde unter des Herzogs Oberbefehl von Wallonen und Bürgern bewacht; die Truppen des Herzogs aber lagen, mit alleiniger Ausnahme seiner nicht zahlreichen Leibwache, außerhalb derselben. An einem bestimmten Tage (17. Januar 1583) zog der Herzog unter dem Scheine einer Heerschau seine Truppen nahe bei der Stadt zusammen, und begab sich mit seiner französischen und Schweizer Garde an ein Thor, wo ihm dann auf der zweiten Zugbrücke einige hundert Mann aus dem Lager entgegenkamen und absichtlich Verwirrung und Lärm erregten, damit das ganze französische Heer Gelegenheit erhalte, in die Stadt einzudringen. Dies geschah auch wirklich, und schon waren siebenzehn Compagnieen eingezogen und hatten sich unter dem Geschrei: „Die Messe! Die Messe! Schlag' todt! Schlag' todt! (tue! tue!)" in die Straßen vertheilt, als die Einwohner und ihre Landsleute zu den Waffen griffen und ein furchtbarer Kampf in der Stadt entstand. Die eingedrungenen Franzosen, welche die Stadt erobert zu haben glaubten, hatten sich sogleich getrennt, um zu plündern. Allein überall wurden die Straßen schnell mit Ketten gesperrt und Barrikaden errichtet; aus den Fenstern ward auf die plündernden Franzosen geschossen; Bürger und Fremde, Milizen, Handwerksbursche und Ladendiener, ja sogar Weiber und Kinder stürmten mit dem, was der Zufall ihnen in die Hände gab, auf die Franzosen ein; und diese wurden nach blutigen Kämpfen theils gegen die Thore hin getrieben, theils genöthigt, sich einen Weg über die Wälle und Gräben zu suchen. Von den dreitausend Franzosen, welche in die Stadt eingedrungen waren, sollen fünfzehnhundert, nach Anderen sogar zweitausend das Leben verloren haben; die angesehensten Herren aus der Umgebung des Herzogs wurden gefangen.

Seit diesem Überfalle von Antwerpen hörten die Niederländer auf, den Herzog von Anjou, welcher bald darauf seinen Aufenthalt in Dünkirchen nahm, als ihren Schützer anzusehen; sie betrachteten fortan die Franzosen als Feinde. Doch bewirkten die Diplomaten der Königin Elisabeth, daß die Generalstaaten, deren einzige Hoffnung auf England beruhte, sich zu einer Aussöhnung mit dem Herzoge geneigt zeigten. Diese ward auch durch Wilhelm von Oranien gefördert, weil derselbe fürchtete, Heinrich III. möchte sich seines Bruders wegen mit den Spaniern vergleichen. Noch ehe jedoch die vielköpfige Antwerpener Regierung zu einem festen Beschlusse gekommen war, gelang es dem Anführer der Spanier, die Republikaner schon im Juli 1583 durch die Eroberung von Dixmüyden und Nieuport aus ganz Belgien zu vertreiben. Nachher machte Alexander von Parma noch im Herbste neue Anstrengungen, denen die Generalstaaten nicht begegnen konnten, weil die Genter ebenso dachten, wie man in reichen Handelsstädten zu denken pflegt, und also ihren Beitrag verweigerten. Es fielen daher der Hafen (het Sas) von Gent, Hulst, Axel, Rüpelmonde und Alost noch im Oktober und November in die Gewalt der Spanier. Unterdessen gab Wilhelm von Oranien sich Mühe, die Aussöhnung mit Anjou zu Stande zu bringen. Auch ward wirklich schon an einem neuen Vertrage mit diesem gearbeitet; noch ehe derselbe aber unterzeichnet war, starb der Herzog am 10. Juni 1584 zu Chateau Thierry.

Obgleich dieser Prinz ein ganz unbedeutender Mann gewesen war und nie in seinem Leben irgend etwas gethan oder auch nur etwas Ernstes gedacht hatte, so übte gleichwohl sein Tod sehr großen Einfluß auf die französischen wie auf die niederländischen Unruhen aus. In Frankreich erlangten durch denselben die Ligue, die Familie der Guisen und König Philipp II., welcher diese stets mit bedeutenden Summen unterstützte, eine Macht, die sie bisher nicht gehabt hatten. Heinrich III. war nämlich kinderlos, und da jetzt sein Bruder gestorben war, so kam dereinst die Erbschaft des französischen Thrones an den protestantischen König von Navarra, welcher so lange mit den Katholiken Krieg geführt hatte; ein protestantischer König aber konnte, auch wenn nicht bei weitem die

Mehrzahl der Franzosen katholisch gewesen wäre, der ganzen Beschaffenheit und Einrichtung des Reiches nach unmöglich den Thron besteigen oder behaupten. Man beschloß daher, den König Heinrich III. zur Ausschließung des Königs von Navarra zu zwingen und ihm den Herzog Heinrich von Guise gewissermaßen als Vormund zur Seite zu setzen. Dies veranlaßte dann die neuen Unruhen, von welchen weiter unten die Rede sein wird. In den Niederlanden bestand die nächste Folge, welche der Tod des Herzogs von Anjou hatte, darin, daß alle Einheit in den Maßregeln der Generalstaaten verschwand, und daß die innige Verbindung der nördlichen Provinzen mit Flandern und Brabant zerrissen wurde. Da nämlich nach dem Tode des Herzogs der Staatsrath sich auflöste, so gab es für die nicht zum Utrechter Bunde gehörenden Provinzen weder einen Mann, noch eine Behörde, welche im Nothfalle schnell hätte beschließen und handeln können.

In Holland und Seeland herrschte Wilhelm fast unbedingt. Er kehrte daher auch jetzt, höchst unzufrieden mit den Antwerpenern und den Flämingern überhaupt, nach sechs Jahren wieder dahin zurück. Unstreitig war er durch das, was er in Antwerpen gesehen hatte, von der Nothwendigkeit überzeugt worden, im Norden eine Art von Dictatur einzurichten; denn blos aus Eitelkeit oder auch aus Ehrgeiz konnte er, wie Groen van Prinsterer im achten Bande seiner Briefsammlung richtig bemerkt, die Würde eines souveränen Grafen von Holland und Seeland, welche ihm damals von den Ständen angeboten wurde, wohl nicht suchen. Jedoch nahm er das Anerbieten der Stände durch eine Erklärung an, welche deutlich aussprach, daß er künftig mit denselben Rechten und Ehren, welche Karl V. und Philipp II. gehabt hatten, die Provinzen fürstlich regieren werde. Ehe indessen die Sache ausgeführt wurde, ereilte den Prinzen von Oranien der Tod. Am 10. Juli 1584, gerade einen Monat nach dem Tode des Herzogs von Anjou, als Wilhelm eben im Begriffe war, sich in Delft als Graf von Holland und Seeland feierlich krönen zu lassen, wurde er meuchelmörderisch erschossen. Der Franzose Balthasar Gerards aus Villefans in Burgund hatte sich Empfehlungsbriefe an den Prinzen zu verschaffen gewußt, sich als Kundschafter bei ihm geltend gemacht und dadurch Zutritt in seine Zimmer erlangt.

Er nahm den Augenblick wahr, als der Prinz von der Tafel aufstand, um eine mit drei Kugeln geladene Pistole auf ihn abzudrücken. Wilhelm sank sogleich todt nieder.

Zur Zeit von Wilhelm's Ermordung und im folgenden Jahre standen die Angelegenheiten der Niederländer sehr schlecht, und Philipp II. schien ihrer Unterdrückung gewiß zu sein; denn niemand ahnte, daß Wilhelm einen Sohn hinterlassen habe, der als Feldherr und im Kriege dieselben großen Eigenschaften zeigen werde, welche sein Vater im Kabinet, in den Staatsgeschäften und im schwierigen Verkehr mit den allerverschiedensten Pärteien und Partei-Häuptern bewiesen hatte. Dieser Sohn Wilhelm's war der damals erst neunzehn Jahre alte Prinz Moritz. Ihm bewiesen die Staaten dadurch, daß sie ihn zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht und zum Groß-Admiral ernannten, die schuldige Dankbarkeit dafür, daß durch seines Vaters Verdienst bisher nicht nur die Last des Krieges nicht auf sie gefallen war, sondern auch ihr Wohlstand gerade in Folge des Krieges zugenommen hatte. Dagegen übergaben sie dem jungen Prinzen den Oberbefehl im Felde nicht, weil sie seinem Talente nicht trauten. Man setzte ihm nämlich als General den Grafen von Hohenlohe zur Seite, der dann als Deputirter der Stände ihn bevormundete.

Alexander von Parma verband mit seinen militärischen Eigenschaften Milde und kluge Mäßigung. Er suchte die Städte, die er angriff, zu schonen und nahm sie deshalb selten durch Sturm ein, sondern er pflegte sie einzuschließen oder die Flüsse, an denen sie lagen, zu sperren, bis sie capitulirten. Dann gewährte er ihnen sehr billige Bedingungen. Oudenarde war schon 1582 von ihm erobert worden; im Juli 1583 wurden Dünkirchen und Nieuport, im Oktober und November das Sas von Gent, sowie Hulst, Axel, Rüpelmonde und Alost genommen; im April 1584 capitulirte Ypern. Brügge brachte einer der verrätherischen Aristokraten, Karl von Croy, Fürst von Chimay, in die Gewalt der Spanier. Karl von Croy war der Sohn eines Verräthers, des Herzogs von Aerschot, dessen Titel er erbte. Er hatte zuerst die katholische Religion und den König von Spanien verlassen, um Statthalter von Friesland zu werden; jetzt verrieth er die Stadt Brügge, um den Oberbefehl über eine Heeresabtheilung zu erhalten. Vom

März bis zum Juli 1584 wurden auch Mecheln, Brüssel und Dendermonde durch Einschließung zur Übergabe genöthigt, und im August capitulirte Termonde. Jetzt waren von den flandrischen Städten nur noch Gent, Sluys (l'Ecluse), Antwerpen und Ostende in der Gewalt der Generalstaaten. Die zuerst genannte Stadt aber war seit dem Falle von Termonde unhaltbar, weil sie durch die Einnahme des Sas von der See abgeschnitten, und durch die Übergabe von Termonde auch vom Zusammenhange mit Antwerpen und ganz Brabant getrennt worden war. Sie ward von Alexander enge eingeschlossen und litt nicht blos dadurch, sondern auch durch die wiedererwachte Demagogie. Imbizen nämlich, das Haupt der Genter Schreckens-Partei, war 1584 nach Gent zurückgekehrt und hatte, nachdem die Protestanten und Proletarier der Stadt seine Aufnahme in den Magistrat durchgesetzt hatten, sein ultra-demokratisches Treiben wieder begonnen. Um ihn zu verdrängen, brachte der aristokratische und auch der reformirte Theil das Gerücht auf, Imbizen habe schon von der Pfalz aus mit Alexander von Parma correspondirt. Es erfolgte hierauf ein Tumult, und Imbizen wurde verhaftet. Man nahm nach der Sitte jener Zeit sogleich ein peinliches Verhör mit ihm vor. Da er und seine Freunde durchaus rohe und gewissenlose Menschen waren, so wagen wir zwar nicht zu leugnen, daß sie an irgend einen Verrath dachten; ganz gewiß aber wollten diejenigen, welche der engen Einschließung der Stadt müde waren, sich dieser Leute entledigen, um eine Capitulation möglich zu machen. Imbizen wurde fast siebenzig Jahre alt hingerichtet, weil er auf Gnade gehofft und deshalb selbst seine Frevelthaten eingestanden hatte. Gleich nach seinem Tode begann die Unterhandlung wegen der Übergabe der Stadt, und am 17. September 1584 wurde eine aus zwölf Artikeln bestehende Capitulation unterzeichnet. Nach dieser sollten die Genter eigentlich dreimalhunderttausend Gulden bezahlen; Alexander von Parma erließ aber, weil die Stadt in der letzten Zeit sehr gelitten hatte, ein volles Drittel der Summe. Übrigens zeigte sich damals in den Bedingungen der mit den niederländischen Städten geschlossenen Capitulationen der Religions-Eifer des Königs Philipp II. eben so gehässig, wie in der zweifachen Anstiftung von Meuchelmord gegen Wilhelm von Oranien,

wie in der schändlichen liguistischen Verschwörung gegen den katholischen König Heinrich III. von Frankreich und dessen Thronfolger, Heinrich von Navarra, und wie in den Gräueln der Inquisitions-Gerichte des spanischen Königs. Man gab nämlich in allem Übrigen Manches nach, in Betreff der Protestanten aber waren die Bedingungen überall dieselben. Sie erhielten die Wahl, entweder ihren Glauben abzuschwören oder das Land zu verlassen. Im letzteren Falle wurden ihnen zwei Jahre Zeit vergönnt, um ihre Güter zu veräußern.

Nach der Einnahme von Gent begann Alexander die Belagerung von Antwerpen, welches bisher nur eingeschlossen gewesen war, endlich ganz ernstlich. Diese Belagerung dauerte, die Einschließung eingerechnet, zwei volle Jahre. Sie ist wegen der mechanischen und militärischen Mittel, welche dabei aufgeboten wurden, so merkwürdig, daß Strada ihrer Beschreibung einen besonderen, dem Livius nachgebildeten Prolog vorausschickt, und daß sie in allen Geschichten der niederländischen Unruhen einen bedeutenden Raum einnimmt. Wir dürfen bei dem Einzelnen nicht verweilen, und können daher über diese wichtige Belagerung nur wenige Bemerkungen machen, ohne auf eine ausführliche Beschreibung oder auch nur auf die Darstellung der Verdienste der Anführer und der streitenden Völker selbst einzugehen.

Eine enge Einschließung von Antwerpen war länger als ein Jahr durchaus unmöglich, weil von den beiden am Ausflusse der Schelde gelegenen Forts (Lillo und Liffershoek) das eine von den Spaniern nie eingenommen, das andere ihnen bald wieder entrissen ward, weil also die Holländer und Seeländer, welche den Spaniern und Wallonen überlegen waren, den Hafen ungestört befuhren. Um diese Verbindung abzuschneiden, ließ Alexander den Fluß durch eine Brücke sperren, welche mit unglaublicher Anstrengung und unter steten Gefechten da, wo die Schelde am schmalsten ist, zwischen Ordam am nördlichen und Calloo am südlichen Ufer, erbaut wurde. Sie war in der Mitte unterbrochen, weil man in der größten Tiefe des Flusses keine Pfähle einrammeln konnte. Die dort gelassene Öffnung ward mit einem furchtbaren Floßwerke von zweiunddreißig mit Barken und mit entmasteten, zu Batterien eingerichteten Schiffen ausgefüllt. Das

Kolossale des Unternehmens wird man schon daraus beurtheilen können, daß die Holländer und Seeländer das Meer beherrschten, daß Stürme und Fluthen dort furchtbar sind, und daß Bentivoglio die Länge der Brücke auf vierhundertzweiunddreißig Schritt, Andere auf zweihundert Fuß an dem südlichen und auf neunhundert am nördlichen Ufer angeben.

Was die Vertheidigung der Stadt betrifft, so wurde sie nicht, wie der Angriff, von einem trefflichen Kopfe und von Fachmännern, welche er ausgewählt hatte, geleitet, sondern sie war ganz verschiedenen Ausschüssen (conseils) der republikanischen Stadt-Regierung anvertraut, von denen der eine oft dem anderen geradezu entgegen handelte. Ferner hätte, da blos die Erbauung des spanischen Brücken-Dammes volle sechs Monate dauerte, der holländische Admiral Treslong nicht solange müßig zusehen, sondern den erhaltenen Befehlen gemäß etwas Entscheidendes unternehmen sollen. Er und viele Andere aber wollten nach Wilhelm's Tode die Oberbefehlshaber spielen, und niemand wollte gehorchen. Als Treslong endlich abgesetzt wurde und der Graf von Hohenlohe erschien, war es zu spät, obgleich die Holländer dem Talente der italiänischen Ingenieure und Architekten Alexander's das Genie und die Kunst eines in ihren Dienst genommenen italiänischen Feuerwerkers entgegensetzten. Dieser Mann war Gianibelli. Er gab den Holländern den Plan an, durch zwei große und zweiunddreißig kleine Brander die Brücke zu zerstören. Dieser Versuch misglückte jedoch, weil das eine von den beiden größeren Schiffen, welches mit sechstausend Pfund Pulver beladen war, an die Küste getrieben wurde, das andere, welches siebentausend Pfund Pulver enthielt und viele durch Steine und anderen Ballast beschwerte Barken mitschleppte, zwar die Brücke traf und bedeutenden Schaden verursachte, die Holländer aber den Augenblick zu benutzen versäumten. Man hatte nämlich vernachlässigt, der Besatzung des Forts Lillo Nachricht zu geben; als daher achthundert Spanier unter den Trümmern des ungeheueren Baues begraben waren und die Wassermassen des Flusses durch die Explosion so mächtig bewegt wurden, daß sie aus dem Bette traten und die Werke der Spanier überschwemmten, griff jene Besatzung den Feind nicht an. Der an der Brücke angerichtete Schaden wurde bald wieder ausgebessert.

Nachher erbauten die Antwerpener zwar, gegen Gianibelli's Rath, eine ungeheuere Höllenmaschine, welche den Namen „Ende des Krieges" erhielt; diese that aber wenig Schaden, weil die Spanier jetzt auf ihrer Hut waren.

Die Belagerten und besonders die Holländer versuchten später noch durch das Wasser zu bewirken, was sie durch Feuer vergebens versucht hatten. Sie stachen überall die Deiche durch, damit die Gewalt des Wassers die spanischen Wälle wegschwemme und den Feind in seinen Schanzen ertränke. Dagegen erbauten die Spanier einen Querdeich oder einen sogenannten Cruysdijk, welches Wort eigentlich nur einen Fahrdamm in jener niedrigen Gegend bedeutet. Dieser brach die Gewalt des gegen die Wälle geleiteten Wassers, und es entstand wegen desselben noch zuletzt ein blutiges Gefecht. Die Antwerpener, die Besatzung des Forts Lillo und die unter Hohenlohe vereinigten Holländer griffen die Spanier an, um des Querdeiches Meister zu werden. Sie waren schon im Besitze desselben, als Alexander von Parma selbst erschien, seine Leute in das Treffen zurückführte, den Deich wieder eroberte, über dreißig Schiffe der Holländer mit allem Geschütze nahm und dritthalbtausend Feinde niederhauen ließ. Nach diesem misglückten Versuche war die Stadt Antwerpen nicht mehr zu halten. Am 17. August 1585 capitulirte sie, nachdem sie sich vom Mai an verzweifelt gewehrt hatte. Sie erhielt in Betreff der Protestanten unter ihren Einwohnern billigere Bedingungen, als irgend eine der anderen Städte erhalten hatte. „Antwerpen unterwirft sich, hieß es in der Capitulation, dem Könige, und der Statthalter desselben ertheilt dagegen volle Amnestie; die Protestanten dürfen noch vier Jahre lang in der Stadt bleiben, nach Verfluß dieser Zeit aber mit ihrer ganzen Habe abziehen; die Stadt zahlt viermalhunderttausend Gulden, wird dagegen wieder in den Genuß aller ihrer Privilegien gesetzt und soll nicht mehr als zweiundzwanzighundert Mann zur Besatzung erhalten."

Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo die sämmtlichen Niederlande der Herrschaft Philipp's II. wieder unterworfen werden würden. Die Generalstaaten waren aus Brüssel, Antwerpen, Middelburg und Dordrecht vertrieben und nach Delft gekommen; Alexander Farnese machte Anstalt, sie auch von dort zu verjagen

und Utrecht zu belagern; gerade damals aber verwandte Philipp II. die Summen, welche Alexander nöthig hatte, auf andere Dinge. Schon während der Belagerung von Antwerpen hatte er es seinem Feldherrn so sehr an Gelde fehlen lassen, daß dieser oft die unvermeidlichsten Ausgaben nicht zu bestreiten vermochte. Dagegen wandte Philipp große Summen auf die Unterstützung der französischen Ligue und noch weit größere auf seine Rüstungen gegen England. Wir wollen zunächst den ersten Punkt durch die Erzählung der französischen Geschichte bis zum Ende des Königs Heinrich III. ins Licht setzen, und dann am Faden der englischen und niederländischen Geschichte den zweiten Punkt ausführen.

12. Die französischen Religions-Kriege in den letzten Jahren Heinrich's III.

In Frankreich bildete sich die Ligue, welche scheinbar aufgelöst war, nach des Herzogs von Anjou Tode aufs neue, und zwar aus ganz verschiedenen Elementen. Diese bestanden aus den ehrgeizigen Anhängern der lothringischen Prinzen, aus den für die katholische Lehre aufrichtig besorgten und sehr zahlreichen halb theologischen, halb juristischen Mitgliedern der verschiedenen Parlamente, aus den blind und wüthend fanatischen Mitgliedern der andächtigen Klubbs oder geistlichen Brüderschaften und endlich aus den steif am Herkommen hängenden Bürgerschaften der Städte, besonders den sechszehn Quartieren von Paris. Die beiden letzteren Klassen wurden gänzlich von fanatischen Mönchen und Priestern geleitet, welche damals sogar auf den Kanzeln gegen den kindischen und in ein ärgerliches Laster versunkenen König heftig polterten. Alle stimmten darin überein, daß ein protestantischer Prinz den Thron unmöglich besteigen könne und dürfe, daß also an Heinrich's III. Nachfolger, den König von Navarra, im Namen des jetzt sehr verstärkten katholischen Bundes eine bestimmte Forderung gestellt werden müsse. Hätte man nun nichts weiter verlangt, als daß Heinrich von Navarra der reformirten Religion entsage, so würde dies, wie sich später zeigte, keine große Schwierigkeit gehabt haben; allein man forderte zugleich, er solle den Protestantismus ausrotten helfen. Dies konnte Heinrich unmöglich eingehen. Auch durfte der Bund nicht einmal wagen, es ihm zuzumuthen. Man

suchte also einen anderen Ausweg. Es ward nämlich auf Betreiben der Guisen beschlossen, zum Haupte der Ligue und zum Nachfolger des Königs einen schwachen Mann zu bestimmen, hinter dessen Schatten man den Herzog Heinrich von Guise verstecken könne. Zu diesem willenlosen Werkzeuge der Ligue wurde der Vatersbruder Heinrich's von Navarra, der alte schwache Kardinal Karl von Bourbon, ausersehen. Zugleich kam man überein, eine Verbindung mit Philipp II. einzugehen, weil derselbe damals wegen der Unterstützung, welche König Heinrich III. seinem Bruder Anjou kurz vor dessen Tode aufs neue gegen die Spanier hatte leisten wollen, mit diesem Könige sehr gespannt war und Gleiches mit Gleichem vergelten konnte. Philipp versprach, die Ligue und die Guisen mit einer jährlichen Subsidie von zweimalhunderttausend Livres zu unterstützen. Auch der Herzog von Lothringen, der nächste Anverwandte der Guisen, ward durch das Versprechen, ihm künftig Metz, Toul und Verdün zu überlassen, zum Beitritte bewogen.

Hierauf versammelte der Herzog von Guise die wüthenden Fanatiker unter den Großen seiner Partei in Nancy, und ließ sich von ihnen eine Vollmacht geben, um den gegen seinen König gerichteten Vertrag abzuschließen. Dann ward vom 30. December 1584 bis zum 3. Januar 1585 zu Joinville auf dem Schlosse des Herzogs ein Kongreß gehalten, auf welchem Philipp's Bevollmächtigte, Taris und Moreo, ein Bevollmächtigter des Kardinals von Bourbon als Repräsentant der Ligue und die Herzöge von Guise und Mayenne in ihrem eigenen Namen und im Namen der Herzöge von Aumale und Elboeuf eine geheime, heilige, beständige Offensiv- und Defensiv-Ligue zur alleinigen Beschützung, Vertheidigung und Erhaltung der katholischen Religion, zur Wiederherstellung derselben und zur gänzlichen Abschaffung aller Secten in Frankreich und in den Niederlanden verabredeten. Es ward darüber eine förmliche Bundes-Acte aufgesetzt und unterzeichnet. In Folge dieses Schrittes war fortan das seither nur in zwei feindselige Parteiungen gespaltene französische Volk in drei getheilt. An der Spitze der einen Partei, welche zugleich die elendeste, verächtlichste und schwächste war, stand König Heinrich III.; das Haupt der anderen war der König von Navarra; die dritte wurde schein-

bar von dem alten Kardinal von Bourbon, in der That aber von König Philipp II. und dem Herzog Heinrich von Guise geleitet.

In Betreff des Antheiles, welchen Pabst Gregor XIII. an der Sache nahm, folgen wir lieber den bekannten Nachrichten, als dem Briefe des Jesuiten Matthieu, den uns Capefigue neulich als ein glaubwürdiges Document hat verkaufen lassen. Der Pater Matthieu, welcher den Liguisten zwar nicht geradezu die Ermordung des Königs, aber doch dessen Einsperrung anzuempfehlen scheint, wurde zweimal nach Rom geschickt, einmal um eine förmliche Bulle gegen Heinrich, das andere Mal um wenigstens ein Breve zu erhalten. Beides verweigerte Gregor, obgleich er eine Anzahl ermunternder Aussprüche that, welche der Jesuit dann nach seiner Art benutzte. Der Pabst blieb dabei, er könne unmöglich den Aufstand gegen einen rechtgläubigen, anscheinend sogar sehr kirchlich frommen König förmlich billigen oder gar durch eine von ihm ausgehende Urkunde selbst hervorrufen. Er mußte sich freilich dabei drehen und wenden, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn er den König von Navarra begünstigen wolle. Sein Nachfolger, Sixtus V., welcher noch in demselben Jahre (1585) Pabst ward, sprach sich noch bestimmter aus, obgleich er den König von Navarra und den Prinzen von Condé in den Bann that, und also Beiden mittelbar das Recht der Nachfolge entzog. Er misbilligte nämlich den revolutionären Schritt der lothringischen Prinzen und des Königs Philipp ausdrücklich.

König Heinrich III. hätte, als er die Nachricht von dem Beginnen der Guisen erhielt, die Protestanten an sich ziehen und dann losschlagen sollen; er zögerte und zauderte aber, während der Aufstand sich überallhin verbreitete. Philipp II. dagegen, welcher fürchtete, Heinrich möchte Antwerpen, welches gerade damals aufs Äußerste gebracht war, unterstützen, drängte seine Bundesgenossen zum Kriege. Der alte Kardinal von Bourbon begab sich (das ließ der König geschehen) vorgeblich nach Rouen in seinen erzbischöflichen Sprengel, wurde aber bald nach Peronne gebracht, wo der ganze unzufriedene Adel der Picardie sich um ihn sammelte, und Kriegshauptleute von Erfahrung warben Schweizer und deutsche Reiter. Schon Ende März ließen die Guisen, welche dies Alles leiteten, durch ein im Namen des alten Kardinals ab-

gefaßtes Manifest eine förmliche Aufforderung zur Empörung ergehen. Der Adel von Champagne und Burgund sammelte sich um Heinrich von Guise und seine Brüder, und viele Städte wurden entweder durch Überfall genommen oder öffneten freiwillig ihre Thore. Lyon ließ die Truppen ein, welche den fanatischen Aufrührern von Savoyen aus zu Hülfe geschickt worden waren; Toul und Verdün öffneten ihre Thore den Deutschen, welche Guise mit spanischem Gelde hatte werben lassen; ebenso wurden Bourges, Orleans und Angers von den Liguisten besetzt. Dagegen wurden die liguistischen Schaaren, welche Marseille und Bordeaux überfallen wollten, mit blutigen Köpfen zurückgetrieben. Die Stadt Paris, in welcher das vornehmste Parlament und die Sorbonne sich befanden, war und blieb ebenso der Hauptsitz dieser von den Theologen und Juristen ausgehenden Revolution, wie es im achtzehnten Jahrhundert der Sitz der von Belletristen, Philosophen, Damen und Herren der Salons und Amerikomanen gepredigten Umwälzung war.

In Paris bildete sich auch der heilige Klubb der Sechszehn, welcher mit der Municipal-Regierung der sechszehn Quartiere ebenso innig zusammen hing und ebenso furchtbar für das ganze Reich ward, als im achtzehnten Jahrhundert die gottlos gescholtenen Klubbs der Jakobiner und Cordeliers (Franziskaner). Auch war sonderbarer Weise der Sitz desselben ebenfalls ein Jakobiner-Kloster. Die beste Nachricht über diese von der fanatisirten Bürgerklasse und ihren Pfaffen ausgehende Demagogie findet sich nach unserem Dafürhalten in den bereits früher (S. 103) erwähnten Denkwürdigkeiten Cayet's. Ein frommer Pariser Krämer, de la Roche Blond, kam zuerst auf den Gedanken, die Stadt liguistisch zu organisiren; er wurde bei der Ausführung von den Pariser Pfarrern Prevot, Boucher und Matthieu de Launay unterstützt. Jeder der Genannten gab einen Mann an, auf den man sich verlassen könne; so erhielt man sieben bis acht neue heilige Klubbisten, zu welchen sich La Chapelle, der Parlaments-Procurator Büssy Le Clerc und der Notarius La Morliere gesellten. Der Ausschuß bestand zuerst nur aus sieben bis acht Mitgliedern, dann aber aus sechszehn nach der Zahl der Quartiere der Stadt. Diese versammelten sich anfangs im Collegium der Sorbonne, nachher

in Boucher's Zimmern und zuletzt im Collegium Forteret. Ähnliche Complotte wurden in allen anderen Städten des Reiches gestiftet, und einige Parlaments-Räthe, die man an die Spitze der Bürgersleute stellte, leiteten die aus jedem Handwerk gewählten Mitglieder. Diese führten die Correspondenz mit den verschiedenen Städten, schickten Sendboten aus und empfingen von allen Seiten her die Berichte der Klubbs.

Die Sechszehn von Paris und die mit ihnen verbundenen Klubbs der anderen Städte bemächtigten sich überall der Regierung, so daß alle Einheit der Verwaltung im Reiche aufhörte, weil man ja dem Haupte der Rebellen förmlich Treue schwor. Das Letztere geschah zuerst durch Weisung (instruction), dann durch den Eid derer, die zur Ligue gehörten (serment pour ceux de la ligue des seizes) *). Die Klubbs erließen Proclamationen, schossen Geld zusammen und schafften Waffen und Vorräthe an. Man sagte allgemein, sie wollten den König aufheben. Daß dies ihre Absicht war, wollen wir nicht behaupten; daß aber der König sich davor fürchtete, ist ganz gewiß, weil er eine Anzahl von Haudegen in seinen Palast aufnahm. Es traten nämlich damals fünfundvierzig handfeste, zu jeder That bereite Edelleute, größtentheils Gasconier und andere an Mord und Todtschlag gewöhnte Männer, in seinen Hausdienst; er bezahlte sie vorzüglich gut und gab ihnen die Tafel, unter der Bedingung, daß sie ihn nicht aus den Augen verlören. Überall rüstete man sich gegen eine geahnte Gefahr **). Unter Allen war der Pater Matthieu, jener nach Rom gesandte Jesuit, dessen Brief nur ein Mann wie Capefigue für ein glaubwürdiges Document halten konnte, der allergeschäftigste, weshalb man ihn auch den Courier der Ligue nannte. Der Präsident von Neuilly, Meneville, Büssy und die angesehensten Männer der Stadt-Obrigkeiten von Paris hatten sich mit den Guisen vereinigt; sie hatten nicht nur die Bürger-Hauptleute gewonnen und

---

*) Die Actenstücke hat Cayet uns aufbewahrt: Collection des Mémoires, vol. LV. pag. 91—97.

**) Pasquier schrieb einem seiner Freunde: Nous sommes maintenant tous devenus guerriers désespérés. Le jour nous gardons les portes, la nuit faisons le guet, patrouilles et sentinelles. Bon dieu! que c'est un, métier plaisant à ceux, qui en sont apprentifs!

Waffen angeschafft, sondern auch dreimalhunderttausend Thaler niedergelegt, und erwarteten nur den Anmarsch des Heeres der Guisen, um dem Könige, wenn er nicht mit Heinrich von Navarra ganz breche, förmlich den Gehorsam aufzukündigen. Der König aber, anstatt sogleich zu den Waffen zu greifen, ließ sich von seiner Mutter verleiten, mit seinen offenbar weniger religiös, als politisch fanatischen Feinden Unterhandlungen anzuknüpfen und also einer Katharina von Medicis Raum und Gelegenheit zu neuen Kabalen zu geben.

Während die Königin Mutter zu Epernay in der Champagne treulos unterhandelte oder vielmehr sich von den Empörern Bedingungen vorschreiben ließ, traf der König keine Anstalten, um, im Falle diese Unterhandlung scheiterte, mit Energie handeln zu können. Er hatte kein Heer gerüstet uud besaß auch kein Geld, um eines zu miethen; wenn er daher nicht wollte, daß die Verbündeten ihn in Paris aufsuchten, so mußte er sich zu ihren Bedingungen verstehen. Die Unterhandlung über seine Aussöhnung mit den Liguisten zog sich jedoch in die Länge, und ward endlich von Epernay nach Nemours verlegt. Dort wurde am 7. Juli 1585 ein Frieden geschlossen, ohne daß die liguistische Partei der königlichen oder diese jener im geringsten getraut hätte. Die Bedingungen, über welche man übereinkam, waren von der Art, daß, wenn der König das diesem Frieden gemäß erlassene Edict von Nemours*) hätte halten wollen, das königliche Ansehen völlig untergegangen wäre. Nach jenem Edicte sollte erstens Alles, was zu Gunsten der Protestanten geschehen war, zurückgenommen, in Zukunft nur Eine Religion im Lande geduldet, die Prediger des Evangeliums verbannt und alle diejenigen, welche die Protestanten im Kriege angeführt hätten, aus dem Reiche gewiesen werden. Zweitens sollten die Glaubensgerichte Todesurtheile gegen die Protestanten fällen dürfen, die getheilten Senate (chambres mi-parties) der Parlamente aber aufhören. Ferner sollte Keiner, der nicht ein katholisches Glaubensbekenntniß abgelegt hätte, ein Amt erhalten. Außerdem sollten die Herzöge von Guise, Elboeuf, Mayenne, Aumale und Mercoeur nicht allein die Statthalter-

*) Es steht in den Mémoires de la ligue, vol. I. pag. 178 sq.

schaften, welche sie bereits besaßen, behalten, sondern es sollten ihnen auch außerdem noch acht feste Plätze, nämlich Chalons, Toul, Verdün, St. Diziers, Rheims, Soissons, Dijon und Beaune, eingeräumt werden. Endlich sollten die fremden Truppen des Kardinals von Bourbon und des Herzogs von Guise aus dem königlichen Schatze bezahlt werden. Die beiden letzteren Punkte wurden noch geheim gehalten, als der Vertrag am 18. Juli dem Parlamente zum Registriren mitgetheilt ward; sie wurden aber durch ihre Ausführung bald bekannt. Übrigens war der Herzog von Guise dieses Vertrages wegen nicht weniger besorgt, als der König von Navarra. Ein Geschichtschreiber jener Zeit schildert sehr naiv die Angst, in welche der Herzog gerieth, als er nach dem Frieden von Nemours nach St. Maur kam, um dem Könige die Aufwartung zu machen, und sich von den Haudegen der Garde desselben umringt sah *).

Mit Heinrich von Navarra unterhielt der König von Frankreich das freundlichste Verhältniß. Er hatte ihn auch kurz vorher durch Abgeordnete ersuchen lassen, alle Plane der Verbündeten dadurch zu vereiteln, daß er die Religion wechsele. Allein der König war beiden Parteien verdächtig, sowie zugleich seiner übeln Neigungen wegen verächtlich, und Heinrich von Navarra suchte sich ohne ihn so gut, als er konnte, zu helfen. Er wußte Damville, welcher nach dem Tode seines älteren Bruders Herzog von Montmorency geworden war und als aufrichtiger Katholik sich früher wieder an die Katholiken angeschlossen hatte, von den verderblichen Absichten der Ligue, mit welcher Heinrich III. verbunden war, zu überzeugen, worauf derselbe sich von der katholischen Partei trennte und an die Protestanten anschloß. Dies war von großer Bedeutung, weil Montmorency Statthalter von Languedoc war. Außerdem zogen dem Könige von Navarra von allen Seiten her einzelne Schaaren zu Hülfe, und die deutschen Reformirten machten Anstalt, ihm in dem bevorstehenden neuen Religions-Kriege nachdrücklichen Beistand zu leisten. Heinrich III. versprach der Ligue, mehrere Heere ins Feld zu stellen, und um dies auszu-

*) Il se crut mort, et son chapeau étoit porté sur la pointe de ses cheveux.

führen, fragte er sogar den Herzog von Guise um seine Meinung über die Befehlshaber, welche er an die Spitze derselben stellen solle. Der Herzog von Guise übernahm, um dem Hofe näher zu bleiben, den Oberbefehl über das Heer, welches den Deutschen den Einmarsch ins Reich verwehren sollte. Es war jedoch dem Könige nicht Ernst mit dem Kriege. Dies merkten die Guisen bald. Sie machten sich deshalb auch kein Gewissen daraus, die königlichen Plätze durch Verrath in ihre Gewalt zu bringen. Der Anschlag, den sie auf Boulogne machten, zeigt am besten, wie weit sie ihre Dreistigkeit trieben. Einer aus dem Bunde der Sechszehn nämlich, welcher für den König in Boulogne commandirte, übernahm es, diese Stadt nebst ihrer Besatzung in die Hände der Liguisten zu liefern, wenn Philipp seinem Versprechen gemäß spanische Truppen schickte und der Herzog von Aumale mit seinen Soldaten am Thore erschiene. Die Sache blieb jedoch kein Geheimniß, und als sie ausgeführt werden sollte, ward der Herzog von Aumale mit Kanonenkugeln begrüßt und der Prevot Vetüs zwischen dem Fallthor und der Brücke gefangen. Dies geschah vor dem eigentlichen Anfang des neuen Krieges. In Paris bewog man den Herzog von Mayenne, sobald er dahin kam, einen allgemeinen Aufstand zu proclamiren; er bedachte sich aber einige Zeit, und nachher ward die Sache entdeckt. Er erhielt darauf vom Könige den Oberbefehl über das gegen Heinrich von Navarra bestimmte Heer. Der Form wegen mußte er, noch ehe er den König von Navarra angriff, eine Aufforderung an denselben ergehen lassen. Dies geschah durch eine sonderbare, aus gelehrten Theologen, Juristen und Staatsbeamten bestehende Gesandtschaft, welche den König von Navarra noch einmal dringend aufforderte, der Ketzerei zu entsagen und die Beschützung der Ketzer aufzugeben. Die Herzogin von Uzès machte den guten Witz, jetzt müsse Heinrich von Navarra sich gewiß bekehren, wenn er nicht ohne Kirchensühne sterben wolle, weil ja mit den Bußpredigern und Beichtvätern zugleich die Henker und ihre Helfer erschienen. Statt sich zu fügen, kam Heinrich von Navarra vielmehr den Liguisten zuvor, indem er den Krieg mit einer reißenden Schnelligkeit begann. Er nahm in Zeit von zwei Monaten, theils selbst, theils durch seine Generale Besitz von Guyenne, Dauphiné, Saintonge und Poitou.

Zu gleicher Zeit drangen die Protestanten unter dem Prinzen von Condé bis nach Anjou vor. Den auf diese Weise begonnenen achten Religions-Krieg nannte man später den Krieg der drei Heinriche (Heinrich's III., des Herzogs von Guise und des Königs von Navarra). Im Augenblicke seines Beginnes belegte Pabst Sixtus V., ohne darum die Ligue zu billigen, den König von Navarra und seinen Vetter Condé mit dem Banne. Die beiden Bourbons protestirten darauf gegen eine Bulle, welche nur durch die Ligue verbreitet ward, weil auch der König von Frankreich nicht zugeben durfte, daß der Pabst sich eine ihm nicht zukommende Gerichtsbarkeit anmaße.

Heinrich III. betrieb den Krieg, zu welchem er zugleich durch seine politischen Gegner und durch die seine tägliche Gesellschaft bildenden Geistlichen, Mönche und Brüderschaften gedrängt worden war, so langsam als möglich. Zugleich gab er durch eine Verordnung seine Feindschaft gegen die Protestanten zu erkennen, und diese war allerdings eine sehr ernstliche, weil er das Evangelium stets mit Wort und That verleugnete. Er machte nämlich bekannt, daß die durch sein Juli-Edict den Protestanten gestattete zweimonatliche Frist zum freien Abzuge auf vierzehn Tage herabgesetzt sei. Heinrich von Navarra dagegen verbot in den von ihm besetzten Provinzen, diesem Edicte Folge zu leisten, zog als Repressalie die Güter der Katholiken ein, und verschaffte sich durch Verkaufung derselben die zum Kriege nöthigen Gelder. Unterdessen hatte Heinrich III., weil die beiden Guisen zwei seiner Heere commandirten, zwei andere aufgestellt, welche er seinen verhaßten Lieblingen, den Herzögen von Joyeuse und Epernon, anvertraute. Um die Kosten dafür bestreiten zu können, schrieb er eigenmächtig Steuern aus, und zwang das Parlament auf die seit dieser Zeit trotz des Widerspruches desselben eingeführte Weise in einer feierlichen Sitzung (lit de justice), seine Edicte auf mündlichen Befehl zu registriren. Das auf diese Art erpreßte Geld theilten nachher die beiden erwähnten Generale, welche der König gleich Maitressen begünstigte, unter sich. Die Verschwendung dieser sogenannten Schoßkinder (mignons) des Königs erregte den höchsten Unwillen; denn sie wurden mit Ämtern und Statthalterschaften überladen, und wenn einer von ihnen einmal weniger erhielt als der andere,

so ward er durch Geld entschädigt. Der König war daher auch immer in Geldnoth, während Alle, die ihn umgaben, Schätze in Fülle hatten.

Die Protestanten strömten von allen Seiten her zu den Fahnen Heinrich's von Navarra. Die Schweizer schickten zu ihren Gunsten an den französischen König eine Gesandtschaft, welche auf eine so feine Weise drohte, daß dieser nothwendig auf gleiche Weise antworten mußte. Sie deuteten nämlich auf die von ihnen mit Franz I. gewechselten Briefe hin, und fügten hinzu, sie seien beauftragt, den König zu beschwören, daß er doch nicht eine so lang erhaltene Freundschaft um der Religion willen brechen möge. Die deutschen Fürsten dagegen verfuhren nach ihrer gewohnten Weise: sie zögerten und berathschlagten. Überdies hatten die Agenten der Bourbons kein Geld, und die deutschen Fürsten wollten für ihre Glaubensbrüder in Frankreich keines hergeben. Die Werbungen in Deutschland hatten deshalb keinen rechten Fortgang. Endlich reiste der greise Beza von Genf nach Deutschland, und predigte von den Kanzeln herab mit der Beredsamkeit, welche einst zu Poissy einen so tiefen Eindruck gemacht hatte (s. Th. XII. S. 385 ff.). Es gelang ihm, im Volke den erloschenen Enthusiasmus für die Sache der Religion wieder zu beleben; von den Fürsten aber wurde er als Apostel und Pabst des Calvinismus ehrerbietig empfangen. Diese versprachen ihren Beistand, beschlossen jedoch, nach deutscher Sitte erst noch einmal schreiben und Reden halten zu lassen. Friedrich von Würtemberg, Graf von Mümpelgard, und der Graf Wolfgang von Isenburg begaben sich mit einer vornehmen und zahlreichen Begleitung nach Paris. Sie erschienen dort im August 1586, fanden jedoch den König nicht. Dieser hatte sich unter dem Vorwande, die unter Joyeuse und Epernon in Bourbonnois aufgestellten Heere zu besuchen, aus Paris entfernt. Man sagte zwar den Gesandten, er werde im Oktober wieder eintreffen; er eilte aber mit seiner Rückkehr nicht, theils weil er hoffte, daß die Deutschen nach längerem Warten wieder heimkehren würden, theils weil er sich in Lyon mit Kindereien und Albernheiten vortrefflich unterhielt. Er zeigte dort eine wahre Leidenschaft für junge Hunde, so daß er einen mit ihnen angefüllten Korb an einem um den Hals befestigten Bande im Hause umhertrug. Er verschwendete außerdem

für Affen und Papageien bedeutende Summen, und unterhielt eine ganze Schaar von Männern und Weibern, welche alle diese Thiere füttern und pflegen mußten. Eine andere Liebhaberei, die er in Lyon trieb, kostete noch bedeutendere Summen: er kaufte nämlich die kleinen Bilder, die sich in alten Andachtsbüchern fanden, für ungeheuere Summen, und klebte sie selbst an die Wände seiner Haus-Kapelle. Unterdessen hatten die vornehmen Herren der deutschen Gesandtschaft es wirklich übel genommen, daß man sie so lange hatte warten lassen, und waren nach Hause zurückgekehrt. Statt ihrer sollten die Geschäftsleute, also Juristen, welche damals nicht gerade die höflichste Klasse der Deutschen waren, dem französischen Könige zu Gunsten der Calvinisten, die sie ihre Brüder nannten, Vorstellungen machen. Diese thaten es auf eine sehr ungeschickte Weise. Gleich im Anfange ihrer Rede an den König sagten sie, es wäre ihnen wohl bekannt, daß der König blos durch den Pabst zur Bedrückung seiner protestantischen Unterthanen gedrängt werde, sie böten ihm daher ihre Hülfe gegen die Päbstler seines Landes, die ihn ängstigten, an. Schon dies war unter den damaligen Umständen nicht diplomatisch klug; die Gesandten beleidigten aber außerdem noch den König geradezu, indem sie ihm vorwarfen, er habe sein Wort gebrochen und Treue und Glauben dadurch verletzt, daß er die sämmtlichen Friedens-Edicte widerrufen habe. Der König wies sie in seiner Antwort mit ernster Würde zurück. Er sagte ihnen, die Deutschen hätten früher viele Jahre lang mit einander über Religions-Angelegenheiten gestritten, und Frankreich habe sie ihre Sache unter sich allein ausmachen lassen, er werde daher jetzt auch nicht die Einmischung der Deutschen in die Streitigkeiten des französischen Reiches dulden, in welchem das Recht, Gesetze zu geben und zu ändern, dem Könige allein zustehe.

König Heinrich III. hatte zu derselben Zeit, als er zwei Heere ins Feld stellte, durch seine Mutter mit den Reformirten über einen neuen Frieden unterhandeln lassen. Dies war den Mitgliedern der Ligue nicht entgangen, und sie fingen daher, ohne ihn zu fragen, den Krieg an. Der Herzog von Guise fiel, während die Deutschen, gegen welche sein Heer bestimmt war, noch zögerten, in das Gebiet des Herzogs von Bouillon, eines Protestanten, ein, und der Herzog von Mayenne erfocht im Süden einige unbedeutende Vortheile.

Als endlich die Deutschen zum Zuge bereit waren, kam Alles darauf an, ihnen Mistrauen einzuflößen und sie so mit dem Könige von Navarra zu entzweien. Um dies zu bewirken, mußte Katharina von Medicis im December 1586 eine Zusammenkunft mit dem Könige von Navarra halten. Diese Zusammenkunft fand in Angoumois auf dem nahe bei Cognac gelegenen Schlosse St. Bris Statt. Katharina bot auf derselben nicht nur alle ihre italiänischen Künste, sondern auch, da sie die übermäßige Leidenschaft Heinrich's von Navarra für das schöne Geschlecht kannte, einen ausgesuchten Kreis von Damen auf, um ihn zu fesseln und zu täuschen; alle ihre Versuche schlugen aber diesmal fehl. König Heinrich III. gerieth dadurch in dieselbe Lage, in welcher Ludwig XVI. sich 1792 befand: er mußte sich entweder dem Haupte der Ligue oder dem der Protestanten enger anschließen. Die Letzteren ließen ihm damals in der That durch ihren Helden La Noue Vorschläge machen, durch welche ihm in Beziehung auf die Religion nichts Neues zugemuthet wurde. Der König war aber eher geneigt, dem Herzoge von Guise sehr große Vortheile zu gewähren, um ihn von der Ligue abzuziehen. Dieser traute indessen natürlich einem so unzuverlässigen Fürsten, welcher von den erbärmlichsten Leuten bald auf diese, bald auf jene Weise hin gelenkt wurde, durchaus nicht.

Der Herzog von Guise wurde damals durch die Kanzelredner, die Maler, die heiligen Brüderschaften und ihre Processionen ebenso der Phantasie der Pariser und ihrer Verbündeten in allen Städten als Heil und Hort empfohlen, wie Robespierre zu unserer Zeit den Jakobinern. Auch hatte er einen Ausschuß von Frommen neben sich, der ihn eben so gewaltsam gegen seinen König vorwärts trieb, wie der Ausschuß der Gottlosen Robespierre gegen den seinigen. Dieser leitende Rath der Ligue (conseil de la ligue) bestand aus allerlei Menschen. Advokaten, Gerichtsboten, Procuratoren, Actuare, Parlaments-Räthe, fanatische, Aufruhr predigende Geistliche, ein Reformirter, der seinen Glauben abgeschworen hatte, bankerotte Handelsleute, ein ehemaliger Fechtmeister, Büssy Le Clerc, Krämer, Handwerker und Gewerbsleute führten in demselben das große Wort. Repräsentant des Herzogs von Guise in diesem Rathe war Franz Roucherolle von Meneville, ein liebenswürdiger, beredter und kühner Edelmann, der das Talent Enthusiasmus zu

erregen besaß und den Rath nach des Herzogs Sinne lenkte. Auch fehlte es, wie bei allen Revolutionen, nicht an einer weiblichen Megäre, welche die Fanatiker mit Wuth und Rachedurst erfüllte. Übrigens wurde damals der ganze innere Raum der Stadt Paris mit seinen engen Gassen und Plätzen zu einer Art Festung gemacht, in welcher man die einzelnen Abtheilungen einrückender Truppen von einander absperren könnte. Dies geschah durch Ketten, welche am Eingange und Ausgange der Straßen befestigt wurden, und durch Fässer, welche mit Ketten unter einander verbunden werden konnten (daher das Wort Barrikaden). Die Hauptplätze konnten leicht abgesperrt werden, wenn man sich der Gebäude, die sich vertheidigen ließen, d. h. der Bastille, des Arsenals und des großen und kleinen Chatelet, versichert hatte. Die Veranlassung zur Errichtung jener Barrikaden gab der von den Liguisten gemachte, durch den Herzog von Mayenne auszuführende Plan, den ersten Parlaments-Präsidenten dü Harlay, den General-Advokaten d'Espasses, den Kanzler und alle Anhänger des Königs zu ermorden, das Stadthaus und das Louvre zu befestigen, den König zu verhaften u. A. m. Dieser an sich abenteuerliche Plan ward dem Könige verrathen, welcher dann Truppen sammelte und die bedrohten Plätze sowie zwei Thore besetzte, so daß der Herzog von Mayenne rathsam fand, die Stadt zu verlassen. Der König wagte nicht, ihn zurückzuhalten und zur Rechenschaft zu ziehen; er sagte ihm blos beim Abschiede spöttisch: „Wie, mein Vetter? Sie verlassen Ihre guten Freunde, die Liguisten, auf eine solche Weise?"

Im Jahre 1587 mußte der Herzog von Guise sich wieder gegen die östliche Grenze wenden, weil das längst angekündigte deutsche Heer endlich wirklich auf dem Marsche war. Diese von dem Pfalzgrafen Johann Kasimir nach seiner gewohnten Art ungeschickt zusammengesetzte Truppenmasse wurde durch den Grafen von Dohna so schlecht geleitet, als Johann Kasimir selbst sie nur immer hätte leiten können. Sie glich mehr wandernden Heuschrecken, als einem regelmäßigen Heere, und konnte, obgleich sie vierzigtausend Mann stark gewesen sein soll, unmöglich einem dreisten General, wie Heinrich von Guise war, die Spitze bieten. Sie brauchte nicht weniger als drei Monate (Juli, August und September), um von der Grenze bis nach Chatillon an der Seine zu gelangen. Wäre

sie von dort, der getroffenen Abrede gemäß, nur noch dreißig Meilen weiter bis an die obere Loire marschirt, wo das Heer der französischen Protestanten stand, so würde wahrscheinlich der Krieg im ganzen Reiche zu Gunsten Heinrich's von Navarra entschieden worden sein. Dieser erfocht nämlich im Oktober einen glänzenden Sieg über das zahlreiche und gut ausgerüstete Heer des Herzogs von Joyeuse. Der Letztere hatte sich bei Coutras, einem kleinen Orte in Güyenne am Flusse l'Isle, welcher nicht weit davon in die untere Dordogne fällt, dem Könige von Navarra entgegen gestellt, dessen Heer nicht blos viel kleiner, sondern auch schlecht ausgerüstet war, der aber Anlage und Talent besaß, während es jenem Lieblinge des französischen Königs an Beidem fehlte. Am 20. Oktober 1587 kam es bei Coutras zur Schlacht, und das königliche Heer ward völlig geschlagen und zerstreut. Joyeuse selbst stürzte sich, als er die Schlacht verloren sah, mit seinem Bruder Claudius von St. Sauveur unter die Feinde und ward getödtet. Unglücklicher Weise ging Heinrich, anstatt seinen Sieg lebhaft zu verfolgen, einer der Liebschaften nach, an denen es ihm nie fehlte. Diesmal war die Prinzessin von Guiche seine Göttin, der er dann auch bei seiner Reise nach Bearn die bei Coutras eroberten Fahnen zu Füßen legte. Auch die Deutschen, welche gerade in diesem Augenblicke den Reformirten, von denen sie gerufen waren und bezahlt wurden, recht nützlich hätten werden können, trugen nichts zur Benutzung jenes Sieges bei, sondern kehrten alsbald wieder um.

Dies konnte der Herzog von Bouillon, welcher dem Scheine nach an ihrer Spitze stand, ebenso wenig verhindern, als er und der Graf Dohna, der sie in Johann Kasimir's Namen anführte, sie von dem Plündern, Rauben und Brennen abhalten konnte, welches sie den Franzosen verhaßt machte. Auch Condé's Bruder, der Prinz von Conti, welchen Heinrich von Navarra zu ihnen geschickt hatte, vermochte nicht ihrer Unordnung zu steuern. Sie marschirten bis La Charité, fanden aber den Paß, den sie bei ihrem vorigen Zuge unbesetzt gefunden hatten, gesperrt, und zogen dann mordend und plündernd im Lande umher, wofür Tausende von ihnen durch das Landvolk erschlagen wurden. Außerdem wurden sie zweimal von Guise in ihrem Lager überfallen. Am empfindlichsten war für sie der Verlust, den ihnen der Herzog von Guise beibrachte, als er sie am

11. November 1587 in ihrem Lager an einem kleinen Orte des Gebiets von Chartres unerwartet angriff. Auch König Heinrich III. zog von Paris mit einem Heere aus, um sie zu verfolgen, schloß aber alsbald vermittelst des Herzogs von Epernon einen Vertrag mit ihnen, durch welchen sie unter der Bedingung, daß sie aufhörten zu morden und zu rauben, freien Abzug erhielten. Diesen Vertrag, welchen die Franzosen ihrem Könige zum Verdienste anrechnen, erkannte Heinrich von Guise, der damals schon dem Könige ganz feindlich gegenüberstand und die Absichten desselben verdächtig machte, nicht allein nicht an, sondern er setzte auch die Verfolgung der Deutschen sogar bis über die französische Grenze hinaus fort. Nachdem Guise nämlich den größten Theil des deutschen Heeres niedergehauen hatte, trieb er den Rest desselben bis in die Grafschaft Mümpelgard, wo er dann ganze Ortschaften in Brand stecken ließ *).

Gleich nach seiner Rückkehr von der Verfolgung des deutschen Heeres begab der Herzog von Guise sich nach Nancy, wo die vornehmsten Glieder seiner Familie und die Häupter der Ligue mit ihm zusammenkamen, um endlich gegen den König, den sie nun schon seit dritthalb Jahren als einen Beschützer von Ketzern und als einen unzuverlässigen, insgeheim mit den Reformirten im Einverständnisse stehenden Fürsten gescholten, sowie durch Verschwörungen und sogar mit den Waffen bekämpft hatten, einen entscheidenden Schritt zu verabreden. Auf dieser im Januar 1588 gehaltenen Versammlung wurde dann der Beschluß gefaßt, daß Heinrich von Guise zunächst mit spanischem Beistande das Herzogthum Bouillon besetzten und hierauf peremtorisch vom Könige die ausdrückliche öffentliche Billigung alles dessen, was die Ligue gethan und beschlossen habe, fordern solle. Zugleich wurde, da man voraus sehen konnte, daß der König dies nicht freiwillig thun

*) Der Messire de Cheverny im fünfzigsten Theile der Mémoires sagt: A cette retraicte fut donné passage à ceux, qui y pourroient gaigner la Bourgogne, tousjours néantmoins poursuivis par le Marquis du Pont, fils de Mr. le Duc de Lorraine, et par Mr. de Guise, qui entrèrent avec eux jusques dans le pays de la Comté de Montbeillard, où il bruslèrent quantité de villages par vengeance de ceux, que les dits etrangers avaient pillés et brulés en Lorraine.

werde, eine Verschwörung in Paris gestiftet, um dem Herzoge von Guise wider den Willen des Königs Einlaß in die Stadt zu verschaffen und vermittelst seiner den König in die Gewalt der Ligue zu bringen. Man verabredete zu diesem Zwecke auf der Versammlung in Nancy eine dringende und drohende Vorstellung an den König, in welcher dieser aufgefordert ward, endlich Ernst zu machen und den Ketzern nicht mehr scheinbar, sondern redlich und in der That auf den Leib zu gehen.

Durch diese Schritte der Ligue wurde der König in die größte Verlegenheit gesetzt, da außer seinen Lieblingen niemand in seiner Umgebung mit wahrer Liebe an ihm hing, dagegen aber Heinrich von Guise sowohl wegen seiner majestätischen Gestalt, als auch wegen seines Geistes und seiner Talente von jedermann bewundert ward. Alle, die den König umgaben, waren Katholiken und sahen in Heinrich von Guise und dessen Bruder, dem Kardinal, die Stützen des rechten Glaubens, durch welche Heinrich von Navarra und dessen Ketzer, die der König insgeheim beschütze, vom Throne abgewehrt würden. Als der König die unverschämte Forderung des Herzogs und seiner Anhänger nicht sogleich befriedigte, obwohl er sie keineswegs ablehnte, machte der Rath der Sechszehn oder mit anderen Worten der Ausschuß der Pariser Gemeinde-Regierung den Plan, sich des Königs tumultuarisch zu bemächtigen. Der Rath der Ligue behauptete, daß er eine Volksmacht von zwanzigtausend Gewerbsleuten aufstellen könne, und versprach, mit dieser Macht, sobald der Herzog nach Paris komme, das Louvre zu stürmen, den König zu verhaften und die Garden, sowie alle verdächtigen Personen, Hofleute und Minister umzubringen. Als der König diesen Beschluß erfuhr, ließ er am hellen Tage Waffen in das Louvre bringen und seine Garde durch viertausend Mann Schweizer verstärken. Auf die Nachricht davon kehrte der Herzog von Guise, welcher nur noch vier Stunden von Paris entfernt war, nach Soissons zurück. Dies brachte die Sechszehn in Verzweiflung, weil sie, vom Herzoge verlassen, die Rache des Königs zu fürchten hatten; sie schickten also Abgeordnete an denselben, um ihn dringend einzuladen, daß er nach Paris komme. Der König dagegen gab dem Herrn von Bellievre Befehl, zu dem Herzoge zu reisen und ihm die Reise nach Paris zu verbieten. Bellievre reiste zwar ab,

wagte aber nicht dem Herzoge den unbedingten Befehl des Königs kund zu thun, sondern nahm die Gegenvorstellungen desselben an, und überschickte sie dem Könige. Dieser ließ hierauf dem Herrn von Bellievre unbedingt befehlen, daß er dem Herzoge die Reise strenge verbiete. Nach der als Anekdote begierig nacherzählten Überlieferung wäre dieser Befehl zu spät an Bellievre gekommen, weil es in der königlichen Kasse an den zur Bezahlung eines Couriers erforderlichen fünfundzwanzig Thalern gefehlt habe und deshalb der Befehl mit der gewöhnlichen Post habe geschickt werden müssen. Wahrscheinlich verhielt sich aber die Sache anders: Bellievre fand es, wie uns scheint, klüger, den königlichen Befehl nicht mit dem gehörigen Nachdruck auszurichten; er fiel deshalb auch nachher in Ungnade.

Wie ähnlich Heinrich's III. Lage der Lage Ludwig's XVI. im Jahre 1791 war, zeigt das Betragen der Schwester Guise's, der Herzogin von Montpensier, welche in Abwesenheit ihres Bruders die fanatische Ligue leitete. Sie kam zwar zum Könige in den Palast, that einen Fußfall und beschwor ihn, das, was man von ihrem Bruder sage, nicht zu glauben, stellte aber zu gleicher Zeit in der Antons-Straße Bewaffnete auf, um sich seiner zu bemächtigen, wenn er aus Vincennes in die Stadt komme. Der König entging dieser Gefahr nur aus dem Grunde, weil Poulain, der ihm stets von den Anschlägen der Ligue Nachricht gab, ihn auch diesmal warnte. Am 9. Mai kam der Herzog von Guise in die Stadt. Er war zwar blos von sieben Personen begleitet, sah sich aber in einem Augenblicke von der ganzen jubelnden Menge der fanatisirten Bürger umgeben. Er stieg bei der verwittweten Königin ab, und verließ sich, im Fall der König heftige Entschlüsse gegen ihn fassen würde, darauf, daß derselbe nicht wagen werde, ihn in Paris zu verletzen. Im Louvre ward der Herzog allerdings gewissermaßen als Feind empfangen; denn bewaffnete Soldaten füllten die Zimmer und Höfe, und im Vorsaale standen Edelleute und Hofbeamte mit sehr finsteren Gesichtern. Nichtsdestoweniger trug er dem Könige die in Nancy verabredeten Forderungen trotzig vor, und der König wagte nicht, ihn in Paris verhaften oder gar tödten zu lassen. Die Stadt wurde daher jetzt gewissermaßen in ein doppeltes Lager umgewandelt. Der König bewaffnete die reicheren Bürger, denen

Alles an der Erhaltung der Ruhe lag, rief den Adel zu sich und stellte im Quartier des Louvre Truppen auf. Guise dagegen ließ die Fanatiker und den niederen Haufen bewaffnen, und die Sechszehn riefen die volkreichen Quartiere der Universität, des Platzes Maubert, des Greve-Platzes und der Hallen zum Aufstande auf, indem sie vorgaben, man habe die Absicht, hundertundzwanzig Katholiken aus der Welt zu schaffen.

Vorerst blieb Alles noch ruhig, und das Volk widersetzte sich nicht, als am 12. Mai die viertausend Schweizer einzogen und die Plätze sowie andere Orte besetzten. Nur den Platz Maubert ließen dieselben unbesetzt, weil sie sich scheuten, ihn gewaltsam von den ihn füllenden Weibern und Proletariern zu reinigen und folglich den Anfang des Blutvergießens zu machen. Gerade von diesem Platze, sowie von der Brücke St. Michel ging plötzlich der Ruf zum allgemeinen Aufstande aus. Hierauf wurden die Straßen gesperrt, die Soldaten in den Straßen eingeschlossen und von der Gemeinschaft mit einander abgeschnitten. Der Herzog von Guise hielt sich anfangs in seinem festen Hause, dessen hinteren Ausgang er bewachen ließ. Der König aber gerieth in die größte Verlegenheit und schickte eine Botschaft nach der anderen an den Herzog, welcher jetzt in den Straßen umherzog und den Unruhestiftern Befehle ertheilte. Der König ließ ihn auffordern, daß er dem Lärm ein Ende machen möge; der Herzog erwiderte aber ganz kalt, die Lärmmacher wären Stiere, die sich losgerissen hätten, er sei ihrer nicht mächtig. Da alle engen Straßen durch die von der einen Seite zur anderen gespannten Ketten, die breiteren aber durch die zum Sperren eingerichteten Tonnen geschlossen werden konnten, so waren die Schweizer, welche nicht in den Straßen, sondern nur auf den Plätzen standen, und die auf den Brücken aufgestellten französischen Garden bald von einander abgeschnitten. Die Ersteren wurden dann in ihren Wachthäusern, auf dem Kirchhofe des Innocens und auf den Plätzen eingesperrt, die Garden vertrieben und die Ketten nach und nach bis in die Nähe des Louvre vorgeschoben. Gleichwohl verloren dabei nur etwa dreißig Soldaten das Leben. Endlich gab der Herzog von Guise den wiederholten Botschaften des Königs nach, ließ die Barrikaden öffnen und gewährte den eingeschlossenen Truppen freien Abzug

nach dem Louvre. Sie zogen gedemüthigt mit umgekehrtem Gewehr, mit entblößtem Haupte und ohne Trommelschlag aus der Gefangenschaft, in der sie vom Volke gehalten worden waren. Hinter ihnen wurden die Barrikaden wieder geschlossen. Der König befestigte sich im Louvre, der Herzog von Guise aber in seinem Quartiere. Als der Prevot, welcher damals das Ansehen hatte, welches jetzt Präfect und Maire haben, die Parole im Namen des Königs geben wollte, litten die Bürger dies nicht, sondern der Herzog mußte dieselbe austheilen.

Endlich übernahm die Mutter des Königs eine Vermittelung. Sie begab sich zu diesem Zwecke am 12. Mai vom Louvre in das Quartier des Herzogs. Man ließ sie jedoch mit ihrem Wagen nicht durch, sondern sie mußte sich in einer Sänfte tragen lassen, und die Ketten der Straßen wurden immer gleich hinter ihr wieder geschlossen. Erst nach zwei Stunden gelangte sie in das Quartier des Herzogs. Dieser machte für sich und für die Fanatiker, deren Bundeshaupt er war, die unverschämtesten Forderungen, und die Königin sah bald ein, daß mit ihm nichts anzufangen sei. Sie rieth daher selbst ihrem Sohne, sich heimlich und verkleidet aus der Stadt zu retten, und damit er dies bewerkstelligen könne, so begab sie sich am folgenden Tage noch einmal zum Herzoge und zog die Unterredung mit ihm in die Länge. Wirklich schlich sich während derselben der König aus der Stadt hinaus. Er wurde jedoch dabei trotz seiner Verkleidung von den am Thor von Nesle aufgestellten liguistischen Posten erkannt, und diese feuerten nicht allein auf ihn, sondern sie schnitten sogar das Seil der Fähre ab, in welcher er über die Seine setzte, so daß er nur mit genauer Noth entkam. Als dem Herzoge noch während der Unterredung mit Katharina die Nachricht von der Flucht Heinrich's überbracht wurde, gab er der Königin zu verstehen, daß er diese für ihn höchst verdrießliche Flucht ihrer Florentinischen Kunst zuschreibe; sie antwortete aber auf seinen Zuruf: „Der König flieht, um mich zu verderben!" ganz kalt: „Von dem Entschlusse wußte ich nichts". Die französischen Garden und die Schweizer waren dem Könige, welcher bei der Flucht keine dreißig Personen um sich hatte, schon vorausgezogen; der Hof und der Adel folgten ihm in verwirrter Eile und ohne Ordnung. Er übernachtete das erste Mal in einem

Dorfe; am anderen Tage verschaffte ihm Nikolaus de Thou, Bischof von Chartres, in dieser Stadt den Liguisten zum Trotz eine ehrenvolle Aufnahme.

Jetzt warf der Herzog von Guise die Maske ganz ab. Er errichtete in Paris eine fanatische Republik, nicht weniger furchtbar, als die liberale, welche zweihundert Jahre später Mirabeau dort errichten ließ, nur mit dem einzigen, für den König sehr furchtbaren Unterschiede, daß Guise Dictator seiner Pfaffen-Republik blieb. Er versammelte das Volk, ließ neue Stadt-Obrigkeiten wählen und der städtischen Miliz neue Hauptleute geben, die ihm anhängiger waren als die früheren. Auch des Parlamentes, das schon längst die Rechte der Stände an sich zu ziehen gestrebt hatte, wußte er sich zu seinen Zwecken zu bedienen. Der erste Präsident desselben, Achilles dü Harlay, erwiderte ihm zwar auf seine Aufforderung, das Parlament zusammenzurufen, daß, wenn die Majestät des Fürsten verletzt sei, das Richter-Amt keine Macht mehr habe; aber der zweite Präsident, Brisson, ließ sich willig finden. Der Herzog bemächtigte sich zugleich der Bastille und des Arsenals, ließ die Barrikaden wegräumen, stellte die Ordnung wieder her und besetzte, damit die Zufuhr nicht verhindert werden könne, die benachbarten Städte. Auch wurden alle Stellen an Creaturen der Familie Guise übertragen, und diese herrschte jetzt bis zum Jahre 1594 in der Hauptstadt.

Die Königin Mutter war in Paris zurück geblieben, und leitete die Unterhandlungen, welche der schwache König beginnen ließ. Dieser wurde bald nachher durch seine eigenen Freunde lächerlich gemacht, indem dieselben eine der Processionen, die er stets so sehr geliebt und begünstigt hatte, als Mittel gebrauchten, um ihn von Chartres abzuholen. Nichts bezeichnet besser den Geist, den die Jesuiten, welche die Seele der Ligue waren, zur heiligen Pflicht zu machen suchten und noch jetzt suchen, um über ein gedankenloses, durch Müßiggang, durch Almosen und durch das Schaugepränge einer falschen Andacht tief herabgewürdigtes Volk unbedingt herrschen zu können, als diese Procession der Pariser nach Chartres, wie sie von de Thou beschrieben wird. Sie glich sowohl in Betreff ihres Zweckes, den König zu seinem Volke nach Paris zu führen, als auch durch die Maskerade des Zuges selbst dem be-

kannten, von Maillard dem Kopfabschneider angeführten Zuge der Pariser nach Versailles im Jahre 1789, um den König zu holen. Haupt-Personen waren bei der Procession der Ligue die Mitglieder der heiligen Brüderschaft der Büßenden, welche Heinrich III. stets vor allen anderen begünstigt hatte. Vor dieser her ging ein Kerl mit langem, schmutzigem, ungekämmtem Barte. Er war mit einem groben Bußkittel bekleidet, über welchem an breitem Wehrgehenk ein krummer Säbel hing, und in der Hand hielt er eine alte rostige Trompete, die, wenn er blies, die widrigsten Töne von sich gab. Ihm folgten drei ebenso schmutzige Leute, welche statt des Helmes einen schmierigen Kochtopf und außer ihren Bußkitteln Ringel-Panzerhemde, Armschienen, Panzerhandschuhe und verrostete Hellebarden trugen. Sie warfen wüthende Blicke um sich und stellten sich gar wunderlich, um den Andrang des Volkes abzuwehren. Hinter ihnen folgte der Bruder Ange von Joyeuse, ein Hofmann, welcher ein Jahr vorher Kapuziner geworden war. Er stellte in dieser Procession den zur Schädelstätte geführten Heiland vor. Er hatte zu diesem Zwecke sich binden und, um seinen alten Freund Heinrich eher zu rühren, Blutstropfen ins Gesicht malen lassen, welche von seinem mit Dornen gekrönten Haupte herabzuströmen schienen. Außerdem schleppte er, scheinbar mit großer Anstrengung, ein langes Kreuz von angestrichenem Pappdeckel, und ließ sich von Zeit zu Zeit unter jämmerlichem Klagen und Seufzen auf die Erde fallen. Ihm zur Seite gingen zwei junge Kapuziner in Chorhemden, von welchen der eine die Jungfrau Maria, der andere die Maria Magdalena vorstellte. Beide richteten andächtig ihre Augen gen Himmel, thaten, als wenn sie bitterlich weinten, und warfen sich, so oft jener auf die Erde fiel, nach dem Tacte ihm zu Füßen. Vier andere Trabanten, den drei ersten sehr ähnlich, hielten das Seil, mit welchem Ange gebunden war, und gaben ihm Peitschenschläge, die man sehr weit hören konnte. Hinter dieser grotesken und gotteslästerlichen Komödie folgte dann ein langer, gedrängter Zug anderer Büßer.

Der König misbilligte freilich laut diese Maskerade; er erkannte aber bald, daß ein sehr ernster Zweck unter ihr versteckt sei, da die Büßer alle ihre Genossen in Chartres und in den anderen Städten in Bewegung gebracht hatten.

Er verließ daher Chartres und ging nach Rouen. Dort beschäftigte er sich, wie wenn nichts vorgefallen wäre oder vorfallen könnte, mit Lustbarkeiten, Wasserfahrten und Schauspielen, während seine Mutter mit seiner Zustimmung einen Frieden mit den Rebellen schloß, der diesen die Protestanten und das ganze Reich in die Hände gegeben haben würde, hätte man nicht schon bei der Abschließung desselben die Absicht gehabt, ihn zu benutzen, um sich der Guisen zu entledigen. Das Resultat dieses Friedens war ein neues Edict, welches am 21. Juli 1588 im Parlamente registrirt wurde und den Namen des Unions-Edictes führt. Nach demselben sollten den Genossen der Ligue außer den Plätzen, welche schon in ihrer Gewalt waren, noch Orleans, Bourges, Montreuil und einige andere Städte eingeräumt und eine allgemeine Amnestie für das, was in Paris geschehen war, gewährt werden. Außerdem entschuldigte sich der König in der Einleitung zu diesem Edicte förmlich, daß er so lange mit den Ketzern Geduld gehabt habe, indem er zugleich betheuerte, daß er jetzt zu einem Ausrottungs-Kriege mit denselben entschlossen sei, und die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis sie insgesammt vernichtet wären. Dies bekräftigte er mit einem Eide. Zugleich befahl er allen seinen Unterthanen, ein Gleiches zu thun, sich innig zu verbinden, den Bund zu unterschreiben und in der Acte desselben zu versprechen, daß sie nie einen Prinzen als König von Frankreich anerkennen wollten, der sich nicht zur römisch-katholisch-apostolischen Religion bekenne. Dieses war der Inhalt der öffentlichen Artikel des Edicts. Es waren aber noch geheime Artikel beigefügt, deren Inhalt unmittelbar darauf durch die Ausführung derselben bekannt wurde. Der König ertheilte nämlich dem Herzog Heinrich von Guise die Würde eines Generalissimus mit ganz unbeschränkter Gewalt. Außerdem wurden die Truppen der Ligue in die denselben überlassenen Sicherheits-Plätze gelegt, und endlich mußte der König auf den Anfang des Oktober eine Ständeversammlung nach Blois berufen, durch welche Alles, was dem Herzoge von Guise gewährt worden war, bestätigt und folglich der König unter dessen Vormundschaft gestellt werden sollte.

Der Herzog von Mayenne machte darauf Anstalt, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, welches gegen Montmorency und seine Freunde nach Languedoc marschiren sollte. Der Herzog von

Guise dagegen zog vorerst nicht gegen Heinrich von Navarra, weil er der gar zu großen Nachgiebigkeit des Königs nicht traute und ihn zu beobachten wünschte, ganz besonders aber weil er dafür sorgen wollte, daß die Wahl der Stände-Deputirten, die der König gar nicht zu beachten schien, ganz nach seinem Willen ausfalle. Als die Ständeversammlung am 16. Oktober 1588 eröffnet wurde, glaubte der Herzog seiner Sache ganz gewiß zu sein. Die meisten Deputirten waren seine Creaturen oder doch Mitglieder der Ligue; er selbst war schon seit August Oberbefehlshaber; sein Bruder, der Kardinal, hatte viele neue Vortheile erlangt; eine der Hauptstützen der Guisen endlich, der Erzbischof von Lyon, dem in den Denkwürdigkeiten jener Zeit die gröbste Unwissenheit und alle Laster vorgeworfen werden, war in den königlichen Rath aufgenommen worden. Auch hatte der Herzog bereits die nöthigen Maßregeln getroffen, um Alles, was er wünschte, von den Ständen zu erlangen. Es bedurfte ferner nur eines Wortes von ihm, um die Pariser zum offenen Aufstande zu bewegen, und die Picardie, die Normandie, Soissonnois, La Brie, Burgund und Orleannois waren jeden Augenblick bereit, dem Beispiele derselben zu folgen. In den anderen Provinzen aber waren Parlaments-Räthe, Beamte, viele Glieder des hohen Adels, alle Erzbischöfe, Bischöfe, Doctoren des Rechts und der Theologie, Pfarrer und Mönche aller Orden und namentlich alle Jesuiten, welche schon damals die Beichtstühle inne hatten, fanatisch für ihn eingenommen. Überdies hatte sich in der letzten Zeit die Unzufriedenheit mit dem Könige sehr gesteigert, weil der Herzog von Savoyen, ohne Widerstand zu finden, die Grafschaft Saluzzo besetzt hatte. Niemand zweifelte deshalb mehr, daß die Ständeversammlung, welche fast aus lauter Mitgliedern der Ligue bestand, den König unter die Vormundschaft der lothringischen Prinzen bringen wolle. Der Herzog von Mayenne selbst scheute sich nicht, dies merken zu lassen, und der Herzog von Guise sprach sich darüber in kühnen Worten gegen den Marschall von Aumont aus, welcher dann die mit ihm gehabte Unterredung dem Könige berichtete.

Wir übergehen eine ganze Anzahl Anekdoten, welche in den Geschichten und Denkwürdigkeiten jener Zeit in Betreff der Insolenz Heinrich's von Guise und seiner Schwester gegen den König erzählt werden. Der Herzog verließ sich stets auf die Feigheit des

Königs, weil er wußte, daß dieser zwar schon seit langer Zeit auf eine rettende That (coup d'état) gedacht, die Vollbringung derselben aber nie gewagt hatte. Allein jetzt ward es mit der Sache wirklich Ernst. Der König war durch die ganze Demagogie des Herzogs von Guise, den uns de Thou als den Abgott der Damen und der fanatischen Liguisten und als einen geübten Demagogen schildert *), schon längst aufs höchste gereizt worden, und hatte den Herzog bereits früher in St. Maur und in Paris ermorden lassen wollen. Jetzt ward er durch eine neue Insolenz desselben beleidigt. Der König forderte nämlich die Stadt Orleans zurück und erhielt von dem Herzog die übermüthige Antwort, er werde die Stadt behalten und auch zu behaupten wissen. Es wurde also jetzt Rath gehalten, wie man sich am besten des Herzogs entledigen könne. Der Marschall von Aumont, welcher nebst noch drei anderen Herren an dieser Berathung Theil nahm, war der Meinung, man solle den Herzog vor Gericht stellen; dies wurde aber als zu gefährlich verworfen, und Heinrich III., der in der Bartholomäus-Nacht eben so thätig beim Morden gewesen war, als sein Bruder Karl IX., konnte wohl kein großes Bedenken haben, in einen Mord einzuwilligen, der angeblich den Staat retten sollte. Zur Ausführung dieses Mordes hatte man, wie es heißt, anfangs den Hauptmann der Leibwache, Crillon, ausersehen, welcher den Herzog tödtlich haßte. Auch soll dieser sich anfangs dazu bereitwillig gezeigt haben; als er aber erfuhr, daß nicht von einem offenen Kampfe, sondern von einem Meuchelmorde die Rede sei, weigerte er sich entschieden. Der König drang hierauf nicht weiter in ihn, da Crillon sich bereitwillig finden ließ, während der Ermordung des Herzogs und der Verhaftung seiner Begleiter alle Zugänge zum Palast besetzt zu halten. Es fanden sich leicht Andere, die aus Privathaß gegen den Herzog und die lothringischen Prinzen

*) In den Observationen über die Denkwürdigkeiten des Messire de Cheverny, chancelier de France, wird der Schilderung des Herzogs von Gui welche de Thou gegeben hat, die Frage angehängt: Ce portrait ne seroit-il pas celui de nos roués qui ont de l'esprit? An einer anderen Stelle wird, Balzac's bombastisches Lob des Herzogs mitgetheilt und dann hinzugefügt: Que reste-t-il à son héros? de l'esprit, de la hardiesse, une belle figure et une taille majestueuse. Il en falloit moins pour tourner la tête aux femmes; aussi en était-il l'idole.

überhaupt geneigt waren, dem Könige als Mörder zu dienen. Lognac, der erste Kammerherr des Königs, hatte mit dem Herzoge und seinen Brüdern Streit gehabt und war ganz sicher, daß er, wenn die Guisen die Oberhand behielten, entfernt werden würde. Er konnte sich bei der Vollbringung der That des Beistandes der fünfundvierzig gasconischen Haudegen, die den König innerhalb seiner Zimmer bewachten (s. S. 220.), versichert halten; denn diese waren den Liguisten vor allen Anderen verhaßt, und die lothringischen Prinzen hatten beschlossen, durch die Stände ihre Entlassung zu bewirken.

Über die Art, wie der Mord ausgeführt ward, weichen die Berichte sehr von einander ab, und es läßt sich nicht angeben, welcher von ihnen der wahre ist. Wir verweisen in Betreff derselben auf Cayet's Denkwürdigkeiten (chronique novennaire), und beschränken uns darauf, dasjenige zu berichten, was uns am wahrscheinlichsten zu sein scheint. Der König berief auf den 22. December 1588 eine große Rathsversammlung, und ließ den Herzog von Guise und dessen Bruder, den Kardinal, wiederholt und dringend zu derselben einladen; und damit Beide ja nicht versäumten, zu erscheinen, so wurden allerlei wichtige Dinge angegeben, über welche in der Sitzung berathschlagt werden sollte. Auch fanden Beide sich wirklich ein. Das Rathszimmer war durch einen schmalen Gang mit dem Schlafgemach des Königs verbunden, welcher in eigener Person sechs von jenen fünfundvierzig Gascognern unter sein Bett versteckt hatte. Als der Herzog und sein Bruder, der Kardinal, im Rathszimmer Platz genommen hatten, ließ der König plötzlich den Ersteren in sein Schlafgemach rufen. Hier warf Lognac, welcher mit verschränkten Armen auf einem Kasten saß, einen wüthenden Blick auf den Herzog; dieser trat sogleich einen Schritt zurück und griff an seinen Degen. Noch ehe er denselben aus der Scheide hatte ziehen können, durchbohrte ihn Lognac. Die sechs Gascogner kamen hierauf aus ihrem Verstecke hervor und vollendeten den Mord unter den Augen des Königs, der dabei mit Blut besprützt ward. Des Herzogs Bruder und der Erzbischof von Lyon, welcher ebenfalls mit in das Schlafgemach gekommen war, wurden, als sie dem Herzoge beispringen wollten, ergriffen und in einen schrecklichen Kerker geworfen. Auch die Mutter des Ermordeten, sein Sohn, seine nächsten Anverwandten, der alte

Kardinal von Bourbon und die vornehmsten Anhänger des Herzogs, sowohl diejenigen, die sich im Schlosse befanden, als auch die außerdem noch in der Stadt anwesenden, wurden verhaftet. Der abergläubigste aller Könige fragte bei Gelegenheit dieser Mordthat weder nach den Vorrechten der Kirchenbeamten, noch nahm er Rücksicht auf den Pabst, welcher stets ohnmächtig ist, wenn er mit entschlossenen Leuten zu thun hat. König Heinrich ließ nämlich den Kardinal von Guise schon am Tage nach seiner Verhaftung hinrichten. Der Erzbischof von Lyon ward einem königlichen Vasallen zur Bewachung übergeben. Die Deputirten des dritten Standes, welche zur Ligue gehörten, wurden zum Theil in ihrem Sitzungs-Lokale auf dem Stadthause verhaftet und dann im Schlosse eingesperrt *). Die meisten von ihnen retteten sich jedoch durch die Flucht, da der König nicht einmal die Kühnheit des Verbrechers hatte, die ihm jetzt nöthig gewesen wäre. Auch der Herzog von Mayenne, den der König in Lyon hatte verhaften lassen wollen, entkam glücklich. Der Katharina von Medicis, welche zu der Zeit, als der Mord vollbracht wurde, in den unteren Zimmern des Schlosses auf ihrem Todbette lag, hatte der König die geschehene That, die mit ihrer Pariser Bluthochzeit verglichen zu werden verdiente, sogleich selbst angezeigt; sie hatte sich aber über dieselbe in sehr bedenklicher Weise geäußert.

Die Pariser erholten sich bald von dem ersten Schrecken, der sie niedergeschlagen hatte, und ernannten, nachdem sie am Weihnachts-Tage auf dem Stadthause wüthend gegen den König getobt hatten, einen Guisen, den Herzog von Aumale, zum Statthalter von Paris. Sobald dieser seine Würde übernommen hatte, dachte er daran, ein Heer zum Entsatze von Orleans, welches der König hatte einschließen lassen, aufzustellen. In diesem

---

*) Die Chroniqne novennaire ist hier am ausführlichsten: Le grand prévost par le commandement du roi sortit du chasteau et alla à l'hostel de la ville en la chambre des députés du Tiers-Etat, se saisit du sieur la Chappelle-Marteau, prévost des marchands de Paris, du président de Neuilly, de l'eschevin Compan (qui estoient les députés de Paris) et du lieutenant d'Amiens, lesquels il emmena au chasteau et furent mis prisonniers en une chambre audessus la garderobe du roi. En même tems aussi le roy fist arrester le comte de Brissac, le sieur de Bois-Dauphin et quelques seigneurs des plus intimes du duc de Guise.

Augenblicke starb Katharina von Medicis. Was die in Blois versammelten Stände betrifft, so machten sie es so, wie bis auf den heutigen Tag die Stände es zu machen pflegen: sie hielten gar schöne Reden, von welchen die Leute viel sprachen, und gingen am 16. Januar 1589 auseinander, ohne das Geringste gethan zu haben. Den König gab jedermann ganz auf. Der spanische Gesandte Mendoza verließ den Hof, ohne Abschied genommen zu haben, und begab sich nach Paris, wo der Mittelpunkt der papistischen und jesuitischen Gegen-Regierung war. Dorthin kam auch der Herzog von Mayenne.

Das ganze Reich gerieth in Aufstand, und jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf bildete eine Art Republik, an deren Spitze irgend ein Mann stand, welcher der Robespierre der Frommen war und einen bedeutenden lokalen Einfluß hatte. In Paris benahmen sich das Volk und die Geistlichen in den Kirchen und Straßen auf die anstößigste Weise. Es wurde von allen Kanzeln herab aufs wüthendste nicht blos gegen den König, sondern auch gegen das ganze Geschlecht der Valois gepredigt. Mädchen, Weiber und Kinder hielten bei Tag und bei Nacht auf höchst unanständige Weise Processionen, und diese wurden zuletzt so ärgerlich, daß die Pfarrer selbst, welche doch die Urheber und Leiter des ganzen Scandals gewesen waren, dagegen predigen mußten. Die theologische Facultät von Paris (die Sorbonne), die sich schon früher, wiewohl zu Gunsten des weltlichen Regiments, ein päbstliches Ansehen angemaßt hatte, gebrauchte dasselbe jetzt gegen den rechtmäßigen und rechtgläubigen König. Sie that dies ganz in römischer Manier. Sie entband nämlich, als ihr eine Vorstellung (requête), wie es hieß, im Namen aller Katholiken übergeben worden war, durch ein Decret alle Franzosen von dem Eide der Treue gegen Heinrich III., und erklärte in einem zweiten, man könne mit gutem Gewissen die Waffen ergreifen, einen Bund bilden, Geld erheben und Alles, was sonst zur Beschützung der katholischen Religion gegen die übeln Absichten des Königs nöthig erscheine, unternehmen, weil jedes Mittel rechtmäßig geworden sei, seitdem der König zum Nachtheile der katholischen Religion und des Unions-Edictes durch die begangenen Mordthaten alle Gesetze der natürlichen Freiheit gebrochen habe. Das Parlament, von seinen Präsidenten, dü Harlay und de Thou, ermuntert, wollte an den

Freveln der demagogischen Sechszehn keinen Theil nehmen; die Demokraten ließen aber alle Parlaments-Glieder, die ihnen verdächtig waren, verhaften und in die Bastille setzen. Nachdem dies geschehen war, hielten die fanatischen Parlaments-Glieder unter Brisson's Leitung Sitzungen und decretirten das, was die Sechszehn vorschrieben. Dagegen versammelte der König, der sich in Tours aufhielt, die ihm getreu gebliebenen Senate (cours des comptes, des aides u. s. w.) um sich, und erklärte Alles für nichtig und ungültig, was vom Pariser Pseudo-Parlament beschlossen werden würde. Dies war um so nothwendiger, da das Pariser Parlament den Herzog von Mayenne eigenmächtig zum General-statthalter des Reiches erklärt hatte. Das Parlament in Tours faßte dann als Pariser Parlament vom März 1589 an bis zum März 1594 Beschlüsse.

In dieser Zeit that Heinrich von Navarra Alles, was er konnte, um die Franzosen mit sich auszusöhnen und sich zugleich im Felde zu behaupten. Er war schon seit November 1588 angelegentlich bemüht gewesen, sein Recht der Nachfolge mit Hülfe der reformirten Bevölkerung von Frankreich sicher zu stellen; und eine General-Synode und Versammlung aller protestantischen Städte und Landherren, welche vom 17. November bis zum 14. December in La Rochelle gehalten worden war, hatte die Vertheidigung der Rechte der protestantischen Reichsbürger in seine Hand gelegt und ihn zum Protector der evangelischen Kirchen erklärt. Der französische König konnte lange nicht zu dem Entschlusse kommen, sich ihm in die Arme zu werfen, weil er immer noch hoffte, daß der Herzog von Mayenne sich werde gewinnen lassen. Er bot diesem ehrgeizigen, aber zu jedem ernsten Geschäfte unfähigen Manne alle Vortheile an, die derselbe nur verlangen würde, und gebrauchte den päbstlichen Legaten Morosini, um den Herzog zur Aussöhnung zu bewegen; Mayenne lehnte aber trotzig alle Anträge ab. Jetzt erst entschloß sich der König, welchem damals von seinem ganzen Reiche nur noch Blois, Beaugency, Amboise, Tours und Saumür übrig geblieben waren, zu einer Verbindung mit Heinrich von Navarra. Zu diesem Entschlusse trugen die natürliche, aber legitimirte Schwester des Königs, Diana von Angouleme, und sein Günstling, der Herzog von Epernon, welcher früher den Hof hatte verlassen müssen, am meisten bei. Man kam zunächst über einen

Waffenstillstand von einem Jahre, der mit dem 3. April beginnen sollte, überein. Auch jetzt noch gab der schwache König die Hoffnung auf eine Aussöhnung mit dem Herzoge von Mayenne nicht ganz auf. Er hielt deshalb die Bekanntmachung der Übereinkunft, die er mit Heinrich von Navarra geschlossen hatte, vierzehn Tage lang zurück, weil eine Hauptbedingung derselben war, daß beide Könige vereinigt gegen den Herzog von Mayenne ausziehen wollten. Seine Hoffnung zeigte sich jedoch bald als nichtig, da Mayenne gerade jene vierzehn Tage benutzte, um mit dem ganzen Heere gegen Tours zu ziehen. Dadurch wurde allem Zögern ein Ende gemacht, und die beiden Könige hielten am 31. April 1589 eine Zusammenkunft auf dem Schlosse La Tour dü Plessis. Mayenne eilte, sich der Stadt Tours zu bemächtigen, ehe beide Könige ihre Heere vereinigt hätten. Er griff am 8. Mai diese Stadt an, und schon waren die Vorstädte hart mitgenommen worden, als der König in einem blutigen Scharmützel einige Vortheile errang und Mayenne die Nachricht erhielt, daß auch Heinrich von Navarra gegen ihn auf dem Marsche sei. Dies bewog ihn zum Rückzuge, besonders weil der Herzog von Aumale, welcher ebenso ungeschickt war als er, an einer anderen Stelle Verlust erlitten hatte.

Jetzt vereinigten die beiden Könige ihre Truppen, und zogen gegen Paris, welches sie förmlich zu belagern beschlossen. Bei St. Cloud stießen nicht blos die von allen Seiten herbeiströmenden Truppen und Freiwilligen, sondern auch die Schweizer und Deutschen zu ihnen, so daß ihr Heer, als Ende Juli die Belagerung ernstlich begonnen wurde, dreißig bis vierzigtausend Mann stark gewesen sein soll. Die Stadt wurde von den beiden Königen heftig bedrängt und schien unrettbar verloren. Deshalb steigerte sich der Fanatismus des Volkes, der Pfaffen und der theologischen Juristen bis zu einer unglaublichen Höhe, und die Prediger und Beichtväter erklärten den Mord der beiden Könige oder eines derselben für eine die Religion rettende That. Durch diese Predigten und die überall gegen Heinrich III. vorgebrachten, allerdings nicht unverdienten Schmähungen ward der zweiundzwanzigjährige Dominikaner- oder Jakobiner-Mönch Clement zu dem Gedanken gebracht, er werde den Himmel verdienen, wenn er den argen Feind des Glaubens aus dem Wege räume. Clement war ein so einfältiger Mensch, daß man ihn deshalb zum Gegenstande des Spottes gemacht hatte;

er glaubte aber, gerade weil dies der Fall war, durch eine göttliche Eingebung zur Ermordung Heinrich's III. aufgefordert worden zu sein. Er theilte seine vermeintliche Eingebung seinem Prior mit, und dieser gab ihm, ganz im Sinne der Leute, zu welchen er und seine Genossen gehörten, ebensowenig als die Beichtväter die einzige Antwort, die ihm gebührt hätte, daß nämlich zwar der Teufel zuweilen, niemals aber Gott dem Menschen einen Mord eingebe. Der Prior hieß ihn beten, fasten und Acht haben, daß der Teufel ihm nicht einen Streich spiele; als aber der Mönch auf seinem Entschlusse beharrte, wurde er von dem Prior ermuntert und unterstützt. Wie weit man es trieb, um den rohen, unwissenden jungen Fanatiker noch mehr zu erhitzen, kann aus den Denkwürdigkeiten jener Zeit ersehen werden. Selbst Aumale und die Herzogin von Montpensier, die Schwester der Guisen, bearbeiteten denselben auf jede mögliche Weise. Die Vorlassung vor den König verschaffte Clement sich dadurch, daß er im königlichen Lager erschien und erklärte, er habe dem Könige Briefe von dem ersten Präsidenten des Parlaments dü Harlay und dem Grafen von Brienne, welche Beide Gefangene der Ligue waren, zu überbringen. Der General-Procurator de la Guesle ließ ihn in das Lager ein, und am 1. August wurde Clement vor den König geführt. Während er diesem mit der einen Hand einen Brief überreichte, zog er mit der anderen einen Dolch, den er im Ärmel seiner Kutte versteckt hatte, hervor und stieß denselben in den Leib des Königs. Dieser zog den Dolch sogleich heraus und verwundete mit ihm den Mörder im Gesichte; die Herren des königlichen Gefolges aber hieben dann den Verbrecher in Stücke. Die Wunde des Königs war tödtlich, und er starb schon am nächsten Tage. Vor seinem Tode hatte er den Oberbefehl an Heinrich von Navarra übertragen, welcher von den Protestanten sogleich als König von Frankreich anerkannt wurde, dem aber Heinrich III. auf seinem Todbette erklärt hatte, er werde den Thron von Frankreich nimmer behaupten können, wenn er Protestant bleibe.

13. Philipp II. und Elisabeth von England.

Es ist bereits oben (S. 215 f.) bemerkt worden, daß nach der Ermordung Wilhelm's von Oranien und nach der Einnahme von Antwerpen die Niederlande ganz sicher wieder in die Gewalt der

Spanier gekommen wären, wenn nicht Philipp seine Schätze, Heere und Flotten zu Unternehmungen verwendet hätte, welche, auch bei einem ganz glücklichen Ausgange, der blühenden Macht des spanischen Reiches verderblich werden mußten. Dahin rechnen wir die Einverleibung Portugal's und der portugiesischen Colonieen in die spanische Monarchie; dahin rechnen wir die kostspieligen Anstrengungen, welche Philipp bis an seinen Tod machte, um in Frankreich Anarchie und Bürgerkrieg stets neu anzufachen und zu erhalten; dahin endlich rechnen wir auch den Krieg, den er mit der Königin Elisabeth begann, als diese die Maria Stuart aus dem Wege geräumt und den Niederländern kräftiger als vorher beigestanden hatte, ganz besonders aber das thörichte Project, welches Philipp mit diesem Kriege verband.

Philipp II. und die Königin Elisabeth oder vielmehr der alte abgefeimte Minister der Letzteren, Lord Burleigh, waren aus Politik fanatisch, und hatten Beide, wenn sie von Religion redeten, eigentlich nur das im Auge, was man Kirche nennt, d. h. die äußere, rein politische Anstalt zur Erhaltung einer Form der Gottesverehrung und einer Anzahl von auswendig gelernten, mehr oder weniger mit der Bibel übereinstimmenden Dogmen. Da Elisabeth eine halb katholische, halb protestantische, Philipp eine ganz streng papistische Liturgie zum bürgerlichen Gesetze machte, da Beide in Betreff der Mittel zum Zwecke ganz unbedenklich und auf gleiche Weise grausam verfuhren, so wurden die Katholiken in England ebenso furchtbar verfolgt, als die Protestanten in Spanien oder in den Niederlanden. Elisabeth hatte aber dabei vor Philipp den Vortheil voraus, daß ihr bei den Verfolgungen die seit ihres Vaters Zeiten eingeführten rechtlichen Formen zu Gebote standen, und daß sie Beamte vorfand, welche diese Formen und die blutigen Kriminal-Gesetze England's mit Vergnügen geltend machten, daß sie also nicht, wie Philipp, selbst hervorzutreten und sich mit Härte zu äußern brauchte. Dies würde sich leicht durch die Geschichte der Verschwörungen beweisen lassen, welche zur Befreiung der Maria Stuart von dem ihr ergebenen Theile der schottischen Nation und von englischen Großen gemacht wurden. Da jedoch ein näheres Eingehen auf diese Verschwörungen uns zu weit führen würde, so erinnern wir nur daran, daß bei Gelegenheit des durch die Grafen von Westmoreland und Northumberland erregten, von

Alba unterstützten Aufstandes zu Gunsten der schottischen Königin (s. S. 163) Elisabeth selbst keine Verfolgungen anordnete, sondern dieselben ganz dem Grafen von Sussex überlassen konnte. Dieser verkündigte das uns unter dem Namen Belagerungszustand nur allzu bekannte Kriegsgesetz, zersplitterte die großen Grafschaften der genannten beiden Herren und ließ viele Menschen, besonders Katholiken, hinrichten und ihre Güter einziehen. Die Zahl derer, welche damals hingerichtet wurden, soll an achthundert betragen haben; unter ihnen befanden sich sechsundsechszig Constabler, welche ihre Pflicht nicht gethan hatten. Wie alle jene Verschwörungen von Philipp's Agenten, Gesandten und Dienern mehr oder weniger unterstützt wurden, so schürte der schlaue Lord Burleigh das Feuer in den Niederlanden, und leistete den dortigen Protestanten, seinen Glaubensgenossen, auf dieselbe Weise Hülfe, wie Philipp den französischen Katholiken, d. h. er schickte ihnen von Zeit zu Zeit so viel Geld und Truppen, daß sie ihren Gegnern nicht unterlagen, aber nicht soviel, daß diese besiegt werden konnten.

Maria Stuart, Philipp's nächste Anverwandtin, war die Hoffnung der englischen, schottischen und irländischen Katholiken, und Lord Burleigh kannte die Neigung seiner Landsleute zum Positiven und Aristokratischen, welche noch jetzt so manchen Lord, so manchen Priester und so manche vornehme Dame dem Papismus zuführt, viel zu gut, um nicht zu befürchten, daß, wenn Elisabeth sterben und Maria Stuart den englischen Thron besteigen würde, die alte Religion obsiegen werde, weil die demokratische Religions-Lehre eines Knox in England wie in Schottland niemals tiefe Wurzeln schlagen könne. Es mußte also einerseits der König von Spanien schon aus dem angeführten Grunde die Maria Stuart zu erhalten suchen; andererseits aber mußten aus dem gleichen Grunde der diplomatische und, wie man jetzt sich ausdrückt, ächt praktische Lord Burleigh und die Protestanten seiner Art daran denken, dieselbe auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen, damit nicht sie, sondern ihr im fanatischen schottischen Protestanten-Zelotismus erzogener Sohn König von England werde. Philipp und Burleigh glaubten, wie die meisten Staatsmänner unserer Zeit, daß die Rücksicht auf einen moralischen Grundsatz in der Politik nur bürgerliche Beschränktheit sei; Beide erregten daher oder förderten doch die thörichten Versuche, Maria Stuart aus dem Gefängnisse

zu befreien, der Eine, um ihr zu helfen, der Andere, um sie ganz zu verderben. Diese Versuche, sowie die grausamen Verfolgungen, welche in Folge derselben vierzehn Jahre lang ausgeübt wurden, sind von Lingard in seiner englischen Geschichte genau angegeben und beschrieben worden. Burleigh unterstützte, während er die Mutter zu verderben suchte, auch die Feinde des Sohnes, welcher den schottischen Thron inne hatte, von Zeit zu Zeit aber Gefangener des schottischen Adels und zu jeder Zeit ein Sklave des Volkes, der Geistlichkeit und der raubsüchtigen Edelleute war. Philipp schickte Jesuiten nach England, und die heftigen Predigten dieser Mitglieder eines zur ewigen Bekämpfung der Protestanten gegründeten Ordens riefen eines Theils die früher (S. 165 f.) erwähnten grausamen Gesetze gegen die Ausübung der katholischen Religion, besonders der Messe, und die furchtbaren Strafen gegen jeden, der nicht dem Gottesdienste der anglikanischen Kirche beiwohnte, hervor, und bewirkten anderes Theils, daß die Königin Maria immer härter behandelt wurde. Übrigens waren der Leichtsinn der Letzteren und die Verbrechen, die sie (was auch ihre zahlreichen Vertheidiger und Lobredner sagen mögen) in Schottland begangen hatte, längst vergessen, und die schöne, andächtige, lang eingekerkerte Dulderin erregte nicht nur allgemeine Theilnahme, sondern auch viele ganz uneigennützige Bemühungen zu ihrer Rettung. Jeder Versuch ihr zu helfen aber weckte Elisabeth's Eifersucht und Haß aufs neue; denn es läßt sich nicht leugnen, Elisabeth war, mochte sie auch tugendhaft und sogar eine große Regentin sein, nichts weniger als liebenswürdig. Die Zahl von Maria's Dienern ward immer mehr beschränkt, ihre Tafelgelder wurden vermindert, kein Fremder ohne Erlaubniß der englischen Königin zu ihr gelassen und diese Erlaubniß Vielen, sogar dem französischen Gesandten, versagt. Auch ihr Briefwechsel ward gehindert, und unter ihre Umgebung mischte man Spione und Verräther. Nicht einmal Luft und Bewegung wurden ihr gestattet.

Die Königin Elisabeth selbst, nicht blos ihre Minister, leitete die steigende Härte gegen die Gefangene, deren Untergang endlich beschlossen wurde, als ihr Sohn Jakob sich von der Vormundschaft, welche Burleigh's Werkzeug, Morton, über ihn geübt hatte, frei gemacht, die Regierung von Schottland übernommen und jenen Regenten, welcher 1581 verurtheilt ward, zur Rechenschaft gezogen

hatte. Als nachher die englischen Kabalen in Schottland eine neue Bewegung hervorriefen und sogar der junge König eine Zeit lang von den Lairds und Baronen in Haft gehalten wurde, milderte Elisabeth wieder ihr Verfahren. Sie war zu der Kühnheit eines Mordes noch nicht diplomatisch genug, und schob den Gewaltschritt gegen die unglückliche Königin, welcher nach einer dreitägigen Berathschlagung in ihrem geheimen Rathe schon beschlossen worden war, noch einmal auf. Eine ganze Reihe neuer Verschwörungen, an welchen Jakob von Schottland, die Guisen, der König von Frankreich und der spanische Gesandte in England Theil nahmen, und die von Philipp mit Geld unterstützt wurden, erregte bald wieder die Besorgniß der englischen Königin, ohne daß diese Verschwörungen der Maria Stuart, welche längst wie eine Verbrecherin gehalten wurde, genützt hätten. Die Behandlung der unglücklichen Gefangenen und die Art, wie man vor ihren Augen mit denen verfuhr, die sich auf irgend eine Weise für sie verwandt hatten, war sieben Jahre hindurch von Monat zu Monat ärger geworden, als endlich der unglückliche Einfall Babington's, eine neue Verschwörung der heimlichen Katholiken zu Gunsten Maria's zu stiften, den Ministern Walsingham und Burleigh, welche auch in diese Verschwörung einen Verräther einschoben, Gelegenheit gab, ihre Königin zur Ausführung des lange beschlossenen Staatsstreiches zu bewegen.

Wir wagen nicht, die verschiedenen Fäden der zu Maria's Vortheil angesponnenen, von den Verräthern Gifford und Greatley nach Angabe der englischen Minister gebildeten Complotte in einer allgemeinen Geschichte zu verfolgen; wir wollen nur bemerken, daß durch Vermittelung der Minister die Verschworenen sich der Maria oder doch ihrem Secretär mittheilten, und daß so eine Art von Beweis der Mitwissenschaft der Letzteren erhalten wurde, dessen man sich nachher gegen Maria bediente. Über Babington mögen die folgenden Bemerkungen genügen. Er war ein junger Schotte, der einer guten und wohlhabenden Familie angehörte, und hatte der Maria, als sie noch zu Sheffield bewacht wurde, Briefe ihrer schottischen Freunde überbracht und großen Enthusiasmus für sie gezeigt. Diesem jungen, heftigen Manne spiegelten die Katholiken, deren Walsingham sich bediente, um Andere in die Schlinge zu locken, beständig vor, es komme nur darauf an, die Königin Eli-

sabeth zu ermorden, weil dann Alexander von Parma landen und die Katholiken Maria Stuart befreien würden. Babington ließ sich entflammen, und übernahm im Verein mit zwei von Walsingham's schändlichen Agenten die Ermordung der Elisabeth. Auch andere junge Leute aus verschiedenen Grafschaften wurden in die Verschwörung verwickelt. Man wechselte über die Sache viele Briefe. Durch diese Correspondenz wurden die Secretäre der schottischen Königin, sowie sie selbst compromittirt, die Pakete der Briefe aber übermachte der Priester Gifford, welcher Alles eingeleitet hatte, an Walsingham. Nachdem dieser vom Mai bis zum August 1585 das Treiben der jungen Enthusiasten beobachtet und alle Actenstücke gegen sie und gegen Maria in seine Hände gebracht hatte, machte er seiner Königin die Anzeige, damit die anzustellende gerichtliche Verfolgung den Schein erhalte, als wenn sie nur auf ausdrücklichen Befehl der Königin vorgenommen werde. Wirklich drang Elisabeth im August auf eine gerichtliche Verfolgung, und diejenigen unter den Verschworenen, die sich nicht wie Gifford durch die Flucht retteten, wurden verhaftet und auf die Folter gebracht. Da dieselben den Plan der Verschwörung, die Königin Elisabeth zu ermorden, nicht leugnen konnten, so wurden vierzehn von ihnen zum Tode verdammt. Von diesen erlitten Babington und sechs Andere jene empörende und eher der Kannibalen und Neger, als einer christlichen und germanischen Nation würdige Strafe des Hochverraths, welche in England noch bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gesetzlich war und ausgeübt wurde. Sieben andere wurden gehängt. Dadurch ward das Publikum auf das Schicksal der schottischen Königin aufmerksam gemacht, die man in den Proceß der bethörten jugendlichen Enthusiasten verwickeln wollte. Sir Pawlet, welcher die königliche Gefangene zu bewachen hatte, erhielt schon am 8. August Befehl, sich ihrer Briefe und Papiere zu bemächtigen. Er antwortete ganz theologisch, daß er dies mit Hülfe des allmächtigen Gottes thun werde, führte es aber ganz auf die Art aus, wie ein Diener des Groß-Sultans es nur immer hätte ausführen können.

Da wir uns weder eine dramatische, noch eine rhetorische oder poetische Darstellung erlauben dürfen, so fassen wir uns ganz kurz, und verweisen in Betreff der letzten Schicksale der unglücklichen Maria unsere Leser auf die sehr zahlreichen Geschichten derselben,

welche in unseren Tagen von Schotten, Engländern, Franzosen, Deutschen und sogar von einem Russen mit Vorliebe geschrieben worden sind. Maria Stuart, welche bis zum letzten Augenblicke ihr, unglücklicher Weise auch vom Pabste anerkanntes, näheres Recht auf den englischen Thron behauptete, ward dem Interesse des Protestantismus zum Opfer gebracht. Daß dies geschehen müsse, darüber war man im englischen Kabinet schon längst einig geworden; nur waren, als es zur Ausführung kommen sollte, der greise Minister und der Liebling der Elisabeth über die Art, wie es geschehen solle, ganz verschiedener Meinung. Graf Leicester, der begünstigte Liebhaber der Königin, wollte, daß man sich der Maria durch Gift entledige; der Minister Walsingham dagegen verlangte ein öffentliches Gericht, weil damals in England ein Justiz-Mord fast leichter zu begehen war, als ein gemeiner Mord. Aus diesem Grunde erhielt Walsingham's Rath den Vorzug. Es wurden hierauf siebenundvierzig Personen, Pairs, Mitglieder des geheimen Rathes und Oberrichter, zu Commissären des Gerichtes ernannt, welches im Castel Fotheringhay, wohin Maria deshalb gebracht wurde, über diese, die man juristischer Weise nicht einmal Königin von Schottland nannte (sie hieß nur commonly called queen of Scotland), gehalten werden sollte. Wir finden es nicht der Mühe werth, die Beschuldigungen, welche vor diesem parteiischen Gerichte gegen Maria vorgebracht wurden, anzuführen. Nur einem schwachen, verlassenen und verrathenen Weibe kann man es verzeihen, daß sie ein willkürlich bestelltes englisches Gericht anerkannte; von einem Manne würde man erwartet haben, daß er den Richtern erklärt hätte, er wisse, daß sie ihn aus dem Wege räumen wollten, sie sollten sich deshalb nur der Formen überheben und ihn ohne Weiteres morden lassen. Was übrigens die Beschuldigung in Betreff der mit Babington gepflogenen Correspondenz angeht, so ist neulich hinreichend dargethan worden, daß Hume Unrecht hatte, wenn er behauptete, Maria habe gesagt, sie sei nie in Briefwechsel mit diesem Manne gewesen; sie behauptete nur, sie habe nie eine solche Correspondenz mit ihm gehabt, wie dieselbe nach den Copien der ihr vorgelegten Briefe gewesen sein sollte. Überhaupt wurden bei Gericht keine Originalien der gegen Maria vorgebrachten Schriften, sondern nur Copien vorgelegt. Die Verurtheilung erfolgte am 25. Oktober unter dem Vorgeben, daß Maria

verderbliche Anschläge auf das Leben und die Sicherheit der Königin von England gemacht habe *).

Die Ausführung des Urtheiles ward vorerst noch aufgeschoben, und Elisabeth spielte, sowohl in Hinsicht auf die Bestätigung als in Betreff der Ausführung desselben, eine lächerliche Komödie des Zauderns. Sie suchte die Schuld der Bestätigung auf die Nation, die der Ausführung auf ihren Minister zu werfen, und ließ dann den Letzteren ihre eigenen Sünden büßen. Sie berief nämlich zuerst ausdrücklich dieser Sache wegen ein Parlament, und ließ den beiden Häusern desselben das Urtheil der Commission vorlegen; Beide zeigten sich mit den Richtern übereinstimmend und baten die Königin demüthig, das Urtheil zu bestätigen. Bei dieser Gelegenheit gab übrigens Elisabeth dem Sprecher des Unterhauses eine jener sonderbaren, lächerlich gewundenen und manchmal höhnischen, manchmal drohenden, stets aber dunkeln Antworten, die sie dem Parlamente zu ertheilen pflegte. Ihren Wunsch hatte sie erreicht: sie konnte, als sie am 25. November unterschrieb, erklären, es sei dies der Wille der Nation. Mit dem Befehle der Ausführung zögerte sie nachher noch bis zum Februar 1586. Unterdessen that der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, König Jakob von Schottland, nichts zur Rettung seiner Mutter. Er war gerade damals bald mit den pietistischen Radikalen seines von Knox demokratisirten Volkes, bald mit dem räuberischen Adel in Streit, wurde oft von dem Letzteren gefangen gehalten, und konnte oder wollte nichts für seine Mutter thun. Wir finden zwar in Halliwell's Briefen der englischen Könige **) drei Schreiben, welche Jakob in dieser Sache erließ; allein der Herausgeber derselben muß eingestehen, daß sich in ihnen kein Pflichtgefühl des Sohnes gegen die Mutter und keine Theilnahme an ihrem langen und schweren Leiden, sondern nur ächt schottische Klugheit und diplomatische Besorgniß kund gebe ***). Der Schluß des dringendsten dieser Briefe,

*) Mary, daughter of James V, pretending title to this crown of England, had compassed and imagined divers matters to the hurt, death and destruction of the royal person of the queen, contrary to the form of the statute specified in the commission.

**) Letters of the kings of England, now first collected etc. by James Orchard Halliwell Esquire. 2 voll., London 1848.

***) Er sagt vol. II p. 74: These letters were part of the feeble efforts made by James to save the life of his mother. It is almost un-

welcher an Jakob's Gesandten in London gerichtet war, enthält nichts als die Besorgniß, daß das schottische Volk toben werde, sowie die Furcht vor der Ungnade der englischen Königin. Der Ärmste ist in Todesängsten, Elisabeth möge es sehr übel nehmen, daß er ihr grausames Verfahren gegen seine Mutter nicht ganz und durchaus billige *). Später sandte Jakob nach einander Sir Robert Keith, Gray und Robert Melville an Elisabeth, um dringende Fürbitten thun zu lassen; seine Gesandten selbst aber wünschten nicht ernstlich, daß Elisabeth ihren Bitten Gehör schenken möchte, und die Letztere verachtete den König Jakob zu sehr, um nicht seine Drohungen zurückzuweisen.

Die Heuchelei der Elisabeth in Hinsicht auf die wirkliche Ausführung des von ihr unterzeichneten Befehles der Hinrichtung war noch ärger; denn sie rächte ihr eigenes Verbrechen an Männern, welche ihr viele Jahre treu gedient hatten. Sie nahm es dem Sir Pawlet, in dessen Gewalt Maria war, übel, daß er die Hinrichtung nicht ohne einen mit dem großen Siegel versehenen königlichen Befehl vollziehen lassen wollte, oder mit anderen Worten, daß er den Justiz-Mord nicht auf seine eigene Rechnung nehmen wollte. Sie schob dann ihren Kabinets-Secretär Davison vor. Diesem befahl sie, den Vollzugs-Beschluß dem Kanzler zur Untersiegelung zu überbringen; am anderen Tage aber stellte sie sich höchst erschrocken, als Davison ihr sagte, daß er den erhaltenen Befehl ausgeführt habe, und gebot ihm zu warten. In der Ungewißheit darüber, welches denn der eigentliche Willen der Königin sei, wandte Davison sich an den alten Lord Burleigh, von dem er wußte, daß sein Gewissen für jede rettende That weit genug

---

necessary to observe, they were dictated more from feelings of fear and shame than from affection.

*) Vol. II. p. 78: Guess you in what strait my honour will be in, this unhappy thing being perfected; sinces before God I already dare scarcely go abroad for crying out of the whole people. And what is spoken by them of the queen of England, it greaves me to hear, and yet dare not find fault with it, except I would dethrone myself, so is whole Scotland incensed with this matter. As you love your masters honour, omit no diligence in this request. And let this letter serve for excuse to the queen, my dearest sister, of my writing to her at this time, in respect of this bearers sudden return. Farewell.

sei. Dieser rief den Rath zusammen, welcher, wie er wußte, ebenfalls von Scrupeln frei war. Er erklärte demselben, die Königin habe Alles, was nöthig sei, gethan, und es wäre daher recht und billig, daß jetzt die Räthe derselben, ohne weiter zu fragen, die Verantwortung auf sich nähmen und die Vollziehung der Hinrichtung anordneten. So geschah es denn auch, und am 8. Februar 1586 wurde Maria Stuart nach englischer Sitte mit dem Beile hingerichtet. Ihr Haupt fiel erst beim dritten Schlage.

Als Elisabeth die Hinrichtung erfuhr, wiederholte sie die frühere Komödie. Sie brach in Klagen und Jammern aus und behauptete, sie habe geglaubt, daß Davison, nachdem er ihr angekündigt, er habe das Urtheil nicht sogleich dem Kanzler übergeben, noch einen zweiten Befehl abwarten werde, dies habe derselbe aber böswilliger Weise vernachlässigt. Sie entfernte darauf diesen Mann und ließ ihn Jahre lang in Haft halten, sowie sein Vermögen einziehen. Es gelang ihr vielleicht, viele ihrer Zeitgenossen zu täuschen; jeder etwas tiefer Blickende aber errieth den Grund ihrer Verstellung leicht.

Mit der Hinrichtung der Königin Maria hörte die Verfolgung der Katholiken eine Zeitlang auf, weil diese ohne eine Stütze nicht gefährlich sein konnten, und weil der Puritanismus in Schottland und England so furchtbar ward, daß Elisabeth ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten mußte, die dreisten und radikalen Frommen, die sich nach und nach erhoben, in Schranken zu halten. Ehe wir jedoch auf die Verfolgung der Puritaner und ihrer religiös-revolutionären Lehre übergehen, müssen wir noch der Streitigkeit mit Philipp II. erwähnen, welche die Veranlassung gab, daß England sich zur ersten Seemacht erhob, und daß die spanischen Flotten auf allen Meeren besiegt, der portugiesische und spanische Seehandel vernichtet wurden.

Der Proceß und die Hinrichtung der Maria Stuart fielen in die Zeit, als nach dem Tode Wilhelm's von Oranien und nach der Übergabe von Antwerpen die Niederländer daran verzweifelten, sich gegen die durch Alexander von Parma angeführte spanische Macht auf die Dauer behaupten zu können. Sie wandten sich, als Heinrich III. von Frankreich ihnen nicht helfen konnte, dringender als je an die Königin Elisabeth. Die Generalstaaten boten dieser damals dasselbe an, was sie dem französischen Könige für sich oder

für seinen nächsten Anverwandten und Thronfolger, Heinrich von Navarra, hatten gewähren wollen, nämlich die Herrschaft über die sieben Provinzen unter denselben Bedingungen, unter welchen Karl V. diese beherrscht hatte. Die alten Minister der Elisabeth bewogen jedoch die Königin, den Antrag der Niederländer abzulehnen. Die Engländer waren zu praktisch, um sich durch ein Anerbieten, welches keinen reellen Vortheil darbot, locken zu lassen. Andererseits wollten sie aber auch nicht, daß gerade in dem Augenblicke, als Philipp wegen der Verfolgung der Katholiken und des Verfahrens gegen Maria drohte, die Niederländer unterdrückt würden. Elisabeth erbot sich daher, sechstausend Mann nach Holland zu schicken und dort zu unterhalten. Die Kosten für dieses den Niederländern überlassene Heer sollten später bezahlt, als Sicherheit dafür aber den Engländern die Häfen Brille und Vliessingen und das Fort Ramekens eingeräumt werden. Diese Übereinkunft, welche nothwendig einen Krieg zwischen England und Spanien herbeiführen mußte, ward gerade im August 1585 geschlossen, als Antwerpen capitulirte.

Elisabeth schickte den Niederländern mit ihrem Heere einen hochmüthigen, eiteln, zu jedem ernsten Geschäfte untauglichen vornehmen Herrn, den Grafen von Leicester, der sich durch dieselben Eigenschaften bei den Niederländern verächtlich und verhaßt machte, welche ihm die höchste Gunst der Königin verschafft hatten. Es hieß daher auch, daß die englischen Hofleute die Sendung dieses Mannes, welcher ihre Königin ganz beherrschte, eifrig betrieben hätten, um seiner Intriguen auf einige Zeit entledigt zu sein. Der Graf von Leicester war der Sohn jenes John Dudley, Herzogs von Northumberland, der die Johanna Gray mit einem anderen seiner Söhne vermählt hatte und, weil er diesem das Reich hatte verschaffen wollen, hingerichtet worden war (s. S. 123 f.). Er war als Mann der Mode (fashionable) Elisabeth's Günstling und Liebhaber geworden, und man sagte sogar, er habe zuerst noch bei Lebzeiten seiner ersten Frau eine zweite geheirathet und dann mit Elisabeth eine dritte Gewissensehe geschlossen. Dieser ganz unfähige Mann brachte seinen erst zwanzig Jahre alten Sohn, den Grafen von Essex, mit nach Holland, und erschien am 1. Februar 1586 in der Ständeversammlung als Generalkapitain. Er war als solcher Statthalter von Geldern, Zütphen, Flandern und

Holland, und konnte in dieser Eigenschaft nicht nur für jede Provinz ein Mitglied des Staatsrathes ernennen, sondern sogar auch zwei Engländer neben sich in die Ständeversammlung einführen. Daß er außer dem Oberbefehle über das Heer sich auch alle übrigen Rechte, welche Karl V. besessen hatte, übertragen ließ, misbilligte Elisabeth, welche dies vorher ausdrücklich abgelehnt hatte, öffentlich; er kehrte sich aber nicht daran.

Prinz Moritz von Oranien, jetzt General und Admiral von Holland, sowie Erbherr (Marquis) von Vliessingen und Ter Veere, fügte sich ganz willig in die ständischen Beschlüsse. Seine Landsleute dagegen in ihrer Derbheit und Einfachheit lachten über das Gepäck, die Umgebung und die weichlichen Bequemlichkeiten des verwöhnten Engländers, der es wagte, den Kampf mit einem Helden, wie Alexander von Parma war, aufzunehmen. Auch das von demselben mitgebrachte Heer konnte den Krieg mit Alexander's disciplinirten Veteranen nicht wohl glücklich führen, da es zum Theil aus Irländern bestand, welche in Betreff ihrer Tapferkeit und ihres Aufzuges den nordamerikanischen Wilden glichen und folglich für den sparsamen und fleißigen Niederländer, dem sie Hülfe leisten sollten, furchtbarer waren, als für die regelmäßigen Truppen des Feindes. Graf Leicester kam gerade in dem Augenblicke nach Holland, als Alexander von Parma Sluys (l'Ecluse) belagerte; er wollte diesen Ort entsetzen, vermochte es aber nicht, und da er die Schuld davon auf die Holländer schob, so erregte er gleich im Anfange den Unwillen seiner Bundesgenossen. Dabei nahm er sich mit englischem Übermuth Dinge heraus, welche weder dem Prinzen Wilhelm, noch dem Herzoge von Anjou je eingefallen waren. Er setzte sich ohne Bedenken über das republikanische Herkommen hinweg, um monarchisch zu gebieten. Die Niederländer bestürmten daher die Königin Elisabeth mit Beschwerden. Der Graf dagegen klagte über ihre Undankbarkeit, und suchte sich gleich dem Herzoge von Anjou verschiedener Plätze zu bemächtigen. Die Staaten wechselten hierauf die Besatzungen, ließen die Thore bewachen und gaben Befehl, daß sogar Leicester selbst nur mit einer gewissen Zahl von Begleitern eingelassen werden solle.

Übrigens hatten sich die Hülfsquellen und die Blüthe der sieben Provinzen in den letzten Jahren ganz außerordentlich vermehrt. Man berichtet uns, daß blos in den letzten drei Jahren

über hunderttausend Menschen aus den südlichen Provinzen in die nördlichen übergesiedelt wären. Diese brachten ihr Vermögen, ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit mit in die neue Heimath, und wurden dort einfach und sparsam, wie die Holländer. Fast der ganze bedeutende Handel von Antwerpen, sowie ein großer Theil der Einwohner dieses Platzes, welcher neben Gent und Brügge zu den volkreichsten Städten von Europa gehörte, wanderte nach Amsterdam hinüber. Van der Vynckt sagt, es werde kaum glaublich sein, wenn er berichte, daß gerade in den beiden traurigsten Jahren, 1586 und 1587, mehr als achthundert Schiffe in die Häfen der sieben Provinzen eingelaufen seien, obgleich nur einer oder zwei von diesen Häfen eine ganz günstige Lage hätten. Er rechnet außerdem, daß die sieben Provinzen hundert Kriegsschiffe besaßen, um ihre Fischer und Kauffahrer zu schützen. Sie hatten ferner ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann und ein vollständiges Belagerungs- und Feldgeschütz. Da Philipp nach der Eroberung von Antwerpen die Schelde hatte schließen lassen, so zog sich der Handel und die Fischerei in den zwei Jahren, welche den Bürgern durch die Capitulation zum Abzuge vergönnt wurden, ganz nach Holland, sowie ein Drittel der Manufacturen nach England hinüber.

Seitdem Leicester an die Spitze gestellt war, gingen die Angelegenheiten eher schlechter als besser, besonders nachdem ein Complot, durch welches die Stadt Leiden dem Grafen hatte in die Hände gespielt werden sollen, entdeckt und die Urheber desselben hingerichtet worden waren. Leicester ließ, ohne daß er ernstlich versucht hatte, es zu hindern, im Juni 1586 Grave und Venloo in die Hände der Spanier fallen, welche jetzt, da Nymwegen schon in ihrer Gewalt war, nicht allein zum großen Theil Herren der Maas und der Waal waren, sondern sich auch in den Stand gesetzt sahen, ihre Verbindung mit den in ihrer Gewalt befindlichen Plätzen Steenwyk, Coevorden, Groll und Gröningen zu unterhalten. Leicester schenkte außerdem ganz unwürdigen Leuten, mehrentheils Katholiken, sein Vertrauen, und diese überlieferten, wie wir weiter unten am Beispiele von Deventer sehen werden, die ihnen anvertrauten Plätze dem Feinde. Elisabeth rief daher schon 1586 Leicester nach England zurück. Es gelang ihm aber, ihre Gunst in dem Maße wieder zu gewinnen, daß sie ihm neue

Würden und Ehren ertheilte *). Schon im folgenden Jahre (1587) ward Leicester noch einmal nach Holland geschickt. Endlich wurde jedoch Elisabeth durch die Verrätherei Stanley's, des englischen Commandanten in Deventer, und durch viele andere Umstände bewogen, den Lord Buckhurst nach Holland zu senden, damit er die Beschwerden der Holländer gegen ihren Liebling prüfe. Buckhurst fand diese begründet, und als im August 1587, wie es hieß, durch Leicester's Schuld auch Sluys verloren ging, ward der Graf endlich in Ungnade zurückgerufen (Oktober 1587), und Elisabeth gebot, daß er sich vor dem geheimen Rathe wegen jener Beschwerden rechtfertigen solle. Am Tage seiner Rückkehr jedoch (den 21. November) warf Leicester sich der Königin zu Füßen und sagte ihr, sie habe ihn in die Niederlande geschickt, um ihn zu ehren, wie sie es denn über das Herz bringen könne, ihn in Ungnade zu empfangen; sie habe ihn aus dem Staube erhoben, wie sie sich denn werde entschließen können, ihn lebendig zu begraben. Wie richtig Leicester gerechnet hatte, indem er auf die Zuneigung der Königin baute, zeigte sich schon am nächsten Morgen, als er vor ihr im geheimen Rathe erschien, um sich gegen die ihm dort vorzulesenden Anklagen zu vertheidigen. Er nahm, anstatt als Verklagter am unteren Ende des Tisches niederzuknieen, seinen gewöhnlichen Sitz ein, und stieß die heftigsten Reden gegen die vorgelesenen Beschuldigungen und deren Urheber, Lord Buckhurst, aus. Der Letztere erhielt darauf zu aller Welt Erstaunen Haus-Ar^rest, und wagte bis nach Leicester's Tod nicht, sein Haus zu verlassen. Der Graf behauptete sich nachher bis zu seinem Ende in der ganz ausgezeichneten Gunst der Königin. Ihm wurde, als die spanische Armada England's Küsten bedrohte, der Oberbefehl über das Heer und die Miliz anvertraut, und er würde sogar, trotz der dringenden Gegenvorstellungen Burleigh's und Hatton's, wahrscheinlich zu einer Würde erhoben worden sein, die ihn mächtiger als die Königin selbst gemacht hätte (lord lieutenant of England and Ireland), wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte, ehe noch die Königin die Bedenklichkeiten überwunden hatte, welche durch Hatton's und Burleigh's Vorstellungen in ihr erweckt worden waren.

---

*) Sie machte ihn zum steward of her household und zum chief justice in eyre south of the Trent.

Die Niederländer machten den Lord Willoughby, welchem Elisabeth an Leicester's Stelle die Führung der englischen Hülfstruppen anvertraut hatte, nicht, wie früher den Grafen Leicester, zum Oberbefehlshaber ihres gesammten Heeres, weil sie sich mit Recht beklagten, daß Leicester und seine Engländer ihnen mehr geschadet als genützt hätten. Leicester hatte nicht nur, wie wir bereits wissen, im Jahre 1586 Grave und Venloo nebst einigen kleineren Orten in die Hände der Spanier fallen lassen, sondern auch treulosen Miethlingen katholischer Religion sein Vertrauen geschenkt, und ihnen Gelegenheit gegeben, die Festung Deventer und ein der Stadt Zütphen gegenüberliegendes Fort dem Feinde zu überliefern. Die Art, wie Deventer fiel, wird verschieden und oft etwas abenteuerlich erzählt; ausgemacht scheint, daß der englische Befehlshaber, welcher die Stadt verrieth, Sir William Stanley, katholisch war, daß auch die aus dreizehnhundert Mann bestehende Besatzung von Deventer sich zu derselben Religion bekannte, und daß Stanley als Freund Babington's und als Vertheidiger der Maria Stuart die Verfolgung der englischen Minister fürchtete. Räthselhaft bleibt es indessen immer, wie er in kurzer Zeit ein Corps von dreizehnhundert Mann dahin bringen konnte, daß es mit ihm in Philipp's Dienste übertrat. Auch den Verlust von Sluys, sowie die Besetzung von ganz Geldern durch die Spanier schrieben die Niederländer öffentlich dem Grafen Leicester zu. Die Provinz Geldern war nämlich durch Leicester einem Manne, der ihm glich, dem schottischen Obersten Paton, anvertraut worden, und dieser hatte, sobald er erfuhr, daß er von seiner Statthalterschaft abgerufen werden solle, dem spanischen General Hautepenie die Provinz Geldern überlassen.

Im Jahre 1587 machten die Niederländer den zweiten Sohn Wilhelm's von Oranien, Moritz, — der älteste, der Graf von Büren, befand sich immer noch in spanischer Gefangenschaft (s. S. 11) — zum wirklichen Oberbefehlshaber, statt daß derselbe dies vorher nur dem Namen nach gewesen war. Moritz hatte weder die diplomatischen noch die politischen Vorzüge seines Vaters und war stolz, gebieterisch und herrschsüchtig; er war aber ein geborener Feldherr. Dies bewies er bald nach jener Erhebung in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre. Die Republik der vereinigten Niederlande hatte daher dasselbe Glück, welches Rom gehabt

hat: die beiden Gründer des niederländischen Staates besaßen ebenso, wie die des römischen, die sich ergänzenden entgegengesetzten Regenten-Eigenschaften, nur herrschte der Numa der Holländer vor dem Romulus derselben. Schon ehe Leicester im Oktober 1587 die Statthalterschaft niederlegte, welche nachher nebst dem Oberbefehle an Moritz übertragen wurde, hatte dieser als Statthalter von Holland ihm entgegengewirkt, und Oldenbarneveldt, welcher zuerst Pensionarius von Rotterdam und dann Advokat von Holland war, hatte den englischen Grafen sogar beschuldigt, er habe ihn, Hohenlohe und Moritz verhaften und Amsterdam überfallen wollen. Etwas dieser Art brauchte man freilich vorerst von Moritz nicht zu fürchten. Doch bebte die Aristokratie vor dem Gedanken einer möglichen Monarchie zurück, besonders da die oranische nicht blos den Schein einer erblichen hatte, sondern sich auch auf demokratische Grundsätze stützte, und da die Demokratie in den vereinigten Provinzen so stark war, daß man es nicht wagte, den jungen Helden zurückzusetzen. Von dieser Zeit an waren in Holland die unteren Klassen zugleich oranisch und demokratisch.

Der Augenblick des ersten Auftretens von Moritz war äußerst günstig, weil Alexander Farnese, welcher übrigens 1586 nach dem Tode seines Vaters Herzog von Parma geworden war, in den folgenden Jahren zuerst wegen des Krieges, den sein König 1587 mit England führte, seine Kräfte theilen und dann der französischen Ligue gegen Heinrich IV. beistehen mußte. Daß Philipp den Krieg mit England begann, forderte seine Ehre. Dies wird man jedenfalls zugeben müssen, was man auch immer von Philipp's Herrschsucht und von seiner Verblendung, alles Mögliche zu unternehmen, ohne irgend etwas oder wenigstens Eines nach dem Anderen fest und consequent durchzuführen, sagen mag. Wir wollen von den Kabalen der Engländer in Schottland, von der grausamen Behandlung, welche die unglückliche Tochter von Philipp's Vatersschwester hatte erleiden müssen, sowie von den Marterungen und Hinrichtungen englischer Katholiken und der schottischen Königin nicht reden, weil Philipp selbst, der Pabst und die Guisen durch ihre Agenten ebenfalls Unruhen stifteten, und weil in Spanien, Portugal und Frankreich Tausende der Religion wegen gemordet wurden; wir bleiben vielmehr bei den offenbaren Feindseligkeiten stehen. Daß schon seit 1576 englische Truppen den Niederländern Hülfe leisteten, daß

man spanische Schiffe aufbrachte, um sich des auf ihnen nach den Niederlanden verladenen Geldes zu bemächtigen, daß nachher Truppensendungen von England in die Niederlande stattfanden, und daß der englische Graf von Leicester zwei Jahre lang Generalkapitain und Generalstatthalter der empörten Niederländer war, ist bereits früher angegeben worden. Hier müssen wir noch der Räubereien gedenken, welche durch englische Seemänner in den Gebieten des Königs von Spanien begangen wurden, und nebenbei für das Seewesen, die Erdkunde und den Handel der neueren Welt sehr förderlich waren. Wir werden uns jedoch enthalten, das zuletzt erwähnte Verdienst der kühnen englischen Abenteurer jener Zeit zu preisen und ihre Ausdauer und Thatkraft zu erheben, indem hier blos von dem Verfahren der Engländer gegen Spanien die Rede ist. Nur drei jener berühmten Seefahrer und Räuber, Hawkins, Franz Drake und Thomas Cavendish, wollen wir erwähnen.

Hawkins trieb, wie uns scheint, zwar verbotenen Handel in den spanischen Colonieen, aber doch nicht eigentlich Räuberei, wenn nicht vielleicht der größte Theil der Negersklaven, welche er nach Westindien verkaufte, an der Westküste von Afrika geraubt worden war. Hawkins ist es, der, als es strenge verboten ward, die eingeborenen Amerikaner zu Arbeiten in den Bergwerken zu zwingen, auf den Einfall kam, afrikanische Neger nach Westindien zu bringen und dort zu verkaufen. Dieser Handel gewährte den Vortheil, daß die Neger, die man nicht raubte, für Produkte der englischen Industrie, welche sonst nirgends Absatz gefunden haben würden, gekauft wurden, und daß man für sie in Westindien kostbare Waaren eintauschte, welche in England mit Vortheil abgesetzt wurden. Er war also dem englischen Wohlstande in demselben Grade vortheilhaft, als er der von den Engländern affectirten Frömmigkeit unwürdig war. Hawkins mußte jedoch für diesen Schleichhandel büßen, als er 1567 eine neue Raubfahrt machte, an welcher auch seine Königin Antheil hatte, indem zwei Schiffe seiner Flotte ihr gehörten. Er war damals kaum in die Bay von St. Juan d'Ulloa eingelaufen, als der spanische Vice-König mit zwölf Schiffen aus Europa daselbst eintraf und nach einigen Unterhandlungen die englische Flotte angriff. Hawkins wurde von ihm geschlagen, und verlor den größten Theil seiner Mannschaft und seiner Schiffe,

sowie alle seine Schätze. Von den sechs Schiffen, die er befehligte, retteten sich nur zwei; auch von diesen scheiterte das eine nachher, und nur eine Barke, welche von Franz Drake commandirt wurde, gelangte nach Hause zurück.

Glücklicher, aber auch viel roher und raubgieriger war Franz Drake, welcher als der zweite Weltumsegler berühmt ist und nicht, wie sein portugiesischer Vorgänger Magelhaens, unterwegs das Leben einbüßte. Er war im eigentlichen Sinne ein Seeräuber und bemannte, als er fünf Jahre nach jenem Siege der Spanier (1572) gegen sie zog, seine Schiffe mit Frevlern, welche ohne allen Auftrag vorgaben, die an Hawkins vollzogene Bestrafung rächen zu wollen. Er fuhr damals in den Meerbusen von Mexiko, nahm in demselben alle kleinen Schiffe, die er antraf, hinweg, machte hierauf in Verbindung mit räuberischen Negern und Franzosen einen Raubzug in das innere Land, stieß dort auf einen Transport von kostbaren Metallen, und kehrte mit unermeßlicher Beute nach Hause zurück. Die Nachricht von den durch ihn gewonnenen Reichthümern wirkte, obgleich diese durch Raub, Mord und Brand im tiefen Frieden erlangt worden waren, auf die Engländer und Holländer ebenso, wie in unseren Tagen die Entdeckung des californischen und australischen Goldes auf alle Völker, sogar auf die Chinesen gewirkt hat. Man betrachtete fortan alles spanische Land und Gut als preisgegeben, und das Meer wimmelte bald von englischen und holländischen Seeräubern. Drake hatte auf jener Raubfahrt von einem Berge des Isthmus von Darien herab das stille Meer gesehen; dies hatte ihn mit der Begierde erfüllt, seine Landsleute zu großen Entdeckungen und Reichthümern zu führen, wie sie früher von den Portugiesen und Spaniern gemacht worden waren. Es gelang ihm nachher, das englische Ministerium zu bewegen, daß es sich der von ihm beabsichtigten neuen Unternehmung annahm, welche jedoch mehr auf Raub und Mord, als auf die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse berechnet war. Er schiffte zuerst vom November 1577 bis zum December des folgenden Jahres an der Ostküste von Amerika her und durch die Magellanische Meerenge nach St. Jago in Peru. Hier beging er rohe und unmenschliche Grausamkeiten gegen die Spanier, die doch mit England in Frieden waren: er verwüstete die ganze Küste von St. Jago an bis nach Lima hin, zerstörte die Häfen und Städte der-

selben, bemächtigte sich der dortigen Schiffe und verbrannte sie. Zuletzt gerieth er aber in große Gefahr, als die Spanier Anstalt machten, den frechen Räuber, der nur fünf schwach bemannte Schiffe hatte, bei seiner Heimkehr aufzufangen. Um sich zu retten, machte Drake gleich seinem portugiesischen Vorgänger das Wagniß, sich über das stille Meer hin einen neuen Weg in die Heimath zu suchen. Er erreichte glücklich die Molukken und das Vorgebirg der guten Hoffnung, und kam gegen das Ende des Jahres 1580 nach Plymouth zurück, hatte aber nur ein einziges seiner Schiffe gerettet. Welche Zerstörungen und Gräuelthaten er überall verübt hatte, kann hier nicht berichtet werden; wohl aber müssen wir auf den Umstand aufmerksam machen, daß das einzige von Drake heimgebrachte Schiff achtmalhunderttausend Pfund englischen Geldes an Bord hatte, daß der zehnte Theil dieser Summe an die Mannschaft vertheilt wurde, und daß die schnell verbreitete Nachricht von diesem Gewinne eine große Zahl frecher Mörder und Räuber weckte. Die Vertheilung jenes Geldes war unter den Augen des spanischen Gesandten geschehen. Die Königin Elisabeth schämte sich anfangs, den rohen Räuber als verdienten Seemann zu belohnen; später aber nahm sie die Bewirthung auf seinem Schiffe an und erhob ihn zum Range eines Baronet.

Einen anderen Raubzug machte Drake als königlicher Admiral, und zwar im Jahre 1585, als der Bruch mit Spanien schon unvermeidlich war. Er segelte im September jenes Jahres mit einundzwanzig Schiffen, welche zweitausend Mann ganz rohen Gesindels an Bord hatten, nach Westindien und verübte dort schändliche Gräuel: er äscherte die Stadt St. Jago ein, plünderte St. Domingo und Carthagena, und machte an der ganzen Küste bis nach Florida hinauf wilde Verheerungen, wie man sie bei den Türken und Mongolen gewohnt war. Aus Virginien brachte er damals zu den Europäern die Pest des Tabak-Rauchens, durch welche später die ärmere Klasse unseres Welttheiles ein ganz unnützes Bedürfniß mehr erhielt und noch später vielen Getreideboden einbüßte. Von Drake's Raubgenossen kehrten damals nur dreizehnhundert nach England zurück.

Neue Schaaren von Abenteurern wurden gleich nachher durch einen glücklichen Raubzug des Thomas Cavendish zur Beraubung der Spanier und Portugiesen angetrieben. Dieser Mann

unternahm die Fahrt, welche ihn berühmt machte, auf eigene Rechnung. Er fuhr 1586 mit drei Schiffen nach der Ostküste von Amerika, fand aber, weil Drake's Zug die Spanier gewarnt hatte, Alles gerüstet und segelte deshalb in das stille Meer. Auch dort versuchte er sich vergebens an verschiedenen Städten der Küste, bis er endlich das Glück hatte, dem ungeheueren Schiffe Santa Anna zu begegnen, welches jedes Jahr von den Philippinen nach Amerika segelte und den ganzen Handel zwischen dem Osten und Westen unterhielt. Cavendish bemächtigte sich dieses Schiffes und fand auf demselben eine so große Menge von Waaren, daß seine eigenen Fahrzeuge nicht Raum genug zur Aufnahme derselben hatten. Nur das Gold und der kostbarste Theil der Waaren konnten von den Engländern verladen werden; den aus fünfhundert Tonnen bestehenden Rest ließ Cavendish zugleich mit dem eroberten Schiffe verbrennen. Der glückliche Räuber gelangte nachher auf dem von Drake bezeichneten Wege, über die Molukken und um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum, nach England zurück (September 1588).

Die angeführten Räubereien würden einen anderen König, als Philipp II. war, längst bewogen haben, den Krieg zu erklären und eine Landung in England zu versuchen, weil damals noch die spanische und portugiesische Seemacht allen übrigen überlegen war; der bedenkliche, umständliche und langsame Philipp aber, welcher durchaus alle Geschäfte des Staates allein besorgen wollte, wartete den Angriff ab. Erst als die Engländer zu Lande und bei dem Versuche Sluys zu entsetzen auch zur See die Spanier bekämpften (s. S. 256), beschloß er Rache zu nehmen. Er verfehlte jedoch auch diesmal, wie bei jeder Gelegenheit, weil er nach dem Übergroßen und Unmöglichen strebte, das Erreichbare und Mögliche. Zuerst verschaffte er sich an dem Kapuziner, welcher unter dem Namen Sixtus V. Pabst geworden war, einen sonderbaren Bundesgenossen für den Krieg mit England. Er verlangte von demselben nach einer Urkunde des Archivs von Simancas, welche erst Lingard benutzen konnte, weil dieses Archiv erst unter Bonaparte nach Paris gebracht wurde, einen Geldbeitrag, sowie die Erneuerung des gegen Elisabeth ausgesprochenen Bannfluches, und gab dagegen das Versprechen, dem Pabste wieder zur Herrschaft über die englische Kirche zu verhelfen. Sixtus ernannte wirklich nicht allein

den Engländer Allen, obgleich derselbe früher die ihm von Gregor XIII. angetragene Kardinals-Würde ausgeschlagen hatte, zum Kardinal, damit derselbe als Legat in England gebraucht werden könne, sondern er versprach auch dem König Philipp die Zahlung einer Subsidie von einer Million Kronen, sobald die Spanier in England gelandet sein würden.

Zu dieser Landung wurden in Spanien und in den Niederlanden so ungeheuere Rüstungen gemacht und so große und unbehülfliche Schiffe gebaut, daß nicht allein die darauf verwendeten Kosten die spanischen Finanzen ganz erschöpften, sondern daß dadurch auch die Kriegführung des Herzogs von Parma gänzlich gehemmt und, wenn Philipp's kolossales Unternehmen gegen England mislang, das ganze Reich gefährdet wurde. Der Herzog von Parma sollte nämlich im Jahre 1588 jede bedeutende Unternehmung aufschieben, und sich mit dreißigtausend Mann Fußvolk und achtzehnhundert Reitern zu einer Landung in England bereit halten, in den Niederlanden aber nur elftausend Mann unter dem Grafen von Mansfeld zurücklassen. Die gegen England gerüstete Flotte, an welcher fünf Jahre lang gebaut wurde, bestand aus Schiffen von so ungeheurer Größe, daß es keine ähnlichen in irgend einem anderen Lande gab. Gerade ihre Größe aber machte sie durchaus unbehülflich, und man übersah ganz, daß für solche Schiffe die Küste der Niederlande und des nördlichen Frankreich keine Häfen darbiete, und daß die Watten und Sandbänke ihnen verderblicher werden könnten, als der Feind. Die Zahl der großen Kriegsschiffe dieser Flotte betrug, wie es heißt, hundertfünfunddreißig. Auf ihnen wurden neunzehntausend Soldaten eingeschifft. Außerdem waren alle Flüsse und Kanäle der Niederlande mit Schaluppen bedeckt, in welchen ein spanisches Heer unter dem Commando Alexander's von Parma nach England übergesetzt werden sollte.

Bei der Ausrüstung der Flotte war der Marquis von Santa Cruz thätig gewesen, welcher im Seedienste ergraut war und bei der Eroberung von Portugal sich durch tapfere Thaten ausgezeichnet hatte (s. S. 202 u. 203); zum Unglück für Philipp aber starb dieser erfahrene und kühne Seemann kurz vor dem Beginne des Krieges, und das Commando der Flotte ward dem Herzoge von Medina Sidonia übertragen, der schon einige Male Proben seiner Unfähigkeit gegeben und bereits mehrere Niederlagen erlitten hatte.

Die englische Königin ward, wenn wir ihre Anstalten genauer untersuchen, im Kriege mit Philipp mehr durch die Fügung des Schicksals und durch den Unverstand des spanischen Angriffes, als durch die von ihr getroffenen Maßregeln und durch die Weisheit ihrer Vertheidigungsanstalten gerettet. In England war nämlich weder das regelmäßige Heer, mit welchem Lord Hunsdon ausziehen sollte, zu rechter Zeit in Bereitschaft, noch hätte Leicester, welcher die Miliz commandirte, einem Alexander von Parma sich entgegenstellen können. Das Schicksal fügte es aber, daß die Spanier gar nicht zum Landen kamen, und daß selbst zur See die Hauptstärke der fabulosen Armada Philipp's, noch ehe diese einen Kampf zu bestehen hatte, durch die Beschaffenheit der Küsten, durch das Meer und durch Wind und Wetter vernichtet ward. Wir geben die Zahl der Schiffe an, welche damals in England zusammengebracht wurden und unter Lord Howard von Effingham, dem Admiral von England, die Oberherrschaft des Meeres erfochten, weil die bloße Aufzählung derselben zeigen wird, wie unglaublich seit der Verfolgung der Niederländer der Handel und die Seemacht England's gewonnen hatten. Die königliche Seemacht bestand aus vierunddreißig Kriegsschiffen, unter denen sich fünf Schiffe von acht- bis elfhundert Tonnen befanden; die Stadt London stellte dreiunddreißig, einzelne Herren achtzehn Schiffe; außerdem wurden vierunddreißig Fahrzeuge gemiethet und noch dreiundfünfzig Küstenfahrer aufgeboten. Der Oberbefehlshaber der Flotte und die Lords, welche die obere Leitung mit ihm theilten, hatten freilich keine Erfahrung im Seewesen; es standen ihnen aber die in ganz Europa berühmten Seeleute Drake, Hawkins und Frobisher mit ihrem Rathe zur Seite; Franz Drake war sogar erster Unterbefehlshaber. Außerdem versprachen die Niederländer die Schelde zu sperren, und schickten zwanzig Schiffe zur englischen Flotte. Die besten Bundesgenossen der Engländer waren jedoch Philipp's Eigensinn und seine Gewohnheit, alle Dinge unmittelbar und allein leiten zu wollen.

Philipp forderte eine übereilte Abfahrt seiner Flotte. Diese fuhr deshalb am 19. Mai 1588 aus dem Tajo in die See; sie wurde aber schon drei Tage nachher am Cap Landsend von einem furchtbaren Sturm getroffen und an der Küste von Gallicien herumgeschleudert. Dabei gingen einige Galeeren unter, kein Schiff

blieb unbeschädigt, und die Flotte war genöthigt, in den Hafen von La Corugna einzulaufen, wo sie dann drei Wochen zu ihrer Ausbesserung brauchte. Als sie aufs neue ausgelaufen war, segelte der englische Admiral mit seiner Flotte ihr in die Bay von Biscaja entgegen; er wurde aber durch denselben Wind, welcher die spanische Flotte in den Kanal führte, genöthigt, in den Hafen von Plymouth zurückzukehren. Hier erschien alsbald die spanische Flotte im Angesichte der englischen, und es zeigte sich damals auf recht auffallende Weise, wie verderblich Philipp's Despotismus auf die Seelen seiner ersten Diener wirkte, während bei den Engländern ein ganz anderes Verhältniß zwischen der Regierung und den Beamten bestand. Die englische Königin nämlich, der man übertriebene Sparsamkeit (eine seltene Tugend bei Fürsten!) zum Vorwurf zu machen pflegt, hatte bei der falschen Nachricht, daß Philipp's Flotte an der Nordküste Spanien's verunglückt sei, sogleich befohlen, drei ihrer größten Schiffe abzutakeln und die Mannschaft zu entlassen; ihr Admiral wagte aber, diesen Befehl unbefolgt zu lassen. Philipp's Admiral dagegen hatte nicht den Muth, von den schriftlichen Befehlen, die der König ihm ertheilt hatte, auch nur ein Haarbreit abzuweichen, obgleich alle erfahrenen Befehlshaber ihm dies anriethen. Diese forderten ihn bei seiner Ankunft vor Plymouth auf, sogleich Wind und Wetter zu benutzen und die vor Anker liegende englische Flotte anzugreifen. Er folgte aber ihrem Rathe nicht, weil ihm der König befohlen hatte, kein Gefecht zu veranlassen, ehe das spanische Heer aus Flandern glücklich nach England herübergebracht sei. Die Engländer erhielten auf diese Weise Zeit, sich zu bedenken, wie sie den großen Schiffen, denen ihre kleinen in der Linie keinen Widerstand hätten leisten können, am besten beikommen könnten; denn die Spanier selbst gaben, als sie absichtlich einer Schlacht auswichen, ihnen Gelegenheit zum Angriffe außer der Linie.

Vom 20. bis zum 27. Juli 1588 griffen einzelne Schiffe der Engländer oder ein kleiner Theil ihrer Flotte von Zeit zu Zeit einzelne spanische Schiffe an, und die Flotte der Spanier konnte, nachdem sie allerlei kleine Unfälle erlitten hatte, erst am 27. in den Hafen von Calais einlaufen. Drei Tage nachher hatte sich das halbe Heer des Herzogs von Parma schon in Nieuport eingeschifft, und die andere Hälfte sollte in Dünkirchen gerade die

Schiffe besteigen, als englische Brander einen solchen Schrecken unter der Armada verbreiteten, daß die Schiffe derselben schnell ihre Anker kappten und dabei auf einander stießen. Ein Sturm trieb gleich darauf die Schiffe auf die Untiefen der sehr gefährlichen Küste von Flandern, und zerstreute sie von Ostende an bis nach Calais hin. Nachdem dann die Spanier ein nicht ganz ungünstiges Gefecht mit den Engländern gehabt hatten, litten sie am 30. und noch mehr am 31. durch Wind und Wasser so sehr, daß ihre Flotte, welche noch keine Schlacht gewagt hatte, blos durch kleine Gefechte, sowie durch Sturm und andere Seegefahren von hundertfünfunddreißig Segeln auf hundertundzwanzig herabgebracht war. Auch von diesen waren viele bedeutend beschädigt, als sie in den Hafen von Calais zurückkamen. In einem dort gehaltenen Kriegsrathe ließ sich der unfähige spanische Admiral gern und leicht überzeugen, daß es weder möglich sei, die Truppen in England ans Land zu setzen, noch auch, was sich eher hören ließ, durch den Kanal nach Hause zurückzukehren. Man beschloß hierauf, daß die Flotte, obgleich sie nicht das Geringste vollbracht hatte, nach Spanien zurückgeführt werden sollte, und zwar, um die gefährlichen Küsten vermeiden und das offene Meer halten zu können, nicht auf geradem Wege, sondern um Schottland herum. Dies wurde dann auch ausgeführt.

Die spanische Flotte ward durch die englische nicht verfolgt, weil diese nicht hinreichend mit Schießbedarf versehen war; allein Wind und Wetter in einem den Spaniern unbekannten, unter einer so hohen Breite gelegenen Meere, in welchem eine Anzahl Inseln sie nöthigte, entweder das weite Meer zu suchen oder sich an der Küste jeden Augenblick dem Schiffbruche auszusetzen, waren ihnen verderblicher, als der Feind. Die Küsten Schottland's, Irland's und der Inseln waren bald mit Trümmern spanischer Schiffe bedeckt. Als endlich der Herzog von Medina Sidonia im Hafen von St. Andero an das Ziel seiner Fahrt gelangte, gestand er, daß er dreißig der größten Schiffe und zehntausend Mann verloren habe. Philipp blieb auch diesmal seinem eigenen und dem spanischen Charakter getreu. Wenn wir hier gegen unsere Gewohnheit die pomphafte, ächt spanische Redensart, welche Philipp bei der Nachricht von dem Schicksale seiner Armada gebraucht haben soll, berichten, so geschieht dies nur, um zu zeigen, wie wenig dieser König

den großen Herren, welche seiner Willür dienten, ihre Ungeschicklichkeit zu verweisen geneigt war, und wie leicht er sich beruhigte, wenn er aus Hochmuth und Trotz das Leben und Gut seiner Unterthanen muthwillig geopfert hatte. Er hatte dem ungeschickten Admiral früher schon einmal verziehen, als derselbe an der afrikanischen Küste eine Niederlage von den Türken erlitten hatte; er hatte es außerdem nachgesehen, daß derselbe einst bei einer Sendung nach den Niederlanden unverrichteter Sache früher, als er sollte, zurückgekehrt war; er antwortete jetzt dem Abgeordneten des Admirals, der ihm die Nachricht vom Schicksale seiner Armada überbrachte, ganz kalt und ohne einen Zug zu verändern: „Ich danke Gott, daß er mir Hülfsquellen genug verliehen hat, um auch einen so großen Schaden ohne besonderen Nachtheil ertragen zu können. Ein Zweig ist herausgeschnitten, der Baum aber lebt und blüht, und ist im Stande neue zu treiben." Andere berichten, Philipp habe gesagt, seine Flotte sei gegen Menschen, nicht gegen Sturm und Wetter ausgeschickt worden, er müsse sich also dem Geschicke fügen. Wir legen wenig Bedeutung auf die Worte, welche die Schriftsteller ihre Personen sprechen lassen.

Die Niederländer hatten von Philipp's Unternehmung gegen England nicht blos den Vortheil, daß sie fast das ganze Jahr 1588 hindurch im Stande waren, ihren republikanischen Einrichtungen Festigkeit zu geben, sowie neue bedeutende Rüstungen zu machen und den Kampf, den der Herzog von Parma nicht mit Nachdruck im Großen fortsetzen konnte, zu zersplittern; sondern sie waren auch seit diesem Jahre den Spaniern eher gewachsen, weil Philipp dem Herzoge damals und in den beiden folgenden Jahren weder Geld noch Truppen schicken konnte. Der Herzog und, wenn er krank oder in Spanien war, sein Stellvertreter, der Graf von Mansfeld, mußten sich auf die Belagerung einzelner festen Städte beschränken, oder mit anderen Worten, sie mußten eine Art von Krieg führen, in welcher Prinz Moritz und seine Unterbefehlshaber Meister waren. Unter den Letzteren zeichnete sich besonders Schenk aus. Dieser baute da, wo beim Eintritt des Rheins in Holland die Waal beginnt, das Fort, welches noch jetzt seinen Namen trägt, und hielt von dort aus, nahe bei Nymwegen und an der Grenze von Geldern, die ganze Macht der Spanier in steter Bewegung. Der Herzog von Parma zog, sobald er nicht mehr durch die beab-

sichtigte Landung in England in Anspruch genommen wurde, mit seinem Heere gegen die Stadt Bergen op Zoom, gegen welche er vorher den Grafen von Mansfeld geschickt hatte. Hier erlitt er alsbald durch eine Kriegslist des Prinzen Moritz einen bedeutenden Verlust. Moritz ließ nämlich durch einige Schotten, welche unter der Besatzung von Bergen op Zoom dienten, mit den Spaniern eine scheinbare verrätherische Unterhandlung anknüpfen und den Feinden das Versprechen geben, daß, wenn viertausend Mann von ihnen in der Nähe der Festung erschienen, diese ihnen übergeben werden solle. Die Spanier ließen sich täuschen und wurden, als sie herannahten, noch dadurch in ihrer Sicherheit bestärkt, daß man die fünfzig Vordersten von ihnen in die Stadt einließ. Unmittelbar darauf wurde das Fallthor niedergelassen und nicht nur jene fünfzig Mann, sondern auch alle Anderen theils im Thore, theils unmittelbar vor demselben vernichtet. Der Herzog hielt darauf für rathsam, sich ganz an die Grenze zurückzuziehen.

In den beiden folgenden Jahren richtete sowohl der Herzog von Parma, als Prinz Moritz seine Aufmerksamkeit auf Festungen. Im Herbste 1589 benutzte der Herzog den Umstand, daß in Gertruydenburg eine englische Besatzung lag, welche weder von ihrer Königin, noch von den Generalstaaten ordentlich bezahlt ward, um die Festung von ihr zu kaufen. Die Miethlinge schlossen einen Handel mit dem Herzoge, der sich in die Nähe des Ortes begeben hatte, und ließen die Spanier ein, soviel Mühe auch Prinz Moritz, welcher ebenfalls in der Nähe ein Lager bezogen hatte, sich geben mochte, den Platz zu behaupten. Dagegen bemächtigte Moritz sich im Februar 1590 durch eine Kriegslist, wahrscheinlich jedoch auch zum Theil durch Verrath, der wichtigen Festung Breda. Dieser bedeutendste Grenzplatz Brabant's gegen Holland war von Spaniern besetzt, und hatte den Italiäner Lanzavecchia, einen der ältesten und erfahrensten Officiere Alexander's, zum Commandanten. Dieser war aber zugleich auch Commandant von Gertruydenburg, weil Alexander schon damals wegen der Wassersucht, die ihn bald nachher so früh ins Grab stürzte, seinen alten, erfahrenen Generalen mehr überlassen mußte, als er sonst gethan hatte, und weil er seine gewissenlosen Italiäner zum großen Verdruß der Niederländer übermäßig begünstigte. Lanzavecchia brachte also seine Zeit abwechselnd in Breda und in Gertruydenburg zu, und seine Abwesenheit von

dem ersteren Orte wurde einst von Moritz benutzt, um durch eine Kriegslist zuerst ein Thor der Festung von Innen aus besetzen zu lassen und dann seine sämmtlichen in der Nähe liegenden Truppen in dieselbe zu bringen. Er bediente sich dazu eines Torfschiffers, welcher auf dem kleinen Flusse Merk die Stadt mit Torf versorgte. Dieser mußte sein Schiff so einrichten, daß achtzig Mann unter den Brettern, auf welchen der Torf lag, versteckt werden konnten, damit dieselben heimlich in die Stadt gelangen und dort ein Thor besetzen könnten. Die Sache würde nicht gelungen sein, wenn der alte Lanzavecchia anwesend gewesen wäre; denn dieser ließ in Betreff jenes Torfschiffes immer große Vorsicht anwenden. Sein Stellvertreter aber ließ das Schiff so, wie es war, in die Stadt ein, und beauftragte erst dann eine Anzahl Soldaten mit der Abladung desselben. Diese Soldaten wußte man in ihrer Arbeit aufzuhalten und endlich sogar zu berauschen, und nun eilten die Versteckten, ein Thor zu besetzen. Hohenlohe, der mit einer Heeresabtheilung in der Nähe lag, marschirte sogleich herbei, Moritz selbst folgte, und die Stadt fiel mit ihrer Citadelle in die Gewalt der Feinde. Alexander ließ später die vornehmsten Officiere der Besatzung hinrichten, weil er behauptete, sie hätten leicht die Brücke niederlassen oder sich so lange behaupten können, bis sie Entsatz erhalten hätten. Mansfeld und Lanzavecchia rückten bald nachher gegen Breda vor; Moritz stellte sich aber, als wenn er Nymwegen ernstlich angreifen wolle, und bewog dadurch die Spanier, sich nach dieser Stadt zu wenden. Seit dem Falle von Breda konnte der Herzog nichts Bedeutendes mehr gegen die Niederländer unternehmen, weil er seine Aufmerksamkeit auf Frankreich richten mußte, wo Philipp und die Ligue dem König Heinrich IV. den Thron streitig machen wollten.

14. Frankreich, Spanien und die Niederlande am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Wir übergehen vorerst die noch übrigen Begebenheiten der Regierung der Königin Elisabeth, auf welche wir später bei Gelegenheit der Thronbesteigung ihres Nachfolgers Jakob I. zurückkommen werden, um zunächst die Wiederherstellung der monarchischen Ordnung in Frankreich und die feste Einrichtung der Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande ins Auge zu fassen.

Nach Heinrich's III. Ermordung trug derjenige Theil des Belagerungsheeres von Paris, welchen Heinrich IV. herbeigeführt hatte, kein Bedenken, diesen als König von Frankreich anzuerkennen. Die katholischen Herren von Heinrich's III. Heere dagegen konnten sich nicht unbedingt dazu entschließen. Sie erklärten den König von Navarra zwar für den rechtmäßigen Thronfolger Heinrich's IV., aber nur unter der Bedingung, daß er sich durch einen Eid verpflichte, die römisch-katholisch-apostolische Religion im Reiche aufrecht zu erhalten, sich selbst in derselben unterrichten zu lassen, sich der Entscheidung eines Concilium's zu unterwerfen, zu diesem Zwecke innerhalb sechs Monaten ein allgemeines oder doch ein National-Concilium halten zu lassen und die Mörder Heinrich's III. strenge zu bestrafen. Der neue König, welcher nicht im Stande war, die Belagerung von Paris fortzusetzen, ließ zuerst an alle oberen Behörden und an die Parlamente schreiben, berief dann die Stände auf den Monat Oktober nach Tours, und schickte endlich drei Abtheilungen seines vor Paris versammelten Heeres in verschiedene Gegenden. Die eine sollte unter dem Herzoge von Longueville, dem Statthalter der Picardie, den Spaniern, welche in die Picardie einzurücken drohten, entgegenziehen, die zweite unter dem Herzoge von Aumont die Champagne besetzen, die dritte unter dem Könige selbst in die Normandie einrücken und dort die von Elisabeth versprochenen englischen Truppen erwarten.

Es war für Heinrich IV. ein Glück, daß damals kein Prinz vorhanden war, der mit einigem Scheine des Rechtes ihm hätte entgegengesetzt werden können. Der alte Kardinal von Bourbon war noch immer gefangen (s. S. 240 f.); von den Brüdern des ermordeten Herzogs Heinrich von Guise war keiner, den man einem nationalen Helden, wie Heinrich IV. war, hätte entgegenstellen können; der noch ganz junge Sohn Heinrich's von Guise saß zu Tours gefangen; der ältere Bruder des Herzogs Heinrich aber, der Herzog von Mayenne, war gleichfalls noch jung und zum Haupte einer Partei im bürgerlichen Kriege durchaus nicht geeignet. Dem Letzteren machte nichtsdestoweniger Heinrich IV. die glänzendsten Anerbietungen, wenn er die Ligue verlassen und sich an ihn anschließen wolle. Dies ward durch den spanischen Gesandten verhindert; denn Philipp II. verwendete die Summen, die er dem Herzoge von Parma vorenthielt, auf die Unterstützung eines Krieges, welcher

Frankreich zerrüttete, ohne daß Spanien den geringsten Vortheil daraus zog. Die Liguisten erwählten den gefangenen Kardinal von Bourbon zum Könige, sowie den Herzog von Mayenne zu dessen Stellvertreter (August 1589).

Während hierauf Mayenne's Heer sich bei Paris sammelte, reiste er selbst in die Niederlande, um mit dem Herzoge von Parma wegen gemeinschaftlicher Operationen Abrede zu nehmen. Dann (Ende August) marschirte er von Paris in die Normandie, indem er prahlte, er ziehe aus, um den Fürsten von Bearn gefangen zu nehmen. Glücklicher Weise marschirte er so langsam, daß er erst in der Mitte September's in der Nähe des Königs Heinrich anlangte. Dieser gewann dadurch Zeit, bei Dieppe eine sehr feste Stellung zu nehmen, zumal da sein Gegner nachher noch bis zum 21. September mit dem Angriffe wartete. Bei Gelegenheit der Stürme, welche Mayenne nachher auf Heinrich's Lager unternahm, besonders seit dem blutigen Gefechte bei Arques, zeigte Heinrich die großen Feldherrn-Talente und die persönliche Tapferkeit, die ihn, auch wenn sie nicht mit Treuherzigkeit, Biederkeit, gasconischer Lustigkeit und Galanterie verbunden gewesen wären, zum Ideal einer durchaus militärischen Nation, wie die Franzosen sind, gemacht haben würden. Jenes Gefecht bei Arques (21. Sept.) ward den ganzen Tag hindurch fortgesetzt; Mayenne mußte es aber am Ende aufgeben, obgleich er fünfundzwanzigtausend Mann gegen achttausend in den Kampf geführt hatte. Er blieb nachher noch vor Dieppe, bis der König eine Verstärkung von fünftausend Engländern erhalten hatte und in Folge davon es mit ihm aufnehmen konnte. Dann zog er in die Picardie, wo er von Alexander Farnese einen Zuwachs seines Heeres zu erhalten hoffte.

König Heinrich, dessen Heer durch den freiwilligen Zuzug der französischen Ritterschaft und ihrer Vasallen noch mehr verstärkt worden war, hoffte durch einen schnellen Marsch die Hauptstadt Paris überraschen zu können. Schon am 1. November besetzte er die Vorstädte derselben und sogar einen Theil der Stadt selbst; er erbitterte aber die Bürger, als er seinen Leuten, zu deren Bezahlung er kein Geld hatte, das Plündern der Häuser erlaubte. Doch hatte der Herzog von Mayenne, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, nicht den Muth, ihn anzugreifen. Heinrich zog nachher herausfordernd am feindlichen Lager vorüber, ohne daß jemand ihn

anzugreifen gewagt hätte. Er gelangte ungehindert nach Tours, und alle Städte zwischen Paris und Tours nahmen ihn als König auf. Auch viele Herren, welche bisher unbedingtes Vertrauen in Spanien gesetzt hatten, begannen an Philipp's Uneigennützigkeit zu zweifeln. Nur das Pariser Parlament that dies nicht; es erließ vielmehr unter Brisson's Vorsitz ein Edict, in welchem verordnet ward, daß man im ganzen Reiche den Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. als König und den Herzog von Mayenne als Generalstatthalter ausrufen solle. Die Untüchtigkeit des Letzteren und die großen Fähigkeiten Heinrich's, der in dem ganz zerrissenen Lande über den Parteien stand, zeigte sich gleich in den ersten Monaten des Jahres 1590 auf eine glänzende Weise. Heinrich erfocht nämlich nicht blos einen entscheidenden Sieg über den Herzog von Mayenne, sondern er führte auch mit dem Herzoge von Parma, der für den größten General seiner Zeit galt, einen Krieg, bei welchem der Vortheil und die Ehre auf seiner Seite waren. Heinrich, dessen Parlament in Tours die Beschlüsse der anderen Parlamente cassirte, setzte der Vielherrschaft der Ligue und der zweideutigen Politik des Königs Philipp Einheit des Willens und der Interessen entgegen, und gründete seit dem December 1589 sein königliches Ansehen in Maine und in der Normandie. Im März 1590 marschirte er aufs neue gegen Paris.

Dort hatte sich Mayenne während des Winters ein Heer gebildet, welches nicht blos glänzender und dem äußeren Ansehen nach besser und vollständiger ausgerüstet, sondern auch viel zahlreicher war, als das Heinrich's. Am 14. März 1590 kam es zwischen beiden Heeren in der Ebene von Ivry, nahe bei Dreux, zu einer Schlacht. Die Denkwürdigkeiten sagen, Heinrich habe bei dieser Schlacht keine Einrichtung für den Rückzug getroffen und denen, die ihm darüber Vorstellungen machten, die Antwort gegeben, sein einziger Rückzug werde das Schlachtfeld sein. Seine Lage wäre allerdings verzweifelt gewesen, wenn er die Schlacht verloren hätte; denn es mangelte ihm so sehr an Geld, daß er kurz vor dem Kampfe Schomberg's Bitte, den deutschen Reitern ihren Sold zu bezahlen, nicht erfüllen konnte. Ohne Helm und mit zum Himmel gerichteten Augen sprach Heinrich der Sitte der Reformirten gemäß vor dem Beginne der Schlacht im Angesichte seines Heeres laut ein kurzes Gebet, und als ihn der Enthusiasmus

der Seinigen jubelnd begrüßt hatte, erinnerte er seine Leute mit wenigen Worten daran, daß sie Franzosen und er ihr angestammter Herrscher sei. Wenn sie, fügte er hinzu, im heißesten Kampfe ihre Fahnen nicht mehr sähen, so sollten sie mit den Augen seinen Federbusch suchen. Er setzte hierauf seinen Helm mit hohem weißen Federbusch auf, und gab das Zeichen zum Kampfe. Die Truppen des Fanatismus waren in einem Augenblicke zersprengt und wurden dann bis in die Nacht hinein verfolgt. Heinrich rieb nicht allein fast das ganze Fußvolk seines Gegners auf, sondern er tödtete ihm auch tausend Reiter und eroberte den größten Theil seines Geschützes. Der Herzog von Mayenne selbst kam fast ohne alle Begleitung nach Mantes, in dessen Nähe der König auf dem Schlosse Rosny, einem Eigenthum seines vertrauten Freundes, des reformirten Marquis von Rosny, übernachtete.

Mayenne wagte sich nicht wieder nach Paris, sondern ging nach St. Denys, wo die wüthendsten Feinde des Evangeliums und seines Vertheidigers sich um ihn sammelten. Diese Freunde des Klerus und seiner Misbräuche waren: der Legat, der Gesandte des Königs Philipp, der Erzbischof von Lyon, der sich von dem königlichen Vasallen, in dessen Gewahrsam er seit der Hinrichtung des Kardinals von Guise gewesen war (s. S. 241), losgekauft hatte, und die fanatische Schwester der Guisen, die Herzogin von Montpensier. König Philipp hatte kurz vorher ein prächtig lautendes Manifest bekannt gemacht, in welchem er erklärte, daß er die Waffen nicht eher niederlegeu werde, als bis er alle Ketzer ausgerottet und dann die katholischen Fürsten vereinigt habe, um an ihrer Spitze gegen die Türken zu ziehen; seine Bevollmächtigten konnten daher nicht umhin, in St. Denys spanische Hülfe zu versprechen. Ehe jedoch diese Hülfe gewährt ward, knüpfte man, weil die Spanier den Krieg zu verlängern, nicht zu endigen wünschten, allerlei Kabalen, Intriguen und Unterhandlungen mit den katholischen Herren von Heinrich's Partei an. Dadurch ward Heinrich eine lange Zeit hindurch unthätig erhalten. Im Mai 1590 endlich, als der von den Liguisten zum König ernannte alte Kardinal starb und kein neuer Gegenkönig statt seiner gewählt wurde, zog Heinrich wieder gegen Paris.

Seine Erscheinung setzte die Bürgerschaft von Paris in großen Schrecken, und die Geistlichkeit veranstaltete damals, um den Muth

der Gläubigen wieder aufzurichten, eine schändliche Procession, welche von den Verfassern der Satyre Menippée (s. Th. XII. S. 484 f.) mit Recht zum Gegenstande des Hohnes gemacht worden ist. An dieser Procession, welche am 3. Juni 1590 gehalten wurde, nahmen alle Priester und Schüler Theil, sowie die Mönche aller Orden mit Ausnahme der regulirten Chorherren von St. Genovefa und St. Victor, der Benedictiner und der Cölestiner, welche von einem so ärgerlichen und rebellischen Aufzuge nichts wissen wollten. Voran zogen der Bischof von Senlis, Wilhelm Rose, und der Prior der Karthäuser, in der einen Hand das Crucifix, in der anderen eine Hellebarde haltend. Hinter Beiden gingen die Mönche, je zwei und zwei, in ihrer Ordenskleidung; sie waren außerdem zum Theil in voller Rüstung, zum Theil blos mit einem Panzer oder einem Helm versehen, und trugen neben diesen Vertheidigungswaffen noch Degen, Piken, Säbel und besonders Flinten, die sie sehr ungeschickt handhabten. Während des Zuges wurden unter beständigem Feuern Kirchenlieder und Psalmen gesungen. Auch der Legat des Pabstes glaubte den ärgerlichen Aufzug mit seiner Anwesenheit beehren zn müssen. Man scheint das Anstößige dieser hierarchisch-demagogischen Komödie gefühlt zu haben; denn gleich darauf wurde eine schicklichere Procession veranstaltet und alle Großen, das Parlament, die Behörden und die Geistlichkeit in der Hauptkirche von Paris versammelt, um zu schwören, daß sie die Stadt gegen Heinrich bis aufs Äußerste vertheidigen würden. Schon im Juni wurde Paris durch die Vernichtung der Mühlen und durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln und Zufuhr aufs Äußerste gebracht, so daß der spanische König sich entschließen mußte, den Herzog von Parma gerade in dem Augenblicke, als die Gegenwart desselben in den Niederlanden am nöthigsten war, zum Entsatze von Paris nach Frankreich zu schicken.

Der Herzog von Parma, welcher immer noch an der Wassersucht litt, traf sogleich Anstalten, welche bewiesen, daß er einsah, er werde mit einem großen Feldherrn zu kämpfen haben, der die Soldaten und Unterthanen durch Herablassung und Freundlichkeit an sich fessele. Er zog ein starkes Heer und eine bedeutende Zahl von Geschützen zusammen, und führte nicht nur einen großen Vorrath von Schießbedarf auf schweren Wagen mit sich, welche in der Form einer Wagenburg das Heer auf dem Marsche deckten,

sondern er ließ auch jeden Abend das Lager durch Schanzen schützen und während des Marsches stets leichte Cavallerie voranziehen. Er hielt außerdem sehr strenge Mannszucht, und hatte, damit nicht geplündert werde, im Voraus reichlich für Lebensmittel gesorgt. Diese in jenen Zeiten fast unerhörte systematische Ordnung bewirkte freilich auch, daß der Zug sehr langsam ging. Erst am 22. August 1590 vereinigte sich Alexander bei Meaux mit dem aus zehntausend Mann bestehenden Heere Mayenne's. Als dies geschehen war, glaubte Heinrich IV. sich nur durch ein Treffen aus seiner bedenklichen Lage ziehen zu können. Der Herzog von Parma war jedoch ein zu vorsichtiger und erfahrener General, als daß er gegen einen König, welcher entschlossen war, zu siegen oder zu sterben, einen Kampf auf offenem Felde hätte wagen sollen. Er blieb ruhig liegen, obgleich Heinrich ihn nicht blos durch seine Stellung zu einem Treffen einlud, sondern auch sogar durch einen Herold zum Kampfe auffordern ließ und die Pariser sich bitter beklagten, daß sie trotz der Nähe des spanischen Heeres keine Zufuhr erhielten. Am 5. September brach endlich Alexander aus seinem Lager auf, und Heinreich eilte eine Schlacht erwartend ihm voll Freude entgegen, als plötzlich Alexander's Heer durch einen Thalgrund sich seinen Augen entzog, um die Stadt Lagny zu besetzen und durch die Einnahme derselben die Schifffahrt auf der Marne frei zu machen, was dann die Möglichkeit gewährte, zu Wasser Vorräthe nach Paris zu schaffen. Vergebens suchte Heinrich Lagny zu entsetzen; die Stadt fiel in die Hände des Feindes, und der König verlor in Folge davon alle Vortheile der langen Einschließung von Paris. Er hob dieselbe auf, nachdem er vorher noch den Versuch gemacht hatte, die Stadt mit Sturm zu nehmen, und dabei zurückgeschlagen worden war. Man sagte allgemein, er hätte die Belagerung eifriger betreiben können, wenn er einerseits nicht den Prinzen und vornehmen Landherren, die ihm zum Theil nach der alten Weise mit ihren Vasallen umsonst dienten, zuviel hätte nachsehen müssen, und andererseits nicht selbst, anstatt Sturm auf Sturm anzuordnen, zu viele und zu lange galante Besuche bei der schönen Äbtissin von Montmartre gemacht hätte.

Als Heinrich von Paris aufbrach, theilte er sein Heer in mehrere Abtheilungen, und entließ, da auch die Spanier zurückeilen

mußten, vorerst die freiwillig dienenden Vasallen. Die einzelnen Abtheilungen schickte er in verschiedene Provinzen, während er selbst nur ein kleines Heer bei sich behielt, um die Feinde zu beobachten und zu necken. Sein Glück war die in Paris herrschende Anarchie, sowie das Streben des Herzogs von Parma, den Befehlen seines Herrn gemäß festen Fuß in Frankreich zu fassen, und die dadurch geweckte Eifersucht aller Parteien und ihrer Führer. Diese Eifersucht mußte der Herzog von Parma empfinden, als er das vier Stunden von Paris entfernte Corbeil zu einem Waffenplatze einrichten wollte, weil er voraussah, daß seine Gegenwart noch öfters nöthig sein werde. Man machte ihm dabei so viele und so wunderliche Schwierigkeiten, daß er im Anfang des November jenen Plan ganz aufgab und den Rückmarsch nach Flandern antrat. König Heinrich, der sich im September und Oktober mit der Unterwerfung der Städte, die ihn noch nicht anerkannt hatten, beschäftigt hatte, folgte mit seinem Heere dem Herzoge, beunruhigte ihn auf jegliche Weise und kehrte erst jenseit der Grenzen wieder um.

In dieser Zeit starb Pabst Sixtus V., und sein Kardinal-Legat reiste von Paris ab, um der Wahl eines neuen Pabstes beizuwohnen; er ließ aber den Philipp Sega, Kardinal von Piacenza, als seinen Stellvertreter zurück, welcher ebenso sehr als er von Spanien abhängig war. Zum Pabste ward zuerst Urban VII. und, als dieser schon nach dreizehn Tagen gestorben war, Gregor XIV. gewählt. Dieser und sein Legat in Frankreich geriethen mit dem Parlament, auf das ihre Partei sich allein stützen konnte, in einen heftigen Streit, weil das Parlament die Rechte der gallikanischen Kirche in Schutz nahm. Zu gleicher Zeit erhoben sich überall Ehrgeizige, die sich vom Könige unabhängig machen wollten. Diese wurden in ihrem Streben von den Spaniern unterstützt, welche unterdessen in den Niederlanden ihre Kräfte so sehr zersplitterten, daß Prinz Moritz von den früher verlorenen Orten einen nach dem anderen wieder besetzte. Der dem lothringischen Geschlechte angehörende Herzog von Mercoeur, welcher von Heinrich III. das Herzogthum Bretagne als Statthalterschaft erhalten hatte, suchte die Anarchie zu benutzen, um sich dort festzusetzen, indem er als Gemahl der Maria von Luxemburg, der Erbin der Rechte des Hauses Penthièvre (s. Th. X. S. 309),

Ansprüche auf dieses Herzogthum machte. Er erhielt spanische Hülfe, und König Heinrich mußte Engländer herbeirufen, um sich seiner zu erwehren, worauf denn diese und die Spanier das französische Gebiet ohne Schonung verheerten. Ebenso bildete ein Sohn des Prinzen Ludwig von Condé, welcher Erzbischof und Kardinal war, sich eine Partei, weil er mit Gewalt in die Rechte seines Oheims, des Kardinals von Bourbon, eintreten wollte. Um die Verwirrung vollständig zu machen, entwischte auch der junge Herzog von Guise aus seiner Haft und suchte sich eine Partei zu machen. Jeder Statthalter einer Provinz verfuhr, wie wenn er ein unabhängiger Fürst wäre; in allen Gegenden des Reiches löste die Ordnung sich auf, und überall herrschte die Gewalt der Waffen. Paris erhielt, als Heinrich durch eine List sich vergebens der Stadt zu bemächtigen gesucht hatte, 1591 aufs neue eine spanische Besatzung. Heinrich hatte nämlich Officiere und Soldaten als Müllersknechte und Eseltreiber verkleidet in die Stadt bringen wollen, ein Versuch, der nachher von den Witzlingen die Mehlschlacht (la journée des farines) genannt ward. Der König eroberte hierauf die Stadt Chartres und gewährte, obgleich er sie mit Gewalt genommen hatte, den Einwohnern sehr billige Bedingungen.

Der Pabst schadete dem König Heinrich nicht nur wenig, sondern verschaffte ihm sogar durch seine herrschsüchtigen Bestrebungen einen bedeutenden Anhang unter den auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche sehr eifersüchtigen Geistlichen und unter den Juristen, welche stets gegen die ultramontanen Grundsätze eiferten. Heinrich hatte nämlich die Geistlichkeit nach Rheims berufen und aufs neue das Versprechen gegeben, sich in der katholischen Lehre unterrichten zu lassen; der Legat Landriano aber hatte gerade in demselben Augenblicke neuen Trotz gezeigt, indem er Bullen erließ, in welchen er die Verfluchung des Königs Heinrich wiederholte, die Laien aufforderte, ihn zu verlassen, und den Geistlichen unter Androhung der Excommunication und des Verlustes ihrer Pfründen dasselbe befahl. Dagegen erneute der König in einem Edict, das er erließ, sein Versprechen, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, indem er sich zugleich bitter beschwerte, daß seine Feinde ihm alle Tage neue Verlegenheiten bereiteten und dadurch seiner Bekehrung Hindernisse in den Weg legten. Der Pabst,

heißt es in diesem Edict, übereile sich und der Nuntius sei unvorsichtig. Außerdem fügte Heinrich noch die Erklärung hinzu, er überlasse, um das königliche Ansehen aufrecht zu halten, um die Gesetze des Königreiches zu beschützen und um die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu wahren, seine Sache den Parlamenten, und fordere alle Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten auf, sich den Kirchensatzungen gemäß über die Ungerechtigkeit der Vorwürfe, welche ihm im Monitorium des Legaten Landriano gemacht wären, zu erklären. Die Parlamente von Tours und Chalons protestirten in aller Form (appellèrent comme d'abus) gegen die Bullen des Nuntius; sie erklärten diese für ärgerlich (scandaleuses), voll Truges (impostures) und geeignet, Rebellion zu erregen, und verurtheilten sie deshalb zur Verbrennung durch Henkers Hand. Auch luden sie den Nuntius selbst vor und fertigten, als derselbe nicht erschien, einen Haftsbefehl gegen ihn aus. Zugleich wurde jeder Geistliche, welcher die Bullen des Legaten annehmen oder bekannt machen werde, für einen Hochverräther und seiner Pfründen verlustig erklärt. Auch die katholischen Geistlichen, von welchen Heinrich als König anerkannt worden war, erklärten sich gegen den unbedachtsamen Schritt des Legaten, indem sie den Ausspruch thaten, daß die von diesem verkündigten Bannflüche der Form und dem Wesen nach ungerecht wären, daß dieselben auf Ansuchen der Feinde Frankreich's erlassen worden wären, und daß sie weder für die Bischöfe, noch für die übrigen Katholiken, welche dem Könige anhingen, verbindlich sein könnten. Dagegen gaben natürlich die Bischöfe und Prälaten, welche zur Ligue gehörten, sowie das Pariser Parlament ganz entgegengesetzte Befehle, und ließen die Verordnungen der anderen Partei durch Henkers Hand verbrennen, so daß die Franzosen sich mit Decreten wie mit den Waffen bekriegten.

Der König hatte unterdessen bei den protestantischen Fürsten Deutschland's Hülfe gesucht und deshalb Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Türenne, nach Deutschland geschickt. Dieser wurde dort zwar lange aufgehalten, brachte aber zuletzt doch fünf- bis sechstausend Reiter und etwa elftausend Mann Fußvolk zusammen. Um ihn für diesen Dienst zu belohnen, vermählte Heinrich ihn mit der Erbin des Herzogs von Bouillon, wodurch er zugleich noch einen anderen Zweck erreichte. Türenne war nämlich in Perigord, Quercy und Limousin wegen der großen

Anzahl von Vasallen, die er aufbieten konnte, fast unabhängiger Fürst, wurde aber durch jene Heirath aus den Besitzungen seiner Vorfahren entfernt, konnte im Kampfe gegen das Haus Lothringen, dem er benachbart ward, viel nützen, kam mit den Deutschen in unmittelbare Berührung und war im Besitze der Festung Sedan, welche damals sowie noch im siebenzehnten Jahrhundert für unüberwindlich galt. Ehe die von Türenne geworbenen Truppen auf französischem Boden erschienen, hatte Heinrich, trotz der zahlreicheren Kriegsmacht des unfähigen Mayenne, zuerst Chartres und dann unter den Augen des feindlichen Heeres auch Noyon genommen. Sobald er im September 1591 die Nachricht erhielt, daß die deutschen Truppen sich der Grenze näherten, verlegte er sein Fußvolk in feste Plätze der Picardie und marschirte mit der Reiterei jenen entgegen. Wie groß damals die Verlegenheit des Fürsten war, welcher von seinen Landsleuten mit Recht als das Ideal eines Franzosen und eines christlichen, einfachen, angebeteten Regenten betrachtet wird, zeigt sich bei der Befriedigung der Habgier der deutschen Miethlinge und ihrer fürstlichen Führer. Er sah sich nämlich gleich nach der Hochzeit Türenne's genöthigt, den ganzen Schmuck der Neuvermählten zu borgen, um die Deutschen befriedigen zu können, welche sehr mürrisch waren, als sie das Geld nicht bereit liegen fanden, das man ihnen versprochen hatte. Übrigens mußten jetzt die dem Könige trotzenden Fanatiker, da sie unter einander ganz zerfallen waren, und da der Herzog von Mayenne mit dem jungen Herzoge von Guise, der eine Partei um sich vereinigt hatte, in offener Feindschaft lebte, aufs neue beim Herzoge von Parma Hülfe suchen, um sich gegen die jetzt sehr bedeutende Macht des Königs halten zu können.

Dies kam den empörten Niederländern und ihrem Oberhaupte, dem Prinzen Moritz von Oranien, sehr zu Statten. Moritz hatte schon im Jahre 1590 die Entfernung des Herzogs von Parma vortrefflich benutzt, um mit Hülfe der Engländer Streifzüge nach Brabant und Flandern zu machen. Im folgenden Jahre hatte der Geldmangel der Spanier und die Kränklichkeit des Herzogs ihm die Gelegenheit gewährt, bedeutendere Unternehmungen zu machen. Er eroberte nämlich damals in den Monaten Mai und Juni Deventer und Zütphen, und vereinigte durch die Besetzung der ersteren Stadt die von den sieben Provinzen so lange getrennt ge-

wesene Grafschaft Zütphen wieder mit denselben. Hierauf richtete er sich gegen Nymwegen. Der Herzog von Parma eilte mit seinem Heere herbei, um diesen wichtigen Platz zu retten, es kam zu einem Treffen, und Moritz erfocht einen Sieg, der um so rühmlicher für ihn war, als er bei dieser Gelegenheit den berühmtesten, erfahrensten und vorsichtigsten General in Europa überlistete. Alexander hatte nämlich ganz gegen seine gewohnte ängstliche Behutsamkeit seine Reiterei ins Feld geschickt, Moritz lockte dieselbe durch eine verstellte Flucht bis zu einer Brücke, wo die Enge des Weges den Seinigen großen Vortheil gewährte, und die Feinde verloren dort eine Anzahl ihrer besten Officiere. Am Ende des Jahres 1591, als zu besorgen war, daß die Menschen und das Geld, welche Spanien zur Erhaltung der Unruhen in Frankreich aufgeboten hatte, ganz umsonst geopfert seien, erhielt Alexander von Philipp den ausdrücklichen Befehl, den Krieg in den Niederlanden nur vertheidigungsweise zu führen und ein neues Heer zu einem Zuge nach Frankreich zu sammeln. Während dieser Befehl vollzogen ward, reiste Alexander nach Spaa in das Bad, und Moritz benutzte die Zeit seiner Abwesenheit, um den Spaniern noch einige Plätze wieder zu entreißen. Er setzte sich in dem Theile von Flandern fest, den man die Waes nennt, und eroberte nach kurzer Belagerung Hulst. Dann wandte er sich, nachdem er eine Brücke über die Waal geschlagen hatte, gegen Nymwegen. Diese Stadt gerieth, da die Besatzung nicht stark und die Bürger der spanischen Herrschaft müde waren, bald in die Gewalt des Prinzen. Jetzt konnte Moritz nach dem Haag zurückkehren, wo er als Retter der Republik der sieben vereinigten Provinzen mit lauten Freudenbezeugungen aller Art empfangen wurde. Er konnte auch 1592 fortsetzen, was er im vorigen Jahre begonnen hatte, weil der Herzog von Parma zum zweiten Male nach Frankreich ziehen mußte.

Der kranke Herzog von Parma zog sehr ungern nach Frankreich, weil diejenigen, denen er zu Hülfe geschickt ward, unter einander in Zwietracht gerathen waren. Das Pariser Parlament hatte gegen seinen Präsidenten Brisson und gegen einige Räthe gewüthet; Mayenne, der in der Gegend von Soissons mit einem Heere lag, hatte allen Einfluß verloren; die spanische Partei sogar war unter sich zerfallen. Das nächste Ziel, welches Alexander von Parma bei seinem Zuge nach Frankreich hatte, war der Entsatz der Stadt

Rouen, die durch Heinrich hart bedrängt wurde. Diese Stadt war bisher ein starkes Bollwerk der Ligue gewesen, zu welcher der größte Theil der Bürger gehörte. Ihre Besatzung ward von einem vortrefflichen General, Villars Brancas, befehligt, welcher die Festungswerke in guten Stand gesetzt und eine aus großen Schaluppen bestehende Flotte unter einem guten Seemann auf der Seine aufgestellt hatte. Das Parlament zu Rouen, welches ebenso fanatisch war, als das Pariser, unterstützte den Commandanten in seinen Maßregeln auf jede Weise. Auf Geheiß desselben wurde der Eid der Ligue erneut und bei Todesstrafe verboten, die geringste Verbindung mit Heinrich von Navarra zu unterhalten. Auch für die nöthigen Lebensmittel war Sorge getragen worden. Dessen ungeachtet herrschte schon Ende December 1591 ein solcher Mangel in Rouen, daß man der Erscheinung des Herzogs von Parma sehnlich harrte. Dieser rückte in sehr langsamem Zuge heran. Er war ärgerlich über einen Plan seines Königs, nach welchem die Stände Frankreich's sich versammeln sollten, um dessen Tochter Clara Eugenia, welche Philipp mit dem Erzherzog Ernst von Oestreich vermählen wollte, zur Königin zu erwählen. Der Herzog von Parma erkannte in diesem Plane ein Hirngespinnst der spanischen Agenten, welche den König irreleiteten; er durfte dies aber nicht laut werden lassen, obgleich er seines Theiles mit Mayenne, welcher von dem, was hinter seinem Rücken betrieben wurde, vollständig unterrichtet war, gemeinschaftliche Sache machte. Das Project des spanischen Königs erzeugte Mistrauen zwischen den beiden Feldherren und einen gegenseitigen Haß der Franzosen und Spanier. Dies war dann großentheils schuld an dem geringen Erfolge des Zuges, welchen Alexander von Parma schon Ende December 1591 antrat, und der ihn erst am Schlusse des folgenden Monats, nachdem er sich mit Mayenne vereinigt hatte, in die Normandie führte. Rouen hatte unterdessen durch Mangel und durch den Feind Vieles gelitten, da Heinrich nicht blos durch dritthalbtausend Engländer, sondern auch durch dreitausend Holländer verstärkt worden war. Heinrich zog mit einem Theile seiner Truppen den vereinigten Heeren Alexander's und Mayenne's entgegen, stürzte sich aber, als er bei Aumale diese traf, von ritterlichem Eifer getrieben, mit der Unvorsichtigkeit eines Husaren-Rittmeisters an der Spitze einer einzigen Schwadron auf die ganze Vorhut der feindlichen Macht. Er wurde

in diesem Reitertreffen nicht nur verwundet, sondern dasselbe würde auch ganz verderblich für ihn geworden sein, wenn nicht Alexander aus übertriebener Behutsamkeit versäumt hätte, den erlangten Vortheil zu benutzen.

Unterdessen hatte der Commandant von Rouen durch einen Ausfall den Belagerern wesentlich geschadet und Vorräthe in die Stadt geschafft. Alexander warf deshalb vorerst nur achthundert Reiter in die Stadt, und kehrte sogleich in die Picardie zurück. Im April ward er wieder gerufen, und Villars erklärte ihm, daß, wenn er nicht am 21. April in der Nähe der Stadt sei, diese capituliren müsse. Alexander erschien hierauf am 20. vor Rouen und Heinrich hob jetzt die Belagerung auf, weil er zuerst die Rückkehr des Adels, welcher freiwillige Dienste leistete und auf seinen Lehengütern zerstreut war, erwarten mußte. Alexander zog dann triumphirend in Rouen ein. Hier sagte man ihm, daß er, wenn Rouen behauptet werden solle, auch den an sich unbedeutenden Ort Caudebec besetzen müsse. Er begann also die Belagerung dieses Ortes, und der Namen Caudebec ward damals historisch merkwürdig, weil zwei große Feldherren dort ihre Talente gegen einander aufboten. Alexander wurde während der Belagerung von Caudebec verwundet, nahm aber bald nachher die Stadt ein. Unmittelbar darauf machte er jedoch ein Versehen, welches von Heinrich sogleich benutzt ward, um ihn in große Verlegenheit zu bringen. Heinrich schloß nämlich den Herzog während der Genesung desselben in der von der Seine auf drei Seiten umflossenen Halbinsel Ceaux ein, auf welcher die Stadt Caudebec gelegen ist. Der Herzog gerieth dadurch um so mehr in Verlegenheit, da Heinrich's Heer, welches unterdessen die zurückkehrenden Vasallen verstärkt hatten, in seinem befestigten Lager nicht leicht anzugreifen war. Er rettete sich jedoch durch eine List aus seiner bedenklichen Lage. Nachdem er nämlich alle nöthigen Anstalten getroffen hatte, um über die Seine zu setzen, schickte er einen Theil seines Heeres zu einem Schein-Angriff auf Heinrich's Lager ab und benutzte, während die Feinde auf diese Weise getäuscht wurden, einen dicken Nebel, um, zum Erstaunen und zur Beschämung der Franzosen, sein Heer nebst dem Geschütze und dem Troß über die Seine zu setzen (16. Mai). Die Feinde folgten ihm zwar mit überlegener Macht nach; er gewann aber einige Märsche über sie. Er zog an Paris vorbei,

damit seine Soldaten dort keinen Unfug verübten, ging bei St. Cloud wieder über die Seine und kehrte in die Niederlande zurück.

Dort hatte Prinz Moritz die Abwesenheit des Herzogs nicht unbenutzt gelassen und die zwei in jenen Zeiten wichtigen Festungen Steenwyk und Coevorden erobert. Alexander von Parma, dessen Krankheit fortwährend zunahm, bat nach seiner Rückkehr dringend um seine Entlassung, erhielt dieselbe aber nicht. Er starb im December 1592. An seine Stelle ward von Philipp der Erzherzog Ernst von Östreich ernannt. Bis zur Ankunft desselben sollte Graf Karl von Mansfeld die Verwaltung der Niederlande führen; dieser mußte aber ebenso, wie vorher Alexander von Parma, auf Philipp's Befehl ein Heer nach Frankreich führen. Prinz Moritz erwarb sich den Ruhm, die ganze Republik der sieben Provinzen von der Herrschaft der Spanier befreit zu haben. Zwar blieb Gröningen noch eine Zeit lang in der Gewalt derselben; diese Stadt lag aber so weit von den anderen Provinzen der Spanier entfernt, daß sie bald fallen mußte, und Moritz hatte andererseits auch auf dem linken Ufer der Maas und der Schelde festen Fuß gefaßt, indem er im Namen der Generalstaaten die flandrischen Städte Ostende, Axel und Hulst, sowie die brabantischen Städte Breda und Bergen op Zoom behauptete.

Der Abzug des Herzogs von Parma aus Frankreich, seine nachherige Krankheit und sein Tod waren für den König Heinrich vortheilhafter, als ein Sieg im Felde hätte sein können; denn die Franzosen merkten nach und nach, was König Philipp eigentlich beabsichtige, und der Herzog von Mayenne fand rathsam, dem, was ihm von Seiten des jungen Herzogs von Guise drohte, dadurch auszuweichen, daß er sich Heinrich dem Vierten näherte. Die Unterhandlungen Mayenne's mit Heinrich wurden von Seiten des Letzteren durch dü Plessis Mornay geführt, dessen Denkwürdigkeiten eine gute Quelle der Geschichte Frankreich's und der Niederlande in dieser Zeit sind. Sie führten freilich zu keinem Ziel; dagegen gelang es aber dem König Heinrich ganz wider Erwarten, mit einem Pabste anzuknüpfen, der sich anfangs als einen heftigen Feind desselben bewiesen hatte und durch spanischen Einfluß Pabst geworden war.

Nachdem sowohl Sixtus V., als auch seine beiden Nachfolger, Urban VIII. und Gregor XIV., Beschützer der Ligue gewesen waren

und Philipp's Plane in Betreff Frankreich's begünstigt hatten, wurde im Oktober 1591 nach Gregor's Tode durch spanischen Einfluß ein dreiundsiebenzigjähriger Mann zum Pabst gewählt. Dieser nannte sich Innocenz IX., und begann seine Regierung damit, daß er der Ligue monatlich fünfzigtausend Scudi versprach, und den Herzog von Parma ermunterte, sich für Philipp's Sache aufzuopfern. Er starb noch in demselben Jahre, und an seine Stelle ward am 30. Januar 1592 der Kardinal Aldobrandini gewählt, welcher den Namen Clemens VIII. annahm. Dieser Mann war ebenso sehr durch seinen Lebenswandel, als durch seine Geistesbildung, Gelehrsamkeit und Geschäftstüchtigkeit ausgezeichnet, und wenn er gleich anfangs in Betreff der französischen Angelegenheiten in die Spuren seiner Vorgänger trat, so war er doch ein zu guter Geschäftsmann, um nicht den französischen Geistlichen und Laien Gehör zu geben, welche ihm riethen, Heinrich IV. in den Schooß der Kirche zurückzubringen, weil dies das beste Mittel sei, auch dessen Fürsten, Grafen und Barone katholisch zu machen. Eine seiner ersten Maßregeln bestand indessen darin, daß er öffentlich erklärte, Heinrich IV. dürfe und könne nicht König von Frankreich werden. Zugleich versprach er der Ligue eine Unterstützung an Geld, und forderte die Gläubigen in Frankreich auf, mit Übergehung des Königs von Navarra einen anderen König zu wählen. Dadurch wurde große Unzufriedenheit in Frankreich hervorgerufen. Diejenigen Katholiken, welche dem König Heinrich anhingen, und unter denen auch viele Bischöfe waren, erlaubten sich sogar leise Drohungen gegen den Pabst. Man machte diesem besonders den Vorwurf, er nehme gar keine Rücksicht darauf, daß Heinrich sich wirklich in der katholischen Lehre unterrichten lasse, und daß die spanische Politik den unseligen Zustand Frankreich's zu benutzen suche, um entweder einen Verwandten des spanischen Königs oder doch einen Clienten desselben, möge dies nun der Herzog von Mayenne oder der Herzog von Guise sein, auf den französischen Thron zu bringen. Wir kennen bereits Philipp's Plan, nach welchem Erzherzog Ernst mit Philipp's Tochter Isabella Clara Eugenia vermählt und demselben das Königreich Frankreich überlassen werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde auf Verlangen des spanischen Gesandten und auf Betreiben des päbstlichen Legaten Philipp Sega, welcher bei allen Scandalen der Ligue eine Rolle gespielt hatte, durch den Herzog

von Mayenne eine allgemeine Ständeversammlung auf den Januar 1593 nach Paris berufen. Am Schlusse des Berufungs-Edictes sprach Mayenne ausdrücklich aus, er wünsche, daß auch die Katholiken von Heinrich's Partei sich dabei einfinden möchten. Heinrich erlaubte auf den Rath staatskluger Männer wirklich, daß die Prinzen, Prälaten, Barone und Herren seiner Partei jener Versammlung beiwohnten; dies geschah jedoch nur nach einer feierlichen Protestation gegen die Berufung der Stände durch den Herzog von Mayenne, sowie gegen Alles, was auf der Versammlung einseitig möchte beschlossen werden.

Die Verhandlungen dieser Stände, die pedantischen Reden der Deputirten und ihre Protestationen und Gegen-Protestationen haben den Verfassern der Satyre Menippée reichlichen Stoff zu beißendem Spotte gegeben. Erst Ende April ward man einig, daß mit den königlich Gesinnten, die in Paris selbst nicht zugelassen worden waren, in dem zwei Stunden von Paris entfernten Dorfe Surene eine Conferenz gehalten werden sollte. Als diese Conferenz Ende April begann, hatte glücklicher Weise bereits der spanische Gesandte, der Herzog von Feria, in der Pariser Ständeversammlung sogar den lächerlichsten aller Fanatiker, den Kardinal von Pellevé, geschweige denn die anderen Franzosen, durch seine spanischen Prahlereien beleidigt. Die Conferenz blieb bis zum 16. Mai ohne Ergebniß, weil der Erzbischof von Lyon, welcher im Namen der Liguisten das Wort führte, immer darauf bestand, es müsse ein neuer katholischer König gewählt werden, und dagegen Heinrich's Anhänger dessen Erbrecht vertheidigten. Als endlich am 16. Mai der Erzbischof von Lyon aufs neue einen katholischen König verlangte, verlas der Erzbischof von Bourges eine schriftliche Erklärung Heinrich's, in welcher dieser aussprach, er stehe im Begriff, zum alten Glauben zurückzukehren, und lasse sich schon gegenwärtig in demselben unterrichten. Er habe, hieß es weiter, zu diesem Zwecke schon die besten Theologen zu sich entboten und lade die Bischöfe ein, dieselben in ihrem guten Werke zu unterstützen. Nach der Verlesung dieser Erklärung machte der Erzbischof von Bourges den Gliedern der Ligue den Vorschlag, mit Heinrich auf der Grundlage seines Übertrittes zur katholischen Kirche zu unterhandeln, unter der Voraussetzung, daß, wenn Heinrich sich nicht bekehren werde, Alles nichtig sein solle. Die Deputirten der Ligue

geriethen dadurch in Verlegenheit; sie erklärten, sie müßten erst die Pariser und besonders den Legaten um Rath fragen, wollten aber doch keine Abschrift der königlichen Erklärung und des von dem Erzbischof von Bourges gemachten Vorschlages mitnehmen. Der Parlaments-Präsident Jean le Maitre jedoch ließ sich insgeheim eine Abschrift geben, sorgte für ihre Vervielfältigung und verbreitete sie in der Stadt.

Die Spanier hatten damals nicht nur eine Garnison in Paris, sondern es befanden sich daselbst auch drei spanische Gesandte, und die großen Summen, welche Philipp thörichter Weise austheilen ließ, unterhielten die Aufregung im Volke. Auch ward der Legat des Pabstes, Philipp Sega, von Spanien bezahlt. Dieser Legat wagte es, selbst die von Heinrich's Freunden angebotene Bedingung des Übertrittes zu verschmähen. Er erließ ein Manifest (edictum), in welchem Heinrich ein zweimal abtrünniger Ketzer (haereticus relapsus), dessen Sache dem Pabste allein vorbehalten bleiben müsse, genannt und zugleich Alles, was die französischen Prälaten etwa in der Sache thun würden, für nichtig und ungültig erklärt wurde. Philipp Sega und auf seine Anregung alle Fanatiker bewirkten auch, daß von allen Kanzeln herab gegen den möglichen Frieden getobt wurde, und daß man dem Volke predigte, die vorgebliche Bekehrung Heinrich's sei nur ein Trug, um die Krone zu erlangen und dann die Religion wieder zu verläugnen. Dreimal war damals schon von der römisch-spanischen Partei der Vorschlag erneuert worden, die Tochter Philipp's zur Nachfolgerin im Reiche erklären zu lassen. Dadurch wurden die Franzosen und besonders Mayenne heftig gereizt. Man brachte das salische Gesetz, nach welchem die Weiber vom Throne ausgeschlossen waren, in Erinnerung, und zuletzt erklärte sich sogar das Pariser Parlament gegen das päpstliche Treiben. Dieses Parlament erließ am 28. Juni 1593 das berühmte Decret, welches dem Präsidenten le Maitre befahl, sich mit einer hinreichenden Anzahl von Parlaments-Räthen zum Herzoge von Mayenne als dem Generalstatthalter des Reiches zu begeben und in Gegenwart der zusammengerufenen Prinzen und Herren ihm zu gebieten, daß er als Oberhaupt des Reiches feste und sichere Maßregeln ergreife, damit nicht unter dem Vorwande der Religion ein fremdes Haus auf den französischen Thron gebracht und ein dahin zielender Vertrag

geschlossen werde. Zugleich erklärte das Parlament jede diesem entgegenstehende Verabredung oder Übereinkunft im Voraus für nichtig und ungültig. Der Herzog stellte sich, als ihm dies Alles verkündigt wurde, sehr unwillig, und erklärte den vom Parlament gefaßten Beschluß für einen Eingriff in seine Rechte und für eine persönliche Beleidigung. Er drohte den Beschluß des Parlaments zu kassiren; die Festigkeit des Präsidenten beruhigte ihn aber.

Am 9. Juli versammelte der König eine Anzahl katholischer Theologen, Bischöfe und Prälaten um sich, und nach mehrtägiger Unterhandlung mit ihnen sprach er seinen Entschluß aus, der protestantischen Religion zu entsagen, obgleich auch jetzt noch der Legat sich Mühe gab, die Aussöhnung desselben mit der Kirche zu verhindern. Der Letztere nahm es den bisher dem Könige feindlichen Geistlichen sehr übel, daß sie sich an denselben angeschlossen hatten; er verhängte sogar über einen derselben einen Kriminal-Proceß, vor dessen Folgen sich dieser nur durch eine schleunige Flucht zum Könige retten konnte. Die um Heinrich versammelten Geistlichen, welche die Tücke des Legaten, der Spanier und des Herzogs von Mayenne erkannt hatten, verkündigten indessen ihre Bereitwilligkeit, den König in den Schoß der Kirche wieder aufzunehmen, wenn er nur verspreche, sich mit dem Pabste abzufinden. Sie ließen zur feierlichen Aufnahme des Königs in die katholische Kirche großartige Anstalten machen, und zwar, da Paris nicht in Heinrich's Gewalt war, zu St. Denys. Auch gegen diese von den katholischen Prälaten versprochene Aussöhnung Heinrich's mit der Kirche protestirte der Legat. Er beschwor die Prälaten, keine Kirchenspaltung (schisma) zu veranlassen, und ertheilte ihnen, wie er sich ausdrückte, aus schuldiger christlicher Liebe die Warnung, daß sie, im Fall seine Vorstellungen kein Gehör fänden, sich kirchliche Strafen, namentlich den Verlust ihrer Titel, Würden und Pfründen, zuziehen würden. Auch der Herzog von Mayenne ließ befehlen, daß am Tage der Lossprechung Heinrich's niemand aus der Stadt Paris gelassen werden solle. Sein Gebot wurde aber ebenso wenig beachtet, als die Drohungen des Legaten. Am 25. Juli 1593 nahm der Erzbischof von Bourges die feierliche Ceremonie der Zurückführung des Königs in den Schoß der Kirche vor, und die Pariser strömten allen Polizei-Maßregeln des Herzogs zum Trotz nach

St. Denys hinaus, um derselben beizuwohnen. Unmittelbar darauf fühlte der Herzog von Mayenne, der sich nach und nach vereinzelt sah, daß er den Krieg nicht werde fortführen können; er schloß deshalb einen Waffenstillstand auf drei Monate, welcher mit dem ersten August beginnen sollte.

Der König hatte schon zur Zeit der Conferenzen, welche zwischen seinen Anhängern und den in Paris versammelten Ständen gehalten worden waren, eine Gesandtschaft nach Italien geschickt, um unmittelbar mit dem Pabste zu unterhandeln; seinen Gesandten war aber damals nicht erlaubt worden, nach Rom zu kommen. Jetzt schickte er aufs neue drei Gesandten, Ludwig Gonzaga, Herzog von Nevers, den Bischof von Mans und den Dechanten der Pariser Hauptkirche, nach Rom. Diese sollten mit dem Pabste die geistlichen Angelegenheiten ins Reine bringen; als weltlicher Bevollmächtigter aber war Brochard de Clielle, ein katholischer Edelmann von Heinrich's Partei, ihnen voraus geschickt worden. Zu gleicher Zeit sandte der Herzog von Mayenne den Kardinal Joyeuse nach Rom, um den Pabst zu bewegen, daß er die durch den Erzbischof von Bourges ertheilte Absolution nicht anerkenne und bestätige. Anfangs gestattete Clemens VIII., welcher ganz in den Händen der Spanier war, dem Herzoge von Nevers nicht einmal nach Rom zu kommen; zuletzt erhielt der Herzog zwar die Erlaubniß dazu, aber blos als Privatmann und nur auf zehn Tage, sowie unter der Bedingung, daß er mit keinem der Kardinäle über die französischen Angelegenheiten rede. Der Herzog kam im December nach Rom. Clemens blieb fest und erklärte sich sehr bestimmt gegen jeden Frieden mit Heinrich, obgleich er jetzt gar keinen Grund mehr hatte, diesem zu zürnen. Dagegen waren viele Kardinäle anderer Meinung.

Gerade um diese Zeit schickte der König von Spanien ein Heer nach Frankreich, um zu verhindern, daß Mayenne ganz in Ohnmacht gerathe und die Pariser von ihrem Könige zur Unterwerfung gezwungen würden, nachdem schon vorher, weil Philipp's Anhang sich auflöste, der Waffenstillstand um zwei Monate verlängert worden war. Philipp hatte seit dem Tode des Herzogs von Parma seine Gunst den Brüdern des Kaisers Rudolf II., seinen nächsten Anverwandten, zugewendet. Von den acht Brüdern Rudolf's waren damals nur noch vier am Leben, von welchen einer, der nachherige

Kaiser Matthias, uns bereits in der Geschichte des Abfalles der Niederlande bekannt geworden ist (s. S. 90 u. 177—186). Dieser war wegen der Rolle, welche er in den Niederlanden gespielt hatte, dem Könige von Spanien tödtlich verhaßt. Dagegen standen zwei seiner Brüder, Ernst und Albrecht, von denen der Letztere schon lange in Spanien lebte, bei Philipp in hoher Gunst und wurden von ihm nach einander für die Niederlande bestimmt. Da Albrecht von Philipp zum Erzbischof von Toledo und vom Pabste zum Kardinal gemacht worden war, so erkor Philipp vorerst den Erzherzog Ernst für die Ausführung der von ihm entworfenen Pläne. Er wollte diesen mit seiner Tochter Isabella Clara Eugenia vermählen, ernannte ihn beim Tode Alexander's von Parma zum Statthalter der Niederlande und gedachte ihn zum Könige von Frankreich zu machen. Ernst war aber wegen seines milden und halb blödsinnigen Wesens zu keinem ernsten Geschäfte zu gebrauchen. Philipp zog daher später dessen Bruder Albrecht hervor, welcher, obgleich er Erzbischof von Toledo war, doch nie die Priesterweihen erhalten hatte und, obgleich er Kardinal war, doch die Erlaubniß zum Heirathen leicht erlangte.

Ernst war, als der Herzog von Parma starb, in den Niederlanden nicht anwesend, und es war daher der Graf von Mansfeld zu dessen Stellvertreter ernannt worden. Mansfeld erhielt jedoch nicht einmal die eigentliche Leitung der Geschäfte und des Krieges, weil Philipp auch damals wie immer durch seinen autokratischen Eigensinn die besten Maßregeln seiner ausgezeichneten Diener und Beamten verdarb. Da in der Übereinkunft mit den Wallonen ausgemacht war, daß kein Spanier im eigentlichen Regentschaftsrath sitzen dürfe, so schob Philipp den Grafen nur vor, und bestellte einen besonderen Kriegsrath. In diesem Rathe waren neben dem Vorsitzer desselben, Pedro Henriquez, Grafen von Fuentes, noch andere Spanier, welche Philipp ausdrücklich in die Niederlande geschickt hatte, um Mansfeld zu beobachten. Fuentes, ein seines Herrn würdiger Diener, erließ gleich anfangs ganz unmenschliche Befehle, und diese riefen, als man sie auszuführen begann, so grausame Vergeltungs-Maßregeln hervor, daß sie schnell wieder zurückgenommen werden mußten. Während Fuentes den einen Theil der Niederländer durch die ihren Landsleute zugefügte Behandlung erbitterte, zog Philipp zum dritten Male seine Trup-

pen von dem Kriegsschauplatze hinweg, wo sie gerade damals am nöthigsten waren; denn er hoffte noch immer den Krieg in Frankreich unterhalten zu können, obgleich er damals schon den Gedanken aufgegeben hatte, seine Tochter mit Ernst zu vermählen und diesem Paare den französischen Thron zu verschaffen.

In Rom hatte unterdessen Heinrich IV., trotz aller Gegenbemühungen des Kardinal-Legaten zu Paris, der gesammten Ligue und des Herzogs von Mayenne, durch seinen Agenten, den Herrn von Clielle, welcher dort anfangs ebenso wenig, wie der Herzog von Nevers, hatte vorkommen können, den ersten Schritt zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem Pabste gethan. Clielle hatte nämlich in dem zu Rom lebenden Franzosen d'Ossat einen Mann gefunden, welcher Talent und Patriotismus genug besaß, um dem Pabste über die eigentlichen Absichten Philipp's mit Frankreich und über den Zweck der Häupter der Ligue die Augen zu öffnen. Dies bewirkte d'Ossat dadurch, daß er alle Flugschriften, welche von der spanischen Partei und der Ligue in Rom verbreitet wurden, widerlegte und seine Widerlegungen dem Pabste in die Hände spielte. Er wußte insgeheim Zutritt zum Pabste zu erhalten, setzte demselben die Lage der französischen Angelegenheiten aus einander und erwirkte endlich eine Audienz für den Herrn von Clielle, welcher einen Brief seines Königs zu übergeben hatte. Clemens wollte freilich von einem König Heinrich nicht reden hören und auch den Brief desselben nicht annehmen; der Herr von Clielle legte diesen aber im päbstlichen Kabinet nieder, und der Inhalt gelangte trotz der Sprödigkeit des Pabstes zu dessen Kunde. Die Kardinäle waren sehr unwillig geworden, daß der Pabst eine so wichtige Angelegenheit für sich allein oder mit den spanischen und liguistischen Prälaten, ohne die Kirche oder mit andern Worten ohne sie, ausmachen wolle; Clemens sprach sich daher in einem Consistorium sehr heftig und unartig gegen diese sich ihm aufdringende Kirche aus *).

In den Niederlanden verschaffte Philipp der Republik der sieben vereinigten Provinzen dadurch, daß er 1594 und 1595 seine Aufmerksamkeit, seine Streitkräfte und sein Geld auf die französischen Ange-

*) Dicendo, essere risoluto, di non approvar quel fatto, contra la qual deliberazione se per innanzi alcuno osasse di dir parola, egli era per farne rigorosa dimonstrazione.

legenheiten richtete, die Möglichkeit, sich vollends zu einer europäischen Hauptmacht zu erheben. Im Juni 1593 hatte Moritz von Nassau Gertruydenberg genommen, weil Philipp seine Truppen nach Frankreich geschickt hatte. Im folgenden Jahre beging Philipp denselben Fehler. Er befahl nämlich dem Erzherzog Ernst, welcher endlich in den Niederlanden angekommen war, seinen seitherigen Stellvertreter, den Grafen von Mansfeld, in die Picardie zu schicken, um dem hart bedrängten Herzoge von Mayenne und der Stadt Paris Hülfe zu leisten. Mansfeld zog mit zwölftausend Mann gegen La Capelle und eroberte diese Stadt, ehe Heinrich ihr zu Hülfe hatte eilen können. Nachher vereinigte er sich mit dem Herzoge von Mayenne, welchen Philipp auf die Nachricht, daß derselbe im Begriffe stehe, sich mit Heinrich auszusöhnen, durch die Überlassung des Oberbefehles festzuhalten gesucht hatte. Die Spanier nahmen hierauf an dem Kampfe Theil, welchen Mayenne vergebens zum Entsatze der durch Heinrich belagerten Stadt Laon führte, und dessen weiter unten ausführlicher gedacht werden wird. Während Mansfeld mit seinen Truppen in Frankreich war, entriß Moritz von Nassau dem König Philipp wieder eines der Hauptbollwerke der Niederlande. Dieses war die Stadt Gröningen, welche nicht allein eine bedeutende Festung war, sondern auch als ein Hauptbestandtheil der ursprünglichen Republik der sieben Provinzen nothwendiger Weise zur Gesammtheit derselben gehörte. Gröningen ward von dreitausend Bürgern unter dem Spanier Verdugo vertheidigt. Es hatte zwar außerdem noch eine aus tausend Wallonen und Spaniern bestehende Besatzung, mit deren Hülfe die Bürger der Stadt ihre protestantischen Mitbürger unterdrückt hielten; diese Soldaten waren aber nicht in die Stadt selbst eingelassen, sondern in den Vorstädten einquartiert worden, wo sie sich ihrer Raubsucht und ihren Leidenschaften überließen, weil sie schlecht bezahlt wurden, und weil unter dem aus geworbenem Gesindel bestehenden spanischen Heere alle Kriegszucht aufgehört hatte. Moritz belagerte, unterstützt von seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Nassau, die Stadt Gröningen, und Verdugo, welcher bald erkannte, daß er an der Spitze der katholischen Bürger die weit zahlreicheren protestantischen nicht mehr lange werde niederhalten können, verließ die Festung. Die Katholiken wehrten sich zwar auch nachher noch; sie sahen sich aber am 22. Juli 1594 genöthigt, dem Prinzen die

Thore zu öffnen. Die Stadt Gröningen erhielt hierauf ihre Stelle unter den sieben vereinigten Provinzen wieder, und Graf Wilhelm wurde zum Statthalter derselben ernannt. Nach der Eroberung von Gröningen unterstützte und förderte Moritz die unruhigen Bewegungen der spanischen Miethstruppen in Brabant, um dem Oberbefehlshaber der Spanier jedes Unternehmen unmöglich zu machen. An der Spitze der Spanier stand seit den ersten Monaten des Jahres 1595 der Graf von Fuentes; denn Erzherzog Ernst war damals gestorben, und sein Bruder Albrecht, welchen nunmehr Philipp mit seiner Tochter vermählen wollte, sollte die Statthalterschaft in den Niederlanden erst dann antreten, wenn er vom Pabste die doppelte Dispensation, deren er als Kardinal und als Verwandter jener Prinzessin bedurfte, erhalten hätte. Fuentes, dem es an Tüchtigkeit nicht fehlte, wurde während des ganzen Jahres 1595 durch die Meutereien aller seiner Truppen, sogar der Wallonen, durch Geldmangel und zuletzt noch durch eine neue Wendung der Dinge in Frankreich verhindert, den Niederländern wesentlich zu schaden.

Heinrich IV. hatte nach dem Zuge gegen Laon eine allgemeine Amnestie verkündigt und dadurch erlangt, daß Lyon, Orleans, das Parlament von Aix und fast die ganze Picardie, sowie viele Landherren, unter ihnen der Herr von Villeroi, ihm gehuldigt hatten. Rheims und Paris waren jedoch noch immer in der Gewalt der Fanatiker. Da die erstere Stadt ihm ihre Thore nicht öffnete, so ließ er sich am 28. Februar 1594 in Chartres krönen und salben. In Paris verhinderten Spanien und die Ligue die Aussöhnung der Bürger mit dem Könige, indem sie sich auf den Umstand stützten, daß dieser noch nicht mit dem Pabste ausgesöhnt sei. Heinrich wollte die Hauptstadt des Reiches nicht gern als eine feindliche Festung behandeln, sondern suchte ohne Blutvergießen sich in den Besitz derselben zu setzen. Er benutzte, um dies zu erreichen, die Abneigung der eigentlichen Bürgerschaft und des Parlaments von Paris gegen die Spanier, welche der Herzog von Mayenne in die Stadt gelegt hatte, sowie die Käuflichkeit des Commandanten von Paris. Commandant von Paris war zuerst der Graf von Belin gewesen; der Herzog von Mayenne hatte aber in Erfahrung gebracht, daß dieser und das Parlament nicht abgeneigt wären, mit Heinrich zu unterhandeln, und deshalb den Grafen ohne Weiteres abgesetzt. Dieser Schritt hatte das

Parlament und denjenigen Theil der Bürgerschaft, welcher des liguistischen Unfuges müde war, erbittert, und man hatte dem Herzoge heftige Vorwürfe darüber gemacht, weil er bei seiner Ernennung zum Generalstatthalter des Reiches versprochen habe, nichts zu thun, ohne vorher das Parlament gefragt zu haben. Mayenne hatte darauf die strengsten und härtesten Maßregeln ergriffen. Er hatte noch mehr Spanier in die Stadt gebracht und diese dann von Streifwachen durchziehen, sowie überall durch militärische Posten bewachen lassen; er hatte sogar die furchtbare Demagogie der Proletarier oder der Sechszehn (s. S. 219), die er selbst vorher mit der größten Grausamkeit auszurotten gesucht hatte, wieder emporgehoben und an den Haufen, der die Bürger in Schrecken halten sollte, Getreide ausgetheilt, welches mit spanischem Gelde gekauft worden war. Außerdem hatte er, um ganz sicher zu sein, zum Commandanten der Stadt einen Mann ernannt, von welchem Sülly in seinen Denkwürdigkeiten sagt, daß er Paris zur Republik habe machen wollen.

Dieser Mann war Karl von Cossé, Graf von Brissac. Er begann, weil er seinen abenteuerlichen Plan einer Republik unausführbar fand, sogleich insgeheim mit Heinrich nicht sowohl zu unterhandeln, als vielmehr darüber zu verhandeln, welche Vortheile der König ihm und seinen Freunden gewähren solle, wenn sie demselben den Besitz der Hauptstadt verschafften. Die Mutter des Herzogs von Mayenne entdeckte Brissac's Absichten und gab ihrem Sohne Nachricht; dieser aber, welcher selbst nicht ganz abgeneigt war, sich mit Heinrich abzufinden, achtete auf den Rath der Mutter nicht, und verließ gerade im entscheidenden Augenblicke Paris, um sich an der Grenze der Champagne mit den Spaniern zu verbinden, welche Mansfeld ihm zuführte. Nach seiner Entfernung war die Stadt ganz in der Gewalt der Spanier und des fanatisirten Pöbels, der von allen Kanzeln herab gegen den König aufgeregt wurde. Dies ließ die wildesten Ausschweifungen befürchten, und es war deshalb ein Glück, daß Brissac sich lieber dem Könige, als den Spaniern verkaufte. Heinrich schloß mit ihm einen förmlichen Vertrag, in welchem er ihm selbst den Marschallstab und hunderttausend Thaler nebst einem Jahrgelde zusicherte, den Parisern aber eine Amnestie versprach, von der nur die Räuber und Mörder ausgenommen sein sollten. Alle Privilegien wurden

bestätigt und der reformirte Gottesdienst im Umfange der Stadt verboten. Der bürgerliche Vorgesetzte der Stadt (Prevôt des marchands) Jean l'Huillier, welcher die erste Aufforderung des Grafen Brissac mit einem bitteren Witz erwidert haben soll *), wurde nachher durch das Versprechen gewonnen, daß er Präsident der Rechnungskammer werden solle. Auch andere Mitglieder des Stadrathes erhielten Vortheile zugesichert. Den Spaniern endlich, die sich hätten widersetzen können, sollte freier Abzug gestattet werden. Nachdem man mit dem Magistrat einig geworden war, wurden am 18. März 1594 alle Obersten und Hauptleute der Bürgerwehr in l'Huillier's Hause versammelt, wo ihnen dann Weisung gegeben ward, wie sie in jedem Falle sich zu verhalten hätten; denn seitdem der Herzog von Mayenne die Macht der fanatischen Republik der Sechszehn gebrochen und gegen die Glieder derselben furchtbar gewüthet hatte, waren alle Posten von der eigentlichen Bürgerschaft besetzt worden.

Am 21. März 1594 rückte Heinrich's Heer ganz in der Stille heran, um die Stadt zu besetzen. Brissac selbst kam am anderen Morgen um vier Uhr den königlichen Truppen entgegen und ließ ihnen die Schlagbäume und Thore öffnen. Sie zogen ganz ruhig in die Stadt ein, marschirten in geschlossenen Reihen in das Innere derselben, besetzten die Plätze und Kreuzstraßen, und fanden nur an einem einzigen Wachthause der Spanier Widerstand. Als sich niemand regte, zog auch der König selbst ein, umgeben von einer großen Schaar Edelleute. Er gab vom ersten Augenblicke seiner Ankunft an unzählige Beweise seiner edeln Gesinnung und seiner Bearnischen Gutmüthigkeit. Er ließ den Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Alles gegen ihn aufgeregt hatten, freundliche Botschaft überbringen, und lud den Legaten des Pabstes zu sich ein, zeigte aber nicht den geringsten Unwillen, als dieser nicht erschien. Auch erfüllte er ganz genau die im Vertrage mit Brissac festgesetzten Bedingungen, von welchen eine darin bestand, daß den in Paris liegenden Spaniern ein ehrenvoller Abzug gewährt werde. Diese verließen viertausend Mann stark Paris an demselben Tage, an welchem Heinrich einzog. Feria und die anderen

---

*) Als ihm Brissac zugerufen: Il faut rendre à César ce qui appartient à César, soll l'Huillier geantwortet haben: Il faut le lui rendre, mais ne pas le lui vendre.

bei der Ligue accreditirten Spanier folgten ihnen ungehindert. Die Pariser theologische Facultät und andere verständige Geistliche fügten sich; die Jesuiten, Mönche und Fanatiker dagegen fuhren fort, auf den Kanzeln gegen Heinrich zu schimpfen, weil er noch nicht mit dem Pabste ausgesöhnt war. Dessenungeachtet weigerte sich Heinrich, sie zu verfolgen. Alle ohne Unterschied, selbst die Verbannten, erfuhren seine Gnade. Heinrich erhielt deshalb auch in dieser Zeit den Beinamen des Großen, also nicht wegen seiner Eroberungen, seiner Kriegsthaten und seiner monarchischen Verschwendung, sondern wegen seiner Herzensgüte und wegen der Treue, mit welcher er die Pflichten eines Regenten gegen sein Volk erfüllte.

Der Herzog von Mayenne hätte gern gleich nach dem Abfalle der Stadt Paris die Bedingungen angenommen, die ihm Heinrich anbot; er war aber durch seine Verpflichtung gegen den Pabst und durch seinen Bund mit dem spanischen Könige gefesselt, und zog deshalb mit den Spaniern nach Laon. Hier wurde er von Heinrich, obgleich er mit demselben in Unterhandlung getreten war, alsbald eingeschlossen, während zu gleicher Zeit die Spanier ihm so wenig trauten, daß sie einen Anschlag machten, ihn in Laon aufzuheben und zu entführen. Dieser Gefahr von den Spaniern entging er blos deshalb, weil die Letzteren ihn gerade in dem Augenblicke, als Heinrich im Begriffe stand, ihnen endlich förmlich den Krieg zu erklären, nicht beleidigen durften. Mayenne selbst war kurz vorher in die Niederlande gereist und hatte vom Erzherzog Ernst erlangt, daß ihm der Graf von Mansfeld mit einem Heere zu Hülfe geschickt ward. Nach der Vereinigung mit diesem zog er gegen Heinrich, welcher die Stadt Laon belagerte. Er war jedoch weder Feldherr noch Staatsmann, während sein Gegner nicht nur Beides war, sondern auch durch den Herzog von Longueville und durch Biron, den er zum Marschall ernannt hatte, in seinen kriegerischen Bewegungen meisterhaft unterstützt wurde. Der Kampf, welchen damals Heinrich gegen die Übermacht der Spanier und der Ligue führte, hat ganz besonders seinen Feldherrn-Ruhm begründet. Er war nach manchen gefährlichen Gefechten glücklich genug, dem feindlichen Heere die Zufuhr abzuschneiden und den Herzog von Mayenne zum Aufgeben des Entsatzes der Stadt zu nöthigen. Der Letztere führte jedoch den sehr schwierigen Rückzug, welcher unter

den Augen des Feindes gemacht werden mußte, meisterhaft aus, und war dabei einer der Letzten unter den Anführern des Nachtrabes, so daß der Kampf um Laon ihm nicht geringeren Ruhm erwarb, als seinem Gegner. Am 22. Juli 1594 ergab Laon sich durch Capitulation. Bei der Besitznahme dieser Stadt zeigte sich ebenso, wie bei jeder anderen Gelegenheit, die freundliche Gutmüthigkeit und joviale Gesinnung des treuherzigen Bearners im glänzendsten Lichte. Chateau-Thierry, Amiens, Beauvais und Cambray folgten daher sogleich dem Beispiele von Laon. Ebenso suchte jetzt der Herzog von Lothringen die Aussöhnung mit dem Könige. Auch mit dem Herzoge von Guise, welchen Philipp durch die Aussicht auf das Königthum getäuscht und nachher hinter den Herzog von Mayenne zurückgesetzt hatte, traf Heinrich eine freundliche Abkunft, die für beide Theile gleich vortheilhaft war. Der Herzog schloß nämlich für sich und seine Brüder einen Vertrag mit Heinrich, und überlieferte diesem die Städte Rheims, Vitry und Rocroy, sowie einige Plätze in der Champagne, und Heinrich machte ihn dafür zum Statthalter der Provence, welche Provinz damals noch eine Art Fürstenthum bildete oder vielmehr ihrem Statthalter fürstliche Rechte verlieh. Außerdem gab Heinrich, so sehr auch die Genossen seiner Trübsal darüber murrten, dem Herzoge und seinen Brüdern noch einige andere Beweise seiner Freigebigkeit.

Schon vor der Einnahme von Laon war das Pariser Parlament durch die Wiederaufnahme der Räthe, welche bisher Heinrich's Parlament gebildet hatten, in seiner alten Form erneuert und durch dasselbe dem Herzoge von Mayenne die Würde eines Generalstatthalters entzogen worden. Gegen den Herzog von Mercoeur, welcher unterstützt von den Spaniern aus der Bretagne einen eigenen Staat für sich zu bilden suchte (s. S. 278 f.), kämpfte der Herzog von Aumont mit Glück und Geschicklichkeit. Epernon und der Statthalter von Languedoc, Montmorency, welche seit Heinrich's III. Tode im Süden ganz unabhängig gewesen waren, huldigten und blieben vorerst im Besitze ihrer Statthalterschaften. Dem Herzoge von Lothringen ward ein Waffenstillstand gewährt. Villars, der dem Könige Rouen übergab, behielt die Großadmirals-Würde, die durch den Herzog von Mayenne ihm ertheilt worden war. Ebenso blieben auch La Chatre und Bois Dauphin im Besitze der Mar-

schall-Würde, die ihnen Mayenne als Generalstatthalter des Reiches verliehen hatte.

Der Pabst widerstrebte noch immer, und die Spanier, die Jesuiten und die Mönche fuhren fort, das Volk aufzuwiegeln. Andererseits murrten auch die Reformirten über die Begünstigung der Katholiken, und zeigten große Neigung, sich in Türenne, welcher jetzt Herzog von Bouillon war, ein neues Partei-Haupt zu wählen. Heinrich war also auf vielen Seiten von geheimen Feinden bedroht, und es war ein Glück für ihn, daß er in dem Marquis von Rosny, dem nachherigen Herzoge von Sülly, einen treuen und redlichen Freund hatte, welcher ebenso als Staatsmann und Kameralist ausgezeichnet war, wie sein König als Feldherr. Diesem seinem Freunde schenkte er stets Gehör, außer in den einzelnen Fällen, wo die schöne Gabriele sich einmischte. Heinrich verfuhr übrigens trotz seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit in gewissen Fällen mit der nöthigen Strenge. So nöthigte er gleich nach seinem Einzuge in Paris ungeachtet der Amnestie mehr als hundert der ärgsten Fanatiker unter den Republikanern der Sechszehn, die Stadt auf einige Zeit zu verlassen. So zeigte er sich strenge gegen die Jesuiten, als diese fortfuhren, ihre Schüler gegen ihn als einen Ketzerfreund aufzuhetzen.

Daß das Letztere unmittelbar geschehen sei, ist weder bewiesen, noch wahrscheinlich; daß die Jesuiten es aber mittelbar thaten, kam ans Licht, als ein erst neunzehn Jahre alter Mann aus ihrer Schule den Versuch machte, den König zu ermorden. Dieser junge Mann war Johann Chatel, der Sohn eines Pariser Bürgers, welcher im Jesuiten-Collegium sogenannte treffliche (brillantes) Studien gemacht hatte. Er war im Beichtstuhl wiederholt erinnert worden, daß er wegen eines Lasters, dem er ergeben war, der craß gemalten Höllenstrafe nur durch ein großes Verdienst um den wahren Glauben entgehen könne, und dieses Verdienst glaubte er sich, wie er nachher unter allen Qualen einer empörenden Tortur standhaft behauptete, durch die nach der Jesuiten-Lehre ruhmwürdige Hinwegräumung des Beschützers der Ketzer erwerben zu können. Er drang am 27. December 1594 unter dem Vorwande, eine Bittschrift zu überreichen, bis zum Kabinet des Königs. Dort zückte er einen Dolch auf Heinrich. Er traf jedoch nicht die Kehle des Königs, auf welche der Dolch gerichtet war, sondern ver-

wundete, da Heinrich zufälliger Weise im Augenblicke des Stoßes sich bückte, nur den Mund desselben. Die Verletzung war unbedeutend; der Fanatiker wurde aber auf die in jenen Zeiten auch in England übliche, der Irokesen, nicht der Christen würdige Weise hingerichtet. Er blieb unter allen Qualen standhaft, weil er nach seiner und der Ultramontanen Meinung ein Märtyrer des Glaubens war.

Chatel's That war offenbar eine Frucht der jesuitischen Lehre vom blinden Glauben und Gehorsam gegen den Pabst. Alle Jesuiten wurden daher in ihren Wohnungen verhaftet und einem strengen gerichtlichen Verfahren unterworfen; auch wurden alle bei ihnen gefundenen Papiere genau untersucht. Das peinliche Verfahren gegen sie endigte damit, daß der Jesuit Johann Guignard gehängt *), die Übrigen auf immer aus dem Reiche verbannt wurden. Dieses Verfahren ging jedoch eigentlich nur vom Parlament aus, hing mit Chatel's That nicht zusammen und wurde vom Könige nicht gebilligt. Daher ward auch das Urtheil nur im Sprengel des Pariser Parlaments, nicht im übrigen Reiche ausgeführt. Aus Paris wurden am 8. Januar 1595 alle Jesuiten durch Gerichtsdiener fortgeführt. Chatel's Mordversuch war übrigens der zweite, welcher von einem Geistlichen gemacht wurde. Der erste war von einem Jesuiten und einem anderen Mönche im Beichtstuhle gefördert, von einem Dominikaner aber dem Könige angezeigt worden. Dieser war nach dem Mordanschlage Chatel's sehr betrübt darüber, daß keine Milde die geistliche Rache versöhnen könne.

Von den anderen Ultramontanen setzte der Herzog von Mercoeur den Krieg in der Bretagne fort; der Herzog von Mayenne aber war in seine Statthalterschaft Burgund gegangen, hatte mit den Spaniern einen neuen Vertrag geschlossen, und vereinigte sich, nachdem Heinrich am 16. Januar 1595 dem Könige von Spanien den Krieg erklärt hatte, mit den spanischen, durch den Admiral von Castilien commandirten Truppen. Der König selbst eilte herbei, um die verbundenen Heere aufzuhalten, die ihm an Zahl weit überlegen waren, deren Anführer aber Beide ohne Feldherrn-Talent und noch dazu unter sich uneinig waren. Bei Fontaine Française kam es zu einer Schlacht (5. Juni 1595). In dieser

*) Pour avoir dressé des thèses contre la vie et l'autorité des rois.

errang Heinrich den Sieg. Doch war der Kampf sehr hartnäckig gewesen, und Heinrich selbst gestand ein, daß er in der Schlacht sich allzu unvorsichtig der Gefahr ausgesetzt habe *). Nachher verlor der Herzog von Mayenne auch in Burgund einen Platz nach dem anderen. Er ließ daher dem Könige seine Neigung sich zu unterwerfen melden, indem er nur bat, nicht zu fordern, daß Heinrich von ihm eher als König anerkannt werde, als bis er mit dem Pabste ausgesöhnt sei. Heinrich bewilligte auch dies.

Die Unterhandlung mit dem Pabste ward dadurch erleichtert, daß man demselben die Furcht eingeflößt hatte, Heinrich werde, wenn der Pabst sich gar zu spanisch beweise, eine Nationalkirche in Frankreich errichten, wobei er sowohl vom Parlament als auch von der Geistlichkeit unterstützt werden würde. Der Pabst beschloß endlich nach römischer Weise sich so auszusöhnen, daß er später auf diese Aussöhnung neue Anmaßungen gründen könne. Der Kardinal dü Perron und der damals zur Kardinals-Würde erhobene d'Ossat, welche zu Bevollmächtigten des Königs ernannt worden waren, willigten in das Begehren des Pabstes ein. Sie erschienen am 1. September 1595 in der Kleidung bloßer Priester demüthig auf dem Peters-Platze vor dem Pabste, welcher, umgeben von allen Kardinälen, ihnen von einem hohen Throne herab Gehör gab. Dort wurde das schriftliche Ansuchen des Königs um Losssprechung vom Banne nebst den Bedingungen, unter denen diese gewährt werden solle, laut vorgelesen, und die beiden Bevollmächtigten versprachen, das Geforderte im Namen des Königs zu leisten und zu dulden. Sie schworen darauf nach einer ihnen vorgelegten Formel Alles ab, was in dieser Formel als dem katholischen Glauben widersprechend angeführt war. Dann knieeten sie vor dem Pabste nieder, und erhielten von ihm als Personen, welche öffentlich Kirchenbuße thäten, einige leichte Ruthenstreiche, während das Chor den Psalm Miserere sang. Nach dieser Scene stand der Pabst auf, las einige Gebete vor, nahm dann, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, seinen Sitz wieder ein, und sprach mit lauter Stimme die Absolutions-Formel. Nachher begab er sich in die Kirche, wo das Tedeum gesungen wurde.

---

*) Peu s'en est fallu, schreibt er seiner Schwester, que vous n'ayez été mon heritière.

Die Unterhandlungen mit dem Pabste waren damit noch nicht beendigt; denn die Römer wollten in die vom Pabste auszustellende Urkunde zwei Punkte aufgenommen haben, welche dü Perron und d'Ossat unmöglich zugeben konnten. Es sollte nämlich erstens erklärt werden, Heinrich sei blos dadurch König geworden, daß der Pabst ihm die Absolution ertheilt habe: eine Erklärung, durch welche Frankreich dem Pabste unterworfen worden wäre. Zweitens verlangte man die Annahme der Beschlüsse des Tridentiner Concils; dadurch würde aber die Freiheit der gallikanischen Kirche aufgeopfert worden sein, was schon aus dem Grunde ganz unnöthig war, weil die Bevollmächtigten des Königs, ehe sie die Absolution erhielten, hatten einräumen müssen, daß die dem Könige durch den Erzbischof von Bourges in Frankreich ertheilte Absolution ungültig sei. Mehrere andere für Heinrich lästige, der römischen Hierarchie aber günstige Artikel wurden dem Könige aufgezwungen. Heinrich gab nach, weil sogar sein Freund, der Marquis von Rosny, obgleich er reformirt war, diese Aussöhnung eifrig betrieben hatte. In der That wurde durch dieselbe der bürgerliche Krieg beendigt, da zwei Tage vor jener Scene in Rom auch der Herzog von Mayenne sich mit dem Könige ausgesöhnt hatte.

XIII. Deutschland und England am Ende des 16ten Jahrhunderts und skandinavische Geschichte bis zu dieser Zeit.

1. Einleitende Worte.

Die Geschichte der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hat es fast ausschließlich mit dem sogenannten dreißigjährigen Kriege in Deutschland und mit der Revolution in England zu thun, welche Letztere eine unselige Restauration zur Folge hatte; wir glauben daher am Schluß der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts noch alles dasjenige nachtragen zu müssen, was zum Verständnisse des Zusammenhanges der Begebenheiten im folgenden Jahrhundert nöthig scheint. Es muß dabei auch von den Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden geredet werden, welche in den früheren Zeiten vom Zusammenhang mit dem übrigen Europa fast ganz getrennt waren; denn im dreißigjährigen Kriege ward Schweden, nachdem es Dänemark ganz aus Deutschland herausgedrängt hatte, eine Hauptmacht in Europa. Die englische Geschichte wird nur in so weit berührt werden, als es zum Verständnisse des schon unter Elisabeth erwachenden Strebens der Parlamente, die alten angelsächsischen Volksrechte wieder herzustellen, sowie zur Kenntniß der Natur und des Charakters des ersten englischen Königs aus dem Hause Stuart erforderlich ist.

2. Deutschland unter Ferdinand I. und Maximilian II.

Karl V. hatte, wie wir wissen (s. Th. XII. S. 337 f.), bei seiner Abdankung den Pabst beleidigt, indem er, ohne diesen zu fragen, die Regierung seinem Bruder Ferdinand I. überließ, der sie bisher als römischer König geführt hatte. Auch die deutschen

Fürsten hatten es dem abgetretenen Kaiser übel genommen, daß er nicht in Person, sondern durch Bevollmächtigte das Reich übergab. Mit den Letzteren ward der neue Kaiser leicht fertig, obgleich auch sie erst im Februar und März 1558 auf einem zu Frankfurt am Main gehaltenen Reichstage sich mit Ferdinand und den Gesandten Karl's V. verständigten. Der Pabst dagegen beharrte auf seinem Sinne; er fand aber an Ferdinand und besonders an dessen Sohn, Maximilian II., Fürsten, welche seinem päbstlichen Rechte die Lehre des Evangeliums entgegensetzten. Pabst war damals Paul IV. aus der Familie Caraffa, dessen Stolz, Herrschsucht und Trotz uns bereits bekannt ist (s. Th. XII. S. 339—348 und Th. XIII. S. 135 f.). Ferdinand schickte an denselben gleich im April 1558, als er sich von Frankfurt zuerst nach Insbruck und dann nach Wien begab, seinen Oberst-Kämmerer Don Martin Gußmann; Paul wollte aber von dieser Botschaft nichts wissen. Er wies nicht nur Ferdinand's Antrag, die römische Kaiserkrone einer zu erwartenden Gesandtschaft zu übergeben, zurück, sondern er gestattete sogar dem Don Gußmann keinen feierlichen Einzug in Rom, so daß dieser genöthigt war, in Tivoli zu bleiben. Selbst die Kardinäle unterstützten den Pabst bei seinem unter den damaligen Umständen sehr gefährlichen Bemühen, die alten Anmaßungen auch unter ganz veränderten Umständen geltend zu machen. Aus der von ihnen damals gegebenen Erklärung ersieht man, wie weit in Rom der Anspruch an weltliche Macht der Geistlichkeit getrieben wurde. Die Kardinäle oder das sogenannte Consistorium verlangten nämlich, daß Alles, was man auf dem Frankfurter Reichstage gethan und ausgemacht habe, für nichtig erklärt werde, weil Ketzer, welche durch ihren Abfall von der römischen Kirche aller Gnade und Gewalt verlustig geworden wären, daran Theil genommen hätten; es sei daher nöthig, daß Ferdinand sich dem Urtheile des Pabstes unterwerfe, daß er Buße thue, daß er, um seine Sache führen zu lassen, nicht einen Gesandten, sondern einen Advokaten nach Rom schicke, u. dgl. m. Vergebens sandte Philipp II. von Spanien zweimal angesehene Männer an den Pabst, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; Paul war nicht zu bewegen, daß er den kaiserlichen Gesandten vor sich ließ. Als dieser ihm dann auf Ferdinand's Befehl erklärte, er werde protestiren und abreisen, ertheilte der Pabst ihm zwar eine

Audienz, aber nur als einem Privatmanne. Ferdinand sandte darauf ein Schreiben, in welchem er seinen Unwillen über den Pabst ausdrückte, an alle Kurfürsten, wenigstens ganz zuverlässig an Otto Heinrich von der Pfalz, und sein Sohn, König Maximilian von Böhmen, sprach in seinen Briefen an den edeln und wahrhaft (nicht blos kirchlich) frommen Herzog Christoph von Würtemberg ganz offen aus, daß sein Vater sich gar nicht nach Rom hätte wenden sollen *). Ferdinand war freilich weder der Meinung seines Sohnes noch der des Herzogs von Würtemberg; er ging nicht, ohne nach dem Pabste zu fragen, seinen Weg, sondern er gab seine Sache den juristischen Verfertigern von Deductionen und Staats-Relationen in die Hände, und ward folglich vom Pabste fortdauernd hingehalten. Der klägliche Zustand der deutschen Verhältnisse jener Zeit und das Lächerliche eines Kaiserthums, welches ein Caraffa bestreiten konnte, geht nicht nur aus dem Umstande hervor, daß nicht weniger als anderthalb Jahre vergingen, ehe die Fürsten und Kurfürsten auf dem oben erwähnten Reichstage die Zurücksendung der Reichs-Insignien durch Karl V. und die Übergabe des Reiches an Ferdinand I. anerkannten, sondern auch daraus, daß sich dann der Kaiser und der Pabst bis zum Tode des Letzteren wegen der Kaiserkrone stritten.

Beides war freilich blos lächerlich; betrübend dagegen und von den traurigsten Folgen begleitet waren die zwischen den Lutheranern und Calvinisten ausgebrochenen Streitigkeiten, welche damals von den protestantischen Geistlichen und Juristen in unzähligen Deductionen und Büchern verhandelt wurden. Die genannten beiden Parteien der Protestanten waren heftig gegen einander erbittert,

---

*) Wir wollen nur zwei Stellen aus diesen Briefen anführen. „Gußmann, schreibt Maximilian, wie ich vernimmt, mit schpott in Rom ist gewesen und also kumpt, awer Jer Majestät (Ferdinand), die wolen nit glauwen, wan sie schon oft sehen; awer es ist Jerer Majestät recht geschehen; gott woll das es etwas wirke." Darauf antwortet Herzog Christoph: „Wenn ich ein unschuldiger Rath sollte sein, wolt Jer Kaiserl. Majestät rathen, sie sehen den Babst nicht an, ließen inn zu Rom mit seinem geschwürm sitzen und beleiben und trachteten nur, die Concordia im Reich zu befördern." Maximilian erwidert dem Herzoge: „Man braucht mich wenig zu solchen heiligen handeln, denn ich suspectus bin. Frag' aber wenig danach; denn Jer Majest. werden ime an zwaifel wol wissen zu thuen, awer Jer Majest. sehe danach wol auf, wie sie mit den sachen umbgehen."

und ihre Streitigkeiten erzeugten unter ihnen dieselbe Unduldsamkeit, welche die Katholiken gegen die Protestanten hegten. In jener Zeit verfiel man nämlich darauf, das Evangelium, welches kein System und keine Schul-Theologie kennt, in Formeln und symbolische Bücher zu pressen und dieselben als Schiboletthe des Glaubens den Lehrern aufzuzwingen, während diese nur das reine Wort Gottes und den göttlichen Geist, welcher dem, der dasselbe mit Verstand liest, die wahre Deutung offenbart, als Richtschnur hätten anerkennen sollen. Man kam auf die Kirchenväter und die Concilien, also auf Zank und Spitzfindigkeiten, zurück; man vergaß somit ganz und gar, daß es eine Eigenthümlichkeit der biblischen Schriften ist, daß das Lesen derselben eine Erleuchtung des Geistes mit sich führt, welche die Gelehrsamkeit der Deuter, der Kirchenväter und der Concilien überflüssig macht, weil es ganz etwas Anderes ist, ein Buch andächtig zu gebrauchen oder den Wortsinn und die Einzelnheiten desselben zu verstehen und zu erklären. Wir dürfen hier in das Labyrinth theologischer Streitigkeiten nicht eingehen, so wichtig diese auch für ganz Deutschland wurden, und so anziehend es auch sein möchte, die Entstehung der auch in unseren Zeiten wieder hervorgezogenen sogenannten Bekenntnißschriften und die Urheber derselben dem größern Publikum unbefangen zu schildern. Es scheint uns dies auch nicht nöthig zu sein, da Planck in seiner Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffes und seiner Veränderungen Alles, was dahin gehört, eben so gründlich als klar dargestellt hat.

Ferdinand übersah damals einen großen Vortheil, welchen er aus dem Umstande hätte ziehen können, daß man in Deutschland wie in Frankreich über das Tridentinische Concilium sehr aufgebracht war, weil dieses eine früher ganz unbekannte jesuitische Theorie des katholischen Glaubens und Kirchenrechtes zum allgemeinen Gesetze machen sollte. Ferdinand hätte diese Stimmung benutzen und, wie sein Sohn Maximilian ihm rieth, den Streit wegen seiner Krönung in Rom als eine gute Gelegenheit benutzen sollen, um den päbstlichen Eingriffen in weltliche Dinge ein Ende zu machen. Er that dies zum Nachtheile der Nation nicht. Dagegen gewährte jener Streit den Deutschen einen anderen Vortheil. Ferdinand durfte nämlich der protestantischen Fürsten wegen dem Pabste nicht nachgeben, verhielt sich aber, weil der Pabst das

Gleiche that, diesem gegenüber ruhig; er nannte sich fortan erwählter römischer Kaiser, und ward von allen Mächten außer dem Pabste als solcher anerkannt. Die deutsche Nation gewann also bei dem Zanke mit dem Pabste wenigstens das Eine, daß seit dieser Zeit von einem Römerzuge und einer päbstlichen Krönung nicht mehr die Rede war.

Paul IV. starb im Jahre 1559, und sein Nachfolger, Pius IV., erkannte noch in demselben Monat, in welchem er erwählt worden war (December 1559), Ferdinand's Kaiserwürde an. Unglücklicher Weise beging damals der Gesandte des Kaisers den Fehler, daß er im Kardinals-Collegium dem neuen Pabste Obedienz leistete, obgleich Ferdinand selbst in einem vorher an Pius geschriebenen Briefe nur von kindlicher Ergebenheit (filialis observantia et devotio) geredet hatte; und der Kaiser wagte nicht, diesen Schritt seines Gesandten öffentlich zu rügen. Ferdinand opferte also unvorsichtiger Weise die Vortheile auf, welche Deutschland vier Jahre lang (von 1555 bis 1559) dadurch gehabt hatte, daß es ohne den geringsten Schaden für die Katholiken ganz frei vom Pabste war. Ja, er gab überdies sogar selbst die Veranlassung dazu, daß die neue jesuitische Dogmatik und das an dieselbe geknüpfte päbstliche Kirchenrecht in Trident zum Gesetze erhoben wurden. Er drang nämlich bei dem neuen Pabste durch eine Gesandtschaft darauf, daß der Pabst das Concilium von Trident, welches lange Zeit unterbrochen gewesen war, wieder in Gang bringen sollte. Pius that dies nur gar zu gern; denn die Jesuiten sorgten dafür, daß das Concilium, den Protestanten zum Trotz, an die Stelle der aristokratischen Gewalt, welche durch die in einer Synode versammelten Bischöfe ausgeübt wurde, die monarchische des Pabstes setzte.

Um sich zu erklären, wie Ferdinand, dessen Sohn das reine Evangelium predigen ließ, die Priesterherrschaft begünstigen konnte, muß man wissen, daß einer der ausgezeichnetsten Jesuiten seiner Zeit, der furchtbare Sophist und Polemiker Canisius, sein Rathgeber war. Canisius hat sich als gelehrter Eiferer für den Ceremonien-Dienst und gegen den Gottesdienst Christi und der Apostel großen Ruhm erworben. Er schrieb zu Gunsten der römischen Lehre und gegen die des Evangeliums ganze Folianten, und war der Verfertiger jenes Katechismus, welcher von seinen Glaubens-

genossen jetzt wieder als Waffe ihres erneuerten Kampfes gegen die Protestanten gebraucht wird. Canisius war zuerst durch den baierischen Herzog Wilhelm von Köln nach Ingolstadt gerufen worden. Von dort ließ Ferdinand I., welcher damals noch römischer König war, ihn 1551 nach Wien kommen, damit er dem daselbst wankend gewordenen alten Glauben neue Stützen schaffe. Zwei Jahre später ward Canisius Visitator der Universität Wien. Im Jahre 1556 stiftete eines Theils Wilhelm in Ingolstadt und anderes Theils Ferdinand in Wien Jesuiten-Collegien, und Canisius ward Provinzial des Jesuiten-Ordens in Oberdeutschland. Da nun im vorhergehenden Jahre der Augsburger Religions-Frieden geschlossen worden war, so gaben Ferdinand und Wilhelm durch jene neuen Stiftungen für die Streiter des Pabstes offenbar zu erkennen, daß sie entschlossen seien, Zwist und Unduldsamkeit predigen zu lassen, weil sie Pflanzschulen eines Ordens anlegten, dessen einziger Zweck die Bekämpfung der protestantischen Lehre und nach den Umständen die Vertilgung der Protestanten selbst war. Canisius wirkte nachher vierzig Jahre lang (bis 1597) für diese Zwecke seines Ordens mit solchem Eifer und Glück, und die Jesuiten vermehrten sich in den beiden Provinzen, in welche sie Deutschland getheilt hatten, bald so sehr, daß es zu verwundern ist, daß der Religions-Krieg in Deutschland nicht schon früher ausbrach.

Der Jesuit Roderich arbeitete, wie Canisius, sehr eifrig daran, daß auch der evangelische Prediger Pfauser, welchem des Kaisers Sohn Maximilian sein Vertrauen schenkte, entfernt werde. Maximilian widerstand lange; zuletzt willigte er zwar in die Entfernung Pfauser's ein, hielt aber nichts desto weniger am Evangelium fest und correspondirte fortwährend mit Pfauser und den protestantischen Fürsten. Die Jesuiten hielten sich indessen an Maximilian's spanische Gemahlin, eine Tochter Karl's V., die derselbe innig liebte, und Philipp II., dessen vierte Gemahlin Maximilian's Tochter war, wußte diesen so sehr an sich zu ziehen, daß Maximilian seinen Sohn Rudolf in Spanien ganz jesuitisch erziehen ließ. Canisius und auch der Pabst hüteten sich sehr, Maximilian zum Äußersten zu treiben; sie erlaubten ihm vielmehr, zu glauben oder nicht zu glauben, wenn nur das Letztere nicht kund ward.

Der Pabst zeigte sich überhaupt sehr gefällig, um nur vor allen Dingen des Tridentinischen Conciliums entledigt zu werden; denn

auf diesem hatten zwar einerseits die Jesuiten ein ganz neues monarchisches Kirchenrecht statt des alten aristokratisch-republikanischen aufgestellt, andererseits drangen aber auch Ferdinand, der Herzog Albrecht V. von Baiern und sogar die drei geistlichen Kurfürsten darauf, daß die Priesterehe und der Genuß des Kelches beim Abendmahl, welcher durch das Baseler Concilium den Böhmen gestattet worden war, allgemein eingeführt würden. Die Jesuiten halfen dem Pabste mit ihrer bekannten Moral aus. Pius suchte nämlich zuerst den Kaiser und die Fürsten dahin zu bringen, daß sie diese Sache nicht mehr vor das Concilium brächten, weil er selbst ihnen helfen könne und wolle. Nachher aber, als die drei geistlichen Kurfürsten, der Erzbischof von Salzburg, Herzog Albrecht von Baiern und der Kaiser auf einer Zusammenkunft, die sie 1563 in Wien hielten, sich dem Wunsche des Pabstes gefügt hatten, ward Ferdinand bewogen, seine Einwilligung dazu zu geben, daß, was dem Pabste sehr am Herzen lag, die Tridentinische Kirchenversammlung geschlossen werde. Als jedoch im December 1563 das Concilium entlassen worden war, zeigte sich der Pabst zwar geneigt, den Gebrauch des Kelches zu gestatten, von einer Abschaffung des Cölibats aber wollte er nichts wissen.

Jetzt endlich schien Ferdinand dem Rathe seines Sohnes folgen und wenigstens für die Ausgleichung des Religions-Zwistes in Deutschland Sorge tragen zu wollen. Er sah ein, daß der eigentliche Zweck des Conciliums, Beruhigung der Protestanten und eine solche Reformation der Kirche, welche, wenn sie auch nicht durchgreifend sei, doch den ärgsten Misbräuchen abhelfe und besonders die Einigkeit im deutschen Reiche wieder herstelle, durch den Pabst und die Jesuiten vereitelt worden sei. Er gab also den wiederholten Vorstellungen seines Sohnes Gehör, und suchte den Übeln des Cölibats, welche besonders für seine Erblande drückend waren, selbst abzuhelfen. Zu diesem Zwecke beauftragte er eine Commission von drei Geistlichen, bestimmte Punkte aufzusetzen, deren Annahme die Protestanten mit dem Katholicismus aussöhnen könne, mit welchem sie durch die Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums und durch die päbstliche Bestätigung derselben unversöhnlich entzweit worden waren. Unglücklicher Weise befanden sich aber unter jenen drei Geistlichen zwei, welche von der evangelischen Lehre zur katholischen zurückgetreten und also, was viel sagen will, doppelte

Convertiten waren. Auch starb Ferdinand bald nachher (im Juli 1564). Wir zweifeln jedenfalls, daß, auch wenn Ferdinand länger gelebt hätte, aus dieser Sache etwas geworden wäre; denn die protestantischen Theologen thaten Alles, um die neue scholastische Kirchenlehre, die sie ihren Gemeinden aufgedrungen hatten, ebenso verhaßt zu machen, als die päbstliche zu Luther's Zeit gewesen war. Es verfaßten nämlich eines Theils die Lutherischen Professoren und Hofprediger von Tübingen und Wittenberg die sogenannte Concordien-Formel, die ein Pendant zu dem vom Pabste bestätigten neuen Tridentinischen Glaubens-Codex war; und anderes Theils machten die reformirten Theologen 1563 den Heidelberger Katechismus gleich dem Evangelium zur Regel und zum Gesetze des calvinischen Glaubens. Maximilian zeigte daher auch, als die Protestanten alles Gemüthliche tödteten und ihre Consistorien in der Verfolgungswuth gegen andere Protestanten mit den Papisten wetteiferten, keine Neigung mehr, seine Kirche zu verlassen, sondern blieb äußerlich katholisch. Viele wollten sogar behaupten, daß er am Ende weder katholisch noch protestantisch gewesen sei. Dies ist um so eher zu glauben, als ihn König Philipp II. von Spanien nachher mit Gunstbezeugungen gegen seine Söhne überhäufte und mit der Aussicht auf die spanische Erbschaft kirrte. Ebenso ließ der Pabst, als Maximilian äußerlich in der Kirchengemeinschaft blieb, ihn nicht blos wegen seiner inneren Religion ganz in Ruhe, sondern er bewies sich auch, als Maximilian zum römischen König erwählt worden war, ihm gefällig. Obgleich nämlich Maximilian sich weigerte, Obedienz zu leisten, so erkannte Pius ihn doch sogleich als römischen König an. Nur that, schrieb und redete der Pabst, als wenn Maximilian in seinem officiellen Schreiben sich des Ausdruckes Obedienz wirklich bedient hätte.

Übrigens theilte Ferdinand vor seinem Tode die von ihm beherrschten Länder so, wie man Landgüter zu theilen pflegt (s. S. 71). Er würde wohlgethan haben, wenn er den Ungarn und Böhmen eigene Könige gegeben und dagegen alle deutschen Länder des Hauses Habsburg seinem ältesten Sohne, Maximilian II., überlassen hätte, welcher als Kaiser sehr beliebt ward und, wie wir unten sehen werden, bei einem besondern Anlasse das kaiserliche Ansehen energisch geltend machte; Maximilian erhielt aber die ge-

nannten beiden Königreiche und von den deutschen Ländern blos das Erzherzogthum Oestreich. Dem zweiten Sohne, Ferdinand, dessen Liebe zur Tochter des Augsburgischen Bürgers Welser den Vater sehr betrübt hatte, wurde für die legitimirten Kinder der Philippine Welser die Grafschaft Tyrol gegeben. Der dritte, Karl, erhielt Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz. Kurz vor seinem Tode hatte Ferdinand seinen Sohn Maximilian noch in Preßburg zum König von Ungarn krönen lassen, welches Reich gerade damals mit einem neuen Angriffe Suleiman's II. bedroht war. Da wir später bei der Erzählung dieses Türken-Krieges auf Ferdinand's Regierung zurückkommen werden, so scheint es uns passend, hier zunächst der Grumbachischen Händel und der mit denselben verbundenen Schicksale des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich II. von Sachsen zu gedenken.

3. Die Grumbachischen Händel.

Wir verweilen bei den Händeln des fränkischen Ritters Wilhelm von Grumbach, sowohl aus dem Grunde, weil dieselben mit dem Unfuge, den der bekannte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach im Reiche getrieben hatte, zusammenhängen, als auch namentlich weil sie dem Kaiser Maximilian II. Gelegenheit gaben, den Fürsten zu beweisen, daß die Zeit völliger Souverainität für sie noch nicht gekommen sei.

Es ist bereits früher (Th. XII. S. 319—327) der Fehden gedacht worden, welche der rohe Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zwischen der Reichsritterschaft und den Fürsten und Bischöfen erregte. Eine zweite Veranlassung zur Störung des Landfriedens gab die Weigerung des Bischofs von Würzburg, ein Versprechen zu erfüllen, das er im Gedränge der Noth dem Ritter Wilhelm von Grumbach gegeben hatte. Grumbach war einer der unmittelbaren Reichsritter, welche in Niedersachsen, in Thüringen, in Franken und am Rhein mit dem Markgrafen Albrecht für das Faustrecht und für das ritterliche Recht zu rauben mehrere Jahre verbunden gewesen waren. Seine eigentlichen Güter lagen im Ansbachischen; er hatte aber auch Besitzungen im Würzburgischen und gerieth wegen derselben mit den Bischöfen und dem Domkapitel von Würzburg öfters in Streit. Als Vasall von Kulmbach war er in früheren Jahren Führer des jungen Markgrafen

Albrecht gewesen und mit diesem in die Niederlande gegangen, wo er einige Zeit in Karls's V. Heere gedient hatte. Um 1546 begab er sich von dort nach Würzburg, um bei der bevorstehenden Wahl eines neuen Bischofs thätig zu sein. Von den beiden Männern, die sich damals um das Bisthum Würzburg bewarben, Konrad von Bibra und Melchior Zobel, wurde in Folge der Bemühungen Grumbach's der Erstere gewählt. Dieser ernannte den Ritter für die geleisteten Dienste nicht nur zum Hofmarschall, sondern schenkte ihm auch einen Schuldbrief Philipp's von Hessen über zehntausend Gulden, die dem Ritter nachher auch ausgezahlt wurden.

Als der Bischof Konrad starb und eine neue Wahl vorgenommen wurde, war Grumbach's Einfluß so groß, daß Melchior Zobel ihn durch Versprechungen bewegen mußte, sich seiner Erwählung diesmal nicht zu widersetzen. Melchior ward Bischof; er erfüllte aber nicht blos keine seiner Versprechungen, sondern er forderte auch die von Konrad geschenkten zehntausend Gulden zurück, weil der Schuldschein über dieselben nicht dem Bischofe, sondern dem Bisthum gehört habe. Grumbach mußte dreitausend Gulden baar zahlen und für den Rest jener Summe einen Schuldschein ausstellen. Er verließ, als dies geschehen war, die Würzburgischen Dienste und zog sich Rache schnaubend auf seine Güter zurück. Hier blieb er ruhig, bis Markgraf Albrecht seine abenteuernden Züge begann und besonders gegen die Städte und die Geistlichen wüthete. Der Markgraf belegte, wie die Studenten und die französischen Soldaten noch jetzt thun, den fleißigen Bürger, von welchem er borgte, mit einem Schimpfnamen, weil dieser sich nicht mit dem Säbel, sondern mit dem Gesetze Recht verschaffte. Der von den Studenten erfundene Schimpfnamen ist bekannt; die französischen Soldaten nennen uns Andere Pekins; Albrecht, als er die Nürnberger Bürger brandschatzte, sagte, er wolle die Pfeffersäcke ausklopfen. Es auch für die von Albrecht bedrohten und beraubten geistlichen Herren in Franken kein gutes Zeichen, daß der Markgraf, als er Anspruch an das Würzburgische Amt Mainberg machte, gerade den Wilhelm von Grumbach, welcher schon wieder manchen Proceß mit den Würzburgern gehabt hatte, zum Statthalter seiner fränkischen Besitzungen bestellte. Die Umstände waren damals, als Albrecht zuerst mit den Fürsten, welche unter Moritz von Sachsen gegen den Kaiser ins Feld zogen,

und dann mit dem Kaiser selbst verbündet war, für den Bischof Melchior bedenklich, und er sah sich zu einer Übereinkunft mit dem Markgrafen genöthigt. Um diese zu Stande zu bringen, wandte Melchior sich an Grumbach. Er versprach demselben dafür, daß er den Markgrafen zu einem Vertrage bewege, die Rückgabe seines über siebentausend Gulden ausgestellten Schuldscheines und die Befreiung seiner Würzburgischen Güter von der Lehensabhängigkeit, indem diese für Allodien erklärt werden sollten. Grumbach brachte hierauf wirklich eine Übereinkunft zu Stande, kraft deren Albrecht sechszigtausend Gulden erhielt und seinem Anspruche auf das Amt Mainberg entsagte (Mai 1552). Übrigens hatte Grumbach schon vorher dafür, daß er den Markgrafen von einem Einfall in das Bisthum abhielt, vom Bischofe das von seinen Vorfahren gestiftete Kloster Mainbronn mit Allem, was dazu gehörte, erpreßt.

Bald nachher erklärte sowohl das Reichs-Kammergericht, als auch der Kaiser alle den Städten und Bischöfen abgezwungenen Verträge für nichtig, und nun nahm der Bischof Alles, was er vorher versprochen hatte, zurück, obgleich er und sein Dom-Kapitel schon im Juli 1552 die Unterthanen der an Grumbach abgetretenen Güter an diesen gewiesen und Grumbach die Huldigung derselben eingenommen hatte. Es wurden dem Letzteren nicht blos die abgetretenen Würzburgischen Güter wieder entrissen, sondern er mußte auch wegen seiner Familiengüter aufs neue huldigen und als Lehensmann des Bischofs die Oberhoheit desselben anerkennen. Nur die siebentausend Gulden sollte er behalten dürfen. Als daher Markgraf Albrecht 1553 wieder erschien, war Grnmbach aufs neue im Heere desselben. Albrecht wurde, wie wir wissen, damals in die Reichsacht erklärt. Diese traf auch den Ritter Grumbach, und der Bischof verheerte deshalb alle Güter desselben so sehr, daß Grumbach sich beklagte, Melchior habe ihn um ein jährliches Einkommen von siebenzehntausend Gulden gebracht. Grumbach schlug damals den Weg Rechtens ein. Er stellte bei dem kaiserlichen Kammergericht eine Restitutions-Klage an, indem er behauptete, er habe sich seit der Achtserklärung Albrecht's von diesem losgemacht und sei blos als Vermitteler zu ihm nach Frankreich gereist. Auch erhielt er wirklich ein Mandat zur Wiedereinsetzung; allein der Bischof gab, trotz des kaiserlichen Befehles, die von ihm verheerten und besetzten Güter nicht heraus. Der Ritter ver-

öffentlichte hierauf am 8. Januar 1556 eine Schrift, in der er sich beklagte, daß bis dahin niemand dem Gerichtsbefehle Folge geleistet habe. Der Bischof aber nannte in einer Gegenschrift diese Klageschrift Grumbach's ein Schandbuch, und nahm auch auf des Kaisers Ferdinand freundliche Mahnung, sich mit dem Ritter zu vertragen, durchaus keine Rücksicht.

Jetzt glaubte Grumbach ein Recht zu haben, den Bischof zur Befolgung der von Kaiser und Reich erlassenen Befehle zu zwingen. Er nahm daher Leute in Sold, welche dem Bischof, der ein großer Freund der Jagd war, Nachts im Guttenberger Wald bei Würzburg auflauern sollten, um ihn aufzuheben und zu entführen. Diese Leute wagten jedoch nicht den Bischof anzugreifen, weil, wie sie erklärten, der Pfaff ihnen zu bewehrt und zu reisig gewesen sei. Grumbach war aber zu sehr erbittert, als daß er seinen Entschluß hätte aufgeben sollen, zumal da der Bischof gleich darauf seiner vielen Schulden wegen die große Zahl von Reisigen, die in seinen Diensten war, entließ und nur so viele behielt, als nöthig waren, um den nach Frankfurt Reisenden das Meßgeleit zu geben. Grumbach warb neunzehn entschlossene Leute, denen er zweitausend Gulden versprach, wenn sie sich des Bischofs bemächtigten. Diese lauerten am 15. April 1558 dem Bischof auf, als er sich von dem bei Würzburg liegenden Schlosse Marien- oder Frauenberg in die Stadt auf die Kanzlei begab; sie fanden ihn jedoch von zwölf Reitern begleitet, und sahen sich daher außer Stande, ihn gefangen zu nehmen. Einer von ihnen aber, Christoph Kretzer, glaubte, wenn er den Bischof aus der Welt schaffe, das versprochene Geld ebenso gut zu verdienen, als wenn er ihn gefangen nehme. Er erschoß ihn daher im Vorbeireiten; seine Kameraden tödteten überdies noch zwei von den Begleitern des Bischofs. Die Theilnehmer an dieser Wegelagerung wurden zwar sogleich verfolgt; sie entkamen aber bis auf den eigentlichen Thäter, welcher in einem Städtchen an der lothringischen Grenze verhaftet und bis nach Aschaffenburg zurückgebracht wurde, wo er sich selbst das Leben nahm.

Die ganze Schuld des begangenen Mordes hatte Grumbach zu büßen. Dieser floh sogleich nach Frankreich. Dort warb er eine Anzahl Leute, um das Seinige mit Gewalt wieder zu erobern; er ließ sich aber bald von den vier rheinischen Kurfürsten bereden, die Angeworbenen wieder zu entlassen und die Sache auf friedliche Weise

auszumachen. Der neue Würzburger Bischof jedoch, Friedrich von Wirsberg, war noch viel weniger zur Versöhnung geneigt, als es sein Vorgänger gewesen war. Er verschmähte die dringenden Vorstellungen vieler Reichsfürsten sowie des Kaisers selbst, und wälzte die ganze Schuld der begangenen Mordthat auf Grumbach, weil dieser der eigentliche Anstifter gewesen sei, so oft Grumbach auch in gedruckten Schriften behauptete, daß es gar nicht seine Absicht oder auch nur sein Vortheil gewesen sei, den Bischof Melchior aus dem Wege zu räumen. Auf einem 1559 zu Augsburg gehaltenen Reichstage, auf welchem Grumbach mit einer Sicherheits-Urkunde des Kaisers erschien, um mit dem neuen Bischof versöhnt zu werden, bemühte dieser sich zu bewirken, daß die Acht und Aberacht über Grumbach verhängt werde. Seine Creaturen behaupten in ihren Schriften sogar, daß dies wirklich geschehen sei; es läßt sich indessen urkundlich beweisen, daß sie gelogen haben. Als der Bischof mit pfäffischer Habgier und Unversöhnlichkeit sich auf gar nichts einlassen wollte, kehrte Grumbach nach Frankreich zurück. Er erlangte die Fürsprache des französischen Königs, sowie die des Kaisers Ferdinand, und auch die Kurfürsten suchten, als sie zur Erwählung Maximilian's II. zusammengekommen waren, den Bischof Friedrich zu bewegen, daß er die Sache gerichtlich oder durch gewählte Schiedsrichter beendigen lasse; allein dieser war um kein Haarbreit von seiner Ansicht abzubringen.

Grumbach glaubte jetzt Alles gethan zu haben, um auf rechtlichem Wege zum Seinigen zu kommen, und hielt für erlaubt, Gewalt zu gebrauchen, da ihm der Rechtsweg verschlossen war. Er fand unter den Reichsrittern bedeutenden Anhang und namentlich in Ernst von Mandelsloh und Wilhelm von Stein zum Altenstein Freunde, welche entschlossen waren, Alles mit ihm zu dulden und Alles für ihn zu wagen. Eine noch größere Stütze aber, als die Reichsritterschaft ihm darbot, fand er in dem ältesten Sohne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher seit 1554 die herzoglich-sächsischen Länder gemeinschaftlich mit seinen drei Brüdern beherrschte. Dieser Fürst, der in dem damals befestigten Gotha residirte, hieß wie sein Vater und sein jüngerer Bruder Johann Friedrich und wird, um ihn von Beiden zu unterscheiden, Johann Friedrich der Mittlere genannt. Er glaubte ebenso wie Grumbach sich ungerechter Weise

des väterlichen Erbes beraubt, und harrte gleichfalls auf eine Gelegenheit, sich desselben mit Gewalt wieder bemächtigen zu können, und dieser Gedanke ward bei ihm zu einer fixen Idee. Er war jedoch durchaus nicht in gleicher Lage mit Grumbach, da sein Vater die erzwungene Wittenberger Capitulation, über die Abtretung der sächsischen Kurlande (s. Th. XII. S. 271) freiwillig anerkannt und bestätigt hatte. Dies war durch den Naumburger Vertrag geschehen, welchen der Letztere mit dem Nachfolger des Kurfürsten Moritz, August, abgeschlossen und 1554 noch an seinem Todestage unterzeichnet hatte. Es waren in diesem Vertrage einige neue Abtretungen gewährt und die Länder der herzoglichen und der kurfürstlichen Linie im Ganzen genommen so abgegrenzt worden, wie sie noch gegenwärtig sind.

Grumbach spiegelte, als er 1563 aus Frankreich zurückkam, dem Herzog von Sachsen-Gotha vor, daß er an der Spitze der Reichsritter ihm zu seinem Zwecke verhelfen könne, und er wußte den sehr beschränkten und leicht zu betrügenden Herzog so für sich zu gewinnen, daß Johann Friedrich ihn nicht nur bei sich aufnahm, sondern ihm auch Gelegenheit gab, den Bischof von Würzburg in steter Furcht zu halten. Johann Friedrich gewährte ihm nämlich in der Burg Hellingen, welche im Koburgischen Amte Königsberg unmittelbar an der Würzburgischen Grenze lag, Aufenthalt und Schutz. Dort versammelte Grumbach dann seine ritterlichen Raubgenossen, einen Stein, Mandelsloh, Zedwitz, Dietrich von Bich und Andere, mit ihren Miethlingen wieder um sich, und sandte in Gemeinschaft mit dem zuerst genannten von ihnen ein gedrucktes Schreiben aus, welches ganz nach Art der Fehdebriefe in den Zeiten des Faustrechtes abgefaßt war.

Als Grumbach und seine Genossen Anstalt machten, mit achthundert Reitern nach Würzburg zu ziehen, flüchtete der Bischof sich (27. September 1563) auf den Marienberg und von da nach der Stadt Nürnberg. Er hatte Recht gehabt zu eilen; denn schon am 4. Oktober erschien Grumbach in der Nähe von Würzburg, welches von Truppen entblößt war. Die Bürger suchten zwar ihre Stadt zu vertheidigen; Grumbach erbrach aber alsbald eines der Thore und drang in die Stadt ein. Doch ward diese nicht mishandelt, mit der einzigen Ausnahme, daß etwa ein Dutzend Bürger im Tumult das Leben verloren. Die Raubritter hatten die Absicht,

von der Bürgerschaft und dem Dom-Kapitel einen Vertrag zu erzwingen, in welchem das, was sie drohend forderten, von den Geistlichen freiwillig eingeräumt werden sollte. Zu diesem Zwecke ängstigten sie die Bürgerschaft und das Dom-Kapitel, sowie den Statthalter und die Räthe des Bischofs so sehr, und hausten mehrere Tage lang raubend und plündernd auf so furchtbare Weise, daß endlich die vom Bischof niedergesetzte Regierung sich den vorgeschriebenen Vertrag gefallen ließ. Als dies geschehen war und Grumbach jegliche Sicherheit, sowie das Versprechen, daß der Bischof das Geschehene anerkennen werde, erhalten hatte, verließ er am 8. Oktober die Stadt Würzburg wieder. Seine Leute schleppten einen bedeutenden Raub mit sich. Unmittelbar darauf entließ Grumbach, wie in jener Zeit selbst die größeren Fürsten zu thun pflegten, seine Kriegerschaar, weil er nicht im Stande war, dieselbe lange zu ernähren. Dessen ungeachtet war und blieb der Schrecken des Dom-Kapitels, der Statthalterschaft und der Bürger von Würzburg so groß, daß sie den Bischof mit Bitten bestürmten, das in seinem Namen Versprochene zu bestätigen. Dieser bedachte sich zwar einen ganzen Tag lang; als er aber erfuhr, daß fast die gesammte fränkische Ritterschaft Grumbach's Sache als die ihrige ansehe, erfüllte er die Bitten der Senioren, Kapitulare, Statthalter, Räthe, Magistrats-Personen und Bürger.

So lange Ferdinand I. Kaiser war, blieb dieses Unternehmen der Ritterschaft unbestraft, obgleich die Fürsten durch dasselbe heftig aufgeregt worden waren. Ferdinand begnügte sich mit starken Drohungen. Er erließ, als er die Sache erfuhr, von Preßburg aus ein General-Mandat an das ganze Reich, in welchem Grumbach und seine Genossen Aufrührer und Landfriedensbrecher genannt und als solche mit der Reichsacht belegt wurden. Auch dem Bischof Friedrich machte Ferdinand Vorwürfe, weil er ihm keine Nachricht von den Händeln gegeben habe. Er forderte ihn zum Berichte und zugleich zur Ausführung des erwähnten General-Mandats auf. Das Letztere wagte der Bischof nicht. Er entschuldigte sich in seiner Antwort an den Kaiser damit, daß die Macht der Ritter, die er beim Überfalle von Würzburg gegen sich vereinigt gesehen habe, zu furchtbar sei, als daß er sich mit ihnen einzulassen wage. Der Kaiser wiederholte hierauf seinen Befehl, und gab bei dieser Gelegenheit alle die Herren

von der Ritterschaft, welche er verfolgt wissen wollte, namentlich an.

Von diesem Augenblicke an ward die Verfolgung Grumbach's und seiner Verbündeten, deren sich Johann Friedrich der Mittlere immer nachdrücklicher annahm, als Reichssache betrieben, und Kurfürst August von Sachsen, welchem Grumbach im Dienste des Herzogs von Gotha sehr beschwerlich werden konnte, suchte durch seinen Freund, den römischen König Maximilian, zu bewirken, daß der Raubritter aus dem Gothaischen und Koburgischen entfernt werde. Nichtsdestoweniger dauerte es noch über zwei Jahre, ehe man vom Schreiben und Reden zum Handeln überging. Die sogenannte Reichs-Executions-Ordnung war damals noch nicht bestimmt eingerichtet; die Grumbach'ischen Händel gaben aber die Veranlassung, daß die schon seit langer Zeit getroffenen Anstalten zur Erhaltung des Landfriedens und zur Bestrafung der Störer desselben vollendet und ins Werk gesetzt wurden, wobei der Kurfürst August den Kaiser nach Kräften unterstützte. August war damals schon viel mächtiger geworden, als sein Bruder und Vorgänger, Moritz, gewesen war, indem er durch die Einverleibung der geistlichen Stifter Naumburg, Merseburg und Meissen seinem Gebiete einen bedeutenden Zuwachs verschafft hatte. Dies war ganz in der Stille geschehen, und zwar durch Übereinkunft mit den zu den Pfründen berechtigten Edelleuten, welche Protestanten waren. Die Bedingungen, unter welchen jene Stifter Eigenthum der sächsischen Kurfürsten wurden, waren verschieden. In Merseburg und Naumburg wurden noch lange Zeit hindurch von den Kapiteln Bischöfe, wie man dies nannte, postulirt, sächsische Prinzen aber hatten unter dem Titel Administratoren die Verwaltung. Meissen ward erst 1581 mit Kur-Sachsen vereinigt, obgleich diesem Bisthum auch dann noch bis über die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts hinaus der Schein einer eigenen Existenz blieb. Neben diesen Vergrößerungen des Kurfürstenthums Sachsen ward durch den Streit mit der Ritterschaft, die sich an Grumbach anschloß, und mit dem Herzoge von Gotha, welcher demselben Aufenthalt und Schutz gab, das Ansehen August's im Reiche bedeutend vermehrt, da der Kaiser sich des Kurfürsten bediente, um im Namen des Reiches an den Rittern und an einem Fürsten strenge Justiz zu üben.

Hierzu traf schon Ferdinand I. die Einleitung. Er erließ näm-

lich im Januar 1564 ein zweites Mandat, welches an Johann Friedrich den Mittleren gerichtet war, und diesen mit der Acht bedrohte, wenn er die Raubritter ferner hege und Grumbach als seinen Rath anerkenne. Außerdem trug Ferdinand damals dem Kurfürsten von Mainz auf, dieser Sache wegen, den Bestimmungen der Reichs-Executions-Ordnung von 1555 und 1559 gemäß, einen Reichs-Deputations-Tag nach Worms auszuschreiben. Bald nachher that auch Kurfürst August einen Schritt in der Grumbachischen Angelegenheit, indem er zu Jüterbogk einen obersächsischen Kreistag hielt und den dort gefaßten Abschied des Kreises an Johann Friedrich schickte. Dieser aber oder vielmehr sein Kanzler Brück, welcher ihn ganz leitete, nahm den zu Jüterbogk gefaßten Beschluß nicht anders als, wie er sich sonderbar ausdrückt, „auf hinter sich bringen" an. Während Brück den halbverrückten Herzog in seinem Starrsinn bestärkte, benutzte Grumbach den Aberglauben desselben, um mit Hülfe eines Gauners, Hans Tausendschön, den er beim Herzoge einführte, ihn irre zu leiten. Dieser Gauner unterhielt nämlich den Herzog von Offenbarungen, die er durch Engel erhalten haben wollte, um die unbegreifliche Verblendung desselben zu vermehren.

Es waren damals, wie der unten anzuführende Beschluß der in Worms versammelten Fürsten beweist, die Einrichtungen zur Erhaltung des Landfriedens und zur Bestrafung derer, die ihn störten, noch nicht vollendet, obgleich über die Kreis-ausschreibenden Fürsten und die Kreis-Obersten schon Verfügungen getroffen waren. Johann Friedrich nahm daher auch keine Rücksicht auf die kaiserlichen Drohungen, und Grumbach ließ sogar Streifzüge in das Gebiet des Kurfürsten von Sachsen machen. Daß jedoch Grumbach damals, wie es heißt, auch Wegelagerer gedungen habe, um den Kurfürsten aufzuheben, bezweifeln wir, obgleich Graf Günther von Schwarzburg und Christoph von Zedwitz dem Letzteren Anzeige davon machten, und obgleich in den Berichten über das nachherige peinliche Verhör Grumbach's viel darüber zu lesen ist. Noch verdächtiger, als die Angaben in diesen Berichten, sind uns die Aussagen und Widersprüche des Hans Böhm und des Philipp Blaß, welche Grumbach zum Meuchelmorde des Kurfürsten gedungen haben soll. Übrigens versuchte der Kaiser alle freundlichen Mittel, um den Herzog Johann Friedrich, der wie von einem

Zauber umstrickt war, abzumahnen. Namentlich ließ er ihm durch befreundete Fürsten, besonders durch Johann Friedrich's Schwiegervater, den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, die Gefahr vorstellen, die ihm drohe, wenn er auf die Warnungen des Kaisers nicht achte. Johann Friedrich dachte aber wie Franz von Sickingen, obgleich die Zeiten sich geändert hatten. Indessen wurde, so lange Ferdinand lebte, nichts gegen ihn unternommen, weil man im deutschen Reiche sich nie zu übereilen pflegte. Das Einzige, was noch unter jenem Kaiser geschah, war der auf dem Reichs-Deputations-Tag von Worms gefaßte Beschluß (März 1564).

Die in Worms versammelten Fürsten sprachen laut ihre Besorgnisse vor einer förmlichen Verschwörung der Reichsritterschaft aus. Es heißt nämlich in dem Protokoll, die Edelleute ließen einen so großen Stolz blicken, daß zu besorgen wäre, Grumbach's Überfall von Würzburg sei nur der Vorbote größerer Ereignisse. Was die von den Fürsten gefaßten Beschlüsse anlangt, so wurde vorerst nur die Anordnung näher bestimmt, vermittelst deren die Vollziehung von Urtheilen in den verschiedenen Kreisen gesichert werden sollte. Man beschloß nämlich, daß fünfzehnhundert Reiter auf Reichskosten aufgestellt und von diesen tausend dem Kurfürsten von Sachsen und fünfhundert dem Herzoge von Jülich als obersten Beschirmern des Friedens in Ober- und Niederdeutschland zugewiesen werden sollten. Freilich ward noch hinzugefügt, daß, wenn von der Grumbachischen Rotte und ihren Eidesverwandten noch irgend etwas weiter vernommen werde, die beiden Fürsten diesem sogleich begegnen und das Feuer dämpfen sollten, ehe es sich weiter verbreite. Übrigens hatte Bischof Friedrich von Würzburg damals schon so gehandelt, als wenn zwischen ihm und Grumbach nie eine Übereinkunft geschlossen worden wäre. Er hatte namentlich nach Worms eine heftige Klageschrift geschickt, welche schon auf dem Titelblatte eine bedeutende Zahl der ärgsten Schimpfwörter enthält, und in der Grumbach nie anders als der Aechter genannt wird.

Grumbach und Johann Friedrich nahmen ebenso wenig auf jene Beschlüsse Rücksicht, als auf die Warnungen des Kaisers und auf die fürstlichen Briefe, welche von allen Seiten her an den Herzog einliefen. Johann Friedrich brachte sogar den Kurfürsten von Brandenburg dahin, daß derselbe sich für Grumbach und dessen Genossen beim Kaiser Ferdinand verwendete. Diese Fürsprache

half jedoch ebenso wenig, als eine Deputation, welche schon vorher acht fränkische Ritter-Kantone zu Grumbach's Gunsten an den Kaiser geschickt hatten; denn Ferdinand starb bald nachher (Juli 1564), und sein Nachfolger Maximilian II. zeigte sogleich, daß er fest entschlossen sei, sein kaiserliches Ansehen und seine oberstrichterliche Gewalt im Reiche ernstlich geltend zu machen. Schon im Jahre 1565 trennte deshalb auch Johann Friedrich's Bruder, Johann Wilhelm, um nicht die Bethörung seines Bruders mittragen zu müssen, seine Sache von der seines Bruders, und nöthigte diesen zu einer Theilung des herzoglichen Gebietes, welches bis dahin gemeinschaftlich regiert worden war. Johann Wilhelm war damals der einzige Bruder des bethörten Herzogs, weil der dritte der Brüder, Johann Friedrich der Jüngere, im Oktober 1564 unverheirathet gestorben war. Der Theilungsvertrag zwischen ihm und Johann Friedrich dem Mittleren wurde im Februar 1565 zu Weimar abgeschlossen, und trennte das Land in die beiden Herzogthümer Weimar und Gotha; die nächsten Nachkommen der beiden Brüder aber spalteten sich wieder in mehrere Linien. Übrigens war der 1565 geschlossene Vertrag sehr sonderbar. Es ward nämlich in demselben festgesetzt, daß alle sechs Jahre die Theile umgewechselt werden sollten. Nur das Hofgericht blieb gemeinschaftlich.

Im Anfange des Jahres 1566 ward von Maximilian zu Augsburg ein Reichstag gehalten, auf welchem auch die Grumbachische Angelegenheit zur Verhandlung kam. Johann Friedrich fand sich auf demselben nicht ein, sondern schickte seinen Rath Husanus. Durch diesen ließ der Herzog sich entschuldigen, daß er seinem Bruder nicht das ganze Land überlassen und den Streit wegen des Schutzes, welchen er dem Grumbach und seinen Genossen gewährte, nicht gütlich beigelegt habe. Er habe sich, fügte er hinzu, mit seinem Bruder Wilhelm freundlich verglichen und diesem den größten Theil des Landes nebst der Festung Koburg überlassen; die Festung Gotha habe er aus dem Grunde behalten, weil ihm kund geworden sei, daß der Kaiser ihn überziehen und aus dem noch übrigen wenigen Lande vertreiben wolle.

Von Augsburg aus schrieb Husanus alsbald an seinen Herrn und ermahnte ihn dringend, die Ritter nicht ferner zu hegen, da man gegen Grumbach auch die Beschuldigung amtlich vorgebracht habe, daß derselbe, weil er die Mörder Melchior Zobel's gedungen habe,

der von ihnen verübten That unmittelbar schuldig sei. Husanus sagte in seinem Schreiben dem Herzoge voraus, daß die Acht gegen Grumbach und dessen Genossen werde erneut werden, und daß der Kaiser entweder den Herzog in diese Acht mit einschließen oder die Unterthanen desselben von ihren Pflichten, Eiden und Gelübden lossprechen und an seinen Bruder weisen werde. Der Herzog ließ diese Vorstellungen unbeachtet, obgleich nachher noch die angesehensten Fürsten im Auftrage des Kaisers zu ihm reisten und ihn zu bereden suchten. Er beugte sogar auch dann seinen Sinn nicht, als im Mai 1566 die Acht gegen Grumbach und dessen Genossen erneuert und alle Beschützer derselben in sie eingeschlossen wurden. Jetzt blieb nichts Anderes übrig, als die Reichs-Justiz mit den Waffen geltend zu machen. Doch wurden vorher noch drei Mandate an den Herzog erlassen. Als Johann Friedrich auch auf diese nicht achtete ward endlich am 12. December 1566 die Acht gegen ihn persönlich ausgesprochen und gleich am folgenden Tage die Vollziehung derselben seinem Todfeinde, dem Kurfürsten August, übertragen.

Der Herzog fügte sich, auch nachdem der Reichsherold im Namen des Kaisers ihm den Achtsbrief überbracht hatte, immer noch nicht. Der Kaiser betrieb daher jetzt die Vollstreckung der Acht mit solcher Entschiedenheit, daß der Kurfürst August schon am 22. December gegen Gotha aufbrach, und daß schon am 3. Januar 1567 auf einem Landtage, welcher im Saalfeld gehalten wurde, ein kaiserlicher Herold erschien und alle Unterthanen Johann Friedrich's an dessen Bruder Johann Wilhelm wies. Der Kurfürst, in dessen Lager außer den kaiserlichen Commissären auch Johann Wilhelm sich befand, schloß die Stadt Gotha und das Schloß Grimmenstein enge ein. Von den Genossen Grumbach's befand sich damals nur einer nicht mehr bei Johann Friedrich. Dies war Mandelsloh, welcher den Ausgang der Sache geahnt und sich beim Herannahen des Executions-Heeres nach Niedersachsen gerettet hatte. Fünfzehn Wochen lang leisteten die in Gotha und in der Feste Grimmenstein vereinigten Vasallen Johann Friedrich's nebst den Truppen desselben und den Bürgern tapferen Widerstand. Sie verweigerten dem Herzog Johann Friedrich erst dann den Gehorsam, als dieser eine wahnsinnige Hartnäckigkeit bewies und noch während seiner Einschließung Münzen schlagen ließ, auf denen er sich einen geborenen Kurfürsten nannte. Trotz der in-

ständigen Bitten des Herzogs bemächtigten sie sich am 4. April 1567 der geächteten Ritter und der Rathgeber des Herzogs.

Rührend sind die letzten Verhandlungen des gutmüthigen, aber durch Aberglauben und durch die Künste seiner Umgebung gewissermaßen verzauberten Herzogs mit seinen treuen Unterthanen. Nachdem diese nämlich ungeachtet seiner dringenden Bitten die Aechter gefangen genommen hatten, trat er noch einmal mit einem Knebelspieß in der Hand vor seine Krieger, welche einen Kreis um ihn schlossen, und sagte: „Liebes Kriegsvolk, ich hoffe, ihr habt nun euer Müthlein gekühlt, weil ihr diese Leute in euere Gewalt bekommen; kann ich aber soviel von euch erhalten, so gebt mir, bitte ich, den Kanzler Hans Beyern und den Wilhelm von Stein wieder los". Die Soldaten antworteten ihm mit dem Ausrufe: „Mit nichten, mit nichten!" Auch ihm selbst länger beizustehen verweigerten sie.

Jetzt erlaubte endlich Johann Friedrich den Vasallen, Bürgern und Truppen, in seinem Namen mit dem Kurfürsten August zu unterhandeln und eine Capitulation zu schließen. Wie ungern er sich dazu verstand, sieht man aus den Worten, welche er in den Katechismus schrieb, der noch in Gotha aufbewahrt wird. Diese lauten: „Anno domini 1567 den 13. April hat man durch untreuer Leute Pracktiken dey Festungen Grimmenstein und Gottaw one Ursach aufgeben, darin ich auch gefangen worden auf'n Abend zwischen 5 und 6 Uhr." Übrigens leuchtet aus der Capitulation, welche abgeschlossen wurde, sowie aus dem Umstande, daß der Herzog nachher achtundzwanzig Jahre lang in Wien festgehalten wurde, klar und deutlich hervor, daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit dem Kurfürsten August zu Gefallen die Sache so eifrig betrieb. Die Artikel jener Capitulation bestanden nämlich darin, daß Herzog Johann Friedrich ohne Vorbehalt dem Kaiser übergeben werden sollte, in dessen Namen der Kurfürst ihn in Empfang zu nehmen habe, daß alle Geächteten ausgeliefert werden sollten, und daß Magistrat und Bürgerschaft von Gotha in Johann Friedrich's Namen dem Kaiser und an dessen Stelle dem Kurfürsten knieend Abbitte thun und dem Herzog Johann Wilhelm als ihrem neuen Landesherrn huldigen sollten.

Der damals schon sehr alte Freiherr von Grumbach und seine Genossen wurden einem ganz unnützen peinlichen Verhör oder mit

anderen Worten einer unmenschlichen Tortur unterworfen und dann am 18. April 1567 zu Gotha grausam hingerichtet. In Beziehung auf deutsche Kriminal-Justiz und auf die gelehrten Juristen, welchen dieselbe vertraut wird, ist der naive Schluß des über Grumbach gesprochenen Urtheiles sehr anziehend. Dieser lautet: „Obgleich gedachter Grumbach eine gar ernstliche Strafe, als nur immer zu erdenken ist, verdient hätte, so wolle doch der Kurfürst aus angeborener Güte sie also mildern, daß er nur lebendig geviertheilt werde."

Johann Friedrich wurde zuerst nach Dresden gebracht. Dort legte man ihm allerlei Fragen vor, welche zu nichts führten oder führen konnten; dann wurde er den kaiserlichen Commissären übergeben. Diese brachten ihn in elendem Aufzuge auf einem offenen Wagen nach Wien, wo man ihn, wie die Römer es mit besiegten Königen machten, gewissermaßen im Triumph einführte. Er blieb bis an seinen Tod (1595) in Wienerisch-Neustadt. Seine edele Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, bot vergebens Alles auf, um seine Entlassung zu bewirken. Sie folgte zuletzt ihrem Gemahl in die Verbannung und starb in derselben kurze Zeit vor ihm. Kurfürst August ward nicht mit Unrecht beschuldigt, daß er den Kaiser zu der Härte gegen Johann Friedrich bewogen und ihm das Versprechen, denselben nicht nach Sachsen zurückkehren zu lassen, abgenommen habe. Auch ward er wegen dieser von ihm angestifteten Bekriegung der Ritter durch den Kaiser und die Fürsten in Volksliedern wie in poetischen und prosaischen Satyren heftig geschmäht. Unter den Letzteren ist diejenige eine der bedeutendsten, welche den Titel „die Nachtigall" führt und erst im vorigen Jahrhundert durch Lessing wieder ans Licht gebracht worden ist.

Die auf achtmalhunderttausend Gulden berechneten Kosten der Execution wurden zwar zum Theil durch Reichs- und Kreissteuern aufgebracht; einen großen Theil derselben aber mußten die beiden Söhne Johann Friedrich's tragen, welche erst 1570 zum Besitze ihres Erbes gelangten. Diese mußten bis zur Bezahlung der ihnen auferlegten Summe vier Ämter als Unterpfand geben. Übrigens theilten Johann Friedrich's Söhne schon 1572 das Land ihres Vaters. Der ältere, Johann Kasimir, erhielt Koburg, der jüngere, Johann Ernst, Eisenach. Beide starben unbeerbt,

und ihre Besitzungen gingen auf die Nachkommen ihres Oheims Johann Wilhelm über. Was die Letzteren betrifft, so hinterließ Johann Wilhelm zwei Söhne, und von diesen erhielt der ältere, Friedrich Wilhelm I., Altenburg, der jüngere, Johann, Gotha, Weimar und Eisenach. Die von dem Ersteren gestiftete Altenburger Linie erlosch in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Das Haus des Letzteren aber zerfiel schon unter den drei Söhnen desselben in drei Linien, indem diese das Land ihres Vaters unter sich theilten; der eine von ihnen erhielt Weimar, der andere Eisenach, der dritte Gotha.

4. Ungarn, Siebenbürgen und die Osmanen zur Zeit der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II.

Die Geschichte der Kriege, welche Ferdinand I. und Maximilian II. mit den Osmanen führten, ist zwar schon früher (Th. XII. S. 231 f. und Th. XIII. S. 70 ff.) erzählt worden; wir müssen aber hier auf dieselbe zurückkommen, um Einiges, was unberührt geblieben ist, nachzuholen und den Zusammenhang ganz klar zu machen. An den angeführten Stellen ist aus einander gesetzt worden, wie die Osmanen fast ganz Ungarn besetzten, weil Ferdinand I. und Zapolya sich um den Königstitel dieses Reiches stritten, und wie Sultan Suleiman II. unter dem Vorwande, Zapolya's Wittwe, Isabella, nebst ihrem jungen Sohn, Johann Siegmund, zu schützen, Ofen besetzte und Isabella nach Siebenbürgen trieb. Dagegen ist der Rolle, welche ein ehrgeiziger Mönch damals in den ungarisch-türkischen Angelegenheiten spielte, noch nicht gedacht worden. Dieser Mönch war Georg Utyschewitsch oder, wie er in unseren Geschichtsbüchern genannt wird, Martinuzzi. Ferdinand I. bediente sich desselben in seinen schwierigen Unterhandlungen mit Suleiman II.; Martinuzzi war aber zugleich mit Zapolya so vertraut, daß sogar der Sultan den Kaiser vor dem gefährlichen Manne warnen ließ. Martinuzzi hatte viele Verbindungen in Siebenbürgen, wohin er Isabella, die Mutter des jungen Johann Siegmund Zapolya, begleitete, und wo er bald mächtiger als diese ward, so daß er sich weigerte, ihr Rechnung abzulegen, weil er nur dem Prinzen, wenn derselbe einst erwachsen sein würde, Rechenschaft schuldig sei. Er verständigte sich hierauf mit dem Kaiser, und bewirkte schon 1549 die Ab-

schließung eines Vertrages, durch welchen Isabella im Gedränge zwischen Ferdinand und Suleiman sich verpflichtete, Siebenbürgen unter gewissen Bedingungen dem Kaiser zu überlassen. Martinuzzi erhielt für die von ihm bewirkte Abschließung dieses Vertrages das Versprechen, daß Ferdinand ihm das Erzbisthum Gran ertheilen und den Kardinals-Hut verschaffen wolle. Die Ausführung jenes Vertrages ward bis zum Jahre 1551 verschoben, weil die Türken Ungarn wiederholt mit einem furchtbaren Heere überschwemmten.

In dem neuen Kriege ward Ferdinand wiederum von der ganzen Christenheit durch Freiwillige und auf andere Weise unterstützt. Er war jedoch in demselben nicht glücklich, so lange Niklas von Salm an der Spitze seines Heeres stand. Auch gelang es dem Martinuzzi, welcher jetzt (1551) Erzbischof war und im November Kardinal ward, erst dann, als Castaldo den Oberbefehl erhielt, die Vollziehung des von ihm vermittelten Vertrages durchzusetzen. Martinuzzi hatte nicht nur viele Verbindungen in Siebenbürgen und commandirte im Kriege mit den Türken in Ungarn neben Castaldo, sondern er unterhandelte auch zugleich mit den Türken und mit dem Kaiser. Er bekannte sogar einst, als ihm heftig zugesetzt wurde, der Isabella, daß er ein Einverständniß mit den Türken unterhalte, und erbat sich dafür ihre Verzeihung. Diese erhielt er auch; die Aussöhnung währte aber nicht lange, und er ward sogar, während er in Groß-Waradein beim ungarischen Heere war, auf einem siebenbürgischen Landtage förmlich für einen Hochverräther erklärt. Er hatte damals im Vertrauen auf seinen Anhang in Siebenbürgen und auf Castaldo's und seine eigenen Truppen, welche gegen Siebenbürgen vorrückten, die Unverschämtheit, sich auf dem Landtage zu stellen und zu rechtfertigen. Während nachher Castaldo einen Platz des Landes nach dem anderen eroberte und Isabella, welche nach Karlsburg geflohen war, von ihren Vasallen verlassen wurde, bewirkte Martinuzzi durch Bitten und ängstigende Vorstellungen, daß Isabella, der er damals die Schätze ihres Gemahles zurückgab, ihm die Unterhandlung mit Castaldo überließ. Bei dieser Gelegenheit entfaltete Martinuzzi, der im Mönchsgewande auf einem achtspännigen Wagen einher fuhr, eine königliche Pracht, und machte sich dadurch sowohl den Türken als den Kaiserlichen, die er Beide zu gleicher Zeit sich befreundet hal-

ten wollte, verdächtig. Jetzt endlich (27. Juli 1551) erfüllte Isabella den von Martinuzzi im Jahre 1549 entworfenen Vertrag. Sie gab Ungarn und Siebenbürgen auf, und überließ die Krone nebst den anderen Reichs-Insignien an Ferdinand. Dafür erhielt sie nicht nur ihr Heirathsgut mit hunderttausend Dukaten ausgezahlt, sondern es wurden auch ihrem Sohne die schlesischen Herzogthümer Ratibor und Oppeln und die sehr großen eingezogenen Güter ihres Gemahles in Ungarn abgetreten und zugleich das Versprechen gegeben, daß ihr Sohn mit einer Tochter Ferdinand's vermählt werden solle. Noch ehe Isabella Siebenbürgen verließ, ward die Verlobung Johann Siegmund's im Kloster Kolos bei Klausenburg gefeiert (11. August 1551). Isabella beschwerte sich indessen, wie bereits früher angegeben wurde, bald laut und stark, daß sie betrogen sei, und die Türken wütheten 1552 in Ungarn ärger, als je.

Am Ende des Jahres 1551 hatte das von Castaldo und Martinuzzi geführte kaiserliche Heer in Ungarn mit Glück gekämpft, und das feste Lippa würde in die Hände desselben gefallen sein, wenn nicht Martinuzzi, kurz nachdem er Kardinal geworden war, aufs neue insgeheim den Türken Dienste geleistet hätte, um auf diese Weise Siebenbürgen für sich zu erhalten, obgleich er schon dadurch verdächtig war, daß der Pascha Haider sich der Vetterschaft mit ihm rühmte, und daß der Sultan ihm schriftlich Vergessenheit alles Früheren zusicherte. Martinuzzi suchte nicht blos um Verzeihung beim Sultan nach, sondern er gewährte auch dem Commandanten und der Besatzung von Lippa freien Abzug nach Belgrad. Dies erbitterte die Ungarn, welche dann unter Horwath, Balassa und Michael Dombay die abziehenden Truppen angriffen und den größten Theil derselben niederhieben. Das zweideutige Verhalten des Kardinals und seinen Verkehr mit Constantinopel meldete Castaldo an Ferdinand, indem er hinzufügte, daß, wenn Martinuzzi seinen Einfluß behalte, Siebenbürgen für den Kaiser unfehlbar verloren gehen werde. Ferdinand schrieb darauf an Castaldo, er solle sich des Verräthers auf jede Weise zu entledigen suchen. Dies geschah gleich nachher durch einen Meuchelmord, welchen Spanier und Italiäner des kaiserlichen Heeres ausführten. Während nämlich türkische Boten und Beauftragte von Zeit zu Zeit insgeheim zu Martinuzzi auf sein Schloß Alvincz kamen, erschienen dort auch Castaldo und Sforza Pallavicini, und nachdem

diese die Thürme durch spanische und italiänische Banditen hatten besetzen lassen, trat am 18. December Castaldo's Secretär unter dem Vorwande, dem Kardinal ein Papier zum Unterschreiben zu übergeben, in die Stube desselben und stieß ihm einen Dolch in den Hals; Pallavicini aber, welcher unmittelbar darauf hereinstürzte, verwundete den Kardinal ebenfalls, und einige Spanier, welche Lopez hereinführte, tödteten ihn mit ihren Flinten vollends. So berichtet Bucholz in seinem Leben Ferdinand's. Ob Alles sich genau auf diese Weise verhalten habe, lassen wir dahin gestellt sein; wenn aber auch die Sache so und nicht anders zugegangen wäre, so würde es doch immer betrübend und für das Andenken Ferdinand's schimpflich bleiben, daß dieser sich eines gefährlichen Dieners auf orientalische Weise entledigen mußte.

Die Ereignisse des Krieges in Ungarn, welcher von den kaiserlichen Truppen und den Türken fast auf gleiche Weise tumultuarisch grausam und verheerend geführt ward, ausführlich zu erzählen, verträgt sich mit dem Zwecke dieses Werkes nicht. Übrigens haben wir schon (Seite 70 f.) berichtet, daß Markus Horwath 1556 die ganze Macht der Türken vor Szigeth zu Schanden machte, daß Johann Siegmund Zapolya durch türkische Hülfe wieder Großfürst von Siebenbürgen ward, und daß der Krieg 1562 durch einen theuer erkauften Waffenstillstand beendigt wurde. Dieser Waffenstillstand war auf acht Jahre geschlossen worden; er wurde aber nicht einmal halb so lange eingehalten. Johann Siegmund's Mutter nämlich, welche den zwischen ihr und Ferdinand obwaltenden Zwist durch die Verheirathung ihres Sohnes mit Ferdinand's Tochter hatte beendigen wollen, starb vor der Verwirklichung ihrer Absicht, und Maximilian II. mußte nach seines Vaters Tode gegen Johann Siegmund ins Feld ziehen. Der Letztere hatte den Titel eines erwählten Königs von Ungarn nie abgelegt, und suchte denselben unter Maximilian mit den Waffen geltend zu machen. Als er im Kriege den Kürzeren zog, rief er aufs neue die Türken herbei, welche dann 1566 dem Kaiser wieder den Krieg erklärten, und ihn zur Nachgiebigkeit gegen Johann Siegmund, zur Räumung von drei ungarischen Städten, zur Zahlung eines jährlichen Tributs und zu bedeutenden Geschenken an die türkischen Minister nöthigten. Dafür erlangte Maximilian nichts als eine im März 1568 bewilligte Waffenruhe, welche den Streifzügen der Türken keineswegs

Schranken setzte. Auch der schwache Johann Siegmund war mit den Türken sehr übel daran. Er mußte sich alle möglichen Demüthigungen und Erpressungen gefallen lassen, und dennoch ward sein Gesandter, Albert de Wys, als derselbe vor dem Mufti nicht vom Pferde stieg, durch die Janitscharen auf offener Straße so sehr mishandelt, daß er an den Folgen starb. Johann Siegmund suchte daher ganz im Stillen Maximilian's Beistand gegen die Türken zu erhalten, und schloß mit ihm 1570 einen Vertrag, in welchem er endlich den Titel eines erwählten Königs von Ungarn aufgab. Die Hauptbedingung dieses Vertrags war der gegenseitige Beistand gegen die Türken. Beide Theile versprachen einander, dieselbe so geheim zu halten, als nur immer möglich sei.

Demselben Vertrage zufolge sollte Johann Siegmund die baierische Prinzessin Maria heirathen; dies ward aber von den Jesuiten, welche Maximilian auch aus Ungarn fortschickte, hintertrieben, weil Johann Siegmund sich zur Socinianischen Lehre bekannte und dieselbe zu verbreiten suchte. Die Jesuiten predigten in Schriften und Reden, daß die Lehre der Socine von einer absoluten Einheit des christlichen Gottes Atheismus oder noch etwas Schlimmeres sei, und die baierische Prinzessin wies die Heirath mit Abscheu von sich. Diese Leute eiferten auch mit großer Heftigkeit gegen den edelen Georg Blandrata, Johann Siegmund's piemontesischen Arzt, welcher durch seinen Feuereifer für das Evangelium und besonders für reine Sittlichkeit alle trinitarischen Dogmatiker beschämte.

Johann Siegmund starb schon im März 1571 kinderlos, gerade als Sultan Selim II. ein Heer rüstete, um an ihm wegen seines Vertrages mit Maximilian Rache zu nehmen. Die siebenbürgischen Stände erwählten an Johann Siegmund's Stelle einen neuen Fürsten (Woiwoden), ersuchten aber vorher den Sultan ausdrücklich um Erlaubniß dazu. Diese ward ertheilt und Stephan Bathori an Johann Siegmund's Stelle erwählt. Der neue Regent schickte alsbald den jährlichen Tribut nach Constantinopel, und Selim's Gesandte überbrachten ihm darauf Fahne und Scepter. Er ward auch von Maximilian feierlich anerkannt; es blieben aber zwischen ihm und diesem zwei Punkte unerledigt, welche nachher noch manchen Streit veranlaßten. Übrigens war Stephan Bathori dem Kaiser in den türkischen Händeln sehr nütz-

lich, wenn er gleich die Raubzüge der Türken nicht verhindern konnte. Es war daher auch von Seiten Maximilian's ein Beweis richtiger Beurtheilung seiner Verhältnisse, daß er den sehr verständigen Rathschlägen des alten Erzbischofs Veranzi, seines Stellvertreters (locum tenens) in Ungarn, Gehör schenkte und nach Don Juan's Siege bei Lepanto (s. S. 80 f.) sich nicht zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Türken bewegen ließ.

Weniger vorsichtig benahm sich Maximilian, als 1572 durch den Tod Siegmund August's, des letzten Jagellonen, der polnische Thron erledigt ward. Der Kaiser, welcher großen Anhang in Polen hatte, und von dessen Schwestern zwei nach einander mit Siegmund August vermählt gewesen waren, suchte die polnische Krone für sich zu erhalten. Auch machte ihm Stephan Bathori, der sich anfangs ebenfalls um die Herrschaft in Polen bewarb und ebenso wie Maximilian dort viele Freunde hatte, freiwillig Platz. Allein die Polen wählten unerwarteter Weise nicht den Kaiser Maximilian, sondern den Herzog Heinrich von Anjou, welcher nachher unter dem Namen Heinrich III. König von Frankreich ward. Dieser kehrte indessen, wie wir wissen (s. S. 94), bald nach seiner Krönung fliehend nach Frankreich zurück. Die Polen erklärten ihn hierauf ihrer Königswürde verlustig und beschlossen eine andere Wahl. Jetzt bewarb Maximilian sich nochmals um die polnische Krone. Er dachte, da er selbst schon seit längerer Zeit kränkelte, dabei wohl nur an seine vielen Söhne, besonders an Ernst, den er nachher ebenso wie Albrecht in den Niederlanden versorgte. Der älteste Sohn, Rudolf II., war schon 1572 König von Ungarn, seit dem September 1575 König von Böhmen, im Oktober 1575 aber zum römischen König erwählt und am 1. November dieses Jahres als solcher gekrönt worden. Auch diesmal war Stephan Bathori Maximilian's Mitbewerber; er trat aber nicht, wie das vorige Mal, freiwillig zurück, sondern schickte vielmehr den Georg Blandrata mit vielem Gelde nach Polen, ließ sich durch Sultan Selim dringend empfehlen und gab, was besonders hart war, das Versprechen, die bereits fünfzig Jahre alte Schwester Siegmund August's, Anna, zur Gemahlin zu nehmen. Gleichwohl erfolgte eine getheilte Wahl. Am 14. December 1575 wählte nämlich der Adel, an dessen Spitze der Palatinus von Krakau stand, Stephan Bathori zum König, der Senat dagegen,

welcher durch den Erzbischof von Gnesen geleitet ward, den Kaiser Maximilian. Jede der beiden Parteien schickte eine Deputation an den von ihr Gewählten.

Stephan Bathori nahm die ihm angetragene Krone an, und ließ alsbald seinen Bruder Christoph Bathori zum Woiwoden von Siebenbürgen erwählen, damit dieser während seiner Abwesenheit das Land nach seinem Rathe und seiner Weisung regiere und den Überschuß der Einkünfte ihm überlasse. Am 1. Mai 1576 wurde er in Krakau zum König von Polen gekrönt und heirathete die Prinzessin Anna. Auch Maximilian hatte den Antrag der polnischen Deputation angenommen, und schien gesonnen, die Krone von Polen mit den Waffen zu behaupten. Er rüstete in Ungarn einen Krieg gegen Bathori, und suchte in Deutschland, wo er sich zu Augsburg aufhielt, ein Heer zu sammeln; allein der Tod ereilte ihn am 13. Oktober 1576 in seinem neunundvierzigsten Jahre.

Maximilian II. war neben Joseph I. und Joseph II. der einzige Regent aus dem Habsburgischen Hause, welcher ernstlich darauf bedacht war, den Schlendrian der östereichischen Monarchie und die verderbliche Herrschaft der Prälaten, welche absichtlich den Aberglauben fördern, zu zerstören. Da er, wie die beiden anderen genannten Kaiser, das, was er angefangen hatte, nicht vollenden konnte, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die lange Reihe von Unglücksfällen, welche in dem ganzen folgenden Jahrhundert die östreichische Monarchie und das deutsche Reich trafen, mit seinen Reformen in Verbindung stand, ohne daß gleichwohl diese eigentlich Schuld daran waren.

5. Ungarn und Siebenbürgen zur Zeit Rudolf's II.

Rudolf II., welcher seinem Vater in der Regierung folgte, hatte die ersten zwölf Jahre seines Lebens ganz bei seiner Mutter zugebracht, und diese hatte ihn mit ängstlicher Sorge zu allen jenen mechanischen Frömmigkeits-Übungen angehalten, welche den weiblichen und überhaupt den schwachen Gemüthern zum wahren Bedürfnisse werden, und durch die Gewohnheit des unbedingten Gehorsams gegen den Beichtvater, dessen Ausspruch ihnen für die Stimme Gottes gilt, jede freie Bewegung des Geistes ersticken. Im zwölften Lebensjahre war Rudolf nach Spanien gekommen,

dessen Beherrscher Philipp II., welcher erst zehn Jahre nach dem Tode seines ersten Sohnes (1578) einen zweiten erhielt, ihn zu seinem Nachfolger bestimmte. Rudolf, welcher sechs Jahre (bis 1570) in Spanien blieb, wurde dort ganz spanisch erzogen und durch die Jesuiten zu einem Gelehrten gebildet, eben deshalb aber auch für die Welt ganz unbrauchbar und zu einem Feinde der evangelischen Lehre gemacht, welche unter seinem Vater in Östreich, Ungarn und Böhmen geschützt und gefördert worden war. Er folgte sein ganzes Leben hindurch spanischen Rathschlägen, und war stets von Jesuiten umgeben, welche nach dem Grundgesetze ihres Ordens die Lehre der Prosteſtanten auszurotten oder, wenn dies nicht möglich wäre, die Protestanten zu verderben suchen mußten. Während daher Maximilian das kaiserliche Ansehen im Reiche dadurch wieder gehoben hatte, daß die Katholiken und die lutherischen wie die calvinistischen Protestanten ihn gern als Schiedsrichter anerkannten, bebten dagegen Alle vor Rudolf's Entscheidungen zurück, weil diesen stets Jesuiten umgaben, welche ihn und die Katholiken durch ihr Controvers-Predigen gegen den Protestantismus erbitterten und den Streit zwischen den Lutheranern, Calvinisten und Kryptocalvinisten nährten, schürten und unversöhnlich machten. Die Theologen der Protestanten erleichterten durch ihren Eifer für ihre neue trockene scholastische Dogmatik den Krieg, welchen die Jesuiten für den Autoritäts-Glauben gegen den Bibel-Glauben führten. Kaiser Rudolf aber ward in seinen letzten Jahren durch Blödsinn das Werkzeug eines jeden, der sich seiner zu bemächtigen wußte, wie dies aus dem neulich bekannt gemachten, den Acten entnommenen Leben seines Kammerdieners Lang hervorgeht, welches ganz unglaubliche Thatsachen ans Licht bringt. Die Begebenheiten unter Rudolf's Regierung sind daher ein Vorspiel dessen, was sich im folgenden Jahrhundert ereignete. Wir führen sie hier nur als Veranlassungen des dreißigjährigen Krieges an.

Rudolf nahm seine Residenz in Prag und zeigte Anfangs keine Spuren des Blödsinnes, an welchem er später unleugbar litt. Er trieb in Prag die damals unter dem Namen Astronomie blühende Astrologie, mit welcher sich nachher sogar der von ihm nach Prag gerufene große Kepler beschäftigen mußte. Er suchte ferner den Stein der Weisen, und gab sich, anstatt wissenschaftliche Chemie zu treiben, mit der Goldmacherei ab. Überall standen ihm

die Jesuiten zur Seite. In Östreich betrieb zuerst der Jesuiten-Provinzial Laurenz Magi für Rudolf die Verfolgung der Protestanten; nachher, als Rudolf seinem Bruder Ernst die Geschichte in Oestreich übertragen hatte, war dort der Jesuit Szanto auf gleich gehässige Weise thätig. Der genannte Bruder Rudolf's, welchen bekanntlich später Philipp II. in die Niederlande rief, war ganz spanisch erzogen worden und in jeder Hinsicht geeignet, Rudolf's Feindseligkeiten gegen den von seinem Vater in Ungarn und Oestreich geförderten Protestantismus im Stillen fortzusetzen. Wie Ernst in Oestreich und Ungarn, so ward vom Kaiser der jüngste Bruder seines Vaters, Karl von Steiermark, in Kroatien gebraucht. Rudolf's Bruder Matthias aber ging, wie wir wissen (s. S. 89 f.), ohne das Haupt seines Hauses um Erlaubniß zu fragen, in die Niederlande und ließ sich dort gegen die Spanier gebrauchen.

Auch in Siebenbürgen, wo der Protestantismus und sogar die Lehre der Socinianer Wurzeln geschlagen hatten, bemächtigten die Jesuiten sich des Unterrichtes, theils weil Stephan Bathori sie von Polen aus begünstigte, theils weil sie damals wirklich Verdienste um das Unterrichtswesen und um die Wissenschaften hatten. Stephan's Bruder, Christoph Bathori, welcher als dessen Stellvertreter Siebenbürgen verwaltete, hatte zwar eine Reformirte, Elisabeth Botskai, zur Gemahlin; nichtsdestoweniger wurde aber seines Sohnes Siegmund Bathori Erziehung dem Jesuiten Johann Leleszi anvertraut und im Jahre 1579 ein Jesuiten-Collegium in Karlsburg und eines in Monastor errichtet. Dafür ward dem Statthalter auch bei seinem Bruder Stephan, der dies sehr ungern that, die Einwilligung dazu verschafft, daß er seinen Sohn, welcher damals erst acht Jahre alt war, durch die Stände zum Nachfolger erwählen lasse. Diese Wahl fand im April 1581, einen Monat vor Christoph's Tod, Statt. Fast um dieselbe Zeit bemächtigten die Jesuiten sich des ganzen gelehrten Unterrichtswesens. Die Verwaltung des Landes war von den Ständen für die Zeit der Minderjährigkeit Siegmund's drei Herren anvertraut worden. Diese erregten in Siebenbürgen durch ihr Betragen eben so viele Unzufriedenheit, als Rudolf oder vielmehr die Leute, welchen er Alles überließ, durch das ihrige in Ungarn. Stephan Bathori mußte sich endlich der Sache seines Neffen annehmen. Er setzte

demselben den Johann Getzi als Vormund zur Seite, was ihm zu großer Ehre gereicht, weil er sich dabei über das Vorurtheil seiner Verwandten und seiner Zeit, sowie über sein eigenes erhob. Getzi war nämlich reformirt. So lange Stephan Bathori lebte, behielten die Jesuiten und ihr Anhang das Übergewicht in Siebenbürgen. Nach seinem Tode veranlaßte ihr Treiben und der Haß der Protestanten gegen sie, mochte dieser nun in den einzelnen Fällen gegründet sein oder nicht, in Siebenbürgen wie in Ungarn bedeutende Unruhen.

Auch die Türken begannen seit 1585 wieder in Kroatien und an anderen Grenzen verheerende Streifereien zu üben. Rudolf hatte anfangs das Glück gehabt, von ihnen nicht so sehr beunruhigt zu werden, als seine Vorgänger, weil damals die Sultane nicht mehr wie früher Heer und Reich selbst und allein leiteten. Dies war schon unter Selim II., einem Trunkenbold, der Fall gewesen; dessen Nachfolger Murad III. aber, welcher zwei Jahre vor Rudolf den Thron bestieg, begrub sich ganz in sein Harem, ward von Weibern ganz beherrscht und überließ die Geschäfte den Leuten, die ihm der Zufall zuführte. Nichtsdestoweniger war Kaiser Rudolf genöthigt gewesen, diesem Sultan einen erhöhten Tribut und noch dazu sehr bedeutende und kostbare Geschenke zu übersenden, um die Bestätigung des seinem Vater gewährten Friedens zu erlangen.

Ungeachtet der neuen Verheerungen durch die Türken beredete man den Kaiser, die Bemühung eines seiner Brüder zu unterstützen, als dieser nach dem Tode Stephan Bathori's (December 1586) das Königreich Polen an sich zu bringen suchte. Die Polen kamen damals erst im August 1587 zur Wahl eines neuen Königs. Sie spalteten sich dabei in zwei Parteien. Die Mehrheit wählte den Sohn des schwedischen Königs Johann, Siegmund III., dessen Mutter Katharina eine Schwester des letzten Jagellonen war; die Minderheit dagegen ernannte aus Gefälligkeit für ungarische Magnaten Rudolf's Bruder, den Deutschmeister Maximilian, zum König. Der Erstere war durch seine Mutter, welche auch in dem ganz protestantischen Schweden von Jesuiten umgeben war, katholisch erzogen worden, damit er sich um das Wahlreich Polen bewerben könne; Katharina und ihre Jesuiten hatten aber gar nicht bedacht, daß Siegmund dadurch seines Erbreiches Schweden werde verlustig werden. Nachdem die doppelte Wahl geschehen

war, wagte Maximilian, unterstützt von einer kleinen Anzahl Ungarn, welche durch seine Freunde geworben worden waren, sich mit einem schwachen Heere nach Polen, um sein Recht geltend zu machen. Er hatte den Reichsmarschall Zborofsky für sich; dagegen ward Siegmund's Sache durch den als Gelehrten und Forscher unsterblich gewordenen Großfeldherrn und Reichskanzler Zamoisky vertheidigt. Maximilian drang bis nach Krakau, der damaligen Hauptstadt des Reiches, vor. Hier ward er durch die tapfere Vertheidigung der Stadt so lange vor derselben aufgehalten, bis Zamoisky zum Entsatze erschien. Dieser drängte ihn dann nach einigen glücklichen Gefechten über die Grenze zurück. Maximilian machte im thörichten Vertrauen auf tausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reiter, welche die ihm befreundeten ungarischen Magnaten Valentin Prepostvari, Paul Melith und Peter Andrassi herbeigeführt hatten, im Anfange des Jahres 1588 einen zweiten Versuch; er wurde aber durch Zamoisky, welcher damals von Siebenbürgen aus Unterstützung erhalten hatte, am 24. Januar in der Nähe der Burg Bitschin völlig geschlagen. Er rettete sich nach seiner Niederlage in jene Burg, war aber schon vier Tage nachher genöthigt, sich seinen Gegnern gefangen zu geben. Er ward nach dem Schlosse Krasnostaw nicht weit von Lublin gebracht und dort ein ganzes Jahr lang festgehalten. Sein Bruder der Kaiser that während dieser Zeit nichts für ihn, sondern verließ sich auf die Unterhandlungen, welche der päbstliche und der spanische Gesandte mit den Polen angeknüpft hatten. Im Februar 1589 kam endlich auf einem Reichstage zu Warschau ein Vertrag zu Stande, in welchem Maximilian's Freilassung zugestanden wurde. Dieser Vertrag war indessen schimpflich genug für Oestreich. Es mußte nämlich nicht nur die Stadt Leblau, welche die Ungarn auf ihrem Zuge nach Polen neulich erobert hatten, zurückgegeben und ganz wieder in den vorigen Stand gesetzt, sondern auch die Grafschaft Zips, sechszehn Städte, welche Kaiser Siegmund einst an Polen verpfändet hatte, abgetreten werden. Außerdem erhielten die Polen noch vierzigtausend Gulden Lösegeld. Nichtsdestoweniger blieb Maximilian noch fünf Monate lang Gefangener; er entsagte aber dafür auch nicht, wie er versprochen hatte, dem Titel eines Königs von Polen. Wie wenig schon zu jener Zeit Rudolf sich um die Regierungsgeschäfte bekümmerte, kann man daraus sehen,

daß die Bestätigung des Vertrages erst im Jahre 1598 erfolgte, und daß Maximilian, trotz der fortdauernden Streitigkeiten mit den Polen, erst nach derselben den Königstitel ablegte.

Die Ungarn waren in dieser Zeit fast ganz unabhängig, obgleich dem Scheine nach Erzherzog Ernst des Kaisers Stelle vertrat. Hauptgrund der Beschwerden war in Ungarn, wie in Siebenbürgen, das unter den Schein des Religions-Eifers versteckte herrschsüchtige und habsüchtige Treiben der Jesuiten, welche bis auf den heutigen Tag die äußere Kirche mit der inneren Religion verwechseln. In Siebenbürgen, wo Siegmund Bathori den Jesuiten Leleszi zum Lehrer hatte, ward der von ihnen getriebene Unfug endlich so groß, daß die drei würdigsten uud verdientesten Männer des Landes, Getzi, Galfi und Kovatsotzi, darauf bestanden, daß Leleszi entlassen und an seiner Stelle Michael Brutus als Lehrer des Prinzen bestellt werde. Als Siegmund Bathori sich durch keine Vorstellungen dazu bewegen ließ, nahmen die Stände sich der Sache an, und es ward 1588 den Jesuiten gesetzlich angedeutet, Siebenbürgen innerhalb fünfundzwanzig Tagen zu räumen.

Unmittelbar darauf ward Rudolf zugleich von den Türken und von den Ungarn geängstigt. Die Türken, besonders ihr Vezier Sinan, übten sowohl in Kroatien und Steiermark, als in anderen Provinzen furchtbare Verheerungen, da der Erzherzog Ernst kein Feldherr war. Als dieser im December 1592 in die Niederlande gerufen wurde und Rudolf sich nicht entschließen konnte, Prag zu verlassen, schickte Philipp II. den jüngeren Mansfeld nach Ungarn, welcher glücklich kämpfte. Zuletzt mußte Rudolf zugeben, daß sein Bruder Matthias die Leitung der ungarischen Angelegenheiten übernehme, da von seinen anderen Brüdern der älteste, Ernst, in den Niederlanden beschäftigt war, der zweite, Albrecht, sich in Spanien befand, und der dritte, Maximilian, zuerst als Vormund von seines Oheims Karl Sohn in Inner-Oestreich und an den Grenzen, seit 1595 aber als Beherrscher von Tyrol, in welchem Lande die Söhne des damals gestorbenen Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser nicht zur Nachfolge berechtigt waren, genug zu thun hatte. Matthias war freilich noch weniger als Ernst fähig, die sehr schwierige Leitung des Türken-Krieges und der ungarischen Angelegenheiten zu führen. Auch war er seinem Bruder Rudolf wegen der Rolle, die er in den Niederlanden gespielt hatte, tödtlich verhaßt; er war aber eben

darum den Ungarn erwünscht. Glücklicher Weise war weder Murad III., noch sein Nachfolger, Mohammed III., im Stande, aus der unglücklichen Lage der östreichischen Regierung Vortheil zu ziehen. Der Kampf mit den Türken wurde daher mit abwechselndem Glücke geführt. Er brachte jedoch neue Verwüstungen und barbarische Grausamkeiten über das unglückliche Land. Die Geschichte dieser Türken-Kriege, welche bis zum Jahre 1602 fortdauerten, mit ihren abwechselnden Siegen und Niederlagen und den Belagerungen und Eroberungen einzelner Städte muß den Specialgeschichten der Osmanen und der Ungarn überlassen bleiben, weil sie für unseren Hauptzweck, die Andeutung des Zusammenhanges der neueren Geschichte, nicht wesentlich scheint. Dagegen müssen die siebenbürgischen Angelegenheiten und die inneren Streitigkeiten über Religion in Oestreich und Ungarn nothwendig berührt werden; denn Beides ist für die allgemeine Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts von großer Wichtigkeit.

In Siebenbürgen waren bekanntlich durch die Gewalt, welche die Jesuiten über das schwache Gemüth ihres Zöglinges Siegmund erhielten, die heftigsten Streitigkeiten zwischen den beiden Religions-Parteien und endlich die Verbannung der Jesuiten veranlaßt worden. Die Letztere war schwer durchzusetzen gewesen, weil der Pabst, Spanien und Oestreich der Türken wegen großen Anhang und Einfluß im Lande hatten, und weil Siegmund selbst die Verbindung mit Oestreich dem Bunde mit dem Türken, dem er Siebenbürgen verdankte, vorzog. Als nachher die Türken den Krieg mit Ungarn wieder begannen und die bundesmäßige Hülfe von Siebenbürgen forderten, mußte Siegmund sich offen entscheiden, ob er mit den Oestreichern gegen die Türken oder mit diesen gegen jene zu Felde ziehen wolle. Die Protestanten wollten von einer Verbindung mit Oestreich nichts wissen; nur zwei Männer ihrer Partei, Botskai und Getzi, stimmten für dieselbe. Da diese beiden den Bathori's nahe verwandten Herren Protestanten waren, so ist ihre Übereinstimmung mit den Jesuiten allerdings auffallend, und die ungarischen Schriftsteller erklären dieselbe deshalb auch auf eine gehässige Weise, indem sie die Behauptung aussprechen, Botskai und Getzi hätten gehofft, daß die verschiedenen Glieder der Familie Bathori über diese Angelegenheit in Streit gerathen und einander selbst verderben würden, wodurch dann einem von ihnen Beiden

der Weg zur fürstlichen Macht werde gebahnt werden. Ob Botskai und Getzi wirklich eine solche Absicht hatten, lassen wir, um ihnen nicht Motive unterzuschieben, welche nicht nachzuweisen sind, unentschieden. So viel ist gewiß, daß sie, als auf einem Landtage, welcher im August 1594 zu Klausenburg gehalten wurde, die Verbindung mit Oestreich nicht anders als mit Gewalt durchgesetzt werden konnte, die Truppen hergaben und anführten, deren Siegmund sich damals zu einer rettenden That (coup d'état) gegen seine Widersacher auf dem Landtage bedienen wollte.

Stephan Josika rieth damals dem jungen Fürsten, einer bekannten italiänischen Maxime (cosa fatta ha capo) zu folgen, welche in unseren Tagen an vielen Orten mit Glück befolgt worden ist. Siegmund nahm diesen Rath an und ließ die beiden Häupter der Gegenpartei, Alexander und Gabriel Rendi, nebst allen ihren Anhängern plötzlich verhaften. Die beiden Rendi und Johann Islin wurden auf dem Markte in Klausenburg öffentlich hingerichtet, sowie Balthasar Bathori und drei andere angesehene Herren gleich darauf in andern Städten. Auf diese Hinrichtungen, welche der Landtag nachher für gesetzlich und recht erklärte, erfolgte im April 1595 auf dem Landtage eine gegen den Kardinal Andreas Bathori ausgesprochene Achtserklärung. Dieser war nämlich zugleich mit dem spanischen Jesuiten Alphons Carili vom Pabste nach Siebenbürgen geschickt worden, um das Bündniß mit Oestreich zu betreiben; er neigte sich aber mehr dem Plane Balthasar Bathori's zu, und klagte deshalb dem Pabste und aller Welt über das Verfahren gegen Balthasar. Nach der Hinrichtung der Häupter der Gegenpartei stand öffentlich niemand mehr den Absichten der Jesuiten entgegen, und der Bund mit Oestreich kam nach nicht langer Zeit zu Stande. Alphons Carili wurde nämlich nach Prag geschickt, eine Gesandtschaft von fünf siebenbürgischen Herren, an deren Spitze Stephan Botskai stand, folgte ihm nach, der Erzherzog Matthias, welcher im Anfange des Jahres 1595 einen Reichstag zu Preßburg veranstaltete, willigte im Namen der Ungarn in die zu Prag getroffene Verabredung, und schon am 28. Januar 1595 ward der Vertrag in Prag unterschrieben. Die Hauptpunkte desselben waren: die gegenseitige Hülfe im Türkenkriege und der Heimfall von Siebenbürgen an Oestreich, im Falle Siegmund unbeerbt sterben würde. Dieser Vertrag ward von dem

ungarischen Reichstage bestätigt und in die Reichs-Artikel eingeschaltet. Auch den König von Polen, Siegmund III., lud man zur Theilnahme an diesem Bunde gegen die Türken ein; allein Zamoisky, welchem Siegmund die Krone verdankte, war ein Feind der Habsburger und wollte keine Verbindung mit ihnen.

Die Jesuiten rühmten sich nicht mit Unrecht, daß sie jetzt im Stande sein würden, Siebenbürgen wieder an Oestreich zu bringen. Sie wurden vermöge eines Landtags-Beschlusses von 1595 wieder zugelassen, und waren bald mächtiger als vorher. Gezi war 1594 gestorben, Botskai leitete die Regierung, und sein nachheriges Betragen führt allerdings auf die Vermuthung, daß er gleich anfangs die Absicht hatte, die Bathori's ganz zu verdrängen. Er war es auch, der im Namen des vor Aberglauben blödsinnigen Siegmund die Vermählung desselben mit Maria Christina, der Tochter des Erzherzogs Karl, betrieb, welche ebenso wie Siegmund mönchisch erzogen war und ihren Gemahl beredete, keine Kinder mit ihr zu erzeugen, sondern sein Fürstenthum niederzulegen und klösterlich zu leben. Ganz frei von pfäffischen Kniffen scheint uns diese Sache nicht; denn es ist auffallend, daß eines Theils die frommen Leute uns erzählen, Siegmund sei in der Abwesenheit seiner Gemahlin ganz verliebt gewesen, wenn er diese aber wieder gesehen habe, in Ohnmacht gefallen, und daß anderes Theils Maria Christina schon als Braut den Entschluß gefaßt hatte, ihren Gemahl zum Eintritt in den geistlichen Stand zu bereden, und sich dennoch eine jährliche Summe von hundertsiebenzigtausend Gulden auf Fogarasch zusichern ließ.

Die Jesuiten hätten gar gern gesehen, daß Siegmund ganz abgedankt hätte. Auch brachten sie ihn wirklich dahin, daß er 1596 nach Prag reiste, um die Sache in Ordnung zu bringen. Dort bot er dem Kaiser sein Land an, indem er entschlossen sei, als Geistlicher nach Italien zu gehen. Er knüpfte an sein Anerbieten nur die Bedingung, daß Rudolf ihm vom Pabste die Kardinals-Würde verschaffe. Auch hatte er schon einen Kardinals-Anzug verfertigen lassen, in welchem er sich sehr wohl gefiel. Allein diesmal war doch der Kaiser verständiger als Siegmund. Rudolf rieth dem jungen Manne, vorerst wieder nach Siebenbürgen zurückzukehren, wo er bei den schrecklichen Verheerungen der Türken der gemeinschaftlichen Sache nützlich sein werde. Siegmund machte

hierauf mit Rudolf's Bruder, dem Deutschmeister Maximilian, einen unrühmlichen Feldzug mit. Dieser hatte aus keinem anderen Grunde einen schmählichen Ausgang, als weil der Erzherzog keine Disciplin in seinem aus allerlei Volk zusammengesetzten Heere zu halten vermochte und selbst weder Geistesgegenwart noch Muth zeigte. Maximilian hatte nach seiner Vereinigung mit Siegmund (Oktober 1596) das Hauptheer der Türken in einer Schlacht besiegt und war, nachdem er vierzig Kanonen erobert hatte, in das Lager der Feinde eingedrungen. Nun aber löste sich sein Heer auf, indem die Soldaten wie die Officiere, anstatt den Feind zu verfolgen, sich zerstreuten, um Beute zu machen; die Türken kehrten daher zurück, und das christliche Heer verlor nicht allein sein Gepäck und Geschütze, sondern es ward auch in eine schimpfliche Flucht getrieben und großentheils niedergehauen. Maximilian war einer der Ersten, welche davon flohen. Er rettete sich nach Kaschau. Siegmund mit den Seinigen kam über Tokay glücklich nach Siebenbürgen.

Im Jahre 1597 begab sich Siegmund, von Botskai begleitet, aufs neue nach Prag, und hier wurde dann der einfältige Mann unter der Mitwirkung der Jesuiten und seiner eigenen Gemahlin, welche seiner entledigt sein wollte, auf eine merkwürdige Weise berückt. Man beredete ihn nämlich, sein Land gegen Oppeln und Ratibor in Schlesien und gegen ein ansehnliches Jahrgeld an Rudolf abzutreten und in die Scheidung von seiner Gemahlin einzuwilligen, den darüber abgeschlossenen Vertrag aber so lange, bis der Erzherzog Maximilian Siebenbürgen in Besitz genommen habe, vor jedermann, selbst vor seinen drei vertrautesten Räthen, Josika, Botskai und Kornis, geheim zu halten. Der Kardinal Andreas Bathori erfuhr jedoch den Inhalt des Vertrages. Er beschwerte sich über die Sache beim Pabste, dessen Legat er war; die Jesuiten vermochten aber beim Pabste mehr, als Andreas, und diesem ward erwidert, daß Oestreich's Herrschaft, welche damals ebenso unter dem in Oestreich und Ungarn regierenden Matthias durch den Geistlichen Khlesel, wie durch Rudolf's Jesuiten in Böhmen, gegen den Protestantismus arbeitete, der Ketzerei auch in Siebenbürgen und somit in allen Erblanden des Hauses Habsburg ein Ende machen werde. Als Siegmund nach Siebenbürgen zurückgekehrt war, mußte er den Prager Vertrag den Ständen bekannt machen,

die denselben höchst ungern bestätigten. Da jedoch Rudolf die versprochene Commission zur Übernahme der Regierung nicht schickte, und auch Maximilian zögerte, so entsagte Siegmund erst im April 1598 der Regierung. Der Kanzler Josika widersetzte sich zwar; aber Botskai bot zur Verhaftung desselben gern die Hand, weil er voraussah, daß die Siebenbürger das Joch der Jesuiten nicht ertragen würden. Auch waren in der That bald Aller Augen auf ihn als den Einzigen, der das Land befreien könnte, gerichtet. Übrigens benahm sich Siegmund, als er 1598 nach Schlesien ging, wie ein Mann, der seines Verstandes nicht recht mächtig ist. Er übergab sein Land, obgleich die Commissäre weder die fünftausend Thaler seines Jahrgehaltes, welche zuerst bezahlt werden sollten, noch Anweisungen auf Kaufleute mitgebracht hatten. Er nahm ferner alles Geld, welches in den Kassen vorräthig war, mit sich, ließ alle Documente und Briefe des Archivs verbrennen, sowie das Gold und Silber an Kleidern, Zierrathen und Waffen abreißen, und verschleuderte, vernichtete oder vernachlässigte die kostbarsten Reste früherer Zeit.

Maximilian eilte durchaus nicht, der getroffenen Abrede gemäß Siebenbürgen in Besitz zu nehmen, obgleich Siegmund's Gemahlin, welche im Lande geblieben war, und deren Scheidung einen Artikel des Prager Vertrages bildete, ihn wiederholt bestürmte, doch ja nicht zu säumen. Man sieht, es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese den Jesuiten unglaublich ergebene Prinzessin bei dem Unternehmen, durch welches der Kirche und dem Hause Oestreich gedient ward, von Anfang an nur als Mittel gebraucht wurde, um den einfältigen Gemahl derselben zu überlisten. Daß er betrogen sei, ahnte Siegmund gleich nach seiner Ankunft in Schlesien. Er würde jedoch nichts gegen die Oestreicher haben anfangen können, wenn nicht Maximilian den Commissären Rudolf's die Geschäfte überlassen hätte, um derentwillen er selbst eilig nach Siebenbürgen hatte kommen sollen. Die Commissäre hatten theils in religiöser, theils in politischer Beziehung Maßregeln getroffen, die den Siebenbürgern sehr misfielen; sie hatten namentlich Botskai der Commandanten-Stelle in Großwaradein beraubt und schienen ihn ganz entfernen zu wollen. Botskai vernahm daher mit Vergnügen, daß Siegmund seinen Schritt bereue, und ermunterte ihn zur Rückkehr.

Rudolf hatte in Prag sich um Siegmund ebenso wenig bekümmert,

als er sich um irgend einen anderen Menschen oder um ein Staatsgeschäft zu bekümmern pflegte; für das fällige Jahrgeld war gar nicht gesorgt; in Ratibor und Oppeln aber war Alles wüste und leer. Siegmund nahm daher Botskai's Antrag an. Er erschien, nachdem er erst im Frühjahr Siebenbürgen verlassen hatte, schon Ende August wieder in Klausenburg, wo seine Gemahlin noch immer verweilte. Botskai und Kornis schlossen sich wieder an ihn an, und die östreichischen Commissäre wurden verhaftet. An Maximilian schrieb Siegmund demüthige Briefe, um ihn von der Reise nach Siebenbürgen abzuhalten und um durch ihn mit Rudolf ausgesöhnt zu werden; mit dem Letzteren war aber freilich nichts anzufangen. Den Ständen leistete Siegmund einen neuen Eid, in welchem er das Versprechen betheuerte, daß er in Religions-Sachen nichts ändern und die Jesuiten wieder entfernen wolle. Das Letztere hatte Botskai als Protestant und als ein Mann, der im Trüben fischen wollte, bewirkt; er sah voraus, daß die Jesuiten nicht ruhen würden, bis sie den blödsinnigen Mann zur Verletzung jenes Eidschwures gebracht hätten. Ein großes Glück war es, daß die Türken, welche damals Raab verloren hatten, diese Händel nicht benutzten.

Siegmund hatte zu derselben Zeit, als er mit Maximilian, der die Ungarn durch schlechte Leitung des türkischen Krieges unzufrieden machte, in Unterhandlung war, auch an Rudolf eine Gesandtschaft geschickt, an deren Spitze Botskai stand. Der Letztere hatte sich kaum entfernt, als die Jesuiten den armen Siegmund wegen des von ihm geleisteten Eides so ängstigten, daß er den Entschluß faßte, Siebenbürgen seinem fanatischen Verwandten, dem Kardinal Andreas Bathori, zu überlassen. Er zog sich nach Polen zurück, um dort als Privatmann zu leben; seine Gemahlin aber begab sich zuerst nach Steiermark und dann nach Hall in Tyrol, wo sie in ihrem vierundzwanzigsten Jahre in das Kloster ging und dann noch zweiundzwanzig Jahre in demselben lebte. Kaiser Rudolf war sehr erzürnt, als er erfuhr, daß Andreas im März 1599 von den Ständen als Fürst von Siebenbürgen anerkannt worden sei. Er ließ den Gesandten, welchen Andreas an ihn schickte, ins Gefängniß werfen, und gab seinem General Basta, der vom Trommelschläger zum Oberfeldherrn emporgestiegen war, sowie dem Woiwoden der Wallachei, Michael, den Auftrag, ihn zu vernichten.

Alle Bemühungen des Kardinals, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, mußten schon aus der einzigen Ursache scheitern, weil er die Güter Botskai's eingezogen hatte und dieser als kaiserlicher Rath in Prag zurückgeblieben war. Andreas verlor nachher im Kampfe mit Michael's Truppen das Leben. Er ward von einem Szekler auf der Flucht erschlagen, und Pabst Clemens VIII. verfügte deshalb sonderbarer Weise, daß alle Szekler hundert Jahre lang ein strengeres Fasten halten müßten. Nach dem Tode des Kardinals wollte Michael das Fürstenthum Siebenbürgen besetzen; er wurde aber durch Basta daran gehindert. Als jedoch die Siebenbürger Siegmund zurückrufen wollten, nahm Rudolf selbst seine Zuflucht zu Michael. Er befahl seinem General Basta, sich mit diesem auszusöhnen. Michael marschirte darauf gegen Siegmund, der mit einem aus Polen und Moldauern bestehenden Heere heranzog. Er ward jedoch geschlagen und durch Basta gehindert, Siebenbürgen wieder zu besetzen.

Siegmund nahm hierauf noch einmal Besitz von Siebenbürgen. Nicht lange nachher aber (August 1601) wurde sein Feldherr völlig geschlagen und genöthigt, vom Kloster Nemetz aus türkischen Schutz zu suchen. Siegmund kehrte zwar noch einmal nach Siebenbürgen zurück; der unerhört grausame und rohe General Basta aber, welcher schon im August 1601 den Woiwoden Michael hatte ermorden lassen, befehdete ihn und behandelte sein Land so lange als ein feindliches, bis der Jesuit Marietti, dessen Orden in Siebenbürgen wie in Ungarn gegen alle Feinde des Pabstes ein Schreckens-System eingeführt haben würde, den armseligen Mann dahin brachte, daß er noch einmal abdankte. Siegmund schickte von Karlsburg aus Gesandte nach Prag, ließ sich die Lobkowitzischen Güter in Böhmen und ein Jahrgeld von fünfzigtausend Dukaten zusichern, und entsagte 1602 auf einem Landtage zu Klausenburg der Herrschaft über sein Land. Er schlug seinen Wohnsitz auf dem Schlosse Lobkowitz auf, mußte aber, da er dem Kaiser verdächtig ward, acht Jahre später nach Prag gehen, wo er dann in seinem einundvierzigsten Lebensjahre starb.

Wir übergehen hier die von den Jesuiten in Ungarn erregten Streitigkeiten, sowie Rudolf's Zwistigkeiten mit seinem Bruder Matthias, dem sich nachher auch alle übrigen Glieder der kaiserlichen Familie anschlossen. Beides hängt zwar mit der folgen-

den Geschichte von Ungarn und Siebenbürgen enge zusammen, muß aber dessenungeachtet auf einen späteren Abschnitt verschoben werden, weil wir dort die Geschichte des dreißigjährigen Krieges an den offenen Streit des Erzherzogs Matthias mit seinem Bruder oder vielmehr an den Zwist der Jesuiten mit dem Kardinal Khlesel, welcher eben so fanatisch und verfolgungssüchtig war, wie diese, anknüpfen müssen.

6. Streitigkeiten der deutschen Protestanten und Katholiken über Kirchlichkeit und geistliche Güter zu Rudolf's II. Zeit.

Rudolf II. regierte oder ward vielmehr von dem ersten besten ganz gemeinen Menschen fast auf dieselbe Weise regiert, wie viele der ersten römischen Kaiser. Dies wird man ganz deutlich erkennen, wenn man das Leben seines Kammerdieners Lang liest, welches neulich von Hurter nach Urkunden der kaiserlichen Behörden und mit Auszügen aus denselben herausgegeben worden ist. Auch könnte man von Rudolf Hunderte solcher Anekdoten erzählen, wie sie über verstandesschwache oder wahnsinnige römische Kaiser uns überliefert worden sind. Seine Brüder Matthias und Maximilian und seine Vettern, die Söhne Karl's von Steiermark, Ferdinand und Maximilian Ernst, denen am Ende des Jahres auch sein Bruder Albrecht beitrat, erklärten ihn im April 1606 öffentlich für blödsinnig. Daß sie dies thun konnten, wird man begreiflich finden, wenn man gelesen hat, wie der getaufte Jude Lang in Prag und der barbarische Trommelschläger Basta, dessen Namen noch jetzt die Bewohner Siebenbürgen's schaudern macht, ohne Rudolf's Wissen in seinem Namen verfahren durften. Der Ausspruch, durch welchen Rudolf's nächste Verwandten ihn für blödsinnig erklärten, liegt in den Worten der Urkunde, die von den genannten Erzherzögen für Matthias ausgestellt ward. In dieser heißt es nämlich: „Matthias werde hierdurch zum Regenten, Haupt und Schutzherrn des östreichischen Hauses erklärt, weil es leider allzu viel offenbar sei, daß die Römisch Kaiserliche Majestät, ihr Herr Bruder und Vetter, bei den zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeugenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung ihrer Königreiche sich nicht tauglich erfinde." Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder der verderbliche Einfluß der Jesuiten, welche der unterdessen

zur Würde eines Kardinals erhobene Khlesel von Matthias fern hielt, weil er einen schon damals drohenden Religions-Krieg verhindern wollte. Matthias wollte nämlich die zu seinen Gunsten ausgestellte Urkunde den protestantischen Fürsten Deutschland's, welche über die durch Rudolf's Jesuiten veranlaßten Religions-Bedrückungen erbittert waren, als Bürgschaft des denselben von ihm ertheilten Versprechens zustellen lassen; dem widersetzten sich aber die anderen Brüder Rudolf's und Ferdinand von Steiermark, also die ganze Clientel der Jesuiten.

Wir werden, wie schon bemerkt worden ist, die Streitigkeiten der Prinzen des östreichischen Hauses und ihre Folgen erst später darstellen. Hier berühren wir nur noch kurz die Händel im deutschen Reiche, aus deren Geschichte hervorgeht, daß der Augsburger Religions-Frieden von 1555 die Protestanten nicht mehr gegen Bedrückung schützte. In Deutschland waren nicht, wie in den östreichischen Erblanden, die Jesuiten oder Rudolf's Indolenz und Blödsinn allein an den Religions-Verfolgungen schuld, sondern die Lutheraner und Calvinisten zeigten einen ebenso heftigen Fanatismus gegen Katholiken und sogar gegen einander, als die Ultramontanen nur immer gegen sie haben konnten. Dies würde sich leicht aus dem Verfahren bei der Einführung der Lutherischen Concordien-Formel erkennen lassen, sowie aus der schmählichen Art, wie man die Freunde des milden Melanchthon in Sachsen verfolgte und eine Menge Pfarrer und Schullehrer wegen ihres Krypt-Coalvinismus, wie die gelehrten Professoren das Ding nannten, von Haus und Hof vertrieb und um ihr Brod brachte. Wir wollen jedoch, weil unsere Theologen ja jetzt wieder auf Concordien-Formeln und symbolische Bücher dringen, dabei nicht verweilen, sondern zu den zwischen Katholiken und Protestanten ausbrechenden Streitigkeiten übergehen, welche Kaiser und Reich entweder freundlich hätten beilegen oder nach den Gesetzen unparteiisch entscheiden sollen, die aber, weil Rudolf das Reich im Stiche ließ, bald von der einen, bald von der anderen Partei auf gewaltsame und widerrechtliche Weise beendigt wurden.

Der erste Religions-Hader dieser Art ist der schon fünf Jahre nach dem Augsburger Religions-Frieden entstandene Streit, welcher zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern von Aachen über den Antheil an der Regierung der Stadt geführt wurde. Der Rath von Aachen hatte, obgleich ein kleiner Theil

desselben aus Protestanten bestand, den protestantischen Einwohnern weder in der Stadt noch auf dem übrigen Gebiete derselben freie Religions-Übung gestattet. Alle Bemühungen der protestantischen Rathsglieder, diese zu erlangen, waren ebenso vergeblich gewesen, wie die Verwendung, welche die Evangelischen 1559 auf dem Augsburger Reichstage zu ihren Gunsten gemacht hatten. Die Beschränkung der protestantischen Bürger von Aachen war dadurch sogar noch ärger geworden; denn der katholische Theil des Rathes hatte in Folge jener Verwendung im März 1560 den Beschluß durchgesetzt, daß, um für die Zukunft die Protestationen am Reichstage zu verhindern, kein Protestant mehr in den Rath gewählt werden sollte. Dies veranlaßte von 1560 an zwanzig Jahre lang unaufhörliche Unruhen in Aachen, sowie heftige Beschwerden der Protestanten auf den Reichstagen. Doch suchten, so lange Ferdinand und Maximilian lebten, die Protestanten nur auf rechtlichem Wege Abhülfe, und die Katholiken duldeten die Protestanten, welche einmal im Rathe waren, auch ferner in demselben. Unter Rudolf II. aber, als die Jesuiten im Namen des Kaisers herrschten, als in Oestreich die evangelische Lehre bedrängt wurde, als der Erzherzog Ferdinand dieselbe in Steiermark ganz vertilgte, als endlich in Baiern mehrere hundert Protestanten blos der Religion wegen aus der Markgrafschaft Burgau ausgetrieben wurden, brachen auch in Aachen die Unruhen immer wieder von neuem aus.

Die Bevölkerung der Stadt hatte sich in der letzten Zeit durch eine große Anzahl niederländischer und westphälischer Protestanten vermehrt, welche der Verfolgungen wegen aus ihrer Heimath ausgewandert und in Aachen aufgenommen worden waren. Diese bestürmten 1580 den Rath mit Bitten; sie wurden aber unter dem Vorwande, daß die Eingewanderten ausdrücklich auf freie Religions-Übung verzichtet hätten, abgewiesen. Sie wandten sich hierauf an den Reichstag, und erhielten von demselben Vertröstungen, welche indessen von dem Rath nicht beachtet wurden. Die Unruhen dauerten während des ganzen Jahres 1580 fort. Der Kaiser schickte eine Commission nach Aachen; diese bestand aber aus dem Herzoge von Jülich und dem Bischof von Lüttich, welche Beide zu den ärgsten Feinden der Protestanten gehörten und Bevollmächtigte (Subdelegirte) sandten, die in ihrem Sinne handelten. Eine solche Commission konnte natürlich das Zutrauen der Klagen-

den nicht erlangen; sie bewirkte vielmehr nur die Zunahme der Gährung, und die Bevollmächtigten der kaiserlichen Commission wurden im November 1580 aus der Stadt getrieben. Der Kaiser ließ es hierauf zwar nicht an Ermahnungen und Rescripten fehlen; allein Alles, was von Rudolf ausging, war den Protestanten verdächtig, weil er sich durch Jesuiten und Spanier unbedingt lenken und leiten ließ. Rudolf erneuerte daher 1581 die Vollmacht der genannten beiden Fürsten und erlaubte ihnen, nunmehr so zu verfahren, wie die Jesuiten längst gewünscht hatten. Es ward ihnen nämlich in der Instruction, die sie erhielten, aufgetragen, bei der Wahl eines neuen Rathes gegenwärtig zu sein und dafür Sorge zu tragen, daß blos Katholiken in denselben aufgenommen würden. Dies trieb endlich die Protestanten zur Selbsthülfe. Sie erhoben sich, wählten einen protestantischen Rath, trieben die kaiserlichen Commissäre aus der Stadt, rissen die Regierung an sich und bewirkten dadurch, daß ein großer Theil der bisherigen Aristokratie und des Klerus die Stadt verließ (Ende Mai 1581).

Die Ausgewanderten ruhten nicht, bis sie von dem durch die Jesuiten und durch den spanischen Gesandten geleiteten Kaiser Rudolf eine neue kaiserliche Commission erlangten, welche dem Kurfürsten Gebhard von Köln, dem Kurfürsten Johann von Trier und einigen kaiserlichen Räthen übertragen wurde. Da jedoch dem zuerst genannten Kurfürsten von Seiten der Katholiken nicht zu trauen war, so ließ der Kaiser, noch ehe die Commissäre etwas vorgenommen hatten, durch den Bischof von Lüttich und den Herzog von Jülich den Proceß mit der Execution anfangen. Die beiden Letzteren mußten nämlich die Stadt enge einschließen und ihr die Zufuhr abschneiden lassen. Ihre Truppen waren jedoch den von anderen Protestanten unterstützten Aachener Bürgern nicht gewachsen und wurden aus einander gejagt. Von dieser Zeit an ward die Sache nur auf dem langsamen Wege der Reichs-Processe betrieben, bis endlich im Jahre 1593 die katholische Partei vom Kaiser einen Befehl auswirkte, vermöge dessen Alles auf den Zustand von 1560 zurückgeführt und die Katholiken vollständig entschädigt werden sollten. Die militärische Vollziehung dieses Befehles ward, obgleich sie schon im Oktober 1593 beschlossen worden war, in Folge der Vorstellungen der evangelischen Fürsten bis zum Jahre 1598 verschoben. Dann aber ernannte Rudolf die

erbittertsten Feinde der Stadt Aachen und des Protestantismus, den Kurfürsten Ernst von Köln, den Kurfürsten von Trier, den Bischof von Lüttich und den Herzog von Jülich, zu Vollstreckern des kaiserlichen Urtheiles; und durch diese wurden die katholischen Obrigkeiten mit Gewalt wieder eingesetzt, die evangelischen Prediger aus der Stadt gejagt und die protestantischen Mitglieder des Magistrats, welche die großen Kosten der Execution nicht bezahlen konnten, verbannt. Später erneuerten sich die Unruhen, als beim Streite über die Jülichische Erbschaft, welcher neben dem Abfalle Böhmen's von Oestreich die Hauptveranlassung des dreißigjährigen Krieges ward, die der Stadt Aachen benachbarten Theile des Herzogthums Jülich von den protestantischen Prätendenten besetzt wurden. Die Protestanten begannen damals ihren Gottesdienst auf fremdem Gebiete zu halten, und als der katholische Magistrat die Theilnahme an demselben verbot und bestrafte, ergriffen die Protestanten die Waffen. Sie behielten im Kampfe die Oberhand, vertrieben die katholische Regierung und setzten einen protestantischen Rath ein (1611). Diesen Rath ließen endlich 1614 die Jesuiten durch spanische Truppen unter Spinola vertreiben, die sie zu einer Zeit hatten kommen lassen, als einerseits ihr Schüler Ferdinand den Protestantismus in Steiermark ganz unterdrückte, und andererseits Herzog Maximilian von Baiern die Protestanten seines Landes verfolgte und namentlich einige hundert derselben aus der Markgrafschaft Burgau vertrieb.

Der Letztere mishandelte im Jahre 1607 auch die mitten in seinem Lande gelegene Reichsstadt Donauwörth der Religion wegen, und beraubte sie sogar ihrer Freiheit. Anlaß dazu gaben folgende Begebenheiten. Die Bürger von Donauwörth hatten von jeher mit dem Abte des in ihrer Stadt liegenden Klosters zum heiligen Kreuz Streit wegen der Processionen; denn der protestantische Pöbel in der Stadt war ebenso fanatisch als die Mönche. Schon 1586 und 1598 war deshalb Tumult gewesen. Im Jahre 1605 ward dem Abte insgeheim zu wissen gethan, daß er bei seinem Streite mit den Protestanten der Stadt sich der Hülfe des Herzogs Maximilian von Baiern versichert halten könne. Er reizte also die Bürger, und da der Magistrat diese nicht im Zaum zu halten vermochte, so geschah, was man gewünscht und gewollt hatte: der Pöbel verübte 1606 Frevel gegen die Procession, und Maximilian bestrafte dann 1607 im Auftrage des Kaisers die Bürger von

Donauwörth auf sehr harte Weise. Er plünderte die Stadt, zerstörte sie zum Theil, jagte die protestantischen Bürger fort, beraubte die Stadt der Reichsfreiheit und verleibte sie dem Herzogthum Baiern ein. Schon wegen dieses unerhörten Verfahrens gegen eine protestantische Reichsstadt hätten die Protestanten zu den Waffen greifen sollen, zumal da sie damals auch in dem weiter unten darzustellenden Streite über das Erbe des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich beinträchtigt wurden. Auch würden die Calvinisten unter ihnen dies gethan haben, wenn nicht König Heinrich IV. von Frankreich, welcher ihnen helfen wollte, 1610 gestorben wäre. Doch veranlaßte die gegen Donauwörth verübte Gewaltthätigkeit einen Bund der Reformirten, welcher die Union genannt ward, und dieser rief wieder einen Gegenbund der Katholiken hervor, welcher den Namen Liga erhielt.

Wir werden auf das Schicksal der Stadt Donauwörth später noch einmal zurückkommen, weil diese Angelegenheit, verbunden mit dem Streite über die Erbschaft von Jülich, Cleve, Berg und Ravensburg und mit dem Abfalle der Böhmen, den dreißigjährigen Krieg veranlaßte. Hier müssen wir, um alle Hauptpunkte der deutschen Geschichte bis zum Jahre 1619 flüchtig berührt zu haben, noch der Abenteuer des Erzbischofs Gebhard Truchseß von Köln gedenken. Dies muß um so mehr geschehen, weil die Schwäche, Uneinigkeit, Eifersucht und Sectirer-Feindschaft, welche die protestantischen Fürsten, von ihren Theologen, nicht von Staatsmännern geleitet, in der Sache Gebhard's von Köln wie bei allen anderen Händeln zeigten, der spanischen Staatskunst, den Jesuiten und dem mit Festigkeit verbundenen Talente Maximilian's von Baiern gegenüber, den Letzteren ermuthigten, unter Kaiser Ferdinand II. das zu versuchen, was unter Karl V. mislungen war — die Ausrottung des Protestantismus.

Im Erzbisthum Köln war schon in den Jahren 1536 bis 1543 durch den Erzbischof Hermann von Wied eine Reformation vorbereitet worden; diese war aber durch die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der protestantischen Fürsten gescheitert, obgleich sie durchaus gesetzmäßig eingeleitet war, was sich von der vierzig Jahre später durch Gebhard Truchseß vorgenommenen Reformation nicht sagen läßt (s. Th. XII. S. 256 und 258 f.). Hermann hatte 1536 auf einer Provinzial-Synode eine Reformation des

Klerus und der Kirchengebräuche beschließen lassen, und zur Einführung derselben zuerst den katholischen Theologen Gropper gebraucht. Nachher hatte er Melanchthon's Rath eingeholt und sich des bekannten Martin Bucer bedient, um die von ihm beabsichtigten Verbesserungen, welche er seither durch Verordnungen eingeschärft hatte, förmlich einzurichten. Bucer hatte auf sein Geheiß eine Schrift abgefaßt, welche den Titel führte: „Unsers, Hermann's, Erzbischofs zu Köln und Kurfürsten, einfältiges Bedenken, worauf eine christliche Reformation bis auf eines Concilii oder des Reichs deutscher Nation Stände bei denen, so unserer Seelsorge befohlen, anzurichten sei." Diese Schrift war 1543 den Ständen des Erzbisthums vorgelegt und von denselben angenommen worden; das Dom-Kapitel hatte sich aber widersetzt, und Kaiser Karl V., welcher den Domherren Recht gab, hatte, wie wir bereits wissen (s. Th. XII. S. 268), jede Art von Reformation in Köln vereitelt. Schon damals war der Stadtrath von Köln ein getreuer Verbündeter des Dom-Kapitels gewesen; denn er hatte auf einem 1535 zu Köln gehaltenen Hanse-Tage erklärt, „daß man in Köln die Ketzer hänge, köpfe und ersäufe, und daß der Stadtrath bei der alten Gewohnheit bleiben wolle, wobei er sich wohl befinde."

Im Jahre 1582 ward durch den Kurfürsten Gebhard der Versuch einer Reformation des Erzstiftes Köln wiederholt. Dieser Versuch erregte weit mehr Bedenken, als Hermann's Unternehmen; denn nicht Frömmigkeit, sondern Leidenschaft für eine Geliebte, mit welcher Gebhard schon lange gelebt hatte, und die er, ohne dadurch sein Bisthum zu verlieren, zur Gemahlin nehmen wollte, trieb ihn zum Beschlusse einer Reformation. Überdies stand dem Plane Gebhard's nicht nur der bekannte geistliche Vorbehalt, welcher freilich von den evangelischen Reichsständen nie als gültig anerkannt worden war (s. Th. XII. S. 298), im Wege, sondern seine Absicht, verheirathet und als Protestant im Besitze des Bisthums zu bleiben, beeinträchtigte auch alle fürstlichen und gräflichen Familien, welche erbliche Rechte auf eine Stelle im Dom-Kapitel und damit zugleich die Aussicht auf Gelangung zur Kur-Würde hatten. Gebhard Truchseß, Freiherr von Waldburg, war früher Dom-Probst zu Augsburg und Dom-Dechant zu Straßburg gewesen, und hatte die Kölnische Kur-Würde nicht ohne großen Widerspruch erhalten. Sein Mitbewerber war Prinz Ernst von Baiern gewesen, welcher, wie seine ganze Familie,

eifrig päbstlich gesinnt war. Indessen hatte, als die Wahl eines neuen Erzbischofs von Köln gehalten wurde (1577), der von Hermann ausgestreute Samen im Lande bereits stark gewuchert, und es befanden sich sogar unter den Domherren einige Protestanten. Alle Ultramontanen arbeiteten damals für Ernst, alle Liberalen für Gebhard. Der Letztere trug endlich den Sieg davon, hauptsächlich durch die Bemühungen des klassisch gebildeten und offen protestantischen Domherrn Hermann von Nuenar. Auch der Pabst war ihm behülflich gewesen, weil Gebhard der Neffe des Bischofs und Kardinals Otto von Augsburg war, welcher einst ganz allein gegen den Augsburger Religions-Frieden protestirt hatte; doch hatte der Pabst verlangt, daß Gebhard das vom Tridentinischen Concilium vorgeschriebene Glaubensbekenntniß ablege. Dies war am 24. April 1578 zu Koblenz vor dem Kurfürsten von Trier geschehen, und Gebhard hatte dabei sein Bekenntniß mit einem Eide bestätigt. Da jedoch sein Lebenswandel und seine religiösen Meinungen bekannt waren, so mußten nothwendiger Weise Katholiken und Protestanten im Voraus gegen eine von ihm ausgehende Reformation eingenommen sein, obgleich der Erzbischof von Trier ihm wegen seines Glaubens ein Zeugniß ausgestellt und der Pabst ihm eine Belobung ertheilt hatte.

In Köln lernte Gebhard die durch ihre große Schönheit ausgezeichnete Tochter des ersten evangelischen Grafen von Mansfeld, die Kanonissin Agnes, kennne. Er gewann auf seinem Schlosse zu Brühl im September 1579 ihre Gunst, räumte ihr und ihrer Schwester sowie ihrem Schwager im Kanzlei-Gebäude zu Bonn eine Wohnung ein, und zog dann selbst nach Poppelsdorf, von wo aus er sie und sie ihn häufig besuchte. Der sehr anstößige Verkehr Beider bewog im Anfange des Jahres 1582 die Brüder der Gräfin, nach Bonn zu gehen und im Namen ihrer ganzen Familie zu erklären, daß sie die ihnen angethane Schmach blutig rächen würden, wenn Gebhard nicht die erzbischöfliche Würde niederlege und Agnes heirathe. Gebhard versprach, dies zu thun, obgleich er nach Allem, was wir von seinem Leben wissen, durchaus nicht geneigt war, dem gegebenen Versprechen gemäß sein Bisthum und seine Pfründen der Meinung zum Opfer zu bringen. Er setzte seinen Verkehr mit Agnes fort, gab aber zugleich öffentlich den Willen kund, den Protestantismus in seinem Lande einzuführen,

so daß schon im Anfange des December 1582 das Dom-Kapitel ihm durch einige Domherren drohend sagen ließ: es gehe allgemein die Rede, daß er die Religion verändern und sich verheirathen wolle; er möge sich also darüber erklären, damit sie ihre Maßregeln ergreifen könnten. Gebhard nahm sich wohl in Acht, eine Erklärung zu geben.

Gleich darauf suchte Pabst Gregor XIII. durch ein freundliches Schreiben, sowie durch das persönliche Zureden des Erzbischofs von Trier ihn im Schoße der Kirche zurückzuhalten, und auch der Kaiser schickte ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben an ihn. Jetzt warf endlich Gebhard die Maske ganz ab. Er erließ am Ende des Jahres 1582 ein Manifest, in welchem er betheuerte, daß er blos eine kirchliche Revolution im Auge habe und nicht, wie früher die Bischöfe von Ratzeburg, von Schwerin und von Magdeburg gethan hatten, das Land für sich in Besitz zu nehmen gedenke, daß vielmehr nach seinem Tode das Dom-Kapitel freie Wahl haben solle. Er gerieth durch diesen Schritt in fortdauernde Streitigkeiten mit dem Dom-Kapitel, dessen sich auch der Pabst annahm, fuhr aber eines Theils fort, nach seiner seitherigen Art zu leben, und ließ sich anderes Theils durch seine Freundschaft mit dem reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir zu dem Fehler verleiten, daß er die mächtige und ganz fanatische Lutherische Partei im Reiche sich zum Feinde machte. Er erklärte sich nämlich für den Calvinismus, dessen Bekenner damals in den Lutherischen Ländern Deutschland's, besonders in Sachsen, als Kriminalverbrecher verfolgt und bestraft wurden. Ein reformirter Pfarrer, Zacharias Ursinus, segnete am 2. Februar 1583 zu Bonn (in rosarum valle) die Ehe des Kurfürsten mit der Gräfin Agnes ein. Diese Vermählung ward dem Volke öffentlich kund gemacht; der Kurfürst erkannte aber schon damals, daß er sich nicht werde behaupten können. Er hatte die öffentliche Meinung, den größten Theil des Dom-Kapitels, den Kaiser und den Pabst gegen sich.

Das Dom-Kapitel, welches die Kölnischen Städte besetzen und des Kurfürsten Schiffe auf dem Rhein wegnehmen ließ, hatte längst vom Herzoge von Parma aus den Niederlanden spanische Hülfstruppen zugesichert erhalten. Die Protestanten redeten, schrieben und protestirten zwar; aber sie handelten nicht, als das Dom-Kapitel einen neuen Erzbischof an Gebhard's Stelle zu setzen be-

schloß und seine Augen auf den baierischen Prinzen Ernst warf, welcher bei Gebhard's Wahl nur Eine Stimme weniger als dieser gehabt hatte. Ernst, welcher später in der Aachener Sache Heftigkeit genug bewies, war bereits Bischof von Lüttich und Freisingen, wie auch Administrator von Hildesheim, und konnte auf das baierische Haus und auf die Jesuiten zählen; Gebhard dagegen hatte nur den reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir, mit welchem die Lutheraner nichts gemein haben wollten, für sich. Schon am 1. April 1583 war der Pabst dreist genug, nicht blos Gebhard in den Bann zu thun, wogegen, da Gebhard Erzbischof war, nichts einzuwenden war, sondern ihn auch als deutschen Fürsten und als Mitglied des deutschen Wahl-Collegiums abzusetzen. Der Kaiser unterstützte, wenn auch nur insgeheim, den Pabst; denn er ließ das Kapitel ausdrücklich auffordern, eine neue Wahl zu veranstalten und ihm den Wahltag anzuzeigen. Die Kurfürsten protestirten zwar, indem sie erklärten, „daß es ohne Beispiel sei, daß ein Pabst sich anmaße, nach eigenem Gutdünken, ohne Vorwissen des Kaisers und ohne Zuthun der übrigen Kurfürsten, einen Erzbischof und Kurfürsten des Reiches abzusetzen, und noch zur Zeit unverhörter Sache, welches doch der kaiserlichen Capitulation und der Kurfürsten hergebrachten Präeminenz und Privilegien ganz entgegen sei"; allein sie ließen es beim bloßen Schreiben bewenden, während ihre Gegner handelten. Am 23. Mai 1583 wurde Ernst zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln gewählt. Dieser setzte sich nach einem Kampfe, der noch über ein Jahr lang dauerte, in den Besitz des Landes, eroberte Ende Januar 1584 Bonn, schlug Gebhard, welcher nach Westphalen gegangen war, im April desselben Jahres bei dem Flecken Burg, und nöthigte ihn, nach Delft zu fliehen. Gebhard schickte dann seine Gemahlin nach England und erhielt anfangs von Elisabeth das Versprechen der Hülfeleistung; als aber die schönen Augen der Gräfin Agnes die Eifersucht der Königin erregten, ward jene auf eine etwas grobe Art aus England gewiesen. Gebhard begab sich nachher mit seiner Gemahlin nach Straßburg, wo er Dom-Dechant war, und wo es noch mehrere protestantische Domherren gab, welche ebenfalls verheirathet waren und folglich die Agnes duldeten. Er starb daselbst im Jahre 1601.

Über das Bisthum Straßburg wurde bald nach dem Streite über das Erzbisthum Köln ebenfalls gestritten, und auch dort mußten

die Protestanten zurückstehen; doch erlangten sie bessere Bedingungen, als in Köln, weil in der Stadt, im Lande und im Dom-Kapitel von Straßburg mehr Protestanten waren und diese keinen unmoralischen Geistlichen in einer geistlichen Stelle zu behaupten hatten. Es wählten nämlich 1592 die evangelischen Domherren von Straßburg den jungen Johann Georg von Brandenburg, einen Sohn des Administrators von Magdeburg und nachherigen Kurfürsten von Brandenburg Joachim Friedrich, zum Bischof. Die katholischen dagegen erwählten unmittelbar nachher einen Guisen, den Kardinal Karl, einen Sohn des Herzogs Karl II. von Lothringen, welcher bereits Bischof von Metz war; denn sie besorgten, Johann Georg möchte es ebenso machen, wie sein Vater, welcher als Administrator des Erzstiftes Magdeburg sich verheirathet und dennoch sein Bisthum beibehalten hatte. Auch in Straßburg griffen beide Theile zu den Waffen, und die kaiserlichen Commissionen konnten nichts ausrichten. Man half sich endlich 1593 durch eine Übereinkunft, vermöge deren jeder der beiden Erwählten einstweilen behalten sollte, was er besetzt hatte. Erst 1604 vermittelte Herzog Friedrich von Würtemberg eine Übereinkunft, vermöge deren Johann Georg von Brandenburg mit Geld entschädigt wurde und die evangelischen Domherren noch dreizehn Jahre lang im Besitze ihrer Pfründen verbleiben sollten. Dieser Termin endigte also gerade in dem Jahre, als Kaiser Ferdinand II. und Herzog Maximilian von Baiern die Hoffnung gefaßt hatten, den Zweck der Jesuiten, Vertilgung des deutschen Protestantismus, mit Gewalt der Waffen erreichen zu können.

Da die Geschichte der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sich fast ausschließlich um den dreißigjährigen Krieg und um die englische Revolution dreht, so haben wir im Vorhergehenden alles dasjenige zusammengedrängt, was dem Ausbruche dieses Krieges zunächst voranging. Wir müssen jetzt noch auf ähnliche Weise Alles berühren, was mit der späteren englischen Revolution in näherer oder entfernterer Verbindung stand. Ehe wir jedoch zur englischen Geschichte übergehen, wollen wir zum ersten Male auf Skandinavien einen Blick werfen, weil im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts zuerst Dänemark und dann Schweden sich in den deutschen Krieg einmischten, wobei das Ansehen des ersteren Reiches ganz unterging, Schweden aber eine europäische Hauptmacht ward

6. Skandinavische Geschichte von der Kalmarischen Union an bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

a) Bis zur Thronbesteigung Christian's II.

Wir gehen, da es sich hier nur um die neuere Zeit handelt, in der Geschichte der drei nordischen Reiche nicht weiter als bis zum Jahre 1397 zurück, in welchem, wie man zu sagen pflegt, die Kalmarische Union unter der Königin Margaretha geschlossen oder mit anderen Worten Norwegen, Schweden und Dänemark zu Kalmar mit einander verbunden wurden. Nach der von Margaretha gemachten Verfügung erhielt nach ihrem Tode (1412) der Sohn ihrer Schwestertochter, Erich von Pommern, welcher damals schon elf Jahre lang ihr Mitregent gewesen war, die Regierung der drei Reiche. Er hatte während derselben beständig mit Unruhen zu kämpfen, bis ihm 1438 die Dänen und 1439 die Schweden den Gehorsam aufkündigten. Erich flüchtete sich dann auf die Insel Gothland, von welcher aus er bis an seinen Tod Seeräuberei trieb. An seine Stelle rief der dänische Reichsrath den Sohn seiner mit Herzog Johann von der Oberpfalz vermählten Schwester, Christoph von Baiern, ins Land, und 1440 ward dieser auch von den Schweden als König anerkannt. Das Ansehen dieses neuen Beherrschers von Skandinavien war jedoch vermöge der Verfassung sehr gering und sein Einkommen eingeschränkt. Auch war in Dänemark wie in Schweden die Geistlichkeit dadurch mächtig, daß von ihr und dem Adel die Wahl der Könige abhing.

Nach Christoph's Tode (1448) wollten die Dänen eine gemeinschaftliche Versammlung der Wahlberechtigten aller drei Reiche veranstalten; allein die Schweden ließen sich nicht darauf ein, sondern bestellten auf einem Herrentage zu Jönköping zwei Männer, welche schon unter Christoph die Geschäfte verwaltet hatten, zu Reichsverwesern. Zugleich beschlossen sie, daß im folgenden Jahre die Bischöfe, die Prälaten, die Ritterschaft, die Adeligen, die Adelig-Freien und die Bevollmächtigten der Städte und Bauern sich zu einem Reichstage in Stockholm versammeln sollten. Auf diesem Reichstage ward dann im Mai 1449 zur großen Unzufriedenheit einer sehr ansehnlichen Partei, welche die Union der drei Reiche erhalten haben wollte, Karl Knutson zum König von

Schweden erwählt. Dadurch fühlten sich auch die dänischen Stände bewogen, einen besonderen König zu wählen. Sie ersahen sich dazu den Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, Adolf VIII.; dieser lehnte aber die auf ihn gefallene Wahl ab, und empfahl den Dänen seinen Schwestersohn, den Grafen Christian von Oldenburg. Dieser ward dann auch wirklich zum König von Dänemark ernannt; er mußte aber eine Wahl-Capitulation unterschreiben, von deren dreizehn Artikeln gleich der erste Dänemark zu einem Wahlreiche machte. Von jetzt an hatte der Adel und der von ihm gewählte Reichsrath größere Macht, als der König, und dieser war fortan nicht mehr im Stande, die Bürger und Bauern gegen die Bedrückungen des Adels zu schützen, ohne seine Wahl-Capitulation zu verletzen.

In Schweden entriß Karl Knutson bald nach seiner Erwählung dem früheren König Erich die Insel Gothland. Dies war jedoch kaum geschehen, als nicht nur Gothland, sondern sogar auch die daselbst zurückgebliebenen schwedischen Schiffe dem dänischen König Christian übergeben wurden. Ebenso erging es dem König Karl in Norwegen; denn nachdem er im November 1449 zu Drontheim als König von Norwegen gekrönt worden war, mußte er schon im Mai des folgenden Jahres auch dieses Reich dem dänischen Könige überlassen. Er bekriegte nachher den Letzteren vergebens zu wiederholten Malen, und verlor endlich auch noch die Herrschaft in Schweden. In diesem Reiche war man nämlich nicht blos wegen der jährlichen Kriegszüge gegen die Dänen erbittert, sondern Karl hatte auch eine zahlreiche und mächtige Partei gegen sich, welche statt seiner lieber einen Ausländer auf dem Throne sehen und die Verbindung der drei Reiche wiederhergestellt haben wollte. Nachdem Karl diese Partei ein ganzes Jahr lang vergebens bekämpft hatte, gab endlich der Erzbischof von Upsala 1457 das Signal zum förmlichen Abfalle. Dieser verfügte sich in den Dom von Upsala, legte seinen geistlichen Ornat auf dem Hochaltar nieder, bekleidete sich mit Helm, Harnisch und Schwert, und ließ an die Kirchenthür eine Kriegserklärung gegen den König anschlagen. Karl leistete zwar anfangs seinen Gegnern Widerstand; bald traute er aber seinen eigenen Anhängern nicht mehr, und schiffte sich mit seinen Schätzen ein. Er begab sich nach Danzig, wo er dann sieben Jahre lang blieb. An seine Stelle ward Christian von

Dänemark zum Könige gewählt und im Juni 1457 zu Upsala gekrönt. Dieser versammelte im folgenden Jahre alle Räthe der drei Reiche zu Skara, und erhielt von ihnen die Zusicherung, daß sie seinen ältesten Sohn, Johann, als seinen Nachfolger anerkennen wollten. Auch wurde in der That nicht allein Johann als künftiger König aller drei Reiche anerkannt, sondern man sprach dabei auch zugleich aus, daß, wenn er sterben sollte, seine Brüder ihm dem Alter nach folgen sollten. Dadurch ward gewissermaßen der Anfang gemacht, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln oder wenigstens, wie es in Deutschland der Fall war, der Königswahl den Charakter einer bloßen Form zu verleihen.

Als 1460 Christian's Oheim, Adolf VIII. von Schleswig und Holstein, starb, mußte Christian, um dessen Länder erben zu können, auch in Schleswig und Holstein ein Wahlrecht anerkennen und sich Bedingungen gefallen lassen, in denen er ebenso, wie es in Dänemark geschehen war, die Schwachen und Armen, also die Mehrzahl des Volkes, den Reichen und Mächtigen aufopferte. Jene Erbschaft war überdies noch mit einem besonderen Nachtheile für Christian verbunden. Um nämlich die anderen Prätendenten an seines Oheims Besitzungen mit Geld abfinden und zugleich sein Ansehen durch Miethvölker aufrecht erhalten zu können, mußte er auf jede Art Geld zu erpressen suchen. Dadurch erbitterte er die Einwohner seiner verschiedenen Reiche, besonders die Schweden. Die Letzteren riefen deshalb den vertriebenen Karl Knutson zurück. Dieser ward jedoch durch Christian zweimal nach einander wieder vom Throne verdrängt. Im Jahre 1467 wurde er von den Schweden zum dritten Male zurückgerufen; er starb aber schon drei Jahre nachher, nachdem bereits die Familie Sture an der Spitze der Bewohner des Thal-Landes Dalekarlien sowohl ihm als dem Könige von Dänemark den Thron streitig gemacht hatte. Die Schweden erwählten nach Karl's Tode einen aus dieser Familie, Sten Sture den Älteren, welchem Karl selbst in seinem Testament die Regierung überlassen hatte, zum Reichsverweser (1471). Gegen diesen zog sogleich König Christian zu Felde. Er erschien mit einer Flotte und einem Heere vor Stockholm, und auf dem nahe bei dieser Stadt gelegenen Brunkeberg, einer Anhöhe, welche jetzt der Stadt einverleibt ist, kam es im Oktober 1471 zu einer Schlacht. Die Dänen wurden in derselben ge-

schlagen, und König Christian sah sich in Folge der erlittenen Niederlage genöthigt, nach Dänemark zurückzukehren. Da er den besten Theil des jetzigen Schweden, die südlichen Provinzen desselben, in seinem Besitze behielt, so kämpfte er um das eigentliche Schweden nicht weiter. Er schloß vielmehr im Juni 1472 zu Kalmar mit Sten Sture eine Übereinkunft, vermöge deren zwar der Letztere die Regierung von Schweden behielt, dem dänischen Könige aber nicht nur das Recht, Titel und Wappen eines schwedischen Königs zu führen, zuerkannt, sondern auch ihm und seinen Nachkommen stillschweigend vorbehalten wurde, daß sie ihre Ansprüche an den schwedischen Thron seiner Zeit wieder geltend machen könnten.

Im Jahre 1481 starb Christian I., und sein Sohn Johann folgte ihm in Dänemark als Herrscher nach. Auch die Schweden, welche eine ganz aristokratische Regierung eingerichtet und derselben dadurch, daß Sten Sture als Reichsverweser an der Spitze stand, ein monarchisches Ansehen gegeben hatten, erkannten 1483 durch Erneuerung der Kalmarischen Union die Oberhoheit des dänischen Königs an. Der Reichsverweser erregte bald große Unzufriedenheit. Man nahm es ihm sehr übel, daß durch seine Schuld der Besitzer der Insel Gothland sich 1487 genöthigt sah, dieselbe dem König Johann zu überlassen. Er führte außerdem von 1493 an einen Krieg mit den Russen, welcher vielen Schweden das Leben kostete. Die Zahl seiner Gegner nahm immer mehr zu, und unter ihnen war der rüstige Swante Sture der bedeutendste. Dieser gehörte nicht, wie es seines Namens wegen scheinen könnte, dem Hause Sten Sture's an; er stammte vielmehr aus altem königlichem Geschlechte, während Sten Sture's Familie ursprünglich von schleswigischer Abkunft war. Zuletzt gerieth Sten Sture, welcher an der Spitze der Bauern oder des demokratischen Theiles der Nation stand, mit der Aristokratie oder dem Reichsrathe in einen offenen Kampf. Dies wurde von König Johann benutzt, um sich des Reichsverwesers zu entledigen und die unmittelbare Herrschaft wieder zu erlangen. Nach einem kurzen vorgeblichen Kampfe um die Hauptstadt Stockholm schloß Sten Sture 1497 mit Johann einen Vertrag, in welchem er die Herrschaft dem Könige überließ und dagegen ganz Finnland, Norbotten und Aland, Südermannland, Swartsjö, die Färings-Insel und das Gut Götala in Westgothland erhielt.

Ein unglücklicher Krieg, welchen nachher König Johann und sein Bruder Friedrich als Beherrscher von Schleswig und Holstein führten, änderte bald wieder die Lage der Dinge in Schweden. Johann hatte, als sein Bruder Friedrich volljährig geworden war, seine deutschen Besitzungen mit diesem theilen müssen. Er selbst hatte Flensburg, Sonderburg, Norburg, Rendsburg, Haseldorf, Hanrove, Apenrade, Segeberg und die Insel Femern, sein Bruder aber Gottorp, Tundern, Hadersleben, Tyle, Stemburg, Trittow, Oldenburg, Plön und Kiel erhalten. Später ward diese Theilung zu Friedrich's Vortheil wieder geändert. Zum Holsteinischen rechnete man auch das Marschland der Dithmarschen, welches zum Erzbisthum Bremen gehört hatte, aber von den holsteinischen Grafen in Anspruch genommen wurde (s. Th. VII. S. 399 f. und Th. VIII. S. 66 f.). Wie alle Friesen hatten auch die Dithmarschen, zum Unterschied von den übrigen deutschen Stämmen, eine demokratische Regierung, und sie bildeten in ihrem durch das Meer, die Elbe und viele Gräben geschützten kleinen Lande eine Bauern-Republik, welche der holsteinischen Ritterschaft und den hanseatischen Kaufleuten in gleichem Grade furchtbar war. Den Letzteren erwiesen sie sich dadurch verderblich, daß sie den Seeraub als Gewerbe trieben und in ihren kleinen Schiffen den Stürmen trotzten; der holsteinischen Ritterschaft aber waren sie überlegen, weil sie gleich den Schweizern zu Fuße kämpften, während die schwergerüsteten Ritter mit ihren Rossen auf einem Marschboden, der von unzähligen Gräben durchschnitten war und keine festen Wege hatte, sich nicht von der Stelle bewegen und ihre Waffen nicht gut gebrauchen konnten. Im Jahre 1474 überließ der Kaiser, welcher damals Holstein zum Herzogthum erhob, das Land der Dithmarschen den Grafen von Holstein, indem er bei der Aufzählung der einzelnen Bestandtheile Holstein's auch Dithmarschen nannte. Die Dithmarschen aber behaupteten damals, daß sie vermöge ihrer Urkunden Unterthanen der Bremischen Bischöfe wären. Doch gehorchten sie aus Klugheit zuweilen scheinbar den holsteinischen Grafen, obgleich sie sonst eine dem benachbarten Adel höchst verhaßte demokratische Republik bildeten. Die holsteinische Ritterschaft versuchte mehrere Male das Bauernvolk zu demüthigen, erlitt aber jedes Mal furchtbaren Verlust. Dies war namentlich im Jahre 1322 der Fall gewesen, als die Grafen Gerhard V. von Holstein und

Johann von Stormarn gegen die Dithmarschen zu Felde gezogen waren und im Kampfe mit ihnen fast ihr ganzes Heer verloren hatten (s. Th. VIII. S. 66 f.). Nicht besser war es dem Enkel des Ersteren, Gerhard VI., Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, ergangen; dieser hatte, als er die Republikaner ganz vernichtet zu haben glaubte, 1404 bei Ham eine furchtbare Niederlage erlitten. Seit dieser Zeit hatten die Dithmarschen weder an den Kaiser, noch an die Grafen von Holstein, noch auch an die Erzbischöfe von Bremen Abgaben entrichtet, und ihre Republik ward von fünf Vögten und achtundvierzig Richtern regiert, welche keinen Herrn über sich erkannten. Kaiser Friedrich III. hatte zwar dem König Christian I. von Dänemark ein Diplom ertheilt, in welchem diesem das Land der Dithmarschen geschenkt wurde; die Republikaner behaupteten aber, der Kaiser habe kein Recht, ihre mit den Waffen behauptete Freiheit zu verschenken. Weder Christian noch sein Sohn Johann konnten jenes kaiserliche Diplom geltend machen. Die Dithmarschen wurden vielmehr noch trotziger. Als daher Johann in Schweden freie Hand erhalten hatte, rüstete er 1500 in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Herzog Friedrich, gegen die Dithmarschen ein aus Rittern und Miethstruppen bestehendes dänisch-deutsches Heer aus, bei welchem sich nicht nur die sogenannte große Garde des Königs, sondern auch Männer aus allen Geschlechtern der holsteinischen Ritterschaft befanden, und das Hamelmann in seiner oldenburgischen Chronik wahrscheinlich übertrieben auf dreißigtausend Mann angibt.

Alle Chroniken reden von dem Übermuthe, den die Herren in diesem Heere zeigten, von dem festen Vertrauen derselben, das Bauernvolk zu vernichten, und von dem prahlenden Aufzuge, mit welchem sie ins Feld zogen. Das ganze Land, welches erobert werden sollte, enthielt nur zwei größere Örter, die man Städte nannte, Meldorp und Hemmingstedt. Von diesen ward Meldorp im Februar 1500 besetzt und zerstört, die Einwohner aber ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht grausam niedergehauen, um die Republikaner zu schrecken. Von dort drang dann das feindliche Heer gegen Hemmingstedt vor. Der König bestand darauf, daß der Zug ohne Aufenthalt nach diesem Orte hin fortgesetzt werde, obgleich nicht nur das Wetter schlecht, das Land überschwemmt und die Wege ganz unfahrbar waren, sondern auch die Dithmarschen

Schanzen errichtet und dieselben gut mit Geschütz versehen hatten. Bei Hemmingstedt erlitten daher Johann's Truppen eine ganz unerhörte Niederlage. Nicht weniger als fünfundsechszig Ritter aus den ersten holsteinischen und dänischen Familien, unter ihnen die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg und Delmenhorst, blieben im Kampfe, und nach der Erzählung der Chroniken wären sogar, was uns unglaublich scheint, vom ganzen Heere nur vierhundert Mann davon gekommen. Gewiß ist, daß die Dithmarschen nach der Schlacht unermeßliche Beute machten. Die erlittene Niederlage nöthigte den König Johann, den Ditmarschen einen Frieden zu gewähren. Der darüber abgeschlossene Vertrag enthielt aber die Bedingung, daß den holsteinischen Herren ihre Rechte vorbehalten bleiben sollten, und dies ward, wie wir später sehen werden, sechszig Jahre nachher von König Friedrich II. benutzt, um endlich jene vorgeblichen Rechte durch Mord und Raub mit besserem Erfolge geltend zu machen, als König Johann es vermocht hatte.

Der große Verlust, den die Dänen durch die Dithmarschen erlitten hatten, gab der nationalen Partei in Schweden, welche keinen dänischen König dulden wollte, Gelegenheit ihr Haupt wieder zu erheben. Swante Sture hatte die Dreistigkeit, für sich allein dem Könige den Krieg zu erklären, weil, wie er in seinem Fehdebriefe sich ausdrückt, „er keine Belohnung dafür bekommen, daß er Seine Gnaden wider Willen des gemeinen Volks zum Reiche verholfen.“ Man ernannte im Juli 1501 zu Wadstena wieder einen Reichsverweser, und zwar in der Person Sten Sture's, welcher bis 1497 dieses Amt bekleidet hatte. Dann wurde die Stadt Stockholm, in welcher Johann's Gemahlin zurückgeblieben war, belagert, und als Stockholm seine Thore geöffnet und die Königin sich in das Schloß zurückgezogen hatte, hielt man sie dort noch acht Monate lang eingeschlossen. Johann eilte zu ihrer Rettung mit einer Flotte herbei; allein drei Tage vor seiner Ankunft hatte seine Gemahlin sich bereits den Schweden ergeben müssen. Sie wurde erst nach anderthalb Jahren wieder freigegeben. Sten Sture geleitete sie damals selbst an die Grenze. Er starb auf der Rückreise (13. December 1503) in Jönköping, und die mit der dänischen Herrschaft Unzufriedenen erwählten im Januar 1504, nachdem sie das Schloß von Stockholm in ihre Gewalt gebracht hatten, einen neuen Reichsverweser gegen den König. Der Gewählte war Swante Sture. Dieser

führte die Verwaltung auf demokratische und patriarchalische Weise, und lebte mit Bürgern und Bauern wie mit seines Gleichen. Als er 1512 starb, wählten seine Anhänger seinen Sohn, Sten Sture den Jüngeren, zum Reichsverweser.

Unterdessen hatte König Johann nicht nur durch den dänischen und norwegischen Reichsrath die schwedischen Reichsräthe ihrer Ehre und Güter verlustig erklären, sondern auch 1505 alle Güter der Schweden, welche in Dänemark oder Norwegen lagen, einziehen lassen, ohne daß die Schweden deshalb von ihrer Rebellion abgestanden hätten. Er hatte sich darauf an Kaiser Maximilian I. gewendet, welcher romantisch genug dachte, um in einem furchtbaren Decret die Schweden, welche nie vom Kaiser Notiz genommen hatten, mit der Reichsacht zu belegen und namentlich jeden Handelsverkehr mit ihnen zu verbieten. Der kaiserliche Urtheilsspruch war und blieb wirkungslos; denn selbst Lübeck, damals neben Gent, Brügge und Antwerpen die größte Seemacht des Nordens, hütete sich, dem mit furchtbaren Drohungen begleiteten Verbote des Kaisers Folge zu leisten. Erst als die Schotten und Franzosen sich der Sache annahmen, gingen die Lübecker darauf ein, die Verabredung, die sie in Segeberg mit den Dänen wegen des schwedischen Handels getroffen hatten, in Nyköping auf Falster zu bestätigen (1506). Sie waren jedoch nachher nicht im Stande, die Erfüllung dieses Vertrages bei ihren einzelnen Handelsleuten durchzusetzen, und geriethen darüber mit den Dänen in Krieg. Während dieses Krieges wurde zwischen den Lübeckern und den Schweden ein Bund geschlossen, und Beide verheerten dann die dänischen Küsten und Inseln. Erst im Jahre 1512 sahen sich die Lübecker und die anderen wendischen Städte, deren Bundeshaupt Lübeck war, zur Aussöhnung mit Dänemark genöthigt. Sie erkannten nämlich damals, daß während des von ihnen geführten Seeräuberkrieges Hamburg, welches damals eine freie, aber holsteinische Stadt war, emporgekommen sei, und daß sie, wenn jener Krieg noch länger fortdauere, zu Grunde gehen würden. Sie schickten daher ihre beiden Bürgermeister an König Johann, und schlossen Frieden mit ihm. So standen die Dinge, als im Februar 1513, ein Jahr nach der Ernennung Sten Sture's des Jüngeren zum Reichsverweser, König Johann starb.

b) Skandinavien zur Zeit Christian's II.

Johann's Nachfolger war sein Sohn Christian II., welcher bereits durch manche tapfere Waffenthat sich ausgezeichnet und in Johann's Auftrage Norwegen verwaltet hatte. Dieser König ist in unseren Tagen von den Sophisten, welche nicht nur einen Philipp II., die Inquisition und alle grausamen Verfolgungen, die durch Könige verhängt wurden, sondern auch Robespierre und den älteren und jüngeren Bonaparte in allen Stücken zu rechtfertigen verstehen, glänzend gepriesen, von seinen Zeitgenossen dagegen als ein Nero geschildert worden. Wir finden es dem Plane eines Werkes, das nur flüchtig den Zusammenhang und die Hauptbegebenheiten der neueren Geschichte darstellen soll, nicht angemessen, daß wir auf eine Untersuchung über die streitigen Punkte in der Geschichte eines Königs eingehen, welcher allerdings hart und unmenschlich grausam war, dabei aber ein Opfer seines Kampfes für sein vom Vater ererbtes demokratisches Princip wurde. Wir wollen daher nur die Thatsachen kurz anführen und überlassen es, wie immer, dem denkenden Leser, sich ein Urtheil über den Charakter dieses Königs zu bilden.

Christian's Erziehung und sein Jugendunterricht zeigen uns, wie patriarchalisch, aber auch wie roh zugleich die Sitten der ersten Klassen in den skandinavischen Reichen noch zu jener Zeit waren. Seine Jugendgeschichte klingt fast wie ein Mährchen. Der Vater übertrug die erste Unterweisung seines Sohnes einem Kanonikus Heinz, und that ihn, damit er diesem näher sei, bei dem Bürger Hans Buchbinder in Wohnung und Kost. Der Kanonikus hatte sein Amt in der Kirche zu versehen, und der Prinz trieb sich daher meistens unter den Gassenbuben umher, bis Heinz ihn mit in die Kirche nahm, wo er ihn dann unter den anderen Knaben den Katechismus auswendig lernen und Chor singen ließ. Dies war aber doch dem Könige zu arg. Er ließ daher einen Meister Konrad aus Pommern kommen, welcher dann den Prinzen im Lateinischen unterrichtete. Viel scheint Christian von diesem Manne nicht gelernt zu haben, wenn wir anders nach einigen lateinischen Zeilen, die sich von ihm erhalten haben, urtheilen dürfen. Später, als Christian im königlichen Schlosse wohnte, trieb er sich Nachts in der Stadt umher, und trank und

lärmte überall, wohin man ihn einlud, in Wirthshäusern und bei Bürgern. So oft sein Vater etwas davon erfuhr, züchtigte er ihn eigenhändig auf die grausamste Weise mit der Peitsche. Schon im zwanzigsten Lebensjahre (1502) ward der rohe Knabe von dem Vater nach Norwegen geschickt, um eine Empörung, welche daselbst ausgebrochen war, zu dämpfen und zu bestrafen. Christian vollzog diesen Auftrag ganz nach den grausamen Gesetzen jener Zeit und in der rohen und brutalen Weise, welche er in seinem Umgange mit ganz gemeinen Leuten angenommen hatte. Er überfiel die unter ihrem Führer Herluf Hydbefad vereinigten Aufrührer, bestrafte Alle, welche an der Empörung Theil genommen hatten, mit unerhörter Härte, und verfuhr während der acht Jahre, die er damals in Norwegen zubrachte, auf eine solche Weise gegen den Adel, daß der Ritterstand, der sich auch dort eingenistet hatte, später ganz verschwand. Während seines Aufenthaltes in Norwegen trieb er sich, wie vorher zu Kopenhagen, in den Wirthshäusern umher, und machte 1507 zu Bergen die Bekanntschaft einer Amsterdamer Höckerin Siegbritte, welche in diesem Mittelpunkte des nordischen und hanseatischen Handels ein Wirthshaus eingerichtet hatte. Er verliebte sich in die Tochter derselben, welche das Täubchen (Düveke) genannt wurde, lebte nachher mit dieser und ward von ihr und von ihrer schlauen Mutter bald völlig beherrscht. Es scheint nicht, als wenn eine von beiden Personen den Prinzen zu schlechten Handlungen angeleitet hätte; sie brachten ihm aber die demokratischen Grundsätze bei, durch welche damals die Niederlande blühten, und nahmen ihn gegen den Druck ein, den in Dänemark der Adel und die Geistlichkeit über die Bürger und besonders über die Bauern verhängten, welche in Jütland und auf den Inseln leibeigen waren. Übrigens hielt Christian seinen Umgang mit der Düveke vor seinem Vater geheim, obgleich er für sie und ihre Mutter in seiner Residenz Opslo (dem nachherigen Christiania) ein steinernes Haus hatte erbauen lassen. Es ist nicht einmal gewiß, ob Christian, als er 1510 nach Kopenhagen zurückgerufen wurde, die beiden Frauen sogleich mit dahin nahm. Bei seinem Regierungsantritte (1513) finden wir sie dort bei ihm. Die Tochter starb 1517; die Mutter behielt aber auch nach dem Tode derselben ihren Einfluß auf Christian.

Die Dänen waren über den Einfluß der königlichen Geliebten

und ihrer Mutter doppelt unzufrieden, weil beide Frauen den König in seinen demokratischen Ideeen bestärkten, während die großen Herren die Oligarchie ihrer Adels-Kaste immer mehr zu befestigen suchten. Das Letztere geht schon daraus hervor, daß Christian nach dem Tode seines Vaters durch einen Artikel der Wahl-Capitulation oder, wie man dieselbe nannte, des Recesses die Gerichtsbarkeit der großen Herren, welche den Adel bildeten, in den ihnen gehörenden Städten, Flecken und Dörfern zum Nachtheile der königlichen Gerichtsbarkeit erweitern und Leben und Habe der Bauern in die Hand des Adels geben, oder mit anderen Worten diese vollends leibeigen machen mußte. Einer der Artikel nämlich, welche Christian vor seiner Krönung in Dänemark unterschreiben mußte, lautete: „Der König gewähre dem Adel Macht über Hand und Hals seiner Bauern und in Civilsachen das Gericht bis zu vierzig Mark; wenn er dies nicht erfülle, solle die Ritterschaft an ihren Eid nicht gebunden sein." Dieser Umstand allein würde hinreichend sein, um zu erklären, warum Christian, welcher sowohl von Natur als durch Erziehung roh und gewaltsam war, auch ohne Siegbrittens Rath den Privilegirten sich hart und grausam beweisen mußte; denn er konnte ja jetzt sein Volk nicht anders schützen, als indem er gegen den Adel militärisch und dictatorisch verfuhr. Dies that er denn auch, schon ehe er die unerhörten Grausamkeiten in Schweden verüben ließ, welche, weil er dabei zugleich der Reformation feindlich war, seinen Namen in ganz Europa verhaßt machten.

Die Schweden hatten zwar zu Christian's Krönung Gesandte geschickt und die besten Versprechungen gemacht; allein da der neue Reichsverweser, Sten Sture, Feinde im Lande hatte, und da Christian von Anfang an entschlossen war, gegen die Schweden dasjenige auszuführen, was sein Vater unausgeführt gelassen hatte, so dauerten die Unruhen im schwedischen Reiche fort. Christian übereilte sich nicht, die Schweden mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Er knüpfte vielmehr in den ersten sieben Jahren seiner Regierung allerlei Verbindungen an, um ohne Gefahr den Rachezug gegen die schon von seinem Vater abgefallenen Schweden unternehmen zu können. Er vermählte sich noch zur Zeit der Düveke, welche dann nebst ihrer Mutter einige Jahre zurückgezogen leben mußte, mit der spanischen Prinzessin Isabella oder Elisabeth, einer

Schwester Karl's V., welche ihm das für jene Zeit und besonders für den Norden unerhörte Heirathsgut von dreimalhunderttausend Dukaten mitbrachte. Nachher schloß er noch mit anderen Monarchen, sogar mit dem Czar von Rußland, Bund und Freundschaft. Diese monarchischen Verbindungen, besonders aber der Einfluß der Siegbritte und die anti-aristokratischen niederländischen Rathschläge, welche dieselbe in politischer und staatsökonomischer Hinsicht ihm ertheilte, brachten den Adel und die Bürgerschaft um so mehr gegen ihn auf, da Christian der verschlagenen Frau einen steinernen Palast (die meisten Häuser im Norden waren damals von Holz) hatte erbauen lassen, in welchem die Berathungen über Staatsangelegenheiten gehalten wurden. Außerdem behandelte Siegbritte die stolzen Herren mit großer Insolenz. Auch der König selbst übte, schon von seinem schwedischen Kriegszuge, bei ganz unbedeutenden Anlässen an Reichsräthen und angesehenen Herren der Ritterschaft Gewalt und rohe Grausamkeit, obgleich man eingestehen muß, daß Vieles von dem, was die Schweden und die dänischen Schriftsteller aus der Regierungszeit seines Nachfolgers über ihn berichten, übertrieben sein mag. Da es in jener Zeit weder ein Finanz- noch ein Zoll-System gab und von den Ständen jede nöthige Auflage sehr erschwert wurde, so war der König geradezu genöthigt, zu gewaltsamen Bedrückungen seine Zuflucht zu nehmen und den Adel sowie die Geistlichkeit zu plündern; denn er durfte diese beiden Stände nicht für die Staatsbedürfnisse regelmäßig besteuern, und die von dem Adel verwalteten Domänen dienten nicht, wie das Gesetz es verlangte, zur Unterhaltung der Festungen, der Flotte und des Heeres, sondern zur Vermehrung des Glanzes der großen Familien.

In Bezug auf die Schweden verfuhr Christian ganz systematisch. Er verband sich, um sie zu unterwerfen, schon im Jahre seiner Thronbesteigung (1513) mit den wendischen Städten d. h. mit dem nördöstlichen Theile der Hanseaten, dessen Versammlungsort und leitendes Haupt die Stadt Lübeck war. Lübeck verpflichtete sich, ihm zur Eroberung von Schweden behülflich zu sein oder doch die Schweden zu zwingen, daß sie, einem bei seiner Erwählung gegebenen Versprechen gemäß, ihm jährlich dreizehnhundert Stockholmische Mark bezahlten. Dagegen verbürgte Christian nicht blos allen Städten des Bundes ihre hergebrachten Rechte und die Freiheit ihrer Schifffahrt,

sondern er versprach auch, sie nicht mit neuen Zöllen zu beschweren. Dies bezogen die Lübecker auch auf das schwedische Reich, mit welchem doch Christian im Kriege war, und es entstand daraus später ein Streit zwischen Christian und dem furchtbaren Bunde der Städte, von denen immer Lübeck vorzugsweise genannt wird, wenn von Skandinavien die Rede ist. Die Verbindung mit Lübeck nützte daher auch dem König Christian in dem Kriege, den er mit den Schweden führte und von Zeit zu Zeit durch einen Waffenstillstand unterbrach, ebensowenig, als seine nahe Verwandtschaft mit dem in Deutschland und Spanien herrschenden Habsburgischen Hause und die Verträge, die er mit Rußland, Frankreich, England und Schottland schloß. Eine bessere Stütze fand er an einem unruhigen schwedischen Geistlichen. Dies war der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, ein Familienfeind der Sture, welcher schon längst mit den Dänen in Verbindung getreten war und sich von dem Reichsverweser Sten Sture sogar dadurch nicht hatte gewinnen lassen, daß derselbe ihm durch seine Verwendung das Erzbisthum verschafft hatte. Gustav Trolle hatte zuletzt einen offenen Krieg mit Sten Sture begonnen, in welchem er durch Christian's Flotte unterstützt wurde; der Reichsverweser hatte ihn aber gefangen genommen, auf dem Reichstage zu Arboga des Erzbisthums verlustig erklären lassen und sein festes Schloß Stäket geschleift (1517). Im folgenden Jahre erschien Christian mit Flotte und Heer bei Stockholm, und lieferte dem Reichsverweser in der Nähe der Kirche von Brännkirka eine Schlacht, in welcher er jedoch geschlagen wurde (22. Juli 1518). Nach der Schlacht benahm er sich auf eine so treulose und ungerechte Weise, daß man in ihm eher einen Seeräuber als einen König erblickt. Er verlangte nämlich eine persönliche Zusammenkunft mit dem Reichsverweser, und ließ sich von diesem als Sicherheit dafür, daß er wieder zu seinen Schiffen zurückkehren dürfe, den jungen Grafen Gustav Erichson Wasa, welcher in der Schlacht das schwedische Haupt-Panier getragen hatte, nebst vier anderen edeln Schweden übergeben, brach aber dann die Unterhaltung plötzlich ab, eilte in sein Schiff und nahm alle fünf Geißeln als Gefangene mit nach Dänemark.

Unterdessen hatte der Erzbischof in Rom Klage gegen Sten Sture erhoben und es dahin gebracht, daß der Pabst ein geistliches Gericht in Dänemark niedersetzte, welches dann den Reichsver-

weser nebst seinen Anhängern in den Bann that und das ganze Reich mit dem Interdict belegte. Dieser geistliche Urtheilsspruch machte in Schweden nicht den geringsten Eindruck; er diente vielmehr nur dazu, daß der dort mit Freuden begrüßten Kirchen-Reformation Luther's der Weg gebahnt wurde. König Christian ließ sich aber die Vollziehung desselben übertragen, was ihm den Vortheil gewährte, daß er jetzt von Geistlichen und Weltlichen Geld erheben und alle Kämpfer wie zu einem Kreuzzuge aufbieten konnte. Er rüstete während des ganzen Jahres 1519 ein zahlreiches Heer, in welches Abenteurer und Söldnerführer aus ganz Europa aufgenommen wurden. Im Anfange des Jahres 1520 rückte dasselbe unter der Führung Otto Krumpe's in Schweden ein, wo dann der Befehlshaber den päbstlichen Bannfluch überall an den Kirchen anschlagen ließ. Sten Sture zog mit dem schwedischen Heere den Dänen nach Westgothland entgegen, und in der Nähe von Bogesund ward auf dem Eise des Seees Asunden ein erstes Treffen geliefert. Dieses hatte, da Sten Sture gleich anfangs verwundet wurde, für die Schweden einen unglücklichen Ausgang. Hierauf zeigte ein verrätherischer schwedischer Edelmann den Dänen einen Weg, auf welchem sie Sten Sture's Verhaue umgehen und Upland erreichen konnten. Als Sten Sture dies erfuhr, eilte er, ohne seiner Wunde zu achten, zur Vertheidigung von Stockholm; er starb aber in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälar-Seees (3. Februar 1520). Seine Wittwe vertheidigte nachher Stockholm noch neun Monate lang, bis ein Vertrag zwischen Christian und den Schweden abgeschlossen worden war.

Die Letzteren hielten nämlich, nachdem sie noch in einem zweiten Gefechte, welches in der Nähe von Upsala geliefert wurde, unterlegen waren, einen Herrentag in Upsala, und hier kam man mit Otto Krumpe über einen Vertrag überein, nach welchem Christian unter den Bedingungen der Kalmarischen Union als König gekrönt werden, seinerseits aber Vergessenheit alles Geschehenen gewähren sollte. Dies versprach Christian, welcher hierauf zu Schiffe nach Schweden kam und sich dort sehr freundlich und versöhnlich stellte. Jetzt ließ Sten Sture's Wittwe, durch die schwedischen Herren bewogen, den König in Stockholm ein. Hier wurde dann Christian gekrönt. Dies war jedoch kaum geschehen, als er ungeachtet seines kurz vorher gegebenen feierlichen Ver-

sprechens, nicht blos König, sondern, wie er sich ausdrückte, auch Vater der Schweden zu sein, an den ihm vertrauenden Einwohnern von Stockholm seine Rachsucht auf unerhört grausame Weise befriedigte, was in jener Zeit heftigeren Unwillen erregte und größere Bewegungen veranlaßte, als ähnliche Staatsstreiche in unseren Tagen. Das Mittel, dies mit einem Schein Rechtens thun zu können, gab ihm der Magister Dietrich Slaghek, ein Freund der Siegbritte an, welcher von Christian's Gegnern ein Barbier genannt wird, weil er vorher die Wundarznei-Kunst getrieben hatte.

Nachdem nämlich Christian bei seiner Krönung und bei den Festlichkeiten, welche auf dieselbe folgten, nur Freundlichkeit und Milde gezeigt hatte, wurden am dritten Tage die Thore zum Schlosse gesperrt, und der Erzbischof Gustav Trolle trug dem Könige eine Beschwerde über das Unrecht und die Gewalt vor, die ihm und dem Erzbisthum Upsala durch den Reichsverweser angethan worden wären, indem er zugleich Genugthuung dafür verlangte. Er selbst wollte zwar die Bestrafung der Mitschuldigen des verstorbenen Reichsverwesers dem Pabste vorbehalten wissen; allein der König bestand darauf, daß die Sache schon am folgenden Tage (den 8. November 1520) abgethan werde, und ließ alle in Stockholm anwesenden Bischöfe und Geistlichen, welche die vom Reichstage verfügte Absetzung des Erzbischofs mit unterschrieben hatten, sogleich einkerkern. Am anderen Morgen ward zuerst erklärt, daß sich dem römischen Stuhle zu widersetzen Ketzerei sei. Dann wurde in der Stadt ausgerufen, kein Einwohner dürfe, bevor ein gewisses Zeichen gegeben sei, sich außerhalb seines Hauses sehen lassen. Nachher wurden, ohne vorhergegangenen Urtheilsspruch, zwei Bischöfe, zwölf weltliche Herren, größtentheils Reichsräthe, sowie der Bürgermeister, die Stadträthe und viele Bürger von Stockholm auf dem Marktplatze enthauptet. Hierauf kam die Reihe an Andere. Handwerker wurden von ihrer Arbeit weggeschleppt und hingerichtet. Keinem der Unglücklichen gestattete man die priesterliche Tröstung, die doch damals auch dem ärgsten Verbrecher nicht versagt zu werden pflegte. Ein Zeitgenosse, Olaus Magnus, sah nicht weniger als vierundneunzig Menschen vor seinen Augen enthaupten. Andere wurden gehängt, nachdem man sie zum Theil vorher grausam gemartert hatte. Auch wurden die Häuser geplündert und all der Unfug geübt, welchen mit Sturm

eroberte Städte zu erleiden pflegen. Das Morden ward auch am dritten und vierten Tage noch fortgesetzt, nachdem man vorher, um die Leute sicher zu machen, im Namen des Königs Frieden und Sicherheit öffentlich verkündigt hatte. Nach Finnland erging ein Schreiben, daß man dort auf ähnliche Weise verfahren solle; und als der König aus Stockholm in die damals stets zu Dänemark gerechneten südlichen Provinzen Schweden's reiste, wurden an jedem Orte, durch welchen er kam, Galgen errichtet. Die Geschichtschreiber haben uns ein langes Namens-Register aller der angesehenen Personen hinterlassen, welche Christian damals hängen oder köpfen ließ. Die Zahl der bis zum 1. Januar 1521 Hingerichteten wird auf sechshundert angegeben.

Zur Entschuldigung der verübten Grausamkeiten führt ein dänischer Geschichtschreiber denselben Grund an, mit welchem man neuerdings ähnliche Scenen in Ungarn, Italien und Frankreich entschuldigt hat. Es wäre, sagte er, mit der Aristokratie nicht fertig zu werden gewesen; jede Nachsicht würde neue Unruhen veranlaßt haben; wenn man einmal anfange, müsse man auch consequent sein und das Übel mit der Wurzel ausrotten. Dies zu thun war in der That Christian's Absicht. Er wollte eine absolute Monarchie gründen und verfuhr dabei wie ein Dictator. In Dänemark beschränkte er deshalb die Gerichtsbarkeit des Adels, errichtete königliche Gerichtshöfe und führte neue Zölle ein. Das Meiste, was Slaghek und Siegbritte ihm angaben, gereichte dem Bürger- und Bauernstande zum Vortheile; die Bürger nahmen es ihm aber sehr übel, daß er den Sundzoll an Siegbritte überließ, und daß er den Magister Slaghek zum Bischof von Skara und nachher sogar zum Erzbischof von Lund machte. Die Vertheidigung seines Charakters wagen wir nicht zu führen. Er wollte Alles mit Gewalt und mit grausamen Strafen durchsetzen, und gerieth darüber sogar mit seiner Gemahlin so sehr in Zwietracht, daß er eine ihrer Kammerfrauen hinrichten ließ, und daß sein Schwager Karl V. ihm wegen seines Betragens einen Brief voller Vorwürfe schrieb. Die Folge seines gewaltsamen Verfahrens war, daß gleich im folgenden Jahre heftige Bewegungen in allen drei Reichen entstanden, und daß Dänemark die allgemeine Empörung der schwedischen Nation benutzte, um ebenfalls von Christian abzufallen.

An der Spitze des Aufstandes der Schweden stand ein junger, durch seine Abstammung, seine Verbindungen, seine Talente und

seine Tapferkeit ausgezeichneter Mann, Gustav Erichson, welcher später nebst seinem ganzen Geschlechte den Beinamen Wasa erhielt, obgleich selbst der neueste und beste Geschichtschreiber Schweden's, Geijer, nicht anzugeben wagt, woher dieser Beinamen komme. Gustav Wasa hatte früher an des jüngeren Sten Sture Siegen großen Antheil gehabt. Er hatte, wie wir wissen (s. S. 367), in der siegreichen Schlacht bei Brännkirka das Haupt-Panier getragen, und war unmittelbar darauf vom König Christian treuloser Weise mit nach Dänemark genommen worden. Dort war er einem jütländischen Edelmanne, Erich Baner, zur Bewachung übergeben worden, und zwar unter Androhung einer Strafe von sechstausend Mark, welche dieser bezahlen müsse, wenn Gustav entfliehe. Gustav wurde auf Baner's Schloß Kallö in Jütland ein Jahr lang gefangen gehalten, entfloh aber dann nach Lübeck. Hier blieb er vom Herbst des Jahres 1519 an bis zum Mai 1520. Die Lübecker, welche nach der Art der Handelsstädte es mit niemand verderben wollten, stellten sich anfangs, als wenn sie geneigt wären, ihn auszuliefern; zuletzt schickten sie ihn aber doch in einem gemietheten Schiffe nach Schweden, wo er in der Nähe von Kalmar ans Land gesetzt wurde. Dies geschah zu derselben Zeit, als im letzten Kriege Sten Sture's mit Christian das Glück sich von den Schweden abwendete, und nach des Ersteren Tode Stockholm von den Dänen belagert wurde. Gustav fand daher, als er seine Landsleute aufforderte, sich gegen die Dänen zu einem verzweifelten Kampfe zu erheben, nirgends Gehör, bis er nach Dalekarlien kam, wo die Liebe zur Freiheit am größten und der Haß gegen die Dänen am bittersten war. In Bezug auf seine Reise von der Küste bis nach Dalekarlien sind die schwedischen Geschichtsbücher reich an Anekdoten über die Beschwerlichkeiten und Gefahren, welche Gustav auf derselben erduldete, sowie über die Liebe seiner Landsleute, die er erfahren habe, während er in der Kleidung eines gemeinen Bauers umhergeirrt sei und als Bauernknecht gedient habe. Wir übergehen die Geschichte seiner Gefahren und Abenteuer und erwähnen nur, daß er sogar in Dalekarlien erst dann, als das Gerücht vom Stockholmer Blutbade sich bis in die entfernteren Berge und Thäler verbreitet hatte, Anhänger genug fand, um die Dänen und die Deutschen, welche Christian gemiethet hatte, angreifen zu können. Wenn man übrigens die Geschichte des

Kampfes liest, welchen Gustav an der Spitze einer nur mit langen Spießen, mit Streitkolben, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffneten, ungeübten Menge gegen die mit Feuergewehren versehenen kriegsgewöhnten Truppen Christian's begann, und wenn man sieht, wie er es verstand, aus ganz rohen Bauern, Berg- und Hüttenleuten in kurzer Zeit ein Heer zu bilden: so kann man nicht umhin, gleich den Schweden den Nationalhelden derselben als einen Halbgott zu bewundern. Viel trug freilich zum glücklichen Ausgange seiner Unternehmungen der Umstand bei, daß Christian seit 1521 auch gegen die Dänen härter und grausamer ward, daß er kein stehendes Heer hatte, und daß er, um die von ihm angeworbenen Abenteurer bezahlen zu können, überall Bedrückungen ausüben mußte.

Gustav war von einer glänzenden, aus allen Gegenden zusammenberufenen Volksversammlung in Mora zum Anführer und Vorsteher ernannt worden, und führte deshalb, wie Rühs behauptet, den Titel eines Reichsvorstehers, noch ehe er auf seinem ersten eigentlichen Reichstage dazu erwählt worden war. Seine Fortschritte waren bald so groß und so rasch, daß er nach einem Siege, welchen seine Unterbefehlshaber Peter Swensson und Peter Ugla bei Brunnbäck an der Dalelbe über die regelmäßigen Truppen der Dänen erfochten, ein Heer von fünftausend Mann einrichten konnte, das er mit dem Gelde der königlichen Gefälle bezahlte. Eine kleine Anzahl Reiter und einige hundert Mann zu Fuß waren ihm schon vorher vom Volke als Garde gegeben worden. Gustav's Hauptfeind war damals der Erzbischof Gustav Trolle, und seine Lage war besonders dadurch schwierig, daß alle Schlösser in der Gewalt der Dänen waren, und daß diese mehrere der vornehmsten schwedischen Damen, unter ihnen auch die Mutter und zwei Schwestern Gustav's als Geißeln mit sich aus dem Lande geführt hatten.

Schon im Juni 1521 wagte Gustav, Stockholm enge einzuschließen; die Belagerung dieser Stadt dauerte aber zwei volle Jahre, weil seine Leute zu Belagerungen nicht zu gebrauchen waren, und weil er nicht immer eine hinreichende Anzahl derselben beisammen hatte, um die Stadt stets auf gleiche Weise enge eingeschlossen zu halten. Es gelang ihm indessen schon in dieser Zeit, seine Oberherrschaft gesetzlich zu begründen, während Christian durch Heftigkeit und Unbesonnenheit auch in Däne-

mark die geistlichen und weltlichen Herren kränkte und zugleich die mächtige Hanse sich zur Feindin machte. Gustav berief nämlich einen Herrentag nach Wadstena, auf demselben erschienen mehr als siebenzig Edelleute, welche sämmtlich unmittelbar aus Christian's Diensten zu ihm übertraten, und diese boten ihm am 24. August 1521 die Königswürde an. Da jedoch Gustav, welcher ebenso verständig als tapfer war, die Annahme derselben vorerst für unvorsichtig hielt, so ernannte die Versammlung ihn zum Reichsverweser und schwor ihm als solchem Gehorsam und Treue.

Der dänische König war nicht im Stande, Stockholm zu entsetzen, und vergebens hatte Gustav Trolle sich im Juli nach Dänemark begeben, um demselben die bittersten Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihn ohne Hülfe lasse. Die Dänen wurden hierauf aus Westgothland und Smaland, sowie zum Theil auch aus Finnland vertrieben, und mußten die meisten Schlösser, die sie besetzt hatten, verlassen. Christian selbst trieb noch vor Ende des Jahres 1521 drei schwedische Herren, welche bisher seine Sache tapfer verfochten hatten, zum Abfalle, und erklärte sogar den Erzbischof Gustav Trolle für einen Feind des Reiches.

Er vermehrte außerdem noch durch andere Dinge die Schwierigkeiten seiner Lage. Er gerieth aus verschiedenen Gründen, besonders aber wegen eines Diploms über Holstein, das er von Kaiser Karl V. erhalten hatte, in Zwietracht und Feindschaft mit seinem Oheim, dem Herzog Friedrich von Holstein. Er beleidigte ferner durch ein Gebot, welches er gegen die deutschen Handelsstädte erließ, nicht nur diese, sondern zugleich auch die Bauern und den übermächtigen Adel Dänemark's. Er gab nämlich, wahrscheinlich auf Anrathen der Siegbritte und in der Meinung, dadurch dem dänischen Bürgerstande aufzuhelfen, die Verordnung, daß niemand seine Bodenerzeugnisse unmittelbar an fremde Handelsleute verkaufen dürfe, und daß alle Landes-Producte nach Kopenhagen gebracht und dort an dänische Kaufleute verkauft werden müßten. Zugleich erließ er ein sehr verständiges und gerechtes Gesetz gegen die Art, wie das Strandrecht bisher von den adeligen Herren auf ihren Gütern ausgeübt worden war, und erbitterte dadurch ebenfalls die Großen. Er verbot ferner den Edelleuten, die Leibeigenen ihrer Güter wie Sklaven zu verkaufen, und untersagte den Geist-

lichen den Ankauf von Gütern, wenn sie nicht etwa gleich ihren Vorfahren heirathen wollten. Alle diese zu Gunsten der Bürger und Bauern erlassenen Gesetze waren freilich sehr weise und vortrefflich; allein sie erbitterten den Adel und die Geistlichkeit gegen den König, und Christian selbst erlaubte sich seinerseits eine grausige Willkür. Er hatte z. B. seinen Dietrich Slaghek vielfach geehrt und ihm namentlich auf eine tyrannische Weise zum Erzbisthum Lund verholfen; als er aber 1522 merkte, daß das Stockholmer Blutbad ihn zum Abscheu der Welt gemacht habe, mußte derselbe Mann für die Grausamkeiten in Stockholm büßen, welche der König vorher gebilligt oder gar befohlen hatte. Christian ließ ihn als den Urheber der Stockholmer Gräuelthaten verurtheilen und nach einer grausamen Behandlung lebendig verbrennen. Andere Dänen wurden auf dieselbe Weise willkürlich bestraft.

Christian's ganzes Verfahren und seine letzten Verordnungen erregten auf allen Seiten Haß gegen ihn, und zwar zu einer Zeit, wo er schon nicht mehr daran denken konnte, die Herrschaft in Schweden zu behaupten, weil von den beiden Hauptorten dieses Reiches Kalmar bereits gefallen und Stockholm enge eingeschlossen war. Die Städte Lübeck, Danzig, Wismar und Rostock, denen Christian durch jene Verordnungen den unmittelbaren Handel mit Dänemark abgeschnitten hatte, und welche außerdem über seine hohen Zölle erbittert waren, fingen zwar keinen offenen Krieg mit ihm an, aber sie erklärten sich für Gustav Wasa, beraubten die dänischen Küsten und Schiffe, besetzten Bornholm und plünderten Helsingör. Sie schlossen überdies einen Bund mit Christian's Oheim, dem Herzog Friedrich von Holstein, welcher bereits auch mit den unzufriedenen dänischen Großen sich insgeheim verbunden hatte. Von allen Seiten bedrängt, mußte Christian endlich einen Landtag halten, oder mit anderen Worten bei den gegen ihn verschworenen Großen Hülfe suchen. Er berief diese nach Kallundborg; da man aber wußte, daß er von den Bauern des Adels und von der Geistlichkeit Geld erheben wolle, so folgte keiner seinem Rufe. Als er dann auf den Anfang des Jahres 1523 einen anderen Reichstag nach Aarhuus in Jütland ausschrieb, erschienen die Herren wieder nicht, indem sie vorgaben, er bringe einige von den gegen Schweden gerüsteten Truppen und sogar Schergen und Henker mit. Sie versammelten sich statt dessen in Wiborg, und hier beschlossen sie

dann, dem König Christian den Gehorsam aufzukündigen und seinen Oheim Friedrich an seine Stelle zu setzen. Nach allen Umständen zu urtheilen, war die ganze Sache schon längst mit Friedrich ausgemacht. Die Stände schickten an den König und an Friedrich einen Abgeordneten. Dieser ließ bei dem Ersteren, der ihn sehr freundlich aufnahm, den Absagebrief der Stände in seinem Handschuh versteckt zurück und begab sich, nachdem er auf solche Weise seinen Auftrag ausgerichtet hatte, zu Friedrich, um demselben im Namen der Stände die Königswürde anzubieten. Friedrich erklärte sich natürlich zur Annahme der Krone bereit, und die Stände ließen hierauf ein Gebot ergehen, daß alle Jütländer sich bewaffnet bei ihnen einfinden sollten.

Am 26. März 1523 wurde zwischen den dänischen Gutsherren (denn nur von diesen kann die Rede sein) und dem Herzog Friedrich ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, aus dessen Inhalt, wie aus dem Absagebrief an Christian, deutlich hervorgeht, daß es den Ersteren nicht um Recht und Gerechtigkeit zu thun war, sondern um Privilegien und um das ihnen von Christian entzogene Recht, grausam zu herrschen und das Volk zu unterdrücken. Unter den Vortheilen nämlich, welche der neue König, Friedrich I., den Herren zugestehen mußte, war vorzüglich die Aufhebung der Beschränkung ihrer Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf drei bis vier Mark und die Wiederherstellung derselben bis zu vierzig Mark. Ferner sollten ihnen die eingezogenen Pfandgüter unentgeltlich zurückgegeben werden. Der König wurde also ganz von den wenigen Herren abhängig gemacht, welche der Adel als seine Häupter anerkannte; denn da von jetzt an die Reichstage sehr selten wurden, so gab der Reichsrath Gesetze und führte die Regierung, dieser bestand aber aus dreiundzwanzig Mitgliedern, welche, wenn eines derselben gestorben war, dem Könige über die Ernennung eines neuen Vorschläge machten. Die Hauptsache war, daß bisher die Wahl der Könige, sobald Nachkommen des verstorbenen Herrschers vorhanden waren, nur eine bloße Form gewesen war, daß aber jetzt Dänemark ein wirkliches Wahlreich wurde, und daß der Adel, wie in Deutschland die Kurfürsten, jedem Neuerwählten in einer sogenannten Wahl-Capitulation neue Bedingungen vorschrieb, durch welche seine das Volk schirmende Macht beschränkt und dagegen die des Adels erweitert wurde. Auch in Norwegen mußte Friedrich,

um als König anerkannt zu werden, den Ständen ein unbedingtes Wahlrecht zugestehen. Da nunauch die Schweden dieses Recht für sich in Anspruch nahmen, so wurde die Trennung der drei Reiche vollendet. Friedrich hatte nämlich, nachdem er in zwei Reichen als König anerkannt worden war, die schwedischen Stände aufgefordert, der Kalmarischen Union gemäß dies auch ihrerseits zu thun; sie hatten ihm aber erwidert, daß sie beschlossen hätten, Gustav Erichson zu ihrem Könige zu machen. Diese Ernennung fand auch am 7. Juni 1523 zu Strengnäs Statt, und drei Wochen nachher ergab sich Stockholm dem neuen Könige von Schweden. Übrigens mußte wegen der Grenzen nothwendiger Weise zwischen beiden Reichen Streit entstehen, da Gustav nicht nur auf Schoonen und Halland Anspruch machte, sondern auch im Kriege mit Christian Bohuslehen erobert und Blekingen angegriffen hatte. Dieser Streit ward im folgenden Jahre, unter Vermittelung der wendischen Städte, wenigstens vorläufig beigelegt. Auf einer Versammlung nämlich, welche Gustav und Friedrich zu Malmö hielten, wurde am 1. September 1524 ausgemacht, daß Blekingen und Rodneby vorerst den Dänen zurückgegeben, Gothland aber demjenigen von beiden Herrschern, in dessen Besitze die Stadt und das Schloß Wisby an jenem Tage gewesen sei, zuerkannt werden solle.

In Dänemark machte König Christian gleich nach seiner Absetzung vergebens Anstrengungen, um sich im Besitze der Herrschaft zu behaupten. Er suchte mit dem Adel in Jütland zu unterhandeln; er bot demselben an, daß er sich einem Schiedsgerichte unterwerfen wolle; er suchte den Ausspruch von Bischöfen geltend zu machen. Alles dies half ihm ebenso wenig, als der Umstand, daß die Bauern von Seeland sich zu seinen Gunsten erklärten. Er wagte selbst in Kopenhagen, wohin er sich nach seiner Absetzung begeben hatte, nicht zu verweilen, und verließ Anfang April an Bord einer Flotte sein Reich, um bei auswärtigen Fürsten, besonders aber in den Niederlanden, Hülfe zu suchen. Auch hierbei fand er jedoch seines Charakters wegen große Schwierigkeiten, und als er endlich nach sieben Jahren in Norwegen landete, stürzte er sich, wie wir unten sehen werden, in noch größeres Unglück. Er lebte in einer Zeit, wo die Versuche, die entartete Geistlichkeit und ihre Lehren zu reformiren, überall politische Revolutionen hervorriefen, und da er mehrere Male seinen Glauben wechselte, so

konnten ihm weder die Anhänger der alten noch die der neuen Kirche trauen. Indessen würde ihn Kaiser Karl V. um seiner Kinder willen vielleicht doch mit Nachdruck unterstützt haben, wenn nicht Christian's Gemahlin, des Kaisers Schwester, schon im Januar 1525 zu Gent gestorben wäre. Auch würden wir, wenn Christian anstatt eines dänischen Edelmannes einen Bürgerlichen zum Hauptgeschichtschreiber oder Biographen gehabt hätte, wohl mehr Gutes von ihm wissen, als dies jetzt der Fall ist. Übrigens hatte er von Anfang an den Kopf verloren und verließ sein Reich, noch ehe er dazu gezwungen war. Dies geht aus der Geschichte des ersten Regierungs-Jahres seines Nachfolgers hervor.

Friedrich I. wurde zwar, sobald er nach Jütland gekommen war, zum König ausgerufen, und auch die Insel Fünen unterwarf sich ihm sogleich; allein in Seeland und Schoonen hatten seine Gegner das Übergewicht. Da indessen Christian gar nichts that, um sich zu behaupten, so sammelte Friedrich ein kleines Heer und unterwarf, nachdem dasselbe von den Lübeckern noch verstärkt und auf einer Flotte derselben nach Seeland hinüber gebracht worden war, diese Insel bis auf die Städte Kopenhagen und Kallundborg. Nachher ergab sich auch die letztere Stadt; die erstere aber wurde von der Land- und Seeseite enge eingeschlossen. Jetzt endlich zog Christian mit einem deutschen Heere, das er durch glänzende Versprechungen sich verschafft hatte, und bei welchem auch Kurfürst Joachim I. von Brandenburg war, gegen Holstein heran. Friedrich ließ auf die Nachricht davon sogleich ein Volksaufgebot verkündigen; noch ehe er aber mit demselben in Holstein eintraf, waren Christian's Truppen schon wieder auseinander gelaufen, weil es diesem an Geld fehlte. Die Fortsetzung der Belagerung von Kopenhagen hatte Friedrich seinem Sohn Christian und dem Johann von Ranzowe übertragen. Diese geriethen in große Verlegenheit, als einige Kriegsschiffe des abgesetzten Königs die ganze Flotte der Lübecker in die Flucht trieben und einen Vorrath von Proviant in die Stadt brachten. Die Besatzung und die Bürger von Kopenhagen vertheidigten sich hierauf noch bis in den December hinein, weil sie die feste Erwartung hegten, daß Christian Entsatz bringen werde; als dieser aber nicht erschien, ergaben sie sich. Auch Malmö capitulirte, und ganz Schoonen wurde dadurch genöthigt, dem neuen Könige zu huldigen. Übrigens zeigte damals Siegbritte eine größere

Ausdauer und Entschlossenheit, als König Christian; sie verfocht in Verbindung mit dem Bürgermeister Hans Mikkelson von Malmö die Sache des vertriebenen Königs so eifrig, daß Friedrich sie und Mikkelson allein von der Gnade ausschloß, welche allen Vertheidigern Malmö's gewährt wurde.

König Christian entsagte auch nachher nicht der Hoffnung, wenigstens Dänemark und Norwegen wieder zu erlangen; denn er hatte nicht nur in diesen beiden Reichen, in denen ihm viele Bürger, Bauern und Geistliche zugethan waren, geheime Verbindungen, sondern es nahmen sich auch viele deutsche Fürsten seiner an, um wenigstens eine Entschädigung für ihn zu erlangen, und er erhielt überdies Geld von niederländischen Handelsleuten, welche die Hanse verdrängen wollten. Um ihm auf irgend eine Weise zu helfen, veranstalteten seine Freunde dreimal Versammlungen und Berathungen mit dänischen Gesandten, einmal in Lübeck und zweimal in Hamburg; ihre Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Endlich faßte Christian, welcher beinahe jedes Jahr in Dänemark und Norwegen Briefe, Manifeste und heftige Protestationen verbreiten ließ, den Entschluß, sich mit Gewalt wieder in den Besitz der Herrschaft zu setzen. Zu diesem Zwecke erlaubte ihm Karl V. oder vielmehr die beiden Prinzessinnen, welche in dessen Namen nach einander die Niederlande verwalteten (s. Th. XII. S. 434), die Anwerbung eines Heeres in Holland. Christian brachte dort acht- bis zehntausend Abenteurer aller Länder zusammen. Diese waren, da Christian kein Geld hatte und Karl V. ihm keines gab, den Einwohnern sehr lästig, bis endlich 1531 die niederländischen Städte, besonders Amsterdam, Enkhuysen und Kampen, sich dazu verstanden, sie in eines der nordischen Reiche hinüber zu schaffen. Die Truppen wurden eingeschifft, um in Halland ans Land gesetzt zu werden; da jedoch der Wind ungünstig war, so erfolgte die Landung nicht dort, sondern in Norwegen. Das Glück schien damals Christian's Unternehmen begünstigen zu wollen, obgleich Friedrich und Gustav sich gegen den gemeinschaftlichen Feind mit einander verbunden und von den wendischen Städten die Zusendung einer Flotte erlangt hatten. Als nämlich diese Flotte anlangte, war die dänische, welche sie begleiten sollte, noch nicht ausgerüstet, und Christian konnte daher mit der seinigen ungehindert in den Hafen von Opslo (Christiania) einlaufen. Dies geschah am Ende des

Herbstes. Im Winter froren die Schiffe Christian's im Hafen von Opslo so ein, daß man ihnen, als endlich die dänische Flotte erschienen war, erst im späten Frühjahr beikommen konnte. Es erklärte sich daher ganz Norwegen für Christian, und nur die befestigten Plätze, wie das Schloß von Opslo und das von Aggerhuus, blieben den Winter hindurch in der Gewalt der Dänen. Der norwegische Reichsrath erließ damals einen Absagebrief an den dänischen Reichsrath, welcher später von den Dänen auf dieselbe Weise benutzt worden ist, um die Unabhängigkeit des norwegischen Reiches von dem ihrigen streitig zu machen, wie sie in unseren Tagen das, was in Holstein vorgefallen ist, benutzt haben, um dieses deutsche Land dänisch zu machen.

Sobald im Frühjahr das Meer wieder offen war, verließen die niederländischen Schiffe die Küste von Norwegen. Die Flotte der Dänen aber erschien, von dem erwählten Bischof von Odensee befehligt und mit der hanseatischen vereinigt, im Mai 1532 bei Opslo und setzte dort eine so große Zahl Truppen ans Land, daß Christian nicht für rathsam hielt, einen Kampf auf offenem Felde zu versuchen, sondern sich in Opslo einschloß. Er gerieth jetzt in die größte Verlegenheit; denn seine meisten Leute hatten ihn, weil er sie nicht bezahlen konnte, verlassen, und die dänischen Besatzungen von Aggerhuus und Opslo bedrängten ihn in Verbindung mit dem angekommenen Heere Friedrich's zu Lande, während die Lübeckische Flotte ihn zugleich von der See her enge einschloß. Er bot daher sogleich durch einen Brief, den er an den Befehlshaber der dänischen Schiffe schrieb, eine Unterhandlung an. Wahrscheinlich wußte er, daß Friedrich den Letzteren beauftragt hatte, einen Vergleich einzugehen. Der dänische Befehlshaber ließ sich zwar auf eine Unterhandlung ein, zog aber dieselbe bis zum Juni hin und benutzte diese Zeit, um die Norweger mit seinem Könige auszusöhnen. Dadurch ward Christian's Verlegenheit immer größer, und er hatte zuletzt keine andere Wahl mehr, als sein Schicksal in die Hände seines Oheims zu legen. Er verstand sich in einem am 11. Juni zu Aggerhuus abgeschlossenen Vertrage dazu, daß er seinen Ansprüchen auf die Königreiche entsage, zu seinem Oheim nach Kopenhagen reise und persönlich mit demselben über eine Entschädigung unterhandele. Dabei hatte er jedoch die Vorsicht, sich nicht unbedingt in Friedrich's Hände zu geben; denn er hielt sich in einem

Artikel jenes Vertrages das Recht aus, daß er mit zweihundert seiner Leute eingeschifft werde und sowohl auf der Überfahrt, als in Dänemark und an jedem Orte, wohin er auf der Reise komme, volle Sicherheit haben solle, wogegen er seinerseits sich verpflichtete, weder persönlich noch durch Andere einen Briefwechsel zu Friedrich's Nachtheil zu unterhalten.

Der unglückliche König, welcher nach dem, was wir von seinem Geisteszustande kurz vor und nach dem Stockholmer Blutbade, sowie von seinem Benehmen während seiner Verbannung wissen, oft seines Verstandes nicht ganz mächtig war, wurde damals auf eine ganz unwürdige Weise in eine Schlinge gelockt und dann von seinem Oheim grausam und ungerecht behandelt. Ob die Schuld der Verrätherei dem Bischof, welcher den Vertrag von Aggerhuus schloß, oder dem Könige zuzuschreiben sei, bleibt ungewiß. Der Letztere hatte allerdings die dem Bischof ertheilte Vollmacht, einen Vertrag zu schließen, später wieder zurückgenommen und zwei angesehene Männer geschickt, um dies dem Heere kund zu thun; diese hatten aber dem König Christian und dem Heere nichts davon gesagt, und der Bischof hatte so gehandelt, als wenn seine Vollmacht noch bestehe. Christian wurde also unstreitig in die Falle gelockt. Übrigens schrieb er, ehe er sich auf der dänischen Flotte einschiffte, einen langen Brief an seinen Oheim, dessen einleitende Worte sehr theologisch lauteten. Es heißt nämlich in diesem Briefe: „Wir kommen nunmehr zu Euch, lieber Herr und Bruder, als der verlorene Sohn, nicht allein als zu unserem werthen Oheim, sondern als zu unserem wiedergeborenen Bruder und Glied in Jesu Christo, und begehren von Euch Rath, Hülfe und Trost u. s. w. u. s. w."

König Friedrich, welcher bei Christian's Ankunft in große Verlegenheit gerieth, berief sogleich den Adel oder mit anderen Worten Christian's erbittertste Feinde zu einem Reichstage. Auf diesem rieth man ihm, den abgesetzten König ohne Rücksicht auf das ihm gewährte Geleit festzuhalten. Auch die Gesandten Gustav Wasa's und der Hanse forderten den König Friedrich auf, diese Gelegenheit so zu benutzen, daß dadurch künftigen Gefahren vorgebeugt werde. Einen Vorwand zum Wortbruche gab der Bischof von Odensee, welcher den Vertrag mit Christian geschlossen hatte, selbst an, indem er sagte, Christian habe eine Proclamation in das Ausland geschickt. Während der fünf Tage, während deren man in

Kopenhagen über die Sache berathschlagte, wurde Christian als Gefangener auf dem Schiffe festgehalten. Am sechsten führte man ihn unter dem Vorgeben, daß er nach Flensburg, wo der König sich befinde, gebracht werden solle, nach Sonderburg. Hier ward er in das Schloß gebracht und als Gefangener festgehalten. Seine dortige Gefangenschaft war sehr hart; denn man hatte alle Fenster des gewölbten Zimmers, in das er eingesperrt ward, bis auf eines, durch welches ihm das Essen gereicht wurde, zugemauert. Ein Zwerg, den man ihm zugesellte, bediente und belustigte ihn. Nach zwölf Jahren wurde seine Haft gemildert, und 1549 brachte man ihn nach Kallundborg, wo er zwar, weil Friedrich und sein Sohn durch einen in die Hände von vier adeligen Herren gegebenen Revers sich verpflichtet hatten, ihn nie frei zu lassen, in Gefangenschaft blieb, aber doch in jeder Beziehung seinem Stande gemäß behandelt ward. Dort starb er nach zehn Jahren. In Sonderburg pflegte man vordem den Fremden das Zimmer zu zeigen, welches zu seinem Kerker gedient hatte.

Während der unglücklichen Versuche Christian's, wieder in den Besitz der dänischen Krone zu gelangen, ward König Gustav von Schweden vorzugsweise durch die vielen Unruhen in Anspruch genommen, welche bei der schon so lange dauernden gänzlichen Zerrüttung des schwedischen Reiches unvermeidlich waren. Er dämpfte dieselben theils durch furchtbare Strenge, theils durch weise Mäßigung, durch ängstliche Beobachtung der Verfassung und durch Erlassung verständiger Gesetze, und begründete auf solche Weise gleich in den ersten zehn Jahren seiner Regierung einen neuen gesetzlichen Zustand in Schweden. Die Reformation der Kirche betrieb Gustav ebenso, wie sein Nachbar Friedrich, mit großer Behutsamkeit und Schonung. Beide Könige erleichterten sich die Kirchenverbesserung in ihren Reichen dadurch, daß sie die Hierarchie beibehielten, daß sie diese und den Cultus ganz nach alt-Lutherischer Weise einrichteten, daß sie ebenso, wie dies bei der Gründung der anglikanischen Kirche geschah, den weltlichen Großen alle Vortheile des Kirchenwesens überließen, und daß sie nicht einmal gleich den Anglikanern dem Calvinismus irgend einen Einfluß auf die Glaubenslehre gestatteten. Es war indessen nicht leicht, die alte Lehre ganz zu verdrängen, und auch noch nach dem Jahre 1527, in welchem das Lutherthum förmlich zur Staats-Religion des

schwedischen Reiches gemacht wurde, fand die Neuerung an vielen Orten heftige Gegner.

c) Skandinavien von Christian's II. Gefangennehmung an bis zum Tode Gustav Wasa's.

Die Unternehmung Christian's II. hatte eine innige Verbindung zwischen Schweden und Dänemark hervorgerufen, und Gustav Wasa hatte sogar das zu den dänischen Besitzungen jenseit des Sundes gehörende Bohuslehen aufgegeben. Die deutschen Städte hatten freilich beim Kampfe mit Christian das Beste gethan; sie machten aber auch dafür übertriebene Ansprüche an die Dankbarkeit der nordischen Könige. Sie forderten namentlich, daß die Niederländer von dem Ostsee-Handel ganz ausgeschlossen würden. Schon vorher hatte Lübeck die Rückzahlung von achtundzwanzigtausend Reichsthalern, es die für Gustav ausgegeben, mit solchem Nachdruck verlangt, daß dieser 1530, als er die Hülfe der Lübecker nicht entbehren konnte, seine Schweden auffordern mußte, in jedem Kirchensprengel des Reiches die zweitgrößte Glocke einschmelzen zu lassen. In Norwegen waren die privilegirten Handels- und Gewerbsleute der verbündeten deutschen und wendischen Städte weit mächtiger, als der dänische König. Das sogenannte hanseatische Comptoir in Bergen bildete einen Staat für sich, welcher nicht nach dänischen oder norwegischen, sondern nach hanseatischen Gesetzen regiert wurde. Alle Beamte, Handelsleute und Seefahrer eines ganzen Districtes standen unter der Gerichtsbarkeit dieses Comptoirs. Ja, die zahlreichste Handwerksklasse in Norwegen, die Lederarbeiter aller Arten und Gattungen, die in fünf Ämter vertheilt waren und unter dem Namen der Schuster-Gilde zusammengefaßt wurden, gaben sich als Deutsche unter den Schutz jenes Comptoirs, und genossen dann der hanseatischen Privilegien, indem sie fortan, ohne die Steuern der Bürger zu bezahlen, bürgerliche Gewerbe trieben und, ohne die Landes-Regierung zu fragen, auch Andere in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Christian II. hatte die Hanseaten durch Begünstigung der blühenden niederländischen Handlung und durch Siegbrittens Steuerwesen gekränkt. Sie hatten sich dafür furchtbar gerächt und 1532 die Dänen sogar zu einem Vertrage gezwungen, nach welchem die Niederländer ganz von der Ostsee ausgeschlossen werden sollten; dieser Vertrag war

aber nachher nicht bestätigt worden. Die Handelsstädte glaubten daher nicht genug belohnt zu sein. Sie suchten ein Übergewicht zu behaupten, das sich nicht mehr behaupten ließ, und wollten den Handel, welcher eine ganz andere Richtung genommen hatte, mit Gewalt in die alte Bahn zurückdrängen. Sie verloren dadurch ihr seitheriges Ansehen in Skandinavien gänzlich, und veranlaßten nach Friedrich's Tode einen Krieg in Dänemark, welcher der Stadt Lübeck verderblich ward.

Im Jahre 1533 starb Friedrich I. von Dänemark zu Gottorp, wo er sich gewöhnlich aufhielt. Unmittelbar nach seinem Tode wurde, da Dänemark anerkannter Maßen ein Wahlreich war, ein Reichstag versammelt, um einen neuen König zu ernennen. Auf diesem Reichstage erschienen auch Gesandte des holsteinischen und schleswigischen Adels, welcher ebenfalls das Recht seinen Herzog zu wählen in Anspruch nahm. Doch hielten die Letzteren auf einem in Kiel gehaltenen Landtage eine besondere Wahl, und es ward dort, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeiten, Friedrich's Sohn erster Ehe, Christian, gewählt. Dieser übernahm die Regierung von Schleswig und Holstein nicht blos in seinem Namen, sondern auch als Vormund seiner Brüder, welche aus zweiter Ehe und viel jünger als er waren, und mit denen er später theilte. In Dänemark wurde die Wahl ein ganzes Jahr lang hinausgeschoben, weil man, um die bestehende Oligarchie zu befestigen, gern einen der jüngeren Prinzen oder gar einen ganz fremden Fürsten zum Könige machen wollte. Während dieses Jahres lag die ganze Gewalt des Reiches in der Hand der Oligarchen, welche nachher auch den neuen König durch eine harte Capitulation zum Sklaven der Junker machten. Es ward nämlich die Regierung durch den Reichsrath geführt, dessen drei vornehmste Mitglieder die königlichen Geschäfte in der Weise versahen, daß der Reichs-Hofmeister', früher Drost genannt, als Reichsverweser, der Kanzler als Oberrichter, der Reichs-Marschall als Oberfeldherr waltete.

Diese Oligarchie war den Lübeckern nicht gewachsen, die sich damals durch zwei kühne Männer von Talent und Energie, Markus Mejer und Georg Wullenwever, zu dem doppelten Versuch hinreißen ließen, einen Lübeckischen Schützling auf den dänischen Thron zu bringen und zugleich den Handel und die Macht der Hanse, im Widerspruch mit den Forderungen der Zeit

und zum Nachtheile der Niederländer, mit Gewalt in der alten Richtung zu erhalten. Dieser zwiefache Versuch war mit einer Verfassungsveränderung verbunden, welche die genannten beiden Männer in der Stadt Lübeck durchsetzten. In Lübeck war das Statut Heinrich's des Löwen, des eigentlichen Gründers der Stadt, nach welchem die von der ganzen Bürgerschaft erwählten Mitglieder des Rathes nicht länger als zwei Jahre in demselben bleiben sollten, in Vergessenheit gerathen; die Rathsglieder wurden auf Lebenszeit erwählt, und neben ihnen bestand ein Collegium von hundertvierundsechszig Bürgern, aus welchem der Rath ergänzt ward. Diese Einrichtung wünschten Mejer und Wullenwever in eine reine Demokratie umzuwandeln, vermöge deren sie selbst die Dictatur ebenso erhalten mußten, wie dies in unseren Tagen hier und da einigen radikalen Volksführern gelungen ist. Beide Männer waren ursprünglich geringen Standes. Mejer war zuerst Schmiedmeister in Hamburg gewesen und dann Miethsoldat geworden. Er hatte als solcher im Solde des Herzogs von Holstein ein Fähnlein angeführt, und war nachher von den Lübeckern in Dienst genommen worden, um die Truppen anzuführen, welche diese dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe schickten. Nach seiner Rückkehr ward er Stadthauptmann von Lübeck, heirathete eine sehr reiche Wittwe und hatte, ohne im Rathe zu sitzen, großen Einfluß in der Stadt. Sein Freund Wullenwever war seine Creatur, weil er die Eigenschaften eines Wühlers, wie man es in unseren Tagen genannt hat, in ausgezeichnetem Grade besaß. Wullenwever war in Geschäften erfahren, der Rede mächtig und als Redner beliebt. Sein Freund brachte ihn zuerst unter die Hundertvierundsechszig und dann in den Rath, und schon drei Wochen darauf ward Wullenwever Bürgermeister.

Seine Ernennung zum Bürgermeister fand gerade in demselben Jahre Statt, in welchem Friedrich I. starb und die Dänen über die Wahl eines neuen Königs nicht einig werden konnten (1533). Die beiden Demagogen faßten daher die Hoffnung, daß sie bei dieser Gelegenheit Dänemark gewissermaßen zur Provinz von Lübeck würden machen können. Sie gesellten sich, um dies durchzusetzen, zwei Deutsche zu, welche in dänischen, zur Hanse gehörenden Städten denselben Einfluß hatten, wie sie in Lübeck, nämlich den Bürgermeister von Kopenhagen, Ambrosius Buchbinder,

und den Bürgermeister von Malmö, Georg Mynter. Der Letztere war in Westphalen geboren, und hatte in Verbindung mit einem Pflegesohne, welchen die Hamburger nachher als Seeräuber hinrichten ließen, Kaperei getrieben. Er war bei diesem Geschäfte reich geworden, ohne sich dadurch beschimpft zu haben; denn auch die Dithmarschen hielten es für ein ehrliches Gewerbe, wenn man sich zur See auf dieselbe Weise bereichere, wie die Beduinen in der Wüste thun. Mynter hatte sich durch Muth und Gewandtheit ausgezeichnet, und war vom König Friedrich, dem er wichtige Dienste geleistet hatte, mit einem Lehen und mit der Ritterwürde belohnt worden.

Sobald Wullenwever und Mejer in Lübeck den überwiegenden Einfluß erlangt hatten, trugen sie darauf an, daß man das oben erwähnte Statut Heinrich's des Löwen in Betreff der Rathsglieder wiederherstelle, und daß fortan die Beschlüsse der Regierung wieder wie früher in den Versammlungen der ganzen Bürgerschaft gefaßt würden. Die Annahme dieser Anträge bewirkten sie zum Theil dadurch, daß sie der Bürgerschaft bewiesen, die alte Religion werde nie ganz abgeschafft werden können, wenn nicht der gesammte Rath umgestaltet werde. Gleich darauf wurden beide Männer als Gesandte nach Dänemark geschickt, um sowohl auf die Königswahl einzuwirken, als auch die Unterstützung der Dänen bei den Feindseligkeiten nachzusuchen, welche Lübeck gegen die Niederländer bereits geübt hatte und noch ferner üben wollte. Sie erreichten jedoch weder den letzteren Zweck, noch gelang es ihnen, den Herzog Christian von Holstein, Friedrich's I. ältesten Sohn, dazu zu bewegen, daß er ihr Schützling werde und sich von ihnen unter lästigen Bedingungen zur Herrschaft in Dänemark verhelfen lasse. Sie kamen daher auf den Gedanken, dem dänischen Volke einen demokratischen König aufzudringen, indem sie den gefangenen Christian II. befreien und wieder auf den Thron setzen wollten. Diesen hätten auch die Bischöfe gern wieder als Herrscher gesehen, weil er damals der alten Lehre wieder günstig zu sein schien, für welche dieselben noch immer arbeiteten. Als die Wiedereinsetzung Christian's II. nicht durchzuführen war, sahen die beiden Demagogen sich nach einem anderen Werkzeug für ihren Plan um, und spannen in Verbindung mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und von Malmö, welche Beide in der dänischen Wahlver-

sammlung Sitz und Stimme hatten, eine weitaussehende Kabale an. Sie veranlaßten dadurch einen Krieg, welchen man den Grafen-Krieg nannte, weil die Bürgermeister von Lübeck, Kopenhagen und Malmö den Königen von Schweden und von Dänemark zwei Grafen, den von Hoya und den von Oldenburg, entgegensetzten.

Die kühnen Demagogen von Lübeck brachten es nicht blos dahin, daß Lübeck und die wendischen Städte überhaupt, um die Niederländer mit Gewalt aus der Ostsee zu verdrängen, eine Flotte ausrüsteten, deren Unternehmungen jedoch nicht gerade glücklich waren, sondern sie begannen auch einen Streit mit Gustav Wasa. Dieser König hatte, um der Hanseaten nicht mehr zu bedürfen, schon 1526 mit der Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Oestreich, einen Vertrag geschlossen, und war mit den Lübeckern wegen der Abrechnung in Zwist gerathen. Er hatte fast die ganze geliehene Summe in Terminen zurückgezahlt, weigerte sich aber den letzten Rest derselben zu berichtigen, weil er übervortheilt worden zu sein glaubte. Die Lübecker entschädigten sich hierauf dadurch, daß sie ihm gehörende Schiffe sammt der Fracht wegnahmen. Dies ward von Gustav als eine willkommene Gelegenheit benutzt, um sich des Druckes ihrer lästigen Handels-Privilegien zu entledigen. Er hob diese Privilegien auf und nahm alle Lübeckischen Schiffe, welche in schwedischen Häfen lagen, in Beschlag. Die Lübecker dagegen übten dadurch Vergeltung, daß sie sich der vielen unzufriedenen Herren in Gustav's Reiche annahmen. Gustav hatte nämlich durch die Strenge, mit der er eine eigentlich monarchische Gewalt in Schweden zu gründen suchte, einen Theil seines Volkes gegen sich erbittert. Selbst die Dalekarlier, die ihm früher gegen Christian II. so eifrig beigestanden hatten, gehörten zu den Unzufriedenen, und er hatte nicht nur dreimal gegen sie zu Felde ziehen müssen, sondern sich sogar auch genöthigt gesehen, den Mann, in dessen Scheune er einst als Bauernknecht gedroschen hatte, hinrichten zu lassen. Auch unter den Großen des Reiches gab es viele Misvergnügte. Zu diesen gehörte sogar Gustav's Schwager, Graf Johann von Hoya, der sich mit Gustav so sehr verfeindete, daß er mit Frau und Kindern nach Lübeck entfloh. Er wurde dort mit öffentlichen Freudenbezeugungen aufgenommen, es sammelten sich bald alle unzufriedenen Schweden, unter ihnen auch

Gustav Trolle, um ihn, und er bot endlich die Hand zu dem, was die beiden Lübecker Demagogen gegen Schweden im Schilde führten.

Zu derselben Zeit fand sich auch ein deutscher Graf, welcher den beiden Häuptern von Lübeck behülflich war, den Herzog Christian von Holstein, des Königs Friedrich I. Sohn, vom dänischen Throne auszuschließen. Dies war Graf Christoph von Oldenburg, ein jüngerer Enkel von Christian's I. Bruder Gerhard, welchem dieser Oldenburg abgetreten hatte. Er hatte sich im Kriege mit den Türken als guter Haudegen ausgezeichnet, war, obgleich er dem Protestantismus angehörte, Domherr zu Bremen und Köln, besaß nichts als die Güter eines einzigen Klosters, und wünschte eine weltliche Herrschaft zu erlangen. Mit ihm verbanden sich Wullenwever und Mejer ganz in der Stille zu dem Zwecke, die Erwählung des Herzogs Christian von Holstein zum König von Dänemark zu hintertreiben, statt seiner den abgesetzten König Christian II. wieder auf den dänischen Thron zu erheben und diesem dann den Grafen Christoph zur Seite zu geben. Der Letztere warb hierauf mit Lübeckischem Gelde ein Heer, und forderte den Herzog von Holstein durch ein Schreiben auf, den gefangen gehaltenen König Christian II. frei zu lassen. Doch schickte Christoph seinen Brief nicht eher ab, als bis alle Anstalten zum Kriege getroffen waren; dann aber drohte er dem Herzoge mit einem Angriffe, wenn derselbe seine Forderung nicht erfülle. Mit dem Plane der beiden Lübecker und des Grafen Christoph waren auch die Bürgermeister von Kopenhagen und Malmö, sowie die dänischen Bischöfe einverstanden, welche die Erwählung Christian's von Holstein zum Könige hinhielten, weil dieser eifrig Lutherisch war. Dagegen erschien dem Rathe von Lübeck, obgleich er unter Wullenwever's und Mejer's Einfluß gewählt worden war, die Sache zu kühn. Die beiden Demagogen mußten also, wenn sie durchdringen wollten, zu einem neuen Gewaltstreiche schreiten. Sie beriefen im April 1534 eine allgemeine Versammlung der Bürgerschaft, welche, wie gewöhnlich, in der Kirche gehalten wurde; und in dieser Versammlung wußte Wullenwever von der Kanzel herab die niedere Bürgerschaft frü seinen Plan zu gewinnen und so die Einwilligung zu einem neuen Gewaltstreiche zu erlangen, welcher darin bestand, daß ein Theil der Mitglieder des bestehenden Rathes verbannt, ein anderer Theil verhaftet wurde.

Jetzt konnte Wullenwever ungehindert seinen Plan durchführen. Er ließ alsbald den Grafen Christoph mit seinen Söldnern nach Lübeck kommen, indem er, um seine eigentlichen Absichten zu verdecken, vorgab, die Stadt wolle sich des Grafen zu dem Kriege bedienen, welcher schon längst zwischen ihr und dem Herzog Christian von Holstein ausgebrochen war. Am 19. Juni 1534 wurden Christoph's Truppen auf der Lübeckischen Flotte eingeschifft und nach Dänemark übergesetzt, wo die beiden befreundeten Bürgermeister von Kopenhagen und Malmö Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet hatten. Wullenwever führte die Flotte, Meier das Heer. Man rechnete bei dem Unternehmen gegen Dänemark auch auf den König Heinrich VIII. von England, welchen die beiden Lübecker Demagogen durch die Vorspiegelung, daß sie ihm das dänische Reich verschaffen oder doch den gefangenen Christian II. befreien und den römischen Glauben schützen würden, diplomatisch getäuscht hatten, der aber freilich bald erkannte, daß er betrogen sei. Christoph ward in Malmö und in Kopenhagen freundlich aufgenommen, ganz Schoonen und Seeland unterwarfen sich ihm als dem Stellvertreter des gefangenen Christian II., und er wollte eben nach Fünen übersetzen, als endlich die Adels-Oligarchie und die Bischöfe in Jütland ihren Widerstand gegen die Erwählung eines neuen Königs aufgaben, und zu gleicher Zeit Herzog Christian von Holstein mit einem Heere vor der wehrlos gelassenen Stadt Lübeck erschien. Am 1. Juli 1534 ward der Letztere als Christian III. in dem jütländischen Orte Rye zum König von Dänemark und Norwegen erwählt, ohne daß er den Anhängern der alten Lehre etwas Anderes versprechen mußte, als die bestehende Kirchenverfassung so lange aufrecht zu erhalten, bis in Übereinstimmung mit den Reichsräthen Weiteres darüber beschlossen werden könne. Dem neuen Könige schien freilich das Schicksal nicht gewogen zu sein; denn auch die Bauern von Jütland erklärten sich fast einstimmig für Christian II. und seinen Stellvertreter Christoph, und brachten dem Adel sogar eine bedeutende Niederlage bei. Allein es beruhte im Grunde doch Alles auf den Lübecker Demagogen und ihrer Partei, und jene Beiden benahmen sich nicht nur, als sie zur Vertheidigung der Stadt gegen die Holsteiner zurückgekehrt waren, sehr ungeschickt, sondern es gab auch in Lübeck selbst eine mächtige Gegen-Partei, zu welcher alle früheren Raths-

herren gehörten. Außerdem mischte sich jetzt auch der Schmalkaldische Bund ein, weil er fürchtete, die Grafen-Fehde möchte dem Lutherthum gefährlich werden. Die Fürsten und Städte dieses Bundes dachten dabei durchaus nicht an eine Schlichtung der dänischen und schwedischen Händel; sie wollten vielmehr nur in Lübeck selbst die Eintracht herstellen. Um dies zu Stande zu bringen, kamen die Herzöge von Mecklenburg und Lauenburg, sowie die Gesandten Philipp's des Großmüthigen und der Städte Hamburg, Lüneburg, Wismar, Stralsund und Rostock in Lübeck zusammen. Sie traten, um den Landfrieden im nördlichen Deutschland wiederherzustellen, alsbald mit Christian III. und den Lübeckern in Unterhandlung, und brachten am 18. November 1534 wirklich eine Übereinkunft zu Stande, vermöge deren die beiden Krieg führenden Theile sich verpflichteten, innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches Frieden zu halten und sich wegen des Schadensersatzes der Entscheidung der Vermittler zu fügen. In Lübeck selbst wurde zwar die Eintracht nicht dadurch hergestellt, daß man die alte Verfassung wieder einführte; wohl aber änderte man den Rath und das Bürger-Collegium, und Wullenwever mußte nicht nur das Bürgermeister-Amt niederlegen, sondern sogar auch auf einige Zeit die Stadt verlassen. Dessen ungeachtet behielten die beiden Wühler, von welchen der Eine, Mejer, gerade damals neue Hülfstruppen nach Seeland führte, ihren Einfluß, und Wullenwever wurde gleich darauf wieder zum Bürgermeister gewählt. Das Glück hatte aber jetzt die unternehmenden Männer verlassen, welche, was selbst einem Philipp II. nicht möglich war, den Handel mit Gewalt festhalten und ihm eine willkürliche Richtung geben wollten.

Bis zum Ende des Jahres 1534 waren Graf Christoph und die Partei der beiden Lübecker noch in ihren Unternehmungen glücklich, und Christoph hatte nicht blos alle dänischen Provinzen jenseit des Sundes, sondern auch Seeland, Laaland und Falster in seiner Gewalt; im ersten Monat des Jahrs 1535 aber wendete sich das Glück ganz auf die Seite ihrer Gegner. Gustav Wasa war damals, weil auch sein Reich bedroht ward, in die an Schweden grenzenden Provinzen Dänemark's eingerückt, hatte viele unzufriedene Dänen mit seinem Heere vereinigt, und lieferte im Januar 1535 bei Helsingborg dem Grafen Christoph und dem Markus Mejer ein entscheidendes Treffen, in welchem er siegte

und Mejer gefangen wurde. In Betreff des Letzteren konnten die Schweden und Dänen nicht einig darüber werden, wem derselbe als Gefangener eigentlich gehöre; er wurde daher bis zur ausgemachten Sache auf das Schloß von Wardbierg gebracht, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er, auch wenn er später den Schweden zufalle, doch am Leben erhalten werden solle. Er fand, da man ihn in Wardbierg frei umhergehen ließ, bald Gelegenheit, durch eine Anzahl Soldaten, welche er heimlich in die Burg zu bringen wußte, diese in seine Gewalt zu bekommen, wobei er noch dazu große Beute machte.

Graf Christoph gerieth nach seiner Niederlage bei Helsingborg sowohl in Schoonen als auf der Insel Seeland in große Verlegenheit. Dies bewog die vier Männer, deren Werkzeug er war, sich nach einem zweiten fürstlichen Führer umzusehen. Sie erkoren dazu den Herzog Albrecht VI. von Mecklenburg, welcher mehr Macht besaß, als Christoph. Wullenwever selbst führte den Herzog Albrecht auf Lübeckischen Schiffen nach Kopenhagen. Albrecht war jedoch nicht nur wie Christoph ein Abenteurer, sondern er brachte auch statt einer starken Kriegerschaar seine Jagdgeräthschaften, Hunde, Falken und Diener mit. Seine Herbeiziehung rief natürlich nicht nur von Anfang an eine Zwietracht zwischen ihm und Christoph, sondern auch zwischen dem Letzteren und den Lübeckern hervor, und dies setzte den König Christian III. in den Stand, sein Reich zu erobern. Schon im Juni 1535 wurden die Lübecker durch die königlichen Truppen in einer blutigen Schlacht besiegt, in welcher sie fünfzehnhundert Mann und ihr ganzes Geschütz verloren und auch Gustav Trolle, sowie die Grafen von Hoya und von Tecklenburg auf dem Schlachtfelde blieben. In Folge dieses Sieges ward Christian Herr der Inseln Assens und Fünen. Er setzte hierauf nach Seeland über, wo er Kopenhagen zu Wasser und zu Lande belagerte. Er war stark genug, nicht blos Christoph und Albrecht in Kopenhagen enge einzuschließen, sondern auch zu derselben Zeit Nyeköping auf Falster, Aaleholm, Kallundborg und Helsingör angreifen zu lassen und überdies noch ein Heer zur Belagerung der Stadt Malmö abschicken zu können. Dieses Heer befreite ihn zunächst von einem Urheber des Grafen-Krieges. Die dänischen Truppen richteten nämlich, sobald sie in Schoonen gelandet waren, ihren Angriff sogleich auf Wardbierg, welches Mejer

noch immer inne hatte, und dieser erkannte bald die Unmöglichkeit sich zu behaupten. Er erbot sich also unter der Bedingung, daß man ihm die Erhaltung seines Lebens zusichere, zur Übergabe. Diese Verpflichtung ward, in Abwesenheit des Oberanführers Melchior Ranzowe, von den Unterbefehlshabern des feindlichen Heeres eingegangen; Ranzowe glaubte sich aber nachher nicht an dieselbe gebunden. Er und Alle, die ihn umgaben, verlangten vielmehr ohne Rücksicht auf die Vorstellungen der Unterbefehlshaber, daß Mejer vor ein peinliches Gericht gestellt, oder mit anderen Worten, daß er gerichtlich gequält und enthauptet werde. Dies geschah denn auch, und zwar auf die grausamste Weise.

Wullenwever gerieth um dieselbe Zeit ebenfalls in die Hände seiner Feinde. Er wurde, als er einst von Lübeck in das Bremische reiste, um dort die Werbungen zu betreiben, auf Veranlassung des Bremer Dom-Kapitels verhaftet, weil er mit katholischen Geistlichen, die zum Bremer Stifte gehörten, übel umgegangen war. Das Dom-Kapitel lieferte ihn an Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig aus, welcher bekanntlich (s. Th. XII. S. 185 ff.) ein wüthender Feind Luther's und der zur Hanse gehörenden Städte Braunschweig und Goslar war. Dieser überließ ihn durch einen förmlichen Vertrag an König Christian III. Der Letztere schloß im Februar 1536 unter deutscher Vermittelung zu Hamburg ein Friedens-Bündniß mit Lübeck. Vermöge dieses Vertrages machten die Lübecker sich verbindlich, den Herzog Albrecht und den Grafen Christoph nicht weiter zu unterstützen, wogegen ihnen erlaubt ward, ihre Truppen vom dänischen Gebiete unverletzt zurückzuziehen. Auch Albrecht und Christoph sollten, wenn sie sich zur Übergabe von Kopenhagen und Malmö bewegen ließen, mit ihren Soldaten und Gütern abziehen dürfen. Endlich wurden den Lübeckern nicht nur ihre Privilegien erneut, sondern auch die Belehnung mit Bornholm auf fünfzig Jahre verlängert. Jetzt blieb nur noch übrig, daß man sich Wullenwever's entledige, über den auch der deutsche Kaiser sehr unwillig war, welcher auf der Wiederherstellung des alten Rathes und der alten Verfassung von Lübeck drohend bestand. Man machte dem Bürgermeister, der sich in Christian's Gewalt befand und dessen sich niemand annahm, den Proceß, verurtheilte ihn zum Tode und ließ ihn nach der

kannibalischen Sitte jener Zeit viertheilen und aufs Rad flechten *).

Im folgenden Jahre wurde auf einer glänzenden Bundesversammlung der Hanse, welcher Gesandte der Städte Danzig, Dortmund, Köln, Deventer, Zwoll und Kampen beiwohnten, der Beschluß durchgesetzt, daß der alte Rath von Lübeck wieder eintreten und die alte Verfassung wieder eingeführt werden sollte. Auch erhielten damals die Lübecker auf Christian's Verwendung ihre Privilegien in Schweden wieder. Albrecht und Christoph behaupteten sich freilich, auch nachdem sie von den Lübeckern aufgegeben worden waren, in Dänemark; als aber Mynter in Malmö capitulirt hatte und die Deutschen in Kopenhagen durch Hunger und Mangel zur Verzweiflung gebracht wurden, fügten sie sich nothgedrungen in die Umstände. Man gewährte ihnen eine Capitulation und freien Abzug; doch mußten sie sich, ehe sie entlassen wurden, einer beschimpfenden Demüthigung unterwerfen. Übrigens mußten die Hanse-Städte nicht lange nachher die Privilegien, die sie zum Nachtheile der Landes-Einwohner gebrauchten, wieder aufgeben, namentlich auch das sogenannte hanseatische Comptoir oder den Staat im Staate, den sie in Norwegen gebildet hatten (s. S. 382).

Nach dem Grafen-Kriege reformirten endlich Christian III. von Dänemark und Gustav Wasa von Schweden die Kirche in ihren Reichen. Sie thaten dies auf eine allerdings gewaltsame Weise, weil die katholische Geistlichkeit und das an Ceremonien gewöhnte Volk ihnen am heftigsten widerstanden hatte. Beide Könige vernichteten die weltliche Macht des Klerus, vermehrten aber dadurch freilich auch die Übermacht des Adels, welcher nachher in Dänemark bei jedem Regierungs-Wechsel den Königen durch Wahl-Capitulationen die Hände fester band. Christian ließ 1536 an einem und demselben Tage alle dänischen Bischöfe verhaften, und schritt hierauf zur gewaltsamen Einziehung der geistlichen Güter. Gustav war anfangs sogar Willens, statt der Episkopal-Verfassung die Presbyterial-Verfassung einzuführen.

---

*) Da Cragius (historia Christiani regis pag. 116) im Irrthum ist, so hat Mallet in seiner dänischen Geschichte fälschlich berichtet, Wullenwever sei auf Verlangen der Lübecker in Braunschweig hingerichtet worden. Willebrandt's Chronik erwähnt den Ort der Hinrichtung nicht ausdrücklich. Auch in Holberg's dänischer Geschichte ist ein Irrthum.

Christian ging aus dem gefährlichen Kampfe, den er an der Spitze des holsteinischen und dänischen Adels gegen die Bürger und Bauern, gegen die römische Hierarchie seines Reiches und namentlich gegen den mächtigen deutschen Städtebund unternommen hatte, siegreich hervor. Nur mit Gustav Wasa von Schweden blieb er vorerst noch in Streit, theils wegen der Insel Gothland, in deren Besitze Dänemark sich behauptete, theils wegen der drei Kronen im dänischen Wappen, welche einen Anspruch des dänischen Königs auf ganz Skandinavien andeuteten. Übrigens mußte Christian, während Schweden 1540 mit Einwilligung der Stände aus einem Wahlreiche ein Erbreich ward, durch die Theilung seiner deutschen Lande seine Macht schwächen. Er mußte nach dem Gebrauche der deutschen Fürsten, welche damals noch ihre Länder gleich einem Privateigenthum unter ihre Kinder zu theilen pflegten, seinen beiden Brüdern **Johann** und **Adolf**, die bisher unter seiner Vormundschaft gestanden hatten, gleichen Antheil an dem väterlichen Erbe geben. Der eine, Adolf, erhielt den Gottorpischen, der andere, Johann, den Hadersleben'schen Antheil, Christian selbst den Flensburgischen. Johann's Antheil fiel zwar nachher wieder den beiden anderen Brüdern zu; dagegen wurde aber mit Adolf 1564 ein neuer Vertrag über die Regierung und Verwaltung des königlichen und des herzoglichen Holstein geschlossen, welcher zu unsäglichen Übeln Anlaß gab. Übrigens sorgte Christian III., durch die Schwierigkeiten seiner eigenen Wahl gewarnt, bei Zeiten dafür, daß sein Sohn Friedrich zu seinem Nachfolger erwählt werde. Dies geschah 1542, und Friedrich folgte dann 1559 seinem Vater unter dem Namen **Friedrich** II. in der Regierung.

Gustav von Schweden erwarb sich während einer langen Regierung in jeder Beziehung große Verdienste um sein Reich. Er sorgte für den Handel und für die Hebung des Bergbaues durch die Herbeiziehung deutscher Bergleute, durch die Verbesserung der Künste und der Gewerbe, namentlich derer, welche die Bearbeitung der Metalle zum Gegenstande haben, sowie endlich durch strenge Polizei und durch die Aufrechthaltung der so lange gestört gewesenen Ordnung. Er beendigte auch den Streit mit Christian III. von Dänemark durch einen Vergleich. Die beiden Könige hielten nämlich 1541 eine persönliche Zusammenkunft zu Brömsebro in der Nähe von Kalmar, und schlossen daselbst einen Frieden auf fünfzig Jahre,

welcher beiden Theilen ihre Ansprüche vorbehielt, sonst aber Alles beim Alten ließ.

Das Schicksal war damals in Skandinavien wie in Deutschland dem Kern des Volkes, d. h. den arbeitenden und erwerbenden Klassen, höchst ungünstig. Nur in Norwegen mußte der Adel dem Bürgerstande weichen. Auch dieses Land hatte der dänische Reichsrath, welcher durch Christian's III. Reformation eine bedeutend größere Macht erlangt hatte, von sich abhängig machen wollen; er glaubte die Umstände dazu sehr günstig, weil die norwegischen Stände den abgesetzten König Christian II. aufgenommen und an den dänischen Reichsrath einen Absagebrief gesendet hatten. Allein die Norweger wußten, obwohl sie damals ihren eigenen Reichsrath verloren, diesen Plan zu vereiteln. Auch in Schweden behielten die Bauern das Recht, einen vierten Stand auf den Reichstagen zu bilden. Sonst aber wurden Bürger und Bauern unterdrückt. In Deutschland machte eines Theils der Bauernkrieg die Fürsten und Ritter zu unumschränkten Herren, und anderes Theils führte der Grafen-Krieg das Sinken des Bürgerstandes herbei, dessen Stütze die Hanse gewesen war. In Dänemark drückte Christian III. die Bauern gänzlich nieder; sein Nachfolger aber vernichtete auch noch die demokratische Republik der Dithmarschen, welche gleich den Schweizer Kantonen bis dahin der Ritterschaft ein Dorn im Auge gewesen war.

Wir haben schon bei der Darstellung des Versuches, welchen Christian's II. Vater, Johann, zur Unterjochung der Dithmarschen machte, das Verhältniß dieser Bauern-Republik zu Holstein, sowie die Einrichtung derselben und die Beschaffenheit des Marschlandes, welches die Dithmarschen bewohnten, angegeben (s. S. 359 ff.). Wir erinnern hier nur daran, daß diese Republik durch achtundvierzig Älteste regiert wurde, daß Heyde der Hauptort war, daß drei andere Örter, Hamm, Meldorp und Kleeborg, mit Gräben umgeben waren und durch die Moräste der Umgegend gesichert schienen, daß der Kaiser das Land der Dithmarschen für einen Theil von Holstein erklärt hatte, und daß dies von König Johann bei seiner Bekriegung der Dithmarschen als Vorwand gebraucht worden war. An dem Grafen-Kriege hatten die Dithmarschen als Verbündete der Städte Theil genommen, und sie waren als solche in den 1536 geschlossenen Frieden mit einbegriffen, folglich auch von

Christian III. gewissermaßen förmlich als unabhängig anerkannt worden. Im Jahre 1548 hatte aber der Kaiser, welcher gleich allen benachbarten Fürsten und gleich der holsteinischen Ritterschaft den Bauern übel wollte, das Land der Dithmarschen in einem dem König Christian III. ertheilten Lehensbriefe wieder für einen Bestandtheil von Holstein erklärt. Da nun die Republikaner versäumten, ihre alte Verbindung mit den Städten zu unterhalten, so kam Christian's Bruder, Herzog Adolf von Holstein-Gottorp, welcher als Anführer von Hülfstruppen dem Kaiser im Kriege gedient hatte, auf den Gedanken, die von diesem ausgesprochene Belehnung mit den Waffen geltend zu machen. Es gelang ihm aber nicht, den König Christian für seine Absicht zu gewinnen. Er gab jedoch sein Vorhaben nicht auf, und da der von Johann unternommene Krieg mit den Dithmarschen besonders wegen der Unbekanntschaft mit Land und Boden gescheitert war, so reiste er selbst verkleidet im ganzen Gebiete der Dithmarschen umher. Dann warb er unter dem Vorwande, daß er dem König Philipp II. ein Heer zuführen wolle, eine bedeutende Zahl von Miethstruppen, und bewog die ganze holsteinische Ritterschaft sich mit ihm zur Bekriegung der Dithmarschen zu verbinden. Auch sein Bruder, Johann von Hadersleben, und sein Neffe, Friedrich II. von Dänemark, welche anfangs von der Sache nichts hatten wissen wollen, schlossen sich zuletzt an ihn an.

Die genannten drei Herzöge von Holstein veranstalteten im Jahre 1559 einen Raub- und Rachezug gegen die Dithmarschen, dem sie zwar persönlich beiwohnten, dessen Leitung sie aber dem durch sein Feldherrn-Talent ausgezeichneten Ober-General Johann Ranzowe übertrugen. Sie brachten für diesen Zug ein Heer, welches zwanzigtausend Mann stark gewesen sein soll, zusammen, und griffen, ohne daß die Dithmarschen sie auf irgend eine Weise beleidigt oder irgend eine Streitigkeit mit ihnen gehabt hätten, das Land derselben an. Sie überraschten die Dithmarschen mitten im Frieden, und schickten ihnen erst ganz kurz vor der Erscheinung der feindlichen Truppen den Fehdebrief zu. Der Angriff der Herzöge fand im Monat Mai Statt, d. h. zu einer Zeit, in welcher die Moräste der Marsch eintrocknen, die Wege fest wie Stein werden und in den Gräben wenig Wasser übrig bleibt. Das kleine Land wurde daher in zwei Monaten vollständig erobert, obgleich die Einwohner,

Mann für Mann und Ort für Ort, mit solchem Heldenmuthe kämpften, daß von den achtundvierzig Aeltesten nur fünf und von der ganzen Bevölkerung nur viertausend am Leben blieben. Die Truppen der Feinde benahmen sich so, wie in jener Zeit die Heere sich zu benehmen pflegten: sie verwüsteten das Land auf unerhört grausame Weise mit Feuer und Schwert und plünderten alle Orte gänzlich aus. Die Unterworfenen wurden anfangs vieler Vorrechte beraubt und zur Bezahlung von sechsmalhunderttausend Gulden Kriegskosten verurtheilt; später aber milderte man das Verfahren gegen sie, indem ihre neuen Gebieter die Eintreibung jenes Geldes unterließen, ihnen alle Freiheiten der Friesen, Kremper und Wilster Marsch-Leute zusicherten, und ihnen das Recht gewährten, daß die Justiz auch fernerhin nach ihrem alten Landbuche verwaltet werde. Das Land selbst wurde unter die drei Herren vertheilt. Übrigens hat das Ansehen, welches der dänische König als Herzog von Holstein sich durch die Unterwerfung der Dithmarschen in Deutschland erwarb, einen großen Glanz auf seine und seines Nachfolgers Regierung geworfen, und erst im Laufe des dreißigjährigen Krieges zeigte es sich, daß der dänische Adel durch die Wahl-Capitulationen die Macht des Volkes wie die der Könige gebrochen habe.

Friedrich's II. Regierung war überhaupt eine sehr glänzende. Er verschwendete dabei viel Geld an weibliche und männliche Günstlinge, hatte aber auch an Peter Oxe einen Finanz-Minister, welcher die königlichen Einkünfte zu vermehren suchte und eine weise Sparsamkeit übte. Das Letztere ging damals, wo es noch keine stehenden Heere gab, besonders die Hofhaltung an. Friedrich war daher im Stande, mehr für Kunst und Wissenschaft zu thun, als viele andere Fürsten seiner Zeit. Dies beweisen die Summen, welche er auf die astronomischen Anstalten seines Günstlings Tycho de Brahe in Uranienburg und auf Alles, was damit zusammenhing, verwendete (s. Th. XII. S. 464). Der Glanz, den er in einer Zeit, wo nur wenige Fürsten glänzen konnten, über sein kleines Reich verbreitete, und der Anfang der Regierung seines Nachfolgers Christian IV. verschaffte diesem ein großes Ansehen, das aber im Laufe des dreißigjährigen Krieges dem Letzteren und seinem Reiche verderblich ward.

Schweden erhob sich unter Gustav Wasa zu einer großen Blüthe.

Gustav entzog sein Volk nicht nur der Herrschaft und dem Drucke der deutschen und wendischen Handelsstädte, sondern er steuerte auch der Anarchie, und machte durch seine Aufmerksamkeit auf Benutzung der Producte, auf den Bergbau und auf die Gewerbe das schwedische Reich unabhängig. Nach seinem Tode, welcher 1560 erfolgte, fiel Schweden freilich wieder in eine Art von Barbarei zurück. Übrigens geht aus den Bemerkungen, welche Geijer über die von Gustav in geistlichen wie in weltlichen Dingen ergriffenen monarchischen Maßregeln und über seine bald ultrademokratische, bald despotische Gesinnung macht, klar und deutlich hervor, daß es einer eisernen Hand bedurfte, um das kräftige schwedische Volk im Zügel zu halten. Gustav selbst klagte, daß er in dem durch einen Bauern Namens Dacke angestifteten Bürgerkrieg, welcher erst 1543 beendigt werden konnte, alle in sieben Jahren gemachten Ersparnisse zugesetzt habe. Diese Ersparnisse waren nicht gering; denn Gustav hatte mit allen seinen Verwandten Erbstreitigkeiten, nahm alles Silber und alle beweglichen Güter der Kirchen, Klöster und geistlichen Stiftungen für sich in Besitz, forschte sogar nach den Kupferkesseln und Zinnbechern der Klöster, ließ die Pfarreien oft lange unbesetzt und besoldete Vicare, trieb selbst Bergbau, Ackerbau und Handel, und hielt sich zuletzt lange Zeit auf seinen Höfen in Finnland auf, wo er selbst gleich einen Pachter wirthschaftete. Seine Vögte hielt er unter strenger, wir möchten sagen grausamer, Aufsicht. Daher sagt Geijer, den wir nicht blos als Quelle, sondern auch als Muster für jeden, der die Geschichte eines Volkes wahr, philosophisch und ohne modische Redensarten schreiben will, hier anführen, Folgendes von ihm: „Im Ganzen ward doch das Volk zuletzt der Meinung des Königs, und lange nach seinem Tode sprach man von der letzten Hälfte seiner Regierung als von der glücklichsten Zeit, deren man sich in Schweden erinnerte. Es lag nicht im Geiste dieser Tage, daß ein Herrscher durch eigenmächtiges Unterfangen unheilbar mit dem Volke zerfiel." Gustav hatte übrigens an den Russen, welche Finnland grausam heimsuchten und die Bewohner dieses Landes um den Preis von Hühnern verkauften, gefährliche Feinde, sowie an den Rittern in Liefland und Esthland und auch an den Polen sehr unzuverlässige Freunde. Er schloß jedoch im April 1557 mit dem Czaar Iwan Wasiljewitsch II. zu Moskau einen Waffenstillstand auf vierzig

Jahre. Er war also in Bezug auf sein Benehmen gegen die Russen viel klüger, als später sein Sohn Karl IX., der ihnen einen Herrscher aufdringen wollte, aber auch weniger glücklich, als sein Enkel Gustav Adolf, der sie von den finnischen und liefländischen Grenzen zurückdrängte.

d) Skandinavien von Gustav Wasa's Tod an bis auf Christian IV. und Gustav Adolf.

Gustav Wasa starb am 29. September 1560 mit Hinterlassung von vier Söhnen. Der älteste derselben, Erich XIV., folgte dem Vater als König nach. Den übrigen hatte Gustav besondere Gebiete als Herzogthümer zugetheilt: der zweite, Johann II., hatte Finnland, der dritte, Magnus, Ostergötland, der vierte, Karl IX., welcher noch ganz jung war, Südermanland erhalten. Diese drei Herzöge zerfielen gleich anfangs mit ihrem Bruder Erich, welcher zu gleicher Zeit mit ihnen, mit den Russen und mit den Dänen Krieg zu führen hatte. Erich selbst war nach dem, was wir von ihm wissen, offenbar schon vor seines Vaters Tode seines Verstandes nicht ganz mächtig; doch erfolgten die Anfälle von Wahnsinn, die er öfters hatte, anfangs nur nach sehr langen hellen Zwischenzeiten. Sonst besaß er, wie die Geschichtschreiber seiner Zeit rühmen und wie die von ihm erhaltenen Briefe und Aufsätze beweisen, viele Fähigkeiten und Kenntnisse und hatte nicht wenige Sprachen erlernt; zum Regieren war er aber nicht gemacht. Sein Bruder Magnus hatte dasselbe Übel wie er ererbt, ward und blieb aber nachher völlig wahnsinnig. Die beiden anderen Brüder, Johann und Karl, waren von Natur hart und grausam.

Erich war einer von den vielen Fürsten, die sich von der englischen Königin Elisabeth durch die Aussicht auf ihre Hand äffen und zu thörichten Ausgaben verleiten ließen. Er wendete viel Geld auf Gesandtschaften, die er seiner Heirathsangelegenheit wegen nach England schickte, und ließ viele Einkäufe für Elisabeth machen, obgleich diese gar nicht an ihn dachte. Übrigens erschien sein Bruder Johann, mit welchem er schon zu Lebzeiten seines Vaters in Todfeindschaft gerathen war, an der Spitze der glänzendsten von den Gesandtschaften, welche Erich nach England schickte.

Das erste Jahr von Erich's Regierung war rühmlich für ihn, da die Umstände ihm einen neuen Besitz am finnischen Meerbusen verschafften. Es hatten nämlich die Schwertbrüder, welche in

Liefland, Esthland und Kurland eine militärisch-aristokratische Republik bildeten (s. Th. VIII. S. 78—81), gleich den Rittern des deutschen Ordens in Preußen (s. Th. XII. S. 32 f.), ihren Orden aufgelöst und dabei die Ordensgüter als Erbe ihrer Familien in Anspruch genommen; sie hatten aber bald erkannt, daß sie sich ohne fremde Hülfe nicht würden behaupten können. Ihr Heermeister Gotthold Kettler hatte darauf Kurland von den Polen zu Lehen genommen, und war von diesen unter der Bedingung als Herzog anerkannt worden, daß nach dem Aussterben seines Stammes Kurland mit Polen vereinigt werden solle. Liefland ward von den Russen in Anspruch genommen, und da die Polen, gestützt auf den mit Kettler geschlossenen Vertrag, dieses Land besetzten, so überschwemmten die rohen russischen Schaaren die Südküste des finnischen Busens, und hausten in Liefland und Esthland auf türkische oder mongolische Weise. Die Liefländer wandten sich in ihrer Noth zuerst an einen Bruder des dänischen Königs Friedrich II., welcher Magnus hieß. Dieser erschien auch und nahm sogar den Titel eines Königs von Liefland an, gab aber zum großen Verdruß seines Bruders das Unternehmen bald wieder auf und kehrte nach Dänemark zurück. Die Liefländer baten hierauf, um nicht eine Beute der Polen zu werden, den König von Schweden um Hülfe. Dasselbe hatten schon vorher die Esthländer gethan, weil die Russen Esthland sowie selbst die östlichen Theile von Finnland gleich reißenden Thieren verwüsteten. Erich schickte im April 1561 ein Heer nach Liefland. Dieses ward sogleich in der Stadt Rewal aufgenommen, und im Juni huldigten Rewal und der ganze Adel von Esthland dem schwedischen Könige. Dieser bestätigte den Deputirten, welche die Esthländer zu seiner Krönung nach Schweden schickten, alle ihre alten Privilegien. Das Glück war damals dem Könige von Schweden günstig; denn die Russen hielten für klüger, sich mit ihm abzufinden und ihn im Kriege mit den Polen zum Freunde zu haben, als zugleich mit Schweden und Polen Krieg führen zu müssen.

Mit seinem Bruder Johann zerfiel gleich darauf Erich völlig, und zwar wegen des Besitzes von Liefland. Johann bewarb sich damals um die Hand einer Schwester des letzten Jagellonen, der von Jesuiten beherrschten Katharina (s. S. 330), deren Heirath ihm die Aussicht auf den polnischen Thron eröffnete, und die ihn

später bewog, seinen Sohn in der katholischen Religion erziehen zu lassen, wodurch dieser den Schweden verdächtig und verhaßt ward. Diese Heirath sah Erich nicht ungern; er hatte aber mit Johann, welcher nachher gegen seines Bruders Willen nach Polen ging, um die Vermählung mit Katharina zu vollziehen, schon früher manchen Streit gehabt, und entzweite sich dann wegen der liefländischen Angelegenheiten ganz und gar mit ihm. Erich meldete nämlich seinem Bruder Johann, welcher bekanntlich Herzog von Finnland war, daß der Coadjutor des verstorbenen Erzbischofs von Riga, Herzog Christoph von Mecklenburg, sein Erzbisthum der Krone Schweden überlassen habe, daß aber die Polen dieser den Besitz desselben streitig machten, und daß deshalb Johann sich bereit halten müsse, ihm mit Geld und Flotte beizustehen. Dazu wollte sich Johann um so weniger verstehen, als er sich für den souverainen Herrn von Finnland ansah und Erich den Adel von Finnland zum Kriege mit Polen aufbieten wollte. Der König lud hierauf seinen Bruder, der mit seiner polnischen Gemahlin nach Finnland zurückgekommen war, nach Stockholm vor Gericht, weil derselbe sich mit dem Feinde des Reiches verbunden habe; Johann aber nahm die Abgeordneten des Königs in Verhaft, forderte die Finnländer zu seiner Vertheidigung auf, und schrieb nach Polen und Preußen um Hülfe. Erich berief dann die Stände nach Stockholm, und als diese, wiewohl freilich nur in geringer Zahl, zusammengekommen waren, ließ er durch sie seinen Bruder Johann als Aufrührer zum Tode verurtheilen. Hierauf ward Johann in der Burg von Abo eingeschlossen und belagert. Da er keine Hülfe erhielt, so mußte er sich am 12. August 1563 gefangen geben. Sein Bruder hielt ihn darauf vier Jahre lang zu Gripsholm gefangen. Johann's Gemahlin durfte ihm in das Gefängniß folgen; seine Freunde und Diener aber wurden von Erich sehr grausam behandelt.

Von diesem Augenblicke an übte Erich, nach den von Geijer benutzten Actenstücken jener Zeit, gleich den Tyrannen Griechenland's eine mörderische Justiz gegen alle diejenigen, die ihm als politische Gegner angezeigt wurden. Geijer sagt, das Urtheilsbuch enthalte für das Jahr 1562 nur Ein Todesurtheil, für das folgende aber fünfzig, von welchen zweiunddreißig in Johann's Sache gesprochen worden seien, und bis zum Oktober 1567 seien zweihundertund-

dreißig Menschen zum Tode verurtheilt worden, theils wegen Staatsverbrechen, theils wegen solcher Vergehungen, welche das schwedische Gesetz nicht mit dem Tode belege. Wir wollen die Beispiele unmenschlicher Grausamkeit nicht einzeln aufzählen, sondern uns mit der einzigen Bemerkung begnügen, daß, als einst die Festung Elfsborg den Dänen übergeben worden war, Erich die ganze Besatzung derselben niederhauen ließ, weil sie capitulirt hatte, sowie daß er säumige Steuerbeamte gleich Kriminalverbrechern behandelte. Die grausigste seiner Handlungen war sein Verfahren gegen die Familie Sture und deren Angehörige. Er ließ diese verhaften, eilte dann im Zustande des Wahnsinnes selbst in das Gefängniß, tödtete den edeln und tapferen Nils Sture mit eigener Hand, und ordnete hierauf die Ermordung der übrigen Glieder der Familie Sture, sowie mehrerer anderer Großen an.

Im Jahre der Verurtheilung Johann's (1563) brach ein Krieg mit Dänemark aus, welcher sieben Jahre lang fortdauerte und mit unglaublichen Grausamkeiten gegen die wehrlosen Einwohner verbunden war. Friedrich II. von Dänemark hatte für diesen blutigen Krieg, den er in Verbindung mit Lübeck führte, ein für jene Zeit sehr bedeutendes Heer in Deutschland geworben, da es heißt, er sei mit achtundzwanzigtausend Mann in Schweden eingefallen. Wir übergehen die einzelnen Kriegsereignisse, weil sie uns für eine allgemeine Geschichte zu unbedeutend scheinen, obgleich sie für die besondere Geschichte von Schweden und Dänemark sehr wichtig sind. Das Unheil, das dieser Krieg über Schweden brachte, sowie die Verbindung, welche Erich, um Liefland und Esthland behaupten zu können, mit den Russen schloß, und seine grausame und ganz willkürliche Justiz brachten Alles gegen ihn auf. Doch wagte niemand sich zu regen, bis Erich im Jahre 1566 seine Grausamkeit auch gegen den Adel richtete. Diesen erbitterte er auch dadurch, daß er, nachdem seine Bewerbungen um Elisabeth von England, sowie um die Tochter Philipp's des Großmüthigen gescheitert waren, ihnen seine Geliebte, die Tochter eines Korporals, die jedoch seine Schwester erzogen hatte, zur Königin geben wollte. Sein Wahnsinn ward immer häufiger und ärger. Er ließ sich während der Anfälle desselben nur von jener Geliebten leiten, hatte aber unglücklicher Weise Leute um sich, welche seine tollen Einfälle zu ihrem Vortheile benutzten, und unter denen namentlich

der sehr geschickte, aber auch boshafte Rechtsgelehrte Göran Persson war. Erich hatte deshalb in seinen lichten Augenblicken stets Verbrechen zu bereuen, welche er, während die wahnsinnige Angst ihn hin und her trieb, begangen hatte. Er ward endlich gezwungen, alle die Leute von sich zu entfernen, deren Verstand bisher ausgeführt hatte, was von ihm in den Zeiten seiner Geistesabwesenheit befohlen worden war. Als er nach der Entfernung dieser alten Diener bittere Reue empfand, entschloß er sich plötzlich in einem Anfalle von Wahnsinn, seinen Bruder Johann in Freiheit zu setzen. Er kam am 8. Oktober 1567 in Wentholmen mit Johann zusammen, fiel ihm zu Füßen und nannte ihn in seiner Geistesabwesenheit König. Er blieb indessen Herrscher und schloß mit seinem Bruder sogar einen Vertrag, in welchem der Letztere die Heirath des Königs mit der Korporals-Tochter billigte; und als Erich im Juli 1568 dieselbe wirklich vollzog, erkannte Johann auch die Kinder aus dieser Ehe als zur Nachfolge berechtigt an. Selbst die Stände billigten Erich's Ehe.

Jetzt stellten sich dem blödsinnigen Könige seine zwei Brüder Johann und Karl, von welchen der Letztere damals erst neunzehn Jahre alt war, entgegen. Leider waren Beide bei gesundem Verstande ebenso schlecht, als er in seiner Geistesschwäche. Sie hatten sich seiner Hochzeitfeier entzogen, sammelten in Wadstena alle Unzufriedenen um sich, und drangen am 18. September 1568 mit Hülfe der Bürger in Stockholm ein. Erich rettete sich auf das Schloß, kam aber in einem Anfalle seines Blödsinnes freiwillig heraus und gab sich in die Hände seines Bruder Karl. Im Anfange des Jahres 1569 wurde von der Ständeversammlung, d. h. von seinem Bruder Johann, der wie ein Wütherich gegen ihn tobte, und von dem erbitterten Adel, Gericht über Erich gehalten. Er ward förmlich abgesetzt und zum Tode verdammt, aber auf dringendes Bitten der verwittweten Königin, seiner Stiefmutter, am Leben gelassen und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Zugleich erklärte man seine Heirath für ungültig und seine Kinder für Bastarde.

An Erich's Stelle wurde Johann zum König ernannt (24. Januar 1569). Dieser und der jüngste Bruder, Karl, waren Unmenschen ohne Gefühl und ohne Grundsatz. Sie ließen ihren Bruder Erich absichtlich quälen und sogar körperlich mishandeln,

damit er bald sterbe; er lebte aber noch acht Jahre lang. Das Schicksal des unglücklichen Irren, von welchem sich ein Tagebuch und Briefe, die er damals in lichten Augenblicken schrieb, erhalten haben, war daher über alle Vorstellung entsetzlich. Er wurde zuerst in den oberen Zimmern des Gripsholmer Schlosses, in deren unteren einst sein Bruder Johann als Gefangener eine fürstliche Haft gehabt hatte, gleich einem gemeinen Verbrecher von rohen Menschen bewacht. Anfangs durfte er seine Frau und seine Kinder bei sich haben; im Juni 1571 aber wurde er grausamer Weise von diesen getrennt. Zwei Jahre nachher ließ ihn Johann aus Furcht, sein Bruder Karl möchte sich des Unglücklichen bemächtigen und zu seinen Zwecken bedienen, auf das Schloß von Westeräs bringen, und im Herbst 1574 wurde er in der Absicht, ihn vollends zu Tode quälen zu lassen, in den fürchterlichen Thurm zu Orbyhuus in Upland gesetzt. Als dort unerhörte Quälereien die Gesundheit des noch im kräftigsten Alter stehenden Mannes nicht zu zerstören vermochten und auch die Geistlichen in einem Gutachten voll theologischer Salbung es für das Beste erklärten, daß er zum Heile des Volkes geopfert werde, ließ man ihn in seinem vierundvierzigsten Jahre auf schauderhafte Weise vergiften (26. Februar 1577). Der königliche Chirurg (Feldscheer) Philipp Kern bereitete in Verbindung mit dem königlichen Kammerdiener das Gift, und der Handschreiber des Königs wurde abgeschickt, um dasselbe nach Orbyhuus zu bringen und die Vergiftung Erich's zu besorgen.

Während der inneren Unruhen in Schweden dauerte der Krieg mit Dänemark, welcher besonders wegen Liefland geführt wurde, stets fort, und zwar nicht zum Vortheile der Schweden. Johann hatte gleich nach seiner Thronbesteigung den Frieden herzustellen gesucht; die Dänen hatten aber übertriebene Forderungen gemacht. Erst im zweiten Jahre seiner Regierung kam unter Vermittelung des deutschen Kaisers, des Königs von Frankreich und des Kurfürsten von Sachsen eine Verständigung zu Stande. Den Anlaß dazu gab der Krieg, welchen beide Reiche wegen des Besitzes von Liefland mit den Russen zu führen hatten. Dieser Krieg machte nämlich ein von Deutschen aristokratisch beherrschtes Land zum Raube wilder Barbaren, und dadurch wurden die Deutschen zum Vermitteln, die Dänen und Schweden zur Versöhnung getrieben. Die Unterhandlungen fanden

in Stettin Statt, und führten 1570 nach sechs Monaten zu einem Friedensschlusse, in welchem freilich der Hauptpunkt, die drei Kronen in beiden Wappen, unentschieden blieb. Die Schweden sollten das von den Dänen eroberte Elfsborg mit hundertfünfzigtausend Thalern einlösen, acht dänische Schiffe zurückgeben und allen Ansprüchen auf Gothland, Jemtland und Herjedalen entsagen. Was in Beziehung auf Liefland, sowie in Betreff der Bezahlung einer großen Summe, welche die Lübecker als Schadenersatz forderten, ausgemacht wurde, lassen wir unerwähnt, weil es nie erfüllt ward. In Folge dieses Stettiner Friedens blieben Schoonen, Halland, Blekingen, Herjedalen, Jemtland, Bohus und die sogenannte Wyck, also mehr als ein Fünftel der Bevölkerung des jetzigen Schweden, bei dem dänischen Reiche. König Friedrich II. von Dänemark starb 1588 mit Hinterlassung eines Nachfolgers, welcher damals noch ein Kind war. Er hatte vorsichtiger Weise diesen seinen ältesten Sohn, den nachherigen König Christian IV., schon 1586 als Nachfolger anerkennen lassen.

Als Friedrich II. starb, hatten Johann und die vielen Freunde seiner Gemahlin es durchgesetzt, daß sein Sohn Siegmund 1587 zum Könige von Polen gewählt wurde (s. S. 334). Dies brachte neues Unglück über Schweden, nicht sowohl weil Siegmund katholisch geworden war, als vielmehr weil er die Jesuiten, welche überall Haß und Ausrottung der Protestanten predigten, begünstigte und in das Reich brachte. König Johann hatte den gelehrten Jesuiten Anton Possevin, welcher wegen seiner Kabalen gegen die griechischen Christen unter den Slaven noch jetzt den Russen tödtlich verhaßt ist, als kaiserlichen Gesandten bei sich aufgenommen, und dieser ging nebst den von ihm empfohlenen Jesuiten im Eifer des Proselyten-Machens so weit, daß es allgemein hieß, der König selbst sei 1578 zu Wadstena katholisch geworden, und daß der Reichsrath ein Verbot an die polnischen Priester des Königs und seines Sohnes erließ, „nicht zu bellen und zu verfluchen in schwedischer Sprache". König Johann war jedoch klüger, als später sein Sohn Siegmund. Er wollte nicht um des Pabstes und der Jesuiten willen sein Reich preisgeben, da er sah, daß sein Bruder Karl Alles in Bewegung setze, um als Haupt der Protestanten sich großen Anhang zu verschaffen. Er machte außerdem die Erfahrung, daß Possevin ihn betrogen habe. Dieser hatte ihm nämlich Hoff-

nung gemacht, daß er ihm durch seinen Einfluß in Polen den Besitz von Liefland verschaffen werde; in dem Frieden aber, welchen Possevin selbst 1582 zwischen Schweden und Polen vermittelte, wurden Polen's Ansprüche sogar auf den Theil von Liefland, den die Schweden besetzt hielten, bestätigt. Johann ließ klüglich die Jesuiten aus Schweden verweisen, ihr Collegium in Stockholm aufheben, die Lehrstühle mit ihren Gegnern besetzen und alle zur katholischen Kirche Übertretenden mit Landesverweisung bedrohen. Dies geschah in Folge des unverständigen Bekehrungseifers der Jesuiten.

Der Krieg mit den Russen, welche den Polen und Schweden immer noch Liefland streitig machten, erschöpfte alle Hülfsmittel Schweden's, und Johann's Zwist mit seinem Bruder machte den Adel trotzig. Auch nach dem Tode des Czaren Iwan Wasiljewitsch II. weigerten sich die Russen, Ingermannland, das ihnen von Johann entrissen worden war, förmlich abzutreten, und es kam 1586 nur ein Waffenstillstand auf vier Jahre zu Stande, welcher gerade in dem Jahre ablief, als Johann's Bruder Karl daran arbeitete, seinen Neffen Siegmund um die Nachfolge in Schweden zu bringen. Den Vorwand dazu nahm Karl theils von Siegmund's Religion, theils von seinem Aufenthalte in Polen. Da sowohl die Schweden als die Polen verlangten, daß Siegmund sich beständig bei ihnen aufhalten sollte, so war Johann vergebens bemüht, seinem Bruder Karl entgegenzuarbeiten und seinem Sohne die schwedische Krone neben der polnischen zu sichern. Diese Angelegenheit beschäftigte 1590 den König Johann mehr, als der wieder ausgebrochene Krieg mit den Russen, welche Kexholms Lehen und Ingermannland wieder erobert und Finnland verheert hatten und mit hunderttausend Mann im Felde waren, denen die Schweden nur zwanzigtausend entgegenstellen konnten. Als Johann am 17. November 1592 starb, hatte sein Bruder, Karl IX., im Grunde schon zwei Jahre hindurch die Regierung von Schweden geführt, weil Siegmund stets in Polen verweilte und nur 1588 einmal eine längere Zusammenkunft mit seinem Vater in Rewal hielt. Karl blieb daher auch nach seines Bruders Tode Regent, obgleich die Regierung eigentlich von sieben Reichsräthen hätte geführt werden sollen. Er wurde zwar, als Siegmund mit einem Heere nach Schweden kam, von der Regierung entfernt und hatte überdies eine starke Partei gegen

sich; allein die Schweden fürchteten sich so sehr vor den Jesuiten, mit denen Siegmund sie bedrohte, daß Karl auch gegen den Willen des Reichsrathes im Februar 1598 durch die Stände zum Reichsstatthalter bestellt ward, weil Siegmund das Reich böslich verlassen habe und ungeachtet wiederholter Aufforderungen nicht zurückgekehrt sei. Siegmund erschien hierauf mit einem Heere, besetzte Stockholm und Kalmar und gewann sogar eine Schlacht; er verlor aber zwei Tage nachher bei Linköping ein Treffen und wurde bald ganz aus dem Lande gedrängt. Karl erhielt im Februar 1599 die Regierung, und zwar, da die Reichsräthe immer noch Siegmund als König anerkannten, unter dem Titel „regierender Erbfürst". In den folgenden Jahren ließ er die widerstrebenden Reichsräthe und alle übrigen Gegner unter verschiedenen Vorwänden hinrichten, und ward dann 1604 förmlich König.

Um dieselbe Zeit ward Christian IV. von Dänemark volljährig und gerieth mit Karl in Zwist. Da indessen Christian IV. und Karl's großer Sohn, Gustav Adolf, im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielten, so werden wir den weiteren Verlauf der skandinavischen Geschichte erst in einem späteren Abschnitt angeben. Wir müssen jetzt zunächst auf das Ende der Regierung der Elisabeth von England und auf die ersten Jahre ihres Nachfolgers Jakob I. übergehen; denn die Geschichte der englischen Revolution, für deren erste Jahre jene Zeit wichtig ist, wird neben der des dreißigjährigen Krieges uns in dem folgenden Bande dieses Werkes vorzugsweise beschäftigen.

7. Letzte Zeit der Königin Elisabeth von England.

Die innere Geschichte England's unter Elisabeth ist oben (S. 254) bis zur Zeit der Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart geführt worden. Dabei ward auch der zu Gunsten der Letzteren angestifteten Kabalen und Verschwörungen gedacht, sowie der Tücke und List, welche die Minister Burleigh und Walsingham anwandten, um sich der schottischen Königin zu entledigen. Beides würde, um richtig verstanden zu werden, einer größeren Ausführlichkeit bedurft haben, als wir diesem Punkte zu widmen wagten. Wir kommen hier noch einmal in der Kürze auf das Ende der Maria Stuart zurück, um an diese Begebenheit einige Punkte der inneren Geschichte England's anzuknüpfen, welche in genauer Be-

ziehung mit dem Widerstande stehen, den später König Jakob I. von den bis dahin an unbedingten Gehorsam gewöhnten Parlamenten erfuhr. In Betreff der Maria Stuart kann man zwar auf der einen Seite zugeben, daß, wenn sie nicht schön, geistreich und Königin von Frankreich und von Schottland gewesen wäre, jedermann ein Kriminal-Verfahren gegen sie ganz gerecht finden würde; auf der anderen Seite wird man aber auch einräumen müssen, daß die Art, wie Elisabeth mit ihr verfuhr, grausam und empörend war. Zuerst wurden im August und September 1586 vierzehn Personen hingerichtet, welche einer Verschwörung zu ihren Gunsten beschuldigt waren; nachher ward Maria selbst durch ein Gericht von siebenundvierzig Pairs, Richtern und Staatsräthen, welches sie mit Recht nicht hatte anerkennen wollen, am 25. Oktober 1586 zum Tode verdammt, und dieser Urtheilsspruch von einem ausdrücklich hierzu berufenen Parlament bestätigt. So schimpflich auch für das Andenken der vergötterten Königin von England diese Art der Verurtheilung einer Frau ist, welche die nächste Anverwandtin der Elisabeth und die Mutter des Beherrschers von Schottland und erklärten Erben von England war, so gereicht der englischen Königin doch noch mehr die Falschheit zum Schimpfe, welche sie dadurch bewies, daß sie, als Maria Stuart im Februar 1587 hingerichtet worden war, die Schuld von sich abwälzte. Sie gab vor, ihr Staats-Secretär Davison habe den Befehl der Vollziehung des Todesurtheiles von ihr erschlichen, oder vielmehr er habe gegen ihren Willen einen übereilten Gebrauch von demselben gemacht; und um das Publikum glauben zu machen, daß dies der Fall sei, entfernte sie ihn nicht blos von seiner Stelle, sondern sie zog auch seine Güter ein und ließ ihn lange Zeit gefangen halten.

An Maria Stuart hatte sich bisher die ganze Opposition gegen Elisabeth's Regierung angelehnt. Es begann daher, nachdem man sie getödtet und zugleich alle unzufriedenen Katholiken vertilgt und einen protestantischen Fanatismus erweckt hatte, ein Kampf mit den in Schottland allmächtigen Pietisten, deren Grundsätze sich nach England verbreiteten und besonders im Bürgerstande großen Anhang fanden. Diese sogenannten Puritaner der Schotten, welche später in mehrere, zum Theil rasende Secten zerfielen, begünstigten zugleich die Demokratie, und waren deshalb auf dieselbe Weise ein Schrecken für die Regierungen von England und von

Schottland, wie es gegenwärtig die Socialisten für Frankreich und Deutschland sind. Sie wollten keinerlei äußere Kirchenordnung dulden, und suchten zugleich mit Calvin's Theologie und strenger Moral auch dessen republikanische Grundsätze in ihrer Heimath zu verbreiten.

Die Puritaner entstanden übrigens erst dann, als der schottische Adel sich der presbyterianischen Einrichtung der Kirche zu seinem Vortheile bedienen und das Königthum nicht aufgeben wollte, welchem der schottische Reformator, John Knox, ebenso sehr feindlich war, als dem Pabstthum. John Knox, welcher unter Eduard VI. auch in England eine Rolle spielte (s. S. 118), hatte seit 1555, als er aus Genf nach Schottland zurückgekommen war, durch Heftigkeit, moralische Strenge und Volksberedsamkeit einen unbedingten Einfluß und, wie Calvin in Genf, ein päbstliches Ansehen in Schottland erhalten (s. S. 138—140). Er wurde zuerst vom Adel kräftig unterstützt, weil er demselben die geistlichen Güter, die Bisthümer, Abteien u. s. w. ganz preisgab, um eine rein geistliche Demokratie einzurichten, welche später der Puritanismus oder der kirchliche Radikalismus in eine geistliche und weltliche Demokratie zu verwandeln suchte. Dazu gab die Einrichtung der neuen Kirche, welche dem schottischen Reformator ganz überlassen blieb, die erste Gelegenheit. Knox verlieh nämlich, nach dem Beispiele der Genfer Kirche, den Synoden und Convocationen oder den besonderen und allgemeinen Versammlungen der Geistlichkeit, also republikanischen Obrigkeiten, das höchste Ansehen in der neuen Kirche, während ihm selbst, wie dem Calvin, niemand die Dictatur streitig machte. Da nun überdies die Puritaner zum Theil wahrhafte Enthusiasten, nicht bloße Heuchler waren und demgemäß von den weltlichen Gütern der alten Klerisei nichts wissen wollten, so gestattete man dem Adel, sich dieser zu bemächtigen. Der Adel erhielt damit zugleich auch die Sitze im Parlament, welche mit jenen Gütern verbunden gewesen waren. Dagegen duldeten aber die Puritaner nicht, daß das Parlament sich in geistliche Dinge einmische. Gleichwohl ward 1572 verordnet, daß der Titel Bischof und Erzbischof bis zur Volljährigkeit des Königs beibehalten werden solle, daß aber die Geistlichen, welche ihn führten, keine Art von Oberaufsicht haben dürften, sondern daß diese von der allgemeinen Kirchen-Synode geführt werden solle.

Der Umstand, daß der Adel die Reichthümer des Klerus und dessen weltliche Macht an sich riß, verschaffte der Geistlichkeit einen außerordentlich großen Einfluß auf das eigentliche Volk; denn die Geistlichen fühlten sich, da sie sehr ärmlich ausgestattet wurden, unabhängig von irdischem Genusse und Besitze, und wurden durch ihre Armuth dreist wie die Kapuziner, und durch ihre Heftigkeit, ihren Fanatismus und ihre unermüdete Thätigkeit im Eifern und Wühlen furchtbar wie die Jesuiten. Vermittelst dieser Pfarrer und Prediger aber erlangte Knox zur Zeit der Maria Stuart ein fast königliches Ansehen. Die Geistlichen waren auch in Hinsicht auf den Ton ihrer Predigten und wegen ihrer furchtbaren Ausfälle auf Könige und Bischöfe eine Art Sanscülotten, und der Reformator Knox war ihr Danton. Deshalb war denn auch das, was wir, um im Gleichnisse fortzufahren, den Convent dieser Vorgänger der Sanscülotten nennen müßten, d. h. die Versammlung ihrer Kirk, gerade so grob und zudringlich, als zur Zeit der französischen Revolution der Convent. Schon 1565 machten die schottischen Geistlichen der Königin Maria im gröbsten Tone Vorstellungen, und gaben ihr scharfe Verweise, sogar in Betreff ihrer Religion. Seitdem Maria von 1568 an in England war und Schottland im Namen ihres Sohnes Jakob VI., welcher damals noch ein Kind war, durch eine Regentschaft beherrscht wurde, gaben vollends Knox und seine demokratisch fanatischen Brüder in Christo den Ton an. Die geistlichen Herren nahmen den König ganz in Zucht und Lehre, und bildeten ihn zu einem gelehrten Theologen, oder mit anderen Worten zu einem eigensinnigen, von sich selbst eingenommenen despotischen Pedanten auf dem Thron, wie Heinrich VIII. einer gewesen war. Er ward außerdem gezwungen, alle ihre langen Predigten zu besuchen, sich seine und seiner Mutter Sünden wiederholt vorhalten zu lassen und das unablässige Schimpfen auf seine Mutter geduldig anzuhören.

Als Knox gestorben war (1572), ward die ganze Kirchen-Regierung demokratisch-republikanisch, und die General-Synode gerieth mit dem jungen Könige in einen unaufhörlichen Streit. Jakob wollte nämlich die bischöfliche Gewalt mit dem Titel derselben verbunden erhalten, und verbot deshalb den Geistlichen, sich in eine Sache zu mischen, welche 1572 durch das Parlament entschieden worden war. Die Geistlichen wurden dadurch aufs

heftigste erbittert. Sie tobten in den Kirchen und ließen ihre Wuth besonders an zwei Männern aus, welche das Vertrauen des Königs besaßen und seine Vorliebe für die Formen und die Hierarchie begünstigten. Diese wurden von allen Kanzeln der anglikanischen Kirche herab geschimpft, und Dury, der heftigste unter den fanatischen Geistlichen, schalt sie jeden Sonntag Werkzeuge des Teufels. Als der König den Fanatiker Dury wegwies, lachte derselbe ihn aus, und als Dury endlich durch die Friedensrichter fortgebracht wurde, gab das ganze Volk ihm das Geleit, alle Geistlichen drohten auf den Kanzeln mit der Rache des Himmels, und das gesammte fanatisirte Volk wurde von ihnen so sehr gegen den Hof aufgereizt, daß die beiden Freunde des Königs mit Gewalt von ihm getrennt wurden, und daß man ihn selbst wie einen Gefangenen überwachte. Die Stände billigten nachher das tumultuarische Verfahren des pietistischen Volkes, und die General-Synode erklärte nicht nur dieses Verfahren für einen guten, Gott wohlgefälligen Dienst, sondern sie gebot auch, daß um desselben willen alle Geistlichen auf den Kanzeln beten und gegen diejenigen, die es nicht billigten, das Anathema aussprechen sollten. Der König entkam zwar im Jahre 1584 aus der Gewalt der demokratischen Frommen, und erlangte, da die Mehrzahl der Aristokratie über den durch die Prediger erregten Lärm ebenso erbittert war, als er, vom Parlament gesetzliche Erlasse gegen den Unfug; diese blieben aber ohne Wirkung, und nur mit vieler Mühe konnte Jakob 1586 das Eine erhalten, daß der bloße Titel Bischof noch ferner geduldet ward.

Als Jakob nachher eine dänische Prinzessin, also eine Lutheranerin, in deren Land die hierarchische Gewalt und der Name Bischof noch bestanden, zur Gemahlin nahm, erwachte der republikanische Calvinismus aufs neue. Dury trotzte dem Könige öffentlich, und der Prediger Black tobte ärger, als vorher Knox. Im Jahre 1592 ward endlich den Bischöfen aller Einfluß entzogen und die Kirche ganz systematisch auf solche Weise eingerichtet, daß in Schottland ebenso vermittelst der demokratischen Kirchen-Ordnung, wie neuerdings in Frankreich durch Klubbs, das ganze Volk bis zu den entferntesten Gegenden und Orten in einem Augenblicke zum Aufstande gebracht werden konnte. Es bestanden nämlich ganz gesetzlich Generalversammlungen, Provinzial-Synoden und Special-

Berathungen (kirk assamblies), und Alles ward republikanisch und im Sturme getrieben. Der König selbst war in seiner Hauptstadt der Sklave des tobenden Haufens, dessen Herrscher Black war. Weil Jakob zu dem intoleranten und grausamen Verfahren der demokratischen Kirk gegen die Katholiken seine Zustimmung nicht geben wollte, so bestellten die Fanatiker von Edinburg eine bleibende Kirchen-Inspection (standing council of the church), welche den König unter Aufsicht halten sollte. Zu gleicher Zeit wurden Black's Predigten immer heftiger und demokratischer. Er nannte auf seiner Kanzel alle Könige Teufelskinder und die Königin eine Atheistin. Er müsse, predigte er, zwar für die Königin beten, Ursache dazu habe er aber nicht, denn sie werde den Schotten nie etwas Gutes thun. Die Richter schalt er in seinen Predigten ungläubig, den Adel gottlos, die Räthe des Königs Pelikane. Als endlich der König ihn wegen seiner aufrührerischen Reden vor den geheimen Rath rufen ließ, wollte Black von diesem gar nichts wissen, die ganze Geistlichkeit ergriff seine Partei, und das Volk tobte im Aufruhr.

In England waren die zu Puritanern und zu Feinden der weltlichen Regierung gewordenen schottischen Presbyterianer der Königin Elisabeth, welche gleich ihrem Vater in dem freien Lande weltliche Autokratie mit päbstlicher Willkür in geistlichen Dingen künstlich zu verbinden verstand, tödtlich verhaßt. Elisabeth konnte jedoch nicht verhindern, daß die republikanischen Grundsätze, welche in Schottland auf allen Kanzeln, auf den öffentlichen Plätzen und im Felde von armen, gleich den Mönchen unabhängigen und fanatischen Geistlichen gepredigt wurden, auch in England Eingang fanden. Allein sie war doch der englischen Geistlichkeit ziemlich sicher, da diese nicht blos, wie in Schottland, die Titel, sondern auch die Güter und Pfründen behalten hatte.

Bei den Engländern war es der Bürgerstand, welcher in jeder Beziehung von Jahr zu Jahr kühner auftrat, weil der Wohlstand desselben sich unglaublich vermehrte, und weil mit der Industrie und dem Handel auch die Einsicht und Bedeutung des eigentlichen Volkes fortwährend zunahmen. Die vielen einwandernden Niederländer, welche ihr Vermögen, ihre Wollen-Manufacturen und ihre Handelsverbindungen mit nach England brachten, waren Republikaner und strenge Calvinisten wie die Schotten; sie waren aber weniger heftig und fanatisch als diese. Ihrem Beispiele folgten

die reicheren Engländer, welche nach und nach das Parlament ausmachten. Wir bemerken daher, daß die Sprache des Unterhauses, so barsch und heftig auch Elisabeth dasselbe oft anfuhr, bedrohte und in seine niedere Sphäre des Geldwesens zurückwies, immer dreister ward, und daß nach der Hinrichtung der Maria Stuart die Puritaner oder die Reformirten nach strenger Genfer Art der Königin ebensoviel zu schaffen machten, als vorher die Katholiken. Die Puritaner nahmen überhaupt schon darum großen Anstoß an Elisabeth's Verfahren, weil diese das Pabstthum ihres Vaters oder, wie man es nannte, das Supremat in Kirchensachen erneuert hatte. Elisabeth übertrug dasselbe einem sogenannten Vice-Regenten, welcher in Verbindung mit einem Theile des Staatsrathes die hohe Commission bildete und alle geistlichen Sachen in letzter Instanz entschied, statt daß die Puritaner die geistlichen Angelegenheiten jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen haben wollten. Diese hohe Commission ward schon unter Elisabeth, geschweige denn unter ihrem Nachfolger, ein Gegenstand der allgemeinen Beschwerde und ein Mittel diejenigen willkürlich zu strafen, welchen man nach den Landesgesetzen und vermittelst der ordentlichen Gerichte nicht beikommen konnte. Sie maßte sich eine unerhörte Gerichtsbarkeit an, übte eine förmliche Inquisition, und wandte, um die von ihr Vorgeladenen zu Geständnissen zu zwingen, jedes Mittel an, sogar die Folter, deren man bei Shakespeare, welcher unter Elisabeth lebte und schrieb, sehr häufig erwähnt findet. Man nahm den Angeklagten einen Eid ab, nach welchem sie alle Fragen beantworten und folglich, wenn sie sich nicht die Strafe des Meineides zuziehen wollten, sich selbst und ihre Freunde anklagen mußten. Die Commission verhängte ferner ganz willkürliche, durch das Gesetz nicht angeordnete Strafen, und schickte nach eigenem Gutdünken Leute in das Gefängniß.

Die eigentlichen Calvinisten wurden ferner durch die Uniformitäts-Acte, welche Elisabeth im Parlament zum Reichsgesetze machen ließ, in eben solche Verlegenheit gebracht, als die Katholiken, weil sie die hochkirchliche Liturgie nicht weniger misbilligten, als diese. Die Spaltung ward größer, als Elisabeth 1562 durch die schon früher (S. 137) erwähnten neununddreißig Artikel der anglikanischen Kirche den Glauben festsetzen ließ, und als die Männer, denen dieses Geschäft übertragen wurde, weder auf die Einrichtungen der

Genfer Kirche, noch auf eine National-Synode Rücksicht nahmen, sondern dem ausdrücklichen Befehle der Königin gemäß blos den Glauben und Gebrauch der ersten drei Jahrhunderte beachteten, in welchen bekanntlich Christi reine Lehre bereits durch Grübler, Pfaffen und Ehrgeizige sehr entstellt war. Schon 1567 führte die strenge Kirchlichkeit, auf welcher Elisabeth, ihr Vice-Regent und die hohe Commission bestanden, eine förmliche Spaltung zwischen Anglikanern und reinen Calvinisten herbei. Als nämlich damals die hohe Commission diejenigen Geistlichen, welche den von der Regierung vorgeschriebenen Ornat und die von ihr gebotene Liturgie nicht annehmen wollten, strenge bestraft hatte, bildeten die Laien in Privathäusern eigene Versammlungen; die Theilnehmer an denselben aber wurden auf Befehl der Commission sogleich verhaftet, und wer von ihnen sich nicht schuldig bekennen wollte, blieb im Gefängniß. Dies war namentlich mit sieben Weibern und vierundzwanzig Männern der Fall, welche ein ganzes Jahr lang festgehalten wurden.

Die Königin erfuhr hierauf im Jahre 1571 den ersten eigentlichen Widerstand, den sie überhaupt erfahren hat, von Seiten puritanischer Parlaments-Glieder, welche von schottischem Religions-Eifer beseelt waren. Der Deputirte Strickland brachte nämlich im Parlament sieben Gesetz-Vorschläge (bills), welche auf Abschaffung vieler von Elisabeth beibehaltenen Ceremonien der alten Kirche gerichtet waren, auf einmal vor. Er erhielt dafür, was freilich mit der Constitution nicht zu vereinigen war, einen königlichen Befehl, sich bis auf weiteren Bescheid des geheimen Rathes im Parlament nicht sehen zu lassen. Jetzt erlaubte sich das bisher so demüthig unterthänige Parlament einen bis dahin unerhörten Schritt, indem es Strickland vor die Schranken des Hauses lud, um Rechenschaft zu geben, warum er sich nicht eingefunden habe. Dabei erhob sich ganz ungewohnter Weise ein solcher Streit über verletzte Rechte des Volkes, daß die Minister für rathsam hielten, einer Wiederholung der Scene auszuweichen. Strickland erhielt einen Wink, und erschien am anderen Tage wieder auf seinem Sitze. Diese Kühnheit des Parlaments, welches auf solche Weise einen förmlichen Sieg über die Krone errungen hatte, bewog die Königin, ihre absolut monarchischen Grundsätze dem Volke ausdrücklich kund zu geben. Der Siegelbewahrer mußte, als er das

Parlament auf Befehl der Königin entließ, förmlich erklären: die Aufführung dieses Parlaments sei dem Verhältnisse (duty) und der Stellung (place) desselben ganz unangemessen gewesen, und das Parlament müsse, weil es sich so sehr vergessen habe, auf andere Weise an seine Schuldigkeit erinnert werden; die Königin nehme es sehr übel, daß das Parlament sich in Dinge mische, welche nicht vor dasselbe gehörten und weit über den Horizont und die Fassungskraft seiner Mitglieder gingen *).

Dessenungeachtet bereitete sich der Puritanismus oder schottische Religions-Radikalismus, welcher zugleich politische Schwärmerei war, mit großer Schnelligkeit aus. Er wurde mit jener Heftigkeit und Ausdauer verfolgt, welche den Britten eigen ist und sie in allen äußeren Dingen groß macht, auch von ihnen auf die Nordamerikaner übergegangen ist. Schon um 1576 war es mit dem Trotze der Leute, welche der königlichen Kirchen-Ordnung widerstrebten, sehr weit gekommen, wie eines Theils die Ausbreitung der fanatischen Versammlungen (prophesyings) über ganz England und anderes Theils Wentworth's kühnes Auftreten im Parlament zeigt. Jene Versammlungen waren, wie uns scheint, eine Nachahmung der Zusammenkünfte der Geistlichen der schottischen Kirk. Elisabeth verbot sie als Pflanzschulen von Ungehorsam und Sectirerei. Der Erzbischof und Primas Grindal, ein eifriger Calvinist, machte Gegenvorstellungen, wurde aber dafür suspendirt und erst nach zwei Jahren, als er eine demüthige Bittschrift eingereicht und sein Vergehen aufrichtig eingestanden hatte, wieder zur Ausübung seines Amtes zugelassen. Die hohe Commission, welche als Sternkammer in geistlichen Dingen weltlichen Despotismus übte, sprach ein Urtheil gegen ihn aus, vermöge dessen er sechs Monate Hausarrest hatte. Was das Auftreten Wentworth's betrifft, so wagte dieser fast um dieselbe Zeit im Parlament, die Minister und sogar die Königin selbst anzugreifen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß alle seine Collegen darüber in einen Todesschrecken geriethen, und daß das Parlament selbst ihn wegen der kühnen Rede in Haft nehmen und den Händen der königlichen Beamten übergeben ließ. Auf Befehl und im Namen der Königin machte dann der Minister

*) That the queen's highness did utterly disallow and condemn their folly in meddling with things not appertaining to them nor within the capacity of their understandings.

Mildway dem Parlament folgende Erklärung: „Die Königin verfahre sehr gelind, indem sie den kühnen Redner nur mit einem Monat Gefängniß (durch die Sternkammer nämlich) bestrafen lasse. Das Parlament solle sich aber ja nicht einbilden, daß es das Recht habe, zu sagen, was es wolle, und zu sprechen, über wen es wolle. Die Parlaments-Glieder würden sich wohl erinnern, daß solche Frechheit von jeher gebührend bestraft worden sei. Sie würden hiermit gewarnt, die Güte der Königin nicht weiter zu misbrauchen; sonst werde sich die Milde derselben bald in gebührende Strenge verwandeln". In der That wurden bereits im Jahre 1583 mehrere Puritaner hingerichtet, und doch hatte schon 1563 der deutsche Kaiser Ferdinand I., wahrscheinlich auf Antrieb seines Sohnes Maximilian, einen sehr verständigen Brief an die Königin geschrieben, nicht blos um sich der verfolgten Katholiken anzunehmen, sondern um im Allgemeinen Duldung der Non-Conformisten anzuempfehlen. Es ist schauderhaft, in den englischen Geschichtbüchern die Zahl der Hinrichtungen zu lesen, welche von 1581 an bis 1593 bald Katholiken, bald fanatische Puritaner trafen. Die Letzteren hatten freilich oft wahnsinnig getobt; sie waren aber doch eher des Mitleides als des Todes würdig. Ungeachtet aller jener Hinrichtungen ward der Kampf der Schwärmer gegen die Krone immer heftiger.

Im Anfange der zwanzig letzten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts entstand neben den ruhigen Presbyterianern, welche nur die Hierarchie und das Kirchenrecht Elisabeth's verschmähten, und den Puritanern, welche Calvin's Lehre, seine Kirchen-Einrichtung und seine Kirchenzucht der unter Eduard VI. und Elisabeth den Engländern durch die weltliche Macht aufgedrungenen vorzogen, eine neue fanatische Secte von Leuten, die sich durch die Gottheit inspirirt glaubten. Diese Secte, aus welcher im folgenden Jahrhundert Oliver Cromwell hervorging, war die der Independenten oder, wie sie anfangs auch genannt wurde, die der Brownisten. Sie wollte die weltliche und geistliche Regierung nur von solchen Menschen geführt wissen, die unmittelbar vom göttlichen Geiste erfüllt wären. Brownisten nannte man die Anhänger dieser Secte von Robert Browne, einem Verwandten des Lord Burleigh, welcher Flugschriften gegen weltliche und geistliche Hierarchie geschrieben hatte. Browne scheint ein elender

Mensch gewesen zu sein; denn während zwei Männer, welche seine Schriften verbreitet hatten, Elias Trucker und Johann Copping, deshalb hingerichtet wurden, nahm er selbst aus Angst sogleich Alles, was er gelehrt hatte, zurück und erwirkte sich durch die Verwendung seines hohen Anverwandten Gnade. Später fiel er mehrere Male in seine vorigen Irrthümer zurück, und starb in der Gefangenschaft, welche über ihn als einen Störer des kirchlichen Friedens verhängt worden war.

Da diese Independenten oder Brownisten allem Bestehenden trotzten, die Gleichheit aller Glieder der Kirche behaupteten und keine Geistlichen, sowie blos kleine Gemeinden dulden wollten, so beschloß Elisabeth, der Verbreitung der schwärmerischen Flugschriften, deren damals in England, wie zu Luther's Zeit in Deutschland, eine ungeheuere Anzahl erschien, eine Schranke zu setzen. Sie kam dabei auf den Gedanken, die Presse ganz zu unterdrücken. Diese sehr wichtige Angelegenheit brachte sie aber nach ihrem Grundsatze, daß das Parlament sich nur um Geldsachen zu bekümmern habe, gar nicht vor dasselbe, sondern sie machte ihren Willen durch eine bloße Proclamation kund. In derselben ward verordnet: daß nichts gedruckt werden dürfe, was nicht vorher von einem Bischof oder Erzbischof gebilligt sei; daß nirgends als in London, Oxford und Cambridge Druckerpressen sein dürften, und zwar in jeder dieser Städte nur eine einzige; daß endlich jedes Buch der Independenten, welche Secte ihr am meisten verhaßt war, aufgesucht und verbrannt werden solle. Die Independenten schafften sich jedoch eine Druckpresse an, welche ganz insgeheim von einem Orte zum anderen gebracht wurde, und aus der bald neue Fluthen von Schriften hervorkamen. Übrigens begünstigte selbst der Graf von Leicester, welcher trotz der verfehlten Unternehmung in den Niederlanden immer der Liebling der Königin blieb, insgeheim die Puritaner, wenn er auch öffentlich dem anglikanischen Erzbischof, der sie verfolgte und gegen sie disputirte, Recht gab.

Im Unterhause fingen die Gegner der königlichen Kirche schon 1584 an die Mehrheit zu bilden, und machten trotz des Scheltens der Königin allerlei Vorschläge zur Beschränkung der Macht der Bischöfe. Diese Puritaner redeten dann auch im Parlament, wenn gleich sehr demüthig und furchtsam, gegen die ganz tyrannische Gewalt der zu einem förmlichen Glaubens- und Inquisitions-

Gerichte gewordenen hohen Commission. Das Parlament beschwerte sich vorzüglich über den Gewissens-Eid (oath ex officio), durch welchen die Vorgeladenen gebunden wurden, sich selbst anzuklagen oder gegen sich selbst zu zeugen, was nach englischem Rechte ein Gräuel ist. Obgleich die Königin auch bei dieser Gelegenheit das Parlament hart und grob anfuhr, so erneuerte dasselbe nichtsdestoweniger seine Beschwerden. Zum ersten Male also seit undenklichen Zeiten bildete sich im vorletzten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts eine fortdauernde Opposition gegen die Krone. Es waren dies zwar nur Puritaner und mitunter Independenten; aber die kirchlichen Dinge, über welche man stritt, hingen ganz innig mit dem Streite über die Rechte des Volkes und der einzelnen Bürger zusammen, welcher im folgenden Jahrhundert die Spaltung zwischen König und Nation herbeiführte. Der Religions-Eifer der Königin hatte die ohne Befragung des Parlaments erlassene Verordnung veranlaßt, daß in ganz England nur drei Druckerpressen sein dürften, und die wandelnde Presse der Independenten war nachher entdeckt und weggenommen worden; diese mußten sich also durch öffentliches Reden helfen. Sie predigten auf Plätzen und Straßen fanatischen und apokalyptischen Unsinn. Anfangs fanden sie nur geringen Anhang; als aber die Königin nicht abließ, mit unerbittlicher Strenge gegen die Unglücklichen zu verfahren, welche ins Irrenhaus gehört hätten, ward die Sache ärger. Das Parlament hörte nicht auf, die Abstellung der von Bischöfen und Erzbischöfen und von der hohen Commission geübten Tyrannei zu verlangen, während die Königin ihrerseits gegen das Parlament sich so benahm, als wenn gar keine Verfassung da wäre. Als im Jahre 1588 ein Mitglied des Parlaments mit einem Gesetzvorschlage zu Gunsten der Puritaner auftrat und dieser Vorschlag schon dem Sprecher zum Vorlesen übergeben worden war, erklärte einer von den anwesenden königlichen Räthen, daß ja die Königin schon längst ausgesprochen habe, sie wolle von solchen Vorschlägen nichts wissen. Der Sprecher (Damport) gab hierauf dem, der den Vorschlag gemacht hatte, denselben zurück, ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen. Nichtsdestoweniger wurden bei dieser Gelegenheit einige Mitglieder des Hauses verhaftet.

In den Jahren 1592 und 1593 ward der Streit zwischen der Königin und dem Parlament schon zu einem Streite über

die Rechte des Volkes und über die Königin im Allgemeinen. Im ersteren Jahre brachte nämlich der Kanzler des Gerichtshofes von Lancaster, Morrice, vor das Parlament einen Vorschlag zur Verbesserung der geistlichen Gerichtshöfe, welcher besonders gegen den Gewissens-Eid, der die hohe Commission zu einer Glaubens-Inquisition gemacht hatte, gerichtet war. Noch an demselben Tage, an welchem dies geschehen war, ließ die Königin den Sprecher vorbescheiden und gab ihm folgende Erklärung: „Sie habe die Macht, das Parlament zu berufen und aufzulösen, ihm beizustimmen oder seine Vorschläge zu verwerfen; dies möge der Sprecher dem Parlament sagen. Sie habe schon längst dem Parlament untersagt, sich in Sachen zu mischen, welche über dem Horizonte seiner Mitglieder wären, möchten dies nun politische oder geistliche Angelegenheiten sein. Sie wundere sich über die Anmaßung und den Ungehorsam des Parlaments und lasse demselben befehlen, niemals wieder Vorschläge, wie der von Morrice wäre, zu machen; dem Sprecher aber gebiete sie bei seinem Unterthanen-Eide, daß er dem Hause nie mehr einen solchen Gesetzvorschlag vorlese." Morrice selbst verlor damals nicht nur seine Stelle als Kanzler des Gerichtes von Lancaster und ward aus der Liste der Obergerichts-Advocaten (barristers) gestrichen, sondern die Königin ließ ihn auch mehrere Jahre im Castell von Tutbury gefangen halten. Noch in demselben Jahre verfuhr man gegen die Jünger Browne's ganz nach Heinrich's VIII. Art. Es wurden nämlich drei von ihnen hingerichtet, blos weil sie gegen die Bischöfe geschrieben hatten; denn der Königin hatten sie dabei gar nicht erwähnt.

Da um jene Zeit die englische Seemacht und mit ihr der Handel, die Künste und die Wissenschaften eine unglaubliche Blüthe erreichten, und der Sieg über Philipp's kolossale Armada die Engländer auf dieselbe Weise durch Gedanken des National-Ruhmes berauschte, wie Bonaparte's Siege die Franzosen: so hielten sich die Schwärmer, in Erwartung einer ihnen günstigeren neuen Regierung, während der letzten Jahre der Elisabeth ziemlich ruhig. Jedermann erkannte aber, daß die Regierungs-Art der Königin, weil sie der fortschreitenden Civilisation England's entgegen sei, den Widerstand gegen ihre Autokratie wieder erwecken werde, und daß, wenn die Schriften, Reden und Grundsätze der Puritaner

und Independenten nicht innere Unruhen erzeugen sollten, der Nachfolger der Elisabeth auf die keineswegs aufgehobene, sondern nur schlummernde Verfassung werde zurückkommen müssen. Wir brauchen nur an die vielen Willkürlichkeiten der Elisabeth und an den unerlaubten Einfluß, den sie ihren Günstlingen einräumte, zu erinnern, um zu erklären, warum gleich im Anfange des folgenden Jahrhunderts die Nation eine neue Anerkennung ihrer Rechte mit Gewalt erzwang. Selbst in den Finanz-Angelegenheiten, in Betreff deren Elisabeth das Recht des Parlaments seine Meinung zu sagen anerkannte, verfuhr sie oft sehr willkürlich. Bei ihrer unruhigen Thätigkeit und bei ihrem Streben, überall, besonders in den Niederlanden, in Frankreich und in Schottland, durch Bestechung und durch Unterstützung der schwächeren Partei die stärkere herabzudrücken und ihren Einfluß geltend zu machen, bedurfte sie großer Summen, von denen oft ihre Minister nichts wußten, oder welche wenigstens dem Parlament nicht bekannt werden sollten. Elisabeth war daher oft kleinlich sparsam. Ihre Diener, unter ihnen selbst solche Männer, welche wie Walsingham sich um den Staat die größten Verdienste erworben hatten, waren schlecht besoldet, und klagen oft in ihren Briefen, daß sie in einem Frohndienste arbeiteten und ihr Vermögen zusetzen müßten.

Dies würde an und für sich ein Lob für Elisabeth sein; denn wo die Hofleute und die großen Herren die Freigebigkeit und Großmuth der Fürsten preisen, wo es Gelehrten, Dichtern und Künstlern sehr wohl geht, da seufzet das Volk. Allein Elisabeth erlaubte demjenigen Theile ihrer Umgebung, der sich eines solchen Erwerbes nicht schämte, seine Verwendung und seinen Schutz, sowie mitunter auch Ämter zu verkaufen. Sie selbst zog ein bedeutendes Einkommen aus dem von ihr ertheilten Rechte des ausschließlichen Verkaufes gewisser nothwendigen Bedürfnisse, und zu diesen gehörten sogar Wein, Essig, Öl, Salz, Stärke, Zinn, Stahl, Kohlen und andere ähnliche Waaren. Sie gab freilich endlich (1601) den wiederholten Beschwerden des Parlaments Gehör und beschränkte, wofür dieses sich demüthig bedankte, die Monopole, weil sie selbst fühlte, daß die Zeit vorüber sei, wo man nach orientalischer Weise verfahren könne. Außer den angeführten Willkürlichkeiten erlaubte sie sich auch noch andere Verfügungen, welche den englischen Rechten ganz widerstritten; und ihr Nachfolger erfuhr,

als er dies nachahmen wollte, bald, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten. Unter Elisabeth ward z. B. oft bei den geringsten Anlässen der Kriegszustand proclamirt. Sie verbot aus demselben Grunde, aus welchem nachher König Jakob I. den Tabak verbot, nämlich weil sie den Geruch nicht vertragen konnte, den Anbau des Waides. Sie ließ ferner, blos weil sie lange Degen und große Kragen nicht leiden konnte, den Leuten die Degen abbrechen und die Kragen abschneiden.

Wenn übrigens ihr Nachfolger nur den geringsten Begriff von den Pflichten eines constitutionellen Regenten gehabt hätte, so würde er das englische Volk sehr leicht haben gewinnen können, weil Elisabeth in den letzten Jahren ihrer Regierung, besonders seit Walsingham's Tode (1590), gar zu viel weibliche Schwäche gezeigt hatte. Sie hat bekanntlich den Ruhm ihrer Regierung besonders der Standhaftigkeit zu verdanken, mit welcher sie ihre beiden ausgezeichneten Minister, den uneigennützigen, arm gestorbenen Walsingham und den boshaften und gewissenlosen Cecil oder Lord Burleigh, in ihren Stellen erhielt, und sich die Ehre der Politik dieser Männer aneignete. Beide Minister hatten jedoch stets mit den Günstlingen und Wüstlingen zu kämpfen, welche Elisabeth aus weiblicher Schwäche zu den wichtigsten Geschäften gebrauchte. Die Erzählungen von der Galanterie des Grafen von Leicester und des Grafen von Essex nehmen in Elisabeth's Geschichte einen ebenso großen Raum ein, wie die Erzählungen von der Eifersucht und dem Neide der durch die Natur wenig begünstigten und langweilig gelehrten Königin gegen die schöne und lebhafte Maria Stuart.

Auf welche Weise Elisabeth sich durch den Grafen von Leicester beherrschen ließ, und wie viel sie demselben im Privatleben erlaubte, können wir für unseren Zweck übergehen. Wir brauchen nur seines Einflusses auf die Geschäfte zu gedenken, da Leicester mehrentheils dasjenige verdarb, was der alte Lord Burleigh klug berechnet hatte. Seiner Einmischung in die schottischen Angelegenheiten und seines Verhältnisses zur Maria Stuart ist bereits an einem anderen Orte (S. 144 f. u. 161) gedacht worden. In den Niederlanden, wohin Elisabeth ihn 1585 schickte (s. S. 255—258), wagte er ganz offenbar, die Befehle seiner Königin im Vertrauen auf ihre besondere Gunst zu übertreten. Mit seiner Sendung dahin vrhielte es sich nämlich folgendermaßen. Als nach dem Tode

des Herzogs von Anjou Wilhelm I. von Oranien zwischen den Spaniern, den protestantischen Holländern und den katholischen Belgiern ins Gedränge kam und die Niederländer die Hülfe der Engländer anriefen, gerieth Elisabeth in große Verlegenheit. Auf der einen Seite wollte sie, nach ihren autokratischen Ideen nicht gern Rebellen gegen ihren rechtmäßigen König unterstützen, auf der anderen aber dem spanischen Könige, welcher ihr Feind geblieben war, auf jede Weise schaden und zugleich ihrem Günstling Leicester Gelegenheit verschaffen, sich auszuzeichnen. Sie half sich dadurch, daß sie, als sie den Grafen von Leicester mit einem Hülfsheere in die Niederlande schickte, ihm strenge verbot, sich in irgend eine Unternehmung einzulassen oder irgend eine Stelle und Ehrenbezeugung anzunehmen, welche so gedeutet werden könnte, als wenn Philipp seine Rechte als Oberherr der Niederlande verloren hätte. Der Graf dachte jedoch ganz anders als seine Königin: er hoffte die Stelle zu erhalten, welche der Herzog von Anjou bekleidet hatte. Er suchte und erhielt gleich nach seiner Ankunft in Holland den Titel Excellenz, sowie die Stelle eines Generalkapitains der vereinigten Staaten und die Leitung des Heeres, der Finanzen und der sämmtlichen Gerichtshöfe. Als Elisabeth dies erfuhr, gerieth sie in den heftigsten Zorn; sie wurde aber noch weit mehr erzürnt, als man ihr sagte, der Graf habe seine Gemahlin nach Holland kommen lassen und wolle dort eine förmliche Hofhaltung für sich einrichten lassen. Sie schwur nicht nur einen heiligen Eid, daß sie in ihrem Gebiete blos einen einzigen Hof dulden werde, sondern sie fügte auch hinzu, sie wolle dem Glückspilze zeigen, daß dieselbe Hand, die ihn so hoch erhoben habe, ihn auch wieder zur Erde niederbeugen könne. Die Minister hüteten sich wohl, diesen Worten zu trauen; sie entschuldigten vielmehr den Grafen, weil sie mit Recht glaubten, daß es der Königin mit ihrer Drohung nicht ernst sei. Sie waren indessen in großer Verlegenheit, weil Leicester sich ganz ruhig verhielt und nichts von sich hören ließ. Während nämlich die Königin öffentlich über ihn schimpfte und ihm Briefe voller Vorwürfe und Drohungen schrieb, fügte er sich weder, noch gab er Zeichen von Reue; denn er vertraute mit Zuversicht auf die Herrschaft, die er sich über das Herz der Königin erworben hatte. Er ließ sich sogar gerade damals bald in dieser, bald in jener Stadt der Niederlande als

regierenden Herrn empfangen und bewirthen. Elisabeth sah drei Monate lang seinem Trotze und Ungehorsam ruhig zu, und gab sogar zuletzt, als Burleigh ganz kühnlich Leicester's Partei nahm, völlig nach. Sie rief den Grafen nicht von seinem Posten ab, sondern schickte ihm vielmehr bedeutende Verstärkungen, damit er noch im Jahre 1586 etwas Entscheidendes im Felde unternehmen könne.

Leicester gab, wie wir bereits wissen, in seinem niederländischen Feldzuge den Beweis, daß er zwar in Hofkünsten erfahren sei, in Geschäften des Krieges aber sowohl hinter dem Prinzen von Parma, als hinter Moritz von Nassau weit zurück stehe. Als er im Oktober 1586 in den Haag kam, ward er mit lautem Murren empfangen, und mußte sein Commando, welches er damals bei seiner bevorstehenden Abreise nach England einem Landsmanne hatte übertragen wollen, ganz niederlegen. Elisabeth schien ihm nicht allein wegen seines insolenten Benehmens gar nicht zu zürnen, sondern er ward auch von ihr gleich darauf in den wichtigsten Geschäften gebraucht und galt bei ihr mehr als je vorher. Sein Einfluß wuchs damals mit jedem Monat. Elisabeth nahm sich sogar seiner an, als er sich durch die Ernennung des Prinzen Moritz zu den Stellen, welche Leicester nur einstweilen wollte niedergelegt haben, tief gekränkt fühlte und die Lutheraner in Holland und Friesland, besonders die Geistlichen derselben, ihn zurück verlangten. Elisabeth war damals schon wieder von ihrem Günstlinge so ganz und gar beherrscht, daß sie den Niederländern und dem Prinzen von Nassau durch Lord Buckhurst heftig zusetzen ließ, dem Grafen Leicester die Generalkapitains-Stelle offen zu halten. Dies geschah freilich nicht; aber Moritz und die Staaten erklärten doch, daß Leicester, wenn er nach Holland zurückkehre, jene Stelle wieder erhalten solle, weil dieselbe von dem Ersteren nur vorübergehend bekleidet werde.

Als nachher Alexander von Parma die Stadt Sluys belagerte und die Niederländer die englische Königin flehend baten, dieselbe zu entsetzen, brachte Leicester nicht allein die Königin dahin, daß sie sich entschloß, die englischen Truppen, welche mit den Holländern die Besatzung von Sluys bildeten, zu verstärken, sondern er ward auch zum Führer der englischen Hülfstruppen ernannt. Er war auch diesmal wieder unglücklich: er griff die Spanier dreimal ver-

gebens an, und Sluys mußte capituliren. Jetzt endlich schien Elisabeth ihm wirklich zu zürnen; wir wissen aber bereits (s. S. 258), daß er damals, als er vor den geheimen Rath beschieden worden war, dort nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger auftrat, und daß er unmittelbar nachher sich bei Elisabeth einer größeren Gunst erfreute, als je zuvor. Dies fiel in die Zeit, als Philipp II. von Spanien den Angriff auf England rüstete, welcher, wie oben (S. 264 f.) berichtet worden ist, die Vernichtung der spanischen Seemacht zur Folge hatte. Auch bei dieser Gelegenheit gab Elisabeth trotz des Geschreies, welches Leicester sowohl in den Niederlanden als in England gegen sich erregt hatte, ihrem Lieblinge wieder eine glänzende Rolle. Leicester erhielt den Oberbefehl über eines der zwei Heere, welche Elisabeth aufstellte, um England gegen die Truppen Alexander's von Parma zu schützen, und zwar über das bedeutendste derselben, welches London vertheidigen sollte. Elisabeth selbst wollte sich damals zum Heere begeben; dies litt aber der Graf Leicester nicht. Er schrieb ihr bei dieser Gelegenheit ein schmeichelndes Billet, welches am besten deutlich machen kann, wie meisterhaft er verstand, die weiblichen Schwächen seiner Gönnerin zu benutzen. „Was Ihre Person angeht, schreibt er ihr, welche das zarteste und heiligste Ding in der Welt ist, wofür man Sorge tragen kann, so kann ich, allertheuerste Königin, niemals zugeben, daß Sie Sich irgend einer Gefahr aussetzen. Denn auf Ihrer Erhaltung beruht das Wohl des ganzen Reiches. Darum sorgen Sie für dieselbe ganz besonders. Doch möchte ich nicht, daß auf irgend eine Weise eine so fürstliche und seltene Großmuth nicht der Welt und Ihrem Volke in seinem wahren Lichte erscheine. Zu diesem Zwecke, mögen Sie denn, wenn es Ewr. Majestät gefällt, etwas beitragen. Begeben Sie Sich nach Havering. Dort können Sie, um Ihr Heer und die Grafschaften zu ermuthigen, wenn es Ihnen gefällig ist, zwei oder drei Tage zubringen und die Forts nebst dem Lager ansehen. So weit, nicht weiter kann ich einwilligen, daß Sie Ihre Person der Gefahr aussetzen". Bekanntlich war es nachher nicht Leicester, sondern der Admiral Howard von Effingham und dessen Flotte, welche das Reich retteten. Der Admiral wurde dafür zwar belohnt; der höchste Preis aber fiel dem Lieblinge der Königin zu. Elisabeth schuf für den Letzteren eine ganz unerhörte Würde und

Macht; Leicester sollte das, was Franz von Guise in Frankreich gewesen war, werden, nämlich Stellvertreter der Königin in England und Irland (lord-lieutenant of England and Ireland). Auch war das Diplom dieser seiner Ernennung bereits geschrieben; die Minister Burleigh und Hatton bewogen aber die Königin, die Ausfertigung desselben noch einige Zeit aufzuschieben, und darüber starb Leicester (September 1588).

Elisabeth hatte das Bedürfniß, irgend einen galanten Mann vertraulich zu behandeln und auf weibliche Weise ohne Rücksicht auf sein Verdienst zu begünstigen. Sie wählte sich daher nach Leicester's Tode einen anderen Günstling und Vertrauten. Es war aber ein Misgeschick, daß sie damals, obgleich sie schon über fünfzig Jahre alt war, ihre Augen auf einen blutjungen Hofmann warf, den sie schon früher in ganz auffallender Weise begünstigt hatte. Dieser neue Liebling war der erst einundzwanzig Jahre alte Graf Essex, ein Stiefsohn Leicester's. Er war von seinem Vater an den Hof gebracht und durch die Königin gleich anfangs sowohl mit Ehrenämtern, die er nicht verdient hatte, bekleidet, als auch zu Geschäften, denen er nicht gewachsen war, gebraucht worden. Elisabeth hatte ihm zuerst eine der ersten Würden des Reiches (die Stelle eines master of the horses) ertheilt. Nachher hatte sie, als sie bei Leicester's Heere im Lager erschien, den jungen Mann, der noch nicht im Felde gedient hatte, zum Generalkapitain der Reiterei ernannt und zugleich im Angesichte des Heeres mit Liebkosungen überhäuft. Endlich hatte sie ihm, ohne daß er es durch irgend eine wichtige Dienstleistung verdient hätte, auch noch den Hosenband-Orden gegeben. Nach Leicester's Tode ward Essex der erklärte Günstling der Königin. Als solcher lud er nicht nur in ganz kurzer Zeit eine für jene Zeit ungeheuere Schuldenlast (zweiundzwanzigtausend Pfund) auf sich, sondern er sagte auch seinen Freunden im Vertrauen, daß er sich bei dem alten Weibe (the old woman) langweile, und begab sich im Jahre 1589 ohne Vorwissen der Königin zu der Flotte, welche unter Drake und Norris ein Heer nach Cadix und Portugal führte (siehe S. 203). Diese Flotte, deren beide Führer sich sonst als tüchtige Seefahrer bewährt hatten, kehrte bald wieder unverrichteter Sache nach England zurück, und Essex nahm sogleich aufs neue seinen Platz am Hofe ein, obgleich die Königin ihm zuerst einen Mann mit dem Befehle

der Rückkehr nachgesendet und, als dieser ihn nicht mehr auf englischem Boden antraf, dem Drake befohlen hatte, ihn nach Hause zurückzuschicken.

Mit Essex ging es damals gerade so, wie früher mit Leicester: er durfte keck an den Hof zurückkommen und sich noch insolenter zeigen als vorher. Es gelang ihm sogar, einen mit Talenten begabten kühnen Abenteurer, welcher Meister der höfischen Schmeichelei war und mit seinen Freunden bei Elisabeth einer unanständigen Vertraulichkeit genoß, auf einige Zeit von der Königin zu entfernen. Dieser Mann, welcher später unter König Jakob I. noch einmal eine Rolle spielte, war der Ritter Walter Raleigh. Er hatte es während der Abwesenheit des Grafen Essex schon so weit gebracht, daß er der stete Begleiter der Königin auf ihren Spaziergängen geworden war; nach dessen Rückkehr aber mußte er auf einige Zeit nach Irland gehen, wo die Königin ihm zwölftausend Acres Land geschenkt hatte. Elisabeth begünstigte damals noch einen jungen Mann, Charles Blount, den Sohn eines Lords, in sehr auffallender Weise. Sie erregte durch ein Geschenk, welches sie demselben machte, die Eifersucht des Grafen Essex, und als dieser sich eine sarkastige Bemerkung darüber erlaubte, kam es zwischen Beiden zu einem Duell, welches man dann benutzte, um der Einbildung der Königin von ihrer Schönheit zu schmeicheln. Elisabeth ließ sich nämlich in den Kopf setzen, daß ein Streit über ihre Schönheit das Duell veranlaßt habe.

Die beiden Duellanten wurden nachher die besten Freunde. Dagegen war und blieb der bekannte Minister Elisabeth's, Lord Burleigh, für Essex ein gefährlicher Feind, da die Königin den alten Schlaukopf durchaus nicht entbehren konnte. Essex gerieth mit ihm bei Walsingham's Tode (1590) in Zwist, und zwar aus Anlaß der Besetzung der Stelle, welche dieser bekleidet hatte. Lord Burleigh wollte die Stelle seinem Sohne, Sir Robert Cecil, verschaffen; Essex dagegen schlug zuerst den bekannten Davison, welchen Elisabeth nach der Hinrichtung der Maria Stuart zum Träger ihrer Sünde gemacht hatte, und dann den Sir Thomas Bodley vor. Elisabeth schob, um weder ihren alten Minister, noch ihren jungen Günstling zu beleidigen, die Ernennung auf, und ließ die Stelle sechs Jahre lang provisorisch durch Sir Robert Cecil unter der Aufsicht seines Vaters verwalten. Erst als 1596 Essex beschuldigt

wurde, daß er an dem im Verhältniß zu den aufgebotenen Mitteln wenig glücklichen Ausgange eines großen Unternehmens gegen Spanien schuld sei, gab endlich Elisabeth die Stelle dem Sir Robert Cecil. Dieser verband sich dann mit den zahlreichen Feinden des Grafen Essex zu dessen Sturze.

Was jenes Unternehmen gegen Spanien betrifft, so rüstete König Philipp II., erbittert über die fortwährende Unterstützung der Niederländer und der Hugenotten durch Elisabeth, 1596 einen neuen Seezug gegen England, und Elisabeth beschloß, diesem Zuge dadurch zuvorzukommen, daß sie eine Flotte abschicke, welche die Schiffe Philipp's noch vor ihrer Abfahrt vernichten und zugleich spanische Häfen und Städte zerstören sollte. Die Königin war zu diesem Entschlusse durch den Grafen Essex, den Groß-Admiral Karl Howard und Sir Walter Raleigh getrieben worden, während Lord Burleigh vergebens Alles aufgeboten hatte, um die Sache zu hintertreiben. Es wurde eine Flotte gerüstet, welche mit Inbegriff von zweiundzwanzig holländischen Schiffen hundertundfünfzig Segel stark war und vierzehntausend Mann Landungstruppen an Bord hatte. Da man bei diesem Zuge auf große Beute rechnete, so hatte der Groß-Admiral mit bedeutenden Kosten Schiffe auf eigene Rechnung ausrüsten lassen, und auch Walter Raleigh, welcher ein guter Seemann war, hatte Schiffe gestellt. Den Oberbefehl über die Flotte erhielt der Groß-Admiral, das Commando über die eingeschifften Landungstruppen der Graf Essex. Außer diesen Beiden führten noch Lord Thomas Howard und Walter Raleigh besondere Abtheilungen der Flotte an. Diese vier Männer bildeten mit einigen anderen Führern den Kriegsrath, und Lord Burleigh hatte die Ängstlichkeit seiner Königin benutzt, um durch denselben den Grafen von Essex auf solche Weise einschränken zu lassen, daß das ganze Unternehmen vereitelt werden mußte. Es ward nämlich dem Grafen, dessen Heftigkeit und Hitze diesmal am rechten Platze gewesen wäre, befohlen, nichts zu unternehmen, was nicht zuvor im Kriegsrathe verhandelt und von der Mehrheit desselben gebilligt worden wäre.

Die englische Flotte verließ England im Anfange des Juni 1596. Sie landete vor dem Hafen von Cadix, in welchem fünfzehn Kriegsschiffe und vierzig Handelsschiffe lagen. Diese Fahrzeuge wurden theils zerstört, theils zur schnellen Flucht genöthigt, Cadix

selbst aber eingenommen. Nach der Capitulation, durch welche diese Stadt am 22. Juni sich ergab, ward sie selbst mit allen Waaren-Lagern und Privathäusern den Siegern preisgegeben und nur den Einwohnern gegen eine bestimmte Summe die Schonung ihres Lebens zugesichert. Nachdem die Stadt grausam geplündert worden war, wollte Essex als Oberbefehlshaber der Landtruppen tiefer in Andalusien eindringen oder doch wenigstens den Besitz der Insel, auf welcher Cadix liegt, behaupten; allein der Kriegsrath gab weder das Eine, noch das Andere zu. Die Flotte kehrte darauf, nachdem vor ihrer Abfahrt Cadix niedergebrannt und seine Festungswerke geschleift worden waren, im August mit reicher Beute nach England zurück. Das Unternehmen endigte also, wie alle die vielen Raubzüge zur See, welche die Engländer damals, gleich den Normännern des Mittelalters, gegen die spanischen und portugiesischen Besitzungen zu machen pflegten. Sie wurden dadurch übermächtig zur See, kühn und unternehmend, Helden, Entdecker und reiche Handelsleute, aber zugleich auch rohe und brutale Räuber, Mörder und Mordbrenner an allen Küsten.

Die Königin von England war mit dem Ausgange des Unternehmens höchst unzufrieden, und nahm es außerdem sehr übel, daß die Befehlshaber, unter welchen Walter Raleigh sich am meisten ausgezeichnet hatte, die unermeßliche Beute nicht in die Schatzkammer abgeliefert, sondern unter sich vertheilt hatten. Sie verlangte, daß die beiden Oberbefehlshaber jetzt auch den Seeleuten den schuldigen Sold auszahlen sollten. Daraus ward freilich nichts; Essex blieb aber seit dieser Zeit zwischen königlicher Gunst und Ungunst in einer bedenklichen Lage, wobei er dann im Vertrauen auf Elisabeth's Schwäche und auf seine Unentbehrlichkeit am Hofe der Königin trotzte. Unter den Kränkungen, die er damals erlitt, war ihm besonders die eine empfindlich, daß die Stelle eines Statthalters und Befehlshabers in denjenigen Gegenden der Niederlande, welche den Engländern als Unterpfand übergeben worden waren, nicht ihm, sondern dem Ritter Franz Vere anvertraut wurde.

Eine neue Rüstung des spanischen Königs, mit welcher der Versuch, Irland in Aufstand zu bringen, verbunden war, brachte 1597 den Grafen von Essex zum zweiten Male an die Spitze eines Kriegszuges gegen Spanien. Er erhielt den Oberbefehl über eine aus hundertundvierzig Schiffen bestehende Flotte, welche acht-

tausend Mann an Bord hatte und wieder dem spanischen Könige zuvorkommen sollte. Es wurden ihm zwar Thomas Howard und Sir Walter Raleigh zur Seite gegeben; er sollte aber nicht, wie früher, an das Gutachten des Kriegsrathes gebunden sein. Wind und Wetter waren jedoch diesmal dem Grafen ungünstig. Er wurde bald wieder in den Hafen von Plymouth zurückgetrieben. Da nun die Königin die Kosten für die nöthige Ausbesserung der Flotte nicht bestreiten wollte, so löste sich diese auf, indem die einzelnen Schiffe, welche nach der Sitte jener Zeit aus den Häfen und Städten aufgeboten worden waren, wieder nach Hause zurückkehrten. Essex selbst wollte jedoch seine Unternehmung nicht aufgeben, sondern segelte mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Schiffen wieder von Plymouth ab, um die aus Indien kommende spanische Flotte anzugreifen. Er eroberte auf dieser Fahrt einige der Azorischen Inseln und nahm auch mehrere reich beladene Schiffe der Spanier weg, verfehlte aber die eigentliche indische Flotte und kehrte im Oktober wieder nach Plymouth zurück.

Er wurde damals am Hofe sehr ungnädig empfangen, und mußte besonders darüber Vorwürfe hören, daß er den Walter Raleigh, welcher unstreitig ein besserer Seemann war als er, nicht gehörig geachtet habe. Er entfernte sich daher beleidigt vom Hofe. Die Königin jedoch, welche seiner nicht entbehren konnte, bot Alles auf, um ihn wieder zu versöhnen. Sie beleidigte ihm zu Gefallen sogar den Groß-Admiral. Sie hatte nämlich diesen während der Abwesenheit des Grafen Essex zum Grafen von Nottingham gemacht, wodurch derselbe den Vorrang vor Essex erhielt, und ertheilte jetzt, um den erbitterten Grafen wieder an den Hof zurückzubringen, dem Letzteren die einzige Stelle, mit welcher, wenn sie von einem Grafen bekleidet wurde, ein noch höherer Rang verknüpft war. Diese Stelle war die eines Lord-Marschalls. Der neue Graf von Nottingham verließ hierauf bitter gekränkt den Hof.

Mit den beiden Cecil's hatte Essex einige Zeit Frieden, weil sie ihm reiche Geschenke gemacht hatten; da er sich aber der Königin gegenüber oft ein beleidigendes Betragen erlaubte, so waren jene nicht säumig, jeden Anlaß zu benutzen, um die Königin auf seine Heftigkeit und auf seinen gänzlichen Mangel an politischer Klugheit aufmerksam zu machen. Im Jahre 1598 gerieth er zuerst im Ministerrathe mit den Cecil's in einen politischen und gleich nach-

her mit der Königin selbst in einen persönlichen Streit, welcher ihm verderblich ward. Die Cecil's behaupteten nämlich mit Recht, daß es Zeit sei, den von Spanien angebotenen Frieden anzunehmen, und auch die Königin war dieser Meinung; Essex aber trat, da er noch Lorbeeren und Beute zu ernten gedachte, mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen auf, welche die Königin erschreckte und auch sogar den kalten jüngeren Cecil (Sir Robert) außer sich brachte. Die Königin schwieg damals zwar und ließ die Sache einstweilen unentschieden; gleich nachher aber ward sie bei einem anderen Anlasse ebenfalls erzürnt, und da kam es dann zu einem förmlichen Bruche. Jener Anlaß hing mit den Begebenheiten, welche auf der Insel Irland vorgefallen waren, zusammen.

Irland war damals, was es noch jetzt ist, ein Land der Meutereien und des Mordens, und König Philipp II. von Spanien hatte die Irländer zu Aufständen gereizt, bei welchen die Führer der Rebellen, namentlich der furchtbare Tyrone, den Engländern regelmäßige Heere entgegenstellten. Wegen dieser Rebellion, welche auch nach Philipp's Tode (1598) fortdauerte, war die Stelle eines königlichen Statthalters in Irland nicht wünschenswerth, und man suchte ihr auszuweichen. Als 1598 diese Stelle erledigt wurde, berathschlagte die Königin mit Essex und dem Groß-Admiral über die Wiederbesetzung derselben. Elisabeth wollte den Oheim des Grafen, Sir William Knollys, zum Statthalter von Irland ernennen; Essex aber bestand darauf, daß sein Gegner Sir George Carew erwählt werde, sowohl weil er diesen vom Hofe zu entfernen wünschte, als auch weil Elisabeth die Schuld mislungener Unternehmungen stets auf die Anführer schob und deshalb Essex jene Stelle von seinem Oheim abwenden wollte. Die Königin gerieth darüber mit Essex in einen heftigen Zank, und sagte ihm unangenehme und beleidigende Dinge, worauf Essex sich so weit vergaß, daß er ihr mit einem wegwerfenden Ausdrucke den Rücken kehrte. Dies reizte die Königin aufs höchste; sie sprang auf, gab ihm eine Ohrfeige und rief, er möge zum Teufel gehen. Der Graf griff sogleich ans Schwert und stürzte, als der Groß-Admiral ihn am Arme ergriff, im heftigsten Zorn aus dem Zimmer, indem er sagte, er würde nicht einmal vom Vater der Königin eine solche Beleidigung geduldet haben, geschweige denn von einem Könige im Weiberrock (a king in petticoats). Nach diesem Vorfalle ver-

flossen zwei Monate, ohne daß Elisabeth und Essex einander sahen, weil der Letztere von der Königin eine Genugthuung und sie von ihm eine Entschuldigung forderte. Auch im dritten Monate, in welchem Elisabeth dem Grafen bei einer vorgeblichen oder wirklichen Krankheit desselben einige Aufmerksamkeit bewies, konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er einen demüthigen Schritt (a submission) thue. Dies geschah selbst im vierten Monate (Oktober) nicht. Dessenungeachtet verstand sich die Königin dazu, ihn im Anfange des December wieder um sich zu sehen. Es scheint aber, als wenn sie dem Grafen nie ganz verziehen und nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, um sich an ihm zu rächen.

Diese Gelegenheit gab ihr schon im folgenden Jahre (1599) des Grafen Ehrgeiz. Essex suchte nämlich damals für sich dieselbe Stelle zu erhalten, die er vorher von seinem Oheim hatte abwenden wollen. Damals war der alte Lord Burleigh, der sich während der ganzen Regierungszeit der Königin auf seinem Posten behauptet und das Finanzwesen meisterhaft, wenn auch vielleicht etwas zu karg verwaltet hatte, nicht mehr am Leben, und Lord Buckhurst bekleidete seit dem Tode desselben (1598) seine Stelle. Dieser hegte zugleich mit allen anderen Geschäftsmännern den Wunsch, den Grafen Essex zu entfernen, und glaubte, als derselbe sich um die Stelle eines Vice-Königs von Irland bewarb, eine gute Gelegenheit dazu gefunden zu haben. Die Königin widerstrebte zwar lange, willigte aber am Ende doch ein, und Essex ward zu ihrem Statthalter in Irland ernannt. Man gewährte ihm dabei Vortheile und Rechte, wie sie keinem seiner Vorgänger gewährt worden waren. Es wurden ihm nicht nur achttausend Pfund, welche er der Staatskasse schuldig war, erlassen, sondern auch eine dreimal größere Summe zum Geschenke gemacht. Er erhielt außerdem ein Heer von achtzehntausend der besten Soldaten, von welchen viele in den Niederlanden gedient hatten. Man ertheilte ihm endlich noch andere unerhörte Vorrechte, indem er für Todesverbrechen und Verrath sollte Begnadigung gewähren, ja sogar nach seinem Gutdünken Frieden schließen oder den Krieg fortsetzen dürfen. Alle die, welche in die Geheimnisse des Hofes eingeweiht waren, glaubten damals, die Königin selbst wolle dem Grafen Veranlassung geben, sich ins Verderben zu stürzen; die Nicht-Eingeweihten dagegen meinten, er habe den vollen Genuß der alten Gunst wieder erlangt.

Als Essex nach Irland gekommen war, zeigte er im Vertrauen auf die alte Gunst der Königin, deren doch bereits Andere sich erfreuten, seinen gewohnten Stolz und Eigensinn. Er ließ, anstatt, wie die Königin befohlen hatte, zuerst mit seiner ganzen Macht gegen Tyrone zu ziehen und ihn zu vernichten, drei Sommermonate verfließen, ohne sich um ihn zu bekümmern. Er übergab, obgleich die Königin ihm dies verboten hatte, den Oberbefehl über die Reiterei seinem Freunde, dem Grafen von Southampton, und dieser legte, erst als die Königin es gebot, das Commando wieder nieder. Essex war freilich nicht ganz unthätig, sondern unternahm in der Zeit, in welcher er Tyrone hätte bekämpfen sollen, einen Zug in andere Gegenden. Er eroberte mehrere von den Irländern erbaute Forts, zog nach Münster und besetzte Limmerik, Cork und Waterford; er verlor aber dabei durch Witterung, Klima und Seuchen den größten Theil seines Heeres, und verweilte bis in den August hinein zu Dublin. Ein dringender Befehl der Königin, welche alle seine Gegenvorstellungen verwarf, nöthigte ihn, sich wieder von Dublin zu entfernen, um Tyrone anzugreifen. Er hatte jedoch nur noch dreitausend Mann beisammen, als er am Flusse Brenny auf das Heer der Rebellen stieß. Er schloß deshalb, anstatt den Feind anzugreifen, Ende August einen Waffenstillstand, welcher während des Winters alle sechs Wochen erneuert werden sollte und den eingeborenen Irländern bedeutende Vortheile zusicherte, der Königin aber in Hinsicht auf den Güterbesitz der gegen sie im Felde stehenden irländischen Häuptlinge und auf die Anstellung von Engländern in Irland schwer zu erfüllende Verpflichtungen auferlegte. Schon die geheime Unterhaltung, welche Essex vor dem Abschlusse dieses Waffenstillstandes mit Tyrone hatte, machte die Königin argwöhnisch; die Bedingungen des Waffenstillstandes aber erbitterten sie vollends. In dieser Lage der Dinge kehrte Essex ohne Erlaubniß der Königin nach England zurück, erschien am Morgen des 28. September plötzlich in ihrem Schlafzimmer und warf sich an ihrem Bette auf die Kniee. Die Königin verstellte sich dabei gegen ihn. Sie zeigte sich ihm sogar noch bei einer zweiten Unterhaltung mit ihm, welche am nämlichen Morgen Statt fand, gütig und freundlich; schon am Abend desselben Tages aber erhielt er Stuben-Arrest, und gleich darauf wurde er zur Bewachung einem zuverlässigen Manne übergeben, der sich dafür ver-

bürgen mußte, daß Essex nicht entfliehe. Elisabeth wollte ihn vor Gericht stellen und als Verräther verurtheilen lassen; die Richter erklärten ihr aber, daß sie im Gerichte schwerlich durchdringen werde. Essex blieb hierauf bis an das Ende des Jahres Gefangener. Das Aufsehen, welches die Sache machte, nöthigte endlich die Königin, ihn vor eine Commission von achtzehn durch sie ernannten Personen zu stellen; doch wollte sie diese Commission nicht als Kriminalgericht angesehen haben, sondern sie nannte es Disciplinargericht (censure). Essex ward von diesem Gerichte mehrerer Dienstvergehen schuldig gefunden und zur Strafe nicht nur von seinen Ämtern als Mitglied des geheimen Rathes, als Lord-Marschall und als General-Feldzeugmeister (master of the ordinance) suspendirt, sondern auch zu einer Gefangenschaft verurtheilt, welche so lange, als es der Königin gefalle, dauern sollte. Essex nahm dieses Urtheil demüthig und ergeben auf. Er ward nach der Verkündigung desselben pietistisch frömmelnd und schien aller Hoffarth und Pracht der Welt satt zu sein. Die Königin ihrerseits gab ihm in der nächsten Zeit mehrere Zeichen des Andenkens, indem sie ihn der Aufsicht enthob und ihm erlaubte, in seinem eigenen Hause zu wohnen. Am Ende des Jahres 1600 war jedoch die Geduld des Grafen erschöpft, und er erlaubte sich von jetzt an heftige Reden gegen Elisabeth, welche dieser von ihren zahlreichen Spähern sogleich hinterbracht wurden. Robert Cecil, der schlaue Sohn eines listigen und bitterbösen Vaters, Sir Walter Raleigh, Cobham, dessen Bruder Brooke und Lord Gray, von welchen Raleigh und Cobham zugleich mit einigen anderen Männern des Grafen Platz bei Elisabeth eingenommen hatten, waren die Hauptgegner desselben. Er suchte also durch jedes gesetzliche oder ungesetzliche Mittel dieselben von Elisabeth zu entfernen und seinen ganzen Einfluß wieder zu gewinnen. Zu diesem Zwecke trat er mit König Jakob von Schottland in Verbindung. Er bemühte sich, denselben besorgt zu machen, daß von England aus ein Einverständniß mit dem spanischen Könige angeknüpft werde, um ihn von der Nachfolge in England auszuschließen. Zugleich erbot er sich seine Freunde zu bewaffnen, um diesen Plan, welcher von Cecil, Cobham, Raleigh und Nottingham betrieben werde, zu vereiteln. Jakob scheint dem Grafen seinen guten Willen verdankt zu haben, war aber klug genug, sich keine Blöße zu geben. Essex

hatte jedoch das Volk durch die unter demselben verbreitete Meinung, er allein betreibe die Nachfolge eines Protestanten aufrichtig, in eine so gewaltsame Bewegung gebracht, daß sein Haus täglich von ganzen Schaaren umgeben war. Auch seine vielen ritterlichen Freunde kamen zu ihm. Mit diesen entwarf er dann den abenteuerlichen Plan, in den königlichen Palast einzudringen und so die Gegner zu vertreiben; denn er hielt sich überzeugt, daß, wenn er dies thue und sich dann der Königin zu Füßen werfe, Elisabeth sogleich alles Vorgefallene vergessen werde. So wunderlich auch dieser Plan uns scheinen mag, so waren doch des Grafen Genossen entschlossen, das tollkühne Wagestück zu unternehmen. Die Minister der Königin hatten indessen von des Grafen Correspondenz mit Jakob Kenntniß erhalten, und suchten der Ausführung des Planes zuvorzukommen. Dies nöthigte die Verschworenen loszubrechen, ehe alle ihre Anstalten getroffen waren.

Am 7. Februar 1601 schickte der Kabinets-Rath der Königin unerwartet den Secretär Herbert in des Grafen Palast (Essex-house), und ließ demselben befehlen, sogleich vor dem Rathe zu erscheinen. Essex entschuldigte sich damit, daß eine Unpäßlichkeit ihm nicht erlaube, sein Haus zu verlassen. Unmittelbar darauf erhielt er ein Billet von unbekannter Hand, in welchem er ermahnt wurde, auf seine schleunige Rettung bedacht zu sein. Er sandte sogleich nach allen Seiten hin Boten aus, um seine Freunde zu sich zu rufen. Diese waren kaum gekommen, als ihm gemeldet wurde, daß vier Herren vom königlichen Rathe nebst dem Lord Oberrichter am Thore seines Palastes ständen und Einlaß begehrten. Er befahl, ihnen die Nebenthür zu öffnen, ihr Gefolge aber mit alleiniger Ausnahme des Mannes, welcher das große Siegel trug (the pursebearer), nicht mit einzulassen. Die Eingetretenen fanden die Freunde des Grafen im Palaste, und es entspann sich zwischen ihnen und Essex sogleich ein hitziger Wortwechsel. Essex behauptete, woran allerdings etwas Wahres war, die Königin werde von seinen Feinden gewissermaßen gefangen gehalten und mit Gewalt verhindert, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was sie sonst aus alter Liebe ganz gewiß thun würde. Der versammelte Haufen schrie: „Schlagt sie todt! Behaltet sie als Geißeln! Werft das große Siegel zum Fenster hinaus!“ Essex führte nachher die Herren des Rathes zuerst durch einige Zimmer,

in welchen Musketiere standen, und dann in einen hinteren Saal. Hier ließ er sie einsperren und durch John Davis, Franz Tresham und Arden Salisbury bewachen. Nachdem er so sich jener Herren als Geißeln versichert hatte, begann er ein Unternehmen, welches nur einem Wahnsinnigen in den Kopf kommen konnte. Er zog sein Schwert und stürzte, begleitet von den Grafen Rutland und Southampton, sowie von den Lords Sands und Mounteagle und etwa achtzig Herren und Rittern, an die sich nachher noch der Graf Bedford, Lord Cromwell und etwa zweihundert Andere anschlossen, aus seinem Hause, um den königlichen Palast anzugreifen. Dieser war jedoch gut verwahrt, alle Straßen waren leer und todtenstill, und niemand wollte sich dem Grafen anschließen. Die Königin selbst zeigte vielen Muth und hatte Lust, den Aufrührern geradezu entgegen zu gehen. Die Begleiter des Grafen sahen bald ein, daß sie sich getäuscht hatten, indem sie das Unternehmen für leicht ausführbar gehalten und auf die Schwäche der Königin für Essex gerechnet hatten. Sie zerstreuten sich also, und er selbst hielt es dann für das Klügste, auf einem Umwege in seinen Palast zurückzukehren. Es folgten ihm nur etwa fünfzig Personen. Die Herren, deren er sich als Geißel hatte bedienen wollen, fand er nicht mehr in seinem Hause, weil einer seiner Anhänger sie mittlerweile in Freiheit gesetzt hatte.

Nachdem Essex in seinen Palast zurückgekehrt war, zogen Robert Cecil und Sir Thomas Gerard, vom Grafen von Cumberland und einem Herold begleitet, in der Stadt umher und ließen ihn als Hochverräther ausrufen, indem sie zugleich demjenigen, der sich seiner Person bemächtigen würde, tausend Pfund versprachen. Essex und die bei ihm zurückgebliebenen Freunde faßten den Entschluß, sich in dem Palaste, welcher der Sitte früherer Zeiten gemäß befestigt war, zu vertheidigen; als aber der Groß-Admiral mit einer bedeutenden Anzahl Soldaten den Palast enge einschloß und dann Geschütz herbeibringen ließ, wagte Essex nicht, es bis zum Äußersten kommen zu lassen. Lord Sands rieth ihm, einen verzweifelten Ausfall zu machen, um entweder sich durchzuschlagen oder kämpfend zu sterben; allein Essex folgte diesem Rathe nicht, sondern ließ sich bereden, sich und die Seinigen unter der Bedingung gefangen zu geben, daß man ihn vor Gericht stelle und nicht summarisch verurtheile.

Höchst wahrscheinlich würde die Königin dem Grafen, wie dieser selbst glaubte, verziehen haben, wenn nicht seine Gegner, welche seine Verbindung mit dem Thronfolger kannten und ihn also auch für die Folge zu fürchten hatten, ihn des beabsichtigten Mordes der Königin beschuldigt hätten. Sie erpreßten nämlich von einem gewissen Thomas Lee das Geständniß, daß Essex ihn zur Ermordung der Königin habe dingen wollen, und ließen dann denselben, obgleich er nachher seine und des Grafen Schuld abgeleugnet hatte, so eilig hinrichten, daß der wirkliche Verhalt der Sache nicht ermittelt werden konnte. Essex und Southampton wurden dem gegebenen Versprechen gemäß am 19. Februar 1601 vor ein Gericht von fünfundzwanzig Pairs gestellt, welches den Lord Buckhurst (als lord steward) zum Vorsitzer hatte. Als Essex unter diesen Richtern mehrere seiner Feinde erblickte, wollte er, wie es bei Geschworenen-Gerichten gebräuchlich ist, diese ausgeschlossen haben; die Oberrichter aber, deren Gutachten man darüber einholte, gaben die Erklärung: das Gesetz mache einen großen Unterschied zwischen Pairs und Geschworenen; die Ersteren wären nicht beeidigt und sprächen ihr Schuldig oder Unschuldig (their verdict) nur auf ihre Ehre hin aus, sie könnten daher auch nicht ausgesucht werden. Die eigentliche Anklage betraf nur die beabsichtigte Entführung der Königin und den bewaffneten Aufstand; denn die auf Thomas Lee's Aussage gestützte Beschuldigung des Mordversuches ward nur im Stillen bei der Königin benutzt, um eine Begnadigung zu verhindern. Das Gericht erklärte beide Angeklagten für schuldig und verurtheilte sie zum Tode. Dieses Urtheil ward von Elisabeth schnell bestätigt und an Essex schon am 25. Februar 1601 vollzogen. Man hielt ihn allgemein für ein Opfer der am Hofe mächtigen Partei seiner Gegner. Seine Hinrichtung veranlaßte Bewegungen im Volke, und dies setzte seine Gegner so sehr in Schrecken, daß sie an dem Grafen von Southampton das Urtheil nicht vollziehen, sondern ihn nur auch fernerhin in Haft halten ließen.

König Jakob von Schottland leugnete seine Verbindung mit Essex und dessen Mitverschworenen, welche die Anerkennung seines Rechtes der Nachfolge mit Gewalt hatten erzwingen wollen, um so weniger ab, da er auf Veranlassung derselben dieser Sache wegen den Grafen von Marr und den Abt Bruce von Kinloß

zu seinen Gesandten in England ernannt hatte. Zwar war das Mislingen des ganzen Planes dem Könige schon vor der Abreise dieser Gesandten bekannt geworden; er hatte ihnen aber aufgetragen, sich, wenn noch irgend eine Hoffnung übrig sei, an die Verschworenen anzuschließen. Als die Gesandten Alles vereitelt sahen, wandten sie sich schnell auf die andere Seite, indem sie der Königin zur Beseitigung der ihr drohenden Gefahr Glück wünschten. Sie baten diese dabei, daß sie doch keinen ihrer Unterthanen deshalb, weil er mit Jakob correspondirt oder ihn in Schottland besucht habe, zur Strafe ziehen möge; zugleich ersuchten sie die Königin aber auch, die Jahrgelder zu erhöhen, welche der schottische König von Elisabeth bezog. Da Jakob einer Verbindung in England bedurfte, Elisabeth aber mit großer Eifersucht darüber wachte, daß keiner ihrer Minister mit ihrem Nachfolger in Verkehr stehe, so benutzte der schlaue Robert Cecil die Anwesenheit der schottischen Gesandten, um sich für den wahrscheinlich bald eintretenden Fall des Todes der Elisabeth die Gunst ihres Nachfolgers zu sichern. Er trat vermittelst der Gesandten insgeheim mit Jakob in Verbindung, richtete aber aus Vorsicht die Sache so ein, daß alle gegenseitigen Mittheilungen an und durch eine dritte Person gemacht wurden. Auf diese Weise war Robert Cecil schon vor dem Tode der Elisabeth insgeheim Jakob's Minister, und ordnete Alles an, was dieser angeordnet zu haben wünschte. Auch blieb er später Jakob's Minister, bis er im Jahre 1612 gerade zu der Zeit starb, als Jakob seiner am meisten bedurft hätte. Ganz anders erging es den Lieblingen der Elisabeth, einem Gray, Raleigh, Cobham und Anderen; denn diese wurden, als nach dem Tode der Königin Jakob den Grafen von Southampton in Freiheit setzen und zu sich kommen ließ und alle Freunde und Verwandten des Grafen Essex sehr begünstigte, in große Verlegenheit gebracht.

Die Königin befand sich zu der Zeit, als Essex hingerichtet wurde, schon längst in einem traurigen Gesundheitszustande. Als sie im Jahre 1601 ihr letztes Parlament in eigener Person eröffnete, vermochte sie sich in dem schweren königlichen Ornat nicht aufrecht zu halten, und würde unter demselben zusammengestürzt sein, wenn nicht einer der Großen herbeigeeilt wäre und sie gestützt hätte. Übrigens erfuhr sie von Seiten dieses ihres letzten Parlaments einen heftigen Widerstand, welcher für die Regierung ihres

Nachfolgers, eines auf sein göttliches Herrscherrecht übermäßig stolzen und mehr dem spanischen Despotismus in Staat und Kirche, als den englischen constitutionellen Formen zugeneigten Königs, ein schlimmes Vorzeichen war. Es galt diesmal nicht der Religion, vielmehr ruhte der Streit mit Katholiken und Puritanern schon seit einiger Zeit; es galt den Rechten des freien Verkehres, welche während der ganzen Regierungszeit der Elisabeth verletzt worden waren. Elisabeth nämlich, welcher im Allgemeinen Kargheit vorgeworfen wird, hatte, um ihre Lieblinge und die Männer ihrer nicht gerade keuschen nächsten Umgebung zu bereichern, ein Mittel ausgedacht, welches die anderen Bürger wesentlich beeinträchtigte. Sie ertheilte Einzelnen Monopole, indem sie ihnen ein von ihr selbst unterschriebenes Patent ausstellte, vermöge dessen der in demselben Genannte, zur Belohnung für seine Dienste oder besser für seine angeblichen Dienste, das ausschließliche Recht erhielt, mit einer bestimmten Waare Handel zu treiben. So hatte z. B. Essex lange Zeit hindurch das Privilegium, süße Weine zu verkaufen, besessen, und der erste Streit zwischen ihm und der Königin war dadurch entstanden, daß Elisabeth ihm nach einem Zanke sein Monopol nicht erneuern wollte. Dieser Misbrauch wurde am 20. November 1601 im Parlament zur Sprache gebracht, und erregte damals einen heftigen Sturm, weil die königlichen Diener behaupteten, die Ertheilung solcher Monopole sei ein Prärogativ der Krone, und das Parlament habe kein Recht, der Königin, wie sie sich ausdrückten, die Hände zu binden. Beide Häuser wurden dadurch in große Aufregung gebracht, und ihr damaliges Benehmen war ein Vorspiel der Scenen, die sich nachher unter Jakob I. mit weit größerer Heftigkeit wiederholten. Das Parlament bestand nicht nur auf seinem Rechte, sondern es wollte sich auch nicht, wie es bisher gethan hatte, dabei beruhigen, daß eine bloße Bittschrift um Abhülfe eingereicht werde. Es erklärte vielmehr, jener Misbrauch müsse unmittelbar durch einen Parlaments-Beschluß abgeschafft werden. Da nun zugleich die Bürger von London murrend die Straßen füllten und den Minister durch ihr Toben in Schrecken setzten, so faßte Elisabeth auf den Rath desselben den Entschluß, nachzugeben. Sie entsagte am 25. November durch eine Erklärung, die sie dem Sprecher des Parlaments gab, dem Rechte der Ertheilung von

Monopolen. Es mußte also Elisabeth, welche ihr königliches Vorrecht seither stets mit Starrsinn und Trotz behauptet hatte, gerade am Ende ihrer Regierung sich vor dem Willen des Volkes beugen.

Um jene Zeit dauerte der Krieg mit den Rebellen in Irland und mit den Spaniern noch immer fort. Die Letzteren schickten zweimal nach einander Truppen nach Irland; sie bewirkten aber beide Male nichts Anderes, als daß sie den Krieg und die Verheerungen verlängerten. Mit den Rebellen würde man früher zu Ende gekommen sein, wenn nicht Elisabeth eine unbedingte Unterwerfung verlangt hätte. Erst als die Königin dem Tode nahe war, wurden die Unruhen in Irland gedämpft. Dagegen dauerte der Krieg, welcher mit den Spaniern zur See geführt wurde, noch bis nach Jakob's I. Thronbesteigung fort.

Elisabeth starb am 24. März 1603. Schon vor ihrem Tode waren die Männer, welche unter Elisabeth's Namen zuletzt die Regierung geführt hatten, in zwei Parteien zerfallen, weil, nachdem der Minister Robert Cecil sich von seinen Collegen getrennt und mit Jakob angeknüpft hatte, Gray, Cobham und Raleigh, denen Jakob nicht gewogen war, sich anders helfen mußten. Die Letzteren verfielen auf den Gedanken, sich an die Katholiken anzuschließen und anstatt des Königs Jakob die Tochter von dessen Vatersbruder, Arabella Stuart, auf den englischen Thron zu erheben, oder mit anderen Worten die Nachfolge einer Prinzessin zu verschaffen, welche ganz ihre Creatur wäre und durch spanische Hülfe sowohl auf den Thron gebracht, als auch im Besitze desselben erhalten werden sollte. Dieser Plan war schon an und für sich abenteuerlich; er ward es vollends, als Robert Cecil, der Siegelbewahrer, der Groß-Admiral und der Erzbischof von Canterbury die Königin zwei Tage vor ihrem Tode dahin brachten, daß sie, was bis dahin von ihr stets verweigert worden war, den König Jakob für ihren Nachfolger erklärte. Jakob ward auch unmittelbar nach dem Tode der Elisabeth als König ausgerufen, und es blieb deshalb seinen Gegnern nichts Anderes übrig, als eine Verschwörung anzustiften, welche unter den damaligen Umständen nur ihren Urhebern selbst, nicht dem neuen Könige, verderblich werden konnte.

9. Erste Regierungsjahre Jakob's I. von England.

Jakob I. hatte seither eben soviel von den Geistlichen und Großen Schottland's, als von trotzigen Puritanern und Schwärmern zu leiden gehabt und mit Sehnsucht der Stunde geharrt, wo er aus seinem armen Schottland in das reiche England und aus der Beschränkung, in der seine Schotten ihn stets gehalten hatten, zu der willkürlichen Gewalt der Königin Elisabeth übergehen sollte. Er eilte daher, Besitz vom englischen Throne zu nehmen. Niemand machte ihm denselben streitig; denn Arabella Stuart, welche Raleigh, Cobham und Andere ihm entgegensetzen wollten, hatten Robert Cecil und sein Anhang in Gewahrsam bringen lassen, noch ehe die Absichten jener Partei ans Licht gekommen waren.

Jakob ward in England als ein Schotte betrachtet, welcher Geld brauche, und seine Freunde als arme Ritter, die sich in England bereichern wollten. Er bedurfte daher als König von England vieler Klugheit und Behutsamkeit. Diese wäre ihm vor allem Anderen nöthig gewesen. Dagegen hatte seine große theologische Gelehrsamkeit, die ihn zum Pedanten machte, nur sehr geringen Werth. Er erwarb sich freilich durch ein 1599 geschriebenes und weit verbreitetes Buch, in welchem er die hierarchischen Grundsätze vertheidigte, die Freundschaft des anglikanischen Klerus; allein diese konnte ihm bei dem im ganzen Volke erwachten Streben nach größerer religiösen und politischen Freiheit wenig nützen. Übrigens hatte er jenem Buche den Titel einer königlichen Gabe gegeben, und zwar nach seiner pedantischen Weise mit einem griechischen Ausdrucke (Basilikon Doron). Sowohl die Presbyterianer und Puritaner, als die Katholiken täuschten sich in Jakob, weil er als Erz-Pedant allein weise sein wollte. Er hatte daher bald die beiden ganz entgegengesetzten Parteien auf gleiche Weise gegen sich. Von Elisabeth's Räthen und Lieblingen begünstigte er einen Theil; den gefährlichsten unter ihnen aber beleidigte er, noch ehe er nach London kam, dadurch, daß er von Cobham und Gray nichts wissen wollte und den Walter Raleigh sowohl von dem Posten eines Garde-Hauptmannes als von der einträglichen Stelle eines Ober-Commissärs der Zinn-Bergwerke entfernte, und dagegen den Freund des Grafen Essex, den Grafen von Southampton, aus dem Tower zu sich nach York kommen ließ.

Daß Jakob, wie es bei jedem neuen Regenten der Fall zu sein pflegt, auf seiner Reise durch England vom Volke mit unglaublichem Jubel empfangen wurde, ist nur aus dem Grunde merkwürdig, weil ihm selbst an den Freudenbezeugungen des Volkes sehr wenig gelegen war. Er ließ sogar das Zusammenströmen des Volkes an die Orte, durch welche er kam, verbieten, und wollte nur den Kreis der Herren, welche er besonders begünstigte, in seiner Umgebung haben. Um sein monarchisches Ansehen schon an der Grenze zu zeigen, wählte er ein Mittel, welches von Verachtung der Gesetze ausging und deshalb den Engländern vor einem solchen Ansehen bange machen mußte. Er ließ nämlich einen Dieb ohne vorausgegangene Untersuchung aufknüpfen. Wie wenig seinem Worte, dem mündlichen und dem schriftlichen, zu trauen sei, bewies Jakob durch einen langen Brief, den er am 6. April 1603 von Schottland aus an sein englisches Cabinet (council) schrieb; denn in diesem Briefe gedachte er der Königin Elisabeth auf sehr ehrenvolle Weise und ordnete Alles an, was ihr als letzte königliche Ehre nur irgend gebührte, nachher aber wollte er, wie man bei Hume und viel ausführlicher und genauer bei Lingard lesen kann, nicht einmal von ihr reden hören. Freilich hatte Elisabeth ihr ganzes Leben hindurch sowohl seine Mutter als auch ihn selbst verfolgt, und mit Essex, Walter Raleigh und Anderen ein höchst unanständiges Leben geführt; aber sie war und ist noch in England fast göttlich verehrt und hatte ihre Scandale stets vor dem Publikum verborgen gehalten, während dieses sich über Jakob's Benehmen sehr ärgerte. Übrigens wird jener Brief, in welchem Jakob gerade das Gegentheil von dem ausspricht, was er nachher that, weder von Hume noch von Lingard angeführt. Er steht im zweiten Bande der von Halliwell 1848 herausgegebenen Briefe der englischen Könige (S. 98—101). Der soeben erwähnte Contrast der Worte und der That ließe sich allenfalls damit entschuldigen, daß Jakob den Ministern gegenüber, die er damals noch nicht beleidigen durfte, sich verstellen mußte. Ein anderer Beweis seines widersprechenden Betragens, den er ebenfalls gleich anfangs gab, war für seine, seines Volkes und seiner Kinder Schicksale weit bedeutender. Er machte nämlich durch eine Proclamation bekannt, daß unter seiner Regierung alle Monopole, sowie überhaupt alle Willkürlichkeiten, welche Elisabeth sich zum Besten ihrer Lieblinge

erlaubt hatte, ganz aufhören sollten; nichtsdestoweniger ward gleich nachher von ihm selbst die Willkür und die Begünstigung unwürdiger Menschen weiter getrieben als je.

Wir werden der Kürze wegen nur diejenigen Handlungen und Ereignisse der Regierung Jakob's I. berühren, welche die englische Nation mit der Besorgniß erfüllten, daß die ihr schon im dreizehnten Jahrhundert durch Brief und Siegel zugesicherten Rechte (siehe Th. VII. S. 465 und 469 f.) verletzt werden möchten, oder welche wenigstens allgemein fühlbar machten, daß man für diese Rechte neue Bürgschaften suchen müsse. Wir glauben deshalb auch gegen unsere Gewohnheit, ehe wir zum Einzelnen übergehen, den Gang der Regierung im Allgemeinen andeuten zu müssen. Um dabei ganz sicher zu gehen, wollen wir Schritt vor Schritt dem englischen Gelehrten folgen, welcher die Einleitung zu den von Birch gesammelten Briefen der angesehensten Männer in Jakob's I. Zeit geschrieben hat *). Der Verfasser dieser Einleitung gibt das Ergebniß seines Studiums der Urkunden über Jakob's Betragen und über sein Schwanken in politischer Beziehung ganz kurz an, und wir glauben seine Worte als das allgemeine Resultat der Berichte angesehener Zeitgenossen dem Besonderen, welches wir hinzufügen wollen, vorausschicken zu sollen.

Er geht von dem Gedanken aus, daß Jakob durch seine pedantische Bildung und heuchlerische Erziehung in den Stand gesetzt war, eine Zeitlang die Welt zu täuschen und in den Augen derselben für einen Salomo zu gelten, daß er aber gar bald aus seiner Rolle fiel. Seine Regierung ist für die Geschichte der Erneuerung und Bestätigung der im dreizehnten Jahrhundert durch die Nation errungenen Befreiung von monarchischer Willkür wichtiger, als man sich vorzustellen pflegt. Der Sieg, welchen später die Vertheidiger der National-Rechte gegen die despotischen Einfälle des Königs errangen, wurde hauptsächlich dadurch vorbereitet, daß unter Jakob I. die Mitglieder des Parlaments den Geldbußen und der Einkerkerung im Tower, welche Jakob zu verhängen pflegte, muthig trotzten. Auf das Vorspiel der Revolution unter Jakob I. hat man bisher viel zu wenig geachtet, weil man die späteren,

*) The court and the times of James the First, transscribed by Thomas Birch D. D., now first published from his Mss. bequeathed to the Brittish Museum, London, 1849, 2 voll.

mehr in die Augen fallenden Ereignisse des Kampfes der Nation ausschließlich beachtete; und doch ist es unzweifelhaft gewiß, daß die glänzenden Ergebnisse, welche unter Jakob's Sohne erlangt wurden, nie erlangt worden wären, wenn nicht die Männer, welche unter des Vaters Regierung der Gewalt trotzten, so ausdauernd gerungen hätten.

Jakob trat, wie aus den Nachrichten in den erwähnten Briefen hervorgeht, dem Parlament gegenüber bald liebkosend, bald drohend auf, gerieth nachher plötzlich in eine förmliche Wuth, schleuderte den Befehl der Auflösung wie einen Blitzstrahl gegen das Parlament, und ließ nach der Auflösung Deputirte ins Gefängniß werfen, sowie die Güter eines jeden Parlaments-Gliedes einziehen, welches kühn genug gewesen war, sich im geringsten seinen Plänen zu widersetzen. Kaum waren jedoch einige Monate verflossen, so rief er das Parlament wieder zusammen, weil er durch die Leere seiner Schatzkammer dazu unbedingt genöthigt war. Er suchte dann, ehe noch eine Debatte über die Beschwerden des Volkes und über die ewigen Geldforderungen der Krone entstehen konnte, das ihm nöthige Geld durch List zu erschleichen. Er versprach zu dem Ende alles Mögliche und betheuerte, daß er nur das Wohl des Volkes im Auge habe und die besten Vorsätze hege. Die Mitglieder des Unterhauses merkten jedoch bald, was es mit seinen Versprechungen auf sich habe, und suchten weislich irgend eine Bürgschaft für die Erfüllung derselben zu erhalten, ehe sie sich entschlossen, ihm die Mittel zur Fortsetzung seines gesetzwidrigen Regiments zu gewähren. Jakob hatte nämlich bei seinem Regierungsantritte die Aussicht auf ein ideales Glück eröffnet, welches seine patriarchalische Regierung in England schaffen werde. Da sollten weder Monopole, noch Erpressung, noch irgend ein Unrecht oder Verlust vorkommen; alles dies war aber zu Wasser geworden. In wenigen Jahren wurden gerade die verderblichsten Monopole hundertfach vervielfältigt, gezwungene Anlehen von den Kaufleuten erpreßt, die Reichen zu unerschwinglichen Geldstrafen verurtheilt, der Handel gelähmt, die Gewerbe zu Grunde gerichtet und die Armen in jeder Beziehung beeinträchtigt.

Die unermeßlichen Summen, welche Jakob durch diese Mittel erlangte, wurden mit kindischer Verschwendung und lüderlicher Sorglosigkeit an Günstlinge vergeudet, deren Ansprüche an die Freigebigkeit des Königs allein auf einem glatten Gesichte und

einer hübschen Gestalt beruhten. In den Briefen aus Jakob's I. Zeit, fährt der Verfasser der Einleitung zu denselben fort, wird man alle einzelnen Angaben, welche zur Kenntniß der Lieblinge Jakob's, eines Hay, Montgommery, Rochester, Monson, Brett und Buckingham dienen, vollständig finden. Für die Geschichte eines jeden dieser Günstlinge findet man Züge, welche über die Regierung des pedantischen und doch kindischen Königs viel Licht verbreiten. Montgommery's verächtliche Feigheit, die unglaubliche Schlechtigkeit eines Rochester, die Unbedeutendheit eines Monson und die tolle Überhebung eines Buckingham warfen einen nicht kleinen Theil des Scheines ihrer Verkehrtheit auf ihren Gönner. Hay, Graf von Carlisle, scheint der Einzige gewesen zu sein, der sich der Rolle, die er gespielt hatte, schämte und eine würdigere Stellung suchte. Er besaß die Klugheit, die den Anderen ganz fehlte, in hohem Grade. Sobald er merkte, daß sich ein Nebenbuhler zeigte, der die losen und lockeren Eigenschaften, welche Jakob allein belohnte, in höherem Grade besaß als er, bemühte er sich sogleich um eine diplomatische Anstellung außerhalb des Reiches, und als er diese erhalten hatte, erwarb er sich einen besseren Anspruch auf Auszeichnung und Belohnung, als die persönliche Gunst eines Fürsten wie Jakob verleihen konnte.

Jakob erweckte schon vor seiner Krönung bei allen denen, welche der versteckten Politik der Elisabeth und ihrer boshaften Cecil's nicht getraut hatten, große Hoffnungen. Sowohl die Puritaner als die Katholiken erwarteten von ihm Duldung. Der Pabst erklärte sich freundlich über ihn. König Heinrich IV. von Frankreich und Philipp III. von Spanien suchten seine Freundschaft, und der Letztere ließ die Einleitung zu einem Frieden mit England treffen. Auch der Erzherzog Albrecht (s. S. 291 und 294), welcher, nachdem er durch den Pabst seiner geistlichen Würde entbunden worden war, Philipp's II. Tochter Isabella geheirathet hatte und Oberstatthalter der spanischen Niederlande geworden war, hatte eine Gesandtschaft nach London geschickt. Nur eine kleine Zahl der unter Elisabeth begünstigten, durch Jakob aber entfernten Intriguanten und lüderlichen Leute ersann ein Complot, welches so unbedeutend wie sie selbst war, aber viel Lärm machte. Diese Leute entwarfen nämlich den tollen Plan, mit Hülfe der englischen Katholiken, des Statthalters der Niederlande, des Königs von Spanien und der

Arabella Stuart sich der Person des Königs zu bemächtigen, um von ihm Zugeständnisse zu erzwingen. Sie hatten jedoch nicht einmal vorher angefragt, ob sie auch bei den Personen, auf welche sie rechneten, eine Stütze finden würden. Weder der König von Spanien noch Erzherzog Albrecht ließen sich mit ihnen ein, und Arabella Stuart gewährte nicht einmal demjenigen von ihnen, der ihr einen Vorschlag zu ihrer Befreiung machen sollte, Gehör. Die Hauptverschworenen waren die Lords Gray und Cobham, Walter Raleigh, Griffin, Markham, Anton Copley, Georg Brooke, Cobham's Bruder, und zwei katholische Priester. Diese Leute waren nicht einmal über den Plan, den sie befolgen wollten, unter einander einig geworden, und ihre Kabalen durchkreuzten sich. Sir Walter Raleigh, ein Abenteurer und Meister im Erbauen von Luftschlössern, wie im Schwelgen und Verschwenden, befolgte einen anderen Plan, als Brooke und die beiden katholischen Priester. Jener rechnete mehr auf Arabella Stuart, diese mehr auf die Katholiken, sowie auf Unterstützung aus den Niederlanden und aus Spanien. Beide hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie plauderten überdies auch ihr Project viel zu frühe aus. Sie wurden daher in Haft genommen, ehe noch ein Anfang zur Ausführung ihrer Absichten gemacht worden war, also zu einer Zeit, wo man ihnen nur noch tolle Reden und böse Absichten Schuld geben konnte.

Bei ihrem Verhör, das sich in den englischen Staats-Processen (State trials) ausführlich findet, zeigte der große englische Jurist Coke als Oberrichter eine staunenswürdige Grobheit und Ungezogenheit, welcher Walter Raleigh eine ebenso bewunderungswürdige Kaltblütigkeit und Ruhe entgegensetzte. Jakob war verständiger und billiger, als sein Lord Oberrichter. Die Verschworenen wurden nämlich, nachdem sie zum Tode verurtheilt worden waren, zwar insgesammt auf das Schafot geführt, wodurch man wenigstens Ein Geständniß gewann, weil Cobham Alles enthüllte; hingerichtet aber wurden nur Brooke und die beiden Priester. Die Anderen wurden nicht sowohl begnadigt, als vielmehr nur gefristet, so daß man, wenn es dem Könige einfiel, jeden Augenblick den Befehl zu ihrer Hinrichtung geben konnte. Dies geschah jedoch nur mit Walter Raleigh, welcher dreizehn Jahre gefangen saß, dann freigelassen wurde und später wieder ins Gefängniß kam. Raleigh

schrieb während seiner langen Haft eine in ihrer Art und für die englische Literatur merkwürdige Weltgeschichte, und wußte nach seiner Freilassung den König durch die Aussicht, ihm das Gold-Paradies (el Dorado) zu verschaffen, so sehr zu täuschen, daß Jakob ihm zu diesem Zwecke ein Commando anvertraute. Der leichtsinnige Mann hatte die Unvorsichtigkeit, dieses Commando anzunehmen, obgleich vorauszusehen war, daß, wenn er das verheißene Goldland nicht finde, der König das noch immer über ihm schwebende Todesurtheil werde vollziehen lassen.

Jakob fand in der Zeit zwischen seiner Ankunft in England und seiner Krönung, daß die anglikanische Kirche mit ihren Bischöfen und dem Könige als oberstem Bischof seinen absolutistischen Vorstellungen von Staats- und Kirchen-Regierung am besten entspreche. Die Puritaner waren ihm zuwider, weil er den größten Unwillen gegen ein System hegte, nach welchem, wie er in seiner gemeinen Art sich ausdrückte, ihm Hans und Kunz, Jörg, Peter und Niklas in Staats- und Kirchen-Angelegenheiten einreden könnten. Die Katholiken mochte er nicht, weil er selbst Pabst sein und auch das Bestehende nicht förmlich umstoßen wollte. Er ward von den beiden äußersten Parteien wiederholt und heftig um Duldung bestürmt, konnte sich aber auch dazu nicht entschließen, sondern wollte, im Vertrauen auf seine theologische Gelehrsamkeit und auf seine in Schottland erworbene Rede- und Disputir-Kunst, den Friedensstifter machen. Die Katholiken, welche ebenso sehr wie er jeder Art von Freiheit entgegen waren, dachte er durch Milderung der gegen sie bestehenden Gesetze zu gewinnen. Die Puritaner hoffte er, da er Calvin's Theologie meisterhaft inne hatte, durch Gründe von ihrem Irrthum überzeugen zu können. Zu dem letzteren Zwecke ließ er die anglikanischen Bischöfe und Geistlichen zu Hamptoncourt unter seinen Augen eine Conferenz mit den Presbyterianern und Puritanern halten.

Diese Conferenz wurde am 14. Januar 1604 eröffnet. Der König übernahm dabei eine Hauptrolle, indem er den unglücklichen Gedanken hatte, den Präses (moderator) der zu haltenden theologischen Disputation zu spielen. Am ersten Tage wurden die Puritaner nicht zugelassen, sondern der König unterhandelte allein mit den Bischöfen und Theologen seiner anglikanischen Kirche, um sie, was ihm auch gelang, zu einiger Nachgiebigkeit in unwesent-

lichen Dingen zu bewegen. Am zweiten Tage erschienen die Puritaner. Sie forderten, man solle gesetzlich festsetzen, daß nur das reine Evangelium gelehrt werden, daß alle Geistlichen wissenschaftlich gebildet sein, daß die geistlichen Gerichtshöfe reformirt werden, und daß die Liturgie (the prayerbook) geändert werden solle. Der heftige Kampf, der sich darauf erhob, betraf ganz allein den letzten Punkt. Der König zeigte sich dabei als einen grundgelehrten Theologen, sowie als einen rüstigen dialektischen Klopffechter und geistlichen Redner. Dabei spielte er bald den König, bald den Hanswurst, was Beides der Stellung eines Vermittelers in Religions-Sachen durchaus unangemessen war. Er erlaubte sich nämlich, seinen Gegnern die Schwäche ihrer Gründe bitter vorzuwerfen und seine Genossen im Disputiren, d. h. die Bischöfe, darüber zu tadeln, daß sie so grob schimpften. Zwar belebte er die trockene Disputation mit Witz, und dieser Witz, dessen Lingard mit Lob erwähnt, mag auch in der rohen theologischen Gesellschaft manches Pferdegelächter erregt haben; er war aber von der schlechtesten Gattung. Dies wird man schon daraus schließen können, daß Jakob damals, um seinen Abscheu vor Widerspruch zu bezeichnen, den oben erwähnten platten Witz vom Einreden des Hans, Kunz und Peter der Länge und Breite nach vorgebracht hat. Er ermüdete am zweiten Tage der Conferenz die Geduld der Armen, die ihm zuhören mußten, durch die Länge seiner Predigt ebensosehr, als am Tage vorher, wo er nicht weniger als drei Stunden über die Form und Art der Taufe gesprochen hatte. Den Bischöfen gefielen seine Reden am besten, und als er den Satz: „Kein Bischof, kein König! (no bishop, no king!)“ aussprach, machten sie ihm laut das Compliment: „Se. Majestät seien sichtbar von Gottes Geist erfüllt, weil Sie so redeten.“ Die sehr verständigen und dabei bescheiden vorgetragenen Einwendungen des Dr. Reynolds beantwortete der König mit dem Satze: „Ich will nur Eine Lehre, Eine Kirchenzucht, Eine Religion im Wesen (substance) und in Ceremonien.“ Die Disputation des zweiten Tages mußte daher nothwendiger Weise so endigen, wie sie geendigt hat. „Nun, Doctor, fragte der König zuletzt, habt Ihr noch etwas Anderes zu sagen? (Well, doctor, have gou any thing else to say?)“. „Nichts mehr, Ewr. Majestät zu dienen (No more, if it please your majesty).“ Am dritten Tage wurden die Puritaner noch einmal

vorgerufen und wenigstens damit getröstet, daß vorerst auf Gleichförmigkeit der Lehre und des Cultus noch nicht gedrungen werden, sondern ihnen eine Frist gestattet werden solle. Die Puritaner waren jedoch mit der Nachgiebigkeit ihrer Theologen gar nicht zufrieden, und auch Jakob's Bischöfe eilten nicht, die Liturgie in der Weise zu ändern, wie sie am ersten Tage der Disputation dem Könige versprochen hatten. Die Sache blieb also ganz im seitherigen Zustande. Nachdem aber die den Puritanern gewährte Frist abgelaufen war, ließ Jakob diejenigen von ihnen, welche, wie man sich jetzt bei uns ausdrückt, nicht sogleich kirchlich wurden, auf jede Weise plagen und verfolgen.

Einige kühne Männer von der Verwandtschaft und Clientel des Herzogs von Northumberland machten, als sie sahen, daß Jakob bei aller Vorliebe für das Princip der römischen Religion seiner Art Pabstthum schwerlich jemals entsagen werde, im Jahre 1604 ein Complot, um den Katholiken durch einen Handstreich zu helfen, den sie im folgenden Jahre ausführen zu können hofften. Dies war die sogenannte Pulververschwörung, deren Entdeckung und Unterdrückung die Matrosen, der Pöbel und die Gassenbuben England's noch jetzt alle Jahre am 5. November auf ihre Weise zu feiern pflegen. Hume gibt ganz dreist diese Verschwörung den Jesuiten Termond, Johann Gerard und Garnet Schuld, welche allerdings auch wegen des auf ihnen ruhenden Verdachtes vor das peinliche Gericht gestellt wurden; wir finden aber in den Acten und und in dem, was über die Sache im zweiten Bande der englischen Staats-Processe (State Trials) vorkommt, keine Beweise dafür. Wir glauben deshalb mit Lingard, daß diesmal die Jesuiten unschuldig waren und ein Opfer des Hasses wurden, welcher wegen ihrer Unduldsamkeit, ihres Verfolgungseifers und ihrer arglistigen Tücke gegen Leute, die nicht ihres Glaubens sind, auf ihnen ruhte und noch immer ruht. Der Plan der Verschworenen scheint uns sehr abenteuerlich; sie bewahrten jedoch ihr Geheimniß sehr strenge, bis ganz zuletzt einer von ihnen, Tresham, welcher nebst dem Baronet Digby erst später in das Complot eingetreten war, den unten zu erwähnenden Brief schrieb.

Die nächste Veranlassung zu der Verschwörung gab der Fanatismus des Königs. Es wurden nämlich die Katholiken ebenso sehr verfolgt, als die Puritaner. Jakob ließ eine Proklamation gegen

die Katholiken, besonders aber gegen ihre Sendboten, welche mehrentheils Jesuiten waren, bekannt machen, und befahl, daß den alten Gesetzen gemäß denen, die sich nicht zur anglikanischen Kirche hielten, Geldbußen auferlegt würden. Diese Strafen wurden von Zeit zu Zeit eingetrieben und von dem Könige und den ihn umgebenden Schotten, welche stets Geld brauchten, als ein Erwerbsmittel benutzt, und gar mancher Katholik ward von Haus und Hof getrieben. Unter denen, welche von diesen harten Strafen betroffen wurden, befand sich der Oberst Robert Catesby, der dann aus Haß und Rachgier den Plan der Pulververschwörung entwarf. Catesby hatte nach Allem, was man uns von ihm erzählt, manches Abenteuer bestanden und manchen Frevel begangen, und unter Andern auch zu denen gehört, welche mit Essex den königlichen Palast hatten stürmen und die Königin Elisabeth gefangen nehmen wollen. Der von ihm entworfene Plan bestand darin, daß das Parlaments-Gebäude in dem Augenblicke, wo das Oberhaus, das Unterhaus, der König und die Minister nebst den Zuhörern in Einem Saale beisammen wären, in die Luft gesprengt werden sollte. Catesby wußte zuerst fünf Männer für seinen Plan zu gewinnen; zuletzt betrug die ganze Zahl der Verschworenen höchstens zwölf. Unter ihnen befanden sich auch zwei vermögende Leute, von welchen der zuvor erwähnte Tresham einer war. Zu jenen fünf Ersten gehörte der Officier Guy Fawkes, welcher die eigentliche Ausführung der Sache übernahm und bis auf den heutigen Tag der englischen Jugend ein ähnliches Vergnügen macht, wie Haman den Juden, nur daß der Eine im Bilde verbrannt, der Andere geklopft wird. Die fünf ersten Theilnehmer schworen Einer dem Anderen Verschwiegenheit, und nahmen dann das Abendmahl aus der Hand des Jesuiten Gerard. Dadurch ward dieser nachher in den Proceß verwickelt; er betheuerte jedoch, daß er von dem Geheimnisse nichts gewußt habe. Die Verschworenen glaubten übrigens auf einen allgemeinen Aufstand rechnen zu können, weil am Ende des Jahres 1604 und im Laufe des folgenden die Maßregeln gegen die Katholiken grausam und unerträglich wurden. Außerdem machte Fawkes mehrere Reisen in die Niederlande, um vom Erzherzog Albrecht Hülfe zu erhalten. Auch gewann er eine Anzahl englischer Officiere desselben. Übrigens hat König Jakob selbst in einem Berichte, welcher aus seinen Werken in den zweiten

Band der englischen Staats-Processe eingerückt worden ist, den ganzen Hergang der Verschwörung recht breit und in seiner Manier erzählt.

Die Verschworenen schoben die Ausführung ihres Planes einige Zeit hindurch auf, weil sie hofften, daß mit dem bevorstehenden Abschlusse eines Friedens zwischen England und Spanien die den Katholiken auferlegten Geldstrafen aufhören würden. Als jedoch im August 1605 Philipp III. und Jakob I. mit einander Frieden schlossen, ohne daß die Katholiken Duldung erhielten, ward zur Ausführung geschritten. Einer der Verschworenen, Percy, hatte neben dem alten Westminster-Palast, in welchem der für die Eröffnung des Parlaments bestimmte Saal war, ein kleines Haus gemiethet. Von diesem aus beschloß man eine Mine unter den Palast zu graben. Die Verschworenen fanden aber bald, daß sie die dicke Mauer, die das Fundament des Palastes bildete, weder durchbrechen, noch auch, weil dann Wasser einströmen würde, unterhöhlen könnten. Sie verfielen also auf einen anderen Gedanken. Sie hörten nämlich, daß ein gewölbter Keller unter dem Parlaments-Gebäude zu vermiethen sei, und mietheten denselben, vorgeblich um Holz und Steinkohlen in ihm aufzubewahren, und ließen dann Nachts eine Anzahl Pulverfässer hineinbringen, welche hinter Holz und Steinkohlen versteckt wurden. Da das Parlament bis zum Oktober 1605 zuweilen prorogirt ward, so hatten sie Zeit genug, nach und nach sechsunddreißig Pulverfässer nebst Steinen und Holzblöcken in den Keller zu bringen. Ihr Vorhaben kam jedoch, ohne daß sie es ahnten, zur Kenntniß der Minister. Was die Entdeckung der Verschwörung betrifft, so haben die Schmeichler des Königs später die Erzählung erfunden, daß Jakob selbst die Sache ans Licht gebracht habe, und zwar aus Anlaß eines warnenden Briefes, welchen Lord Mounteagle erhalten hatte, und dessen Verfasser Tresham gewesen sein soll. In diesem Briefe hieß es, dem Parlament stehe ein fürchterlicher Schlag bevor, welcher so schnell vorbei sein werde, als der Brief verbrannt sei (the danger is as soon past, as you have burnt this letter); und der König allein soll daraus den Schluß gezogen haben, daß von einer Pulver-Explosion die Rede sein müsse, worauf dann der Keller durchsucht und die Sache entdeckt worden sei. Wir wissen jedoch, daß die von Fawkes gemachten Reisen, sein Verkehr mit dem Erzherzog Albrecht

und dessen Officieren und die unruhige Bewegung der Verschworenen schon längst bemerkt worden waren, sowie daß Robert Cecil Anzeigen aus der Fremde erhalten hatte. Der Letztere störte das tolle Vorhaben der Verschworenen lange Zeit nicht, damit er nachher durch ein offenes gerichtliches Verfahren die Jesuiten und die Katholiken überhaupt zum Gegenstande eines blinden Hasses machen könne. Übrigens erhielt Lord Mounteagle jenen Brief zehn Tage vor dem zum Vollzuge bestimmten Tage; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß damals schonst längst zwei Mitglieder des Kabinets, Cecil und der Graf von Suffolk, durch König Heinrich IV. von Frankreich gewarnt worden waren.

Die Verschworenen erhielten Nachricht von dem an Lord Mounteagle gerichteten Briefe, sowie daß derselbe Gegenstand langer Kabinets-Verhandlungen gewesen sei. Sie beharrten dessenungeachtet auf ihrem Vorhaben und ließen, um jeden Argwohn zu vermeiden, die Thüren des Kellers offen. Als daher der Ober-Kammerherr (lord chamberlain) und Lord Mounteagle am Tage vor der Eröffnung des Parlaments die Vorbereitungen für dieselbe in Augenschein nahmen, konnten sie wie von ungefähr in den Keller eintreten. Sie sahen in demselben den ihnen persönlich nicht bekannten Officier Fawkes, welcher es übernommen hatte, das Pulver zur bestimmten Zeit anzuzünden und sich mit dem Parlament in die Luft zu sprengen. Fawkes gab sich, als jene beiden Herren erschienen, für einen Diener Percy's aus. Die bedeutsame Bemerkung derselben, sein Herr müsse wohl viel Feuerung brauchen, hätte ihn warnen sollen; es geschah dies aber nicht, sondern er kehrte gegen Abend unerschrocken in den Keller zurück, um die Nacht hindurch daselbst zu verweilen und am anderen Morgen (5. November 1605) sein Vorhaben auszuführen. Um zwei Uhr Nachts erschien plötzlich Sir Thomas Knevett mit einem Piket Soldaten, um den Keller zu durchsuchen. Dieser nahm Fawkes, welcher Reisekleider und Reisestiefeln anhatte, fest. Man fand drei Lunten in seiner Tasche, hinter der Kellerthür stand eine Blend-Laterne mit einem Lichte, und nach Wegräumung der Kohlen und des Holzes wurden auch die Pulverfässer gefunden. Schon um vier Uhr Morgens ward Fawkes vor dem König und den Räthen befragt. Er war weder bei dieser Gelegenheit noch nachher, als man ihn im Tower aufs grausamste folterte, dazu zu bringen,

daß er irgend einen Mitschuldigen nannte. Er zeigte sich in seiner Antwort zwar kühn, aber weder frech noch grob; doch sagte er, als man in Gegenwart des Königs ihn fragte, zu welchem Zwecke so viele Fässer Pulver in den Keller gebracht worden wären: „Um die schottischen Bettler in die Berge zurückzusprengen, aus denen sie hergekommen sind."

Die anderen Theilnehmer an dem Verbrechen ergriffen die Flucht. Sie suchten einen Aufstand zu erregen; niemand wollte aber etwas von ihnen wissen oder auch nur sie im Hause aufnehmen. Sie wurden daher bald gefangen genommen, wobei ein Theil von ihnen das Leben verlor. Das Verhör der Gefangenen dauerte nicht weniger als zwei Monate, weil der König den Katholiken und ihrer Lehre im Grunde gewogen war, und deshalb die Minister gar zu gern alle Katholiken, besonders die Jesuiten, in die Sache verwickelt hätten. Dies gelang ihnen nun zwar nicht; allein sie beuteten die gemachten Aussagen auf sehr geschickte Weise aus, um für die Härte, welche gegen die Katholiken geübt ward, die Zustimmung des Volkes zu erlangen. Die gerichtlichen Verhandlungen findet man in den englischen Staats-Processen, wo auch der sonderbaren Scene gedacht wird, welche Digby mit den Richtern nach seiner Verurtheilung im Gerichte aufführte *).

Hingerichtet wurden außer Digby noch Guy Fawkes, Robert und Thomas Winter, John Grant, Thomas Bates, Ambrosius Rookwood und Robert Keyes. Im Anfang des Monats Februar 1606 war Alles beendigt. Doch ward die Sache selbst noch weiter getrieben. Die oben (S. 447.) genannten Jesuiten und noch einige andere wurden so behandelt, als wenn sie wirklich Verbrecher wären, und die völlig unschuldige Gesammtheit der Katholiken ward mit solcher Härte verfolgt, daß selbst Heinrich IV. von Frankreich auf das Unpolitische dieses Verfahrens aufmerksam machen zu müssen glaubte. König Jakob ließ nämlich nicht allein alle harten Gesetze, welche unter Elisabeth gegen die Katholiken erlassen worden waren, bestehen, sondern da er nicht viel danach fragte, ob etwas constitutionell sei oder nicht, so verschärfte er dieselben sogar

*) State Trials vol. II. p. 194: Upon the rising of the court Sir Everard Digby bowing himself towards the lords said: If I may but hear one of you forgive me, I shall go more chearfully to the gallows. Whereunto the lords said: God forgive you, and we do.

noch. Wir wollen nur einige seiner damals erlassenen Verordnungen anführen. Katholiken, hieß es erstens, dürfen nicht bei Hofe erscheinen; sie müssen mindestens zehn englische Meilen vom Aufenthaltsorte des Königs oder auch von London entfernt wohnen; sie dürfen ihren Wohnort in keinem Falle mehr als fünf Meilen weit verlassen, ohne mit einem von vier Friedensrichtern unterzeichneten Passe versehen zu sein. Sie können zweitens weder Chirurgen und Ärzte, noch Advokaten, Richter und Gerichtsschreiber sein, noch irgend ein anderes Amt oder auch ein administratives oder gerichtliches Geschäft übernehmen. Drittens können katholische Eheleute, wenn sie nicht von einem protestantischen Pfarrer getraut worden sind, einander nicht beerben; sie müssen, wenn ihre Kinder nicht mindestens einen Monat nach der Geburt protestantisch getauft werden, für jedes derselben eine Strafe von hundert Pfund bezahlen; und wenn ein Katholik nicht auf einem protestantischen Kirchhof begraben wird, so muß dessen Familie zwanzig Pfund bezahlen. Viertens verliert jedes Kind, welches außerhalb England erzogen wird, dadurch den Anspruch an jede ihm in England zufallende Erbschaft, welche dann auf den nächsten Blutsverwandten übergeht. Fünftens soll jeder Recusant, d. h. jeder, der sich nicht zur englischen Kirche hält, so angesehen werden, als wenn er namentlich in den Kirchenbann gethan sei; seine Bücher, welche irgend eine Beziehung auf Gottesdienst und Religion haben, sollen verbrannt, seine Pferde und Waffen jederzeit auf Befehl benachbarter Friedensrichter ausgeliefert werden. Sechstens ward nicht nur erklärt, daß alle Strafen, welche wegen Kirchen-Versäumniß festgesetzt sind, fortbestehen sollten, sondern diese Strafen wurden auch noch in zweifacher Weise wesentlich verschärft. Andere neue Bestimmungen über den Unterschied zwischen solchen Katholiken, welche die weltlichen Anmaßungen des Pabstes anerkannten, und solchen, welche dies nicht thaten, übergehen wir ebenso, wie den Streit über den zu leistenden Huldigungs-Eid (oath of allegiance), ganz.

Durch diese grausamen und barbarischen Verordnungen, welche Jakob mit Einwilligung des Parlaments gegen die Katholiken erließ, um unerhörte Geldstrafen zu verhängen, ward sein autokratischer Sinn mit jedem Tage unfähiger, die Engländer nach Gesetzen und nicht nach Willkür zu regieren. Daher nahm denn auch der Streit, welcher gleich nach seinem Regierungsantritte

zwischen ihm und dem Parlament begonnen hatte, 1606 und besonders seit dem Tode Robert Cecil's (1612) immer mehr den Charakter einer revolutionären Bewegung an. In Betreff dieses Streites, der sich um die Verletzung der Verfassung drehte und ein Vorspiel der Revolution war, wollen wir hier zum Schlusse noch eine kurze Andeutung beifügen, weil wir im folgenden Bande gerade da wieder beginnen müssen, wo wir hier stehen bleiben. Jakob fand bekanntlich schon in seinem ersten Parlament einen ihn befremdenden Widerstand. Im zweiten Parlament wurde die Abstellung schreiender Misbräuche so drohend gefordert, daß die Minister die Geldhülfe, welche sie von demselben verlangten, durch erweckte trügerische Hoffnungen erschleichen mußten. Gleich darauf half der König sich, um nicht mit dem Parlament streiten zu müssen, durch die willkürliche Ausplünderung der Katholiken, welche darin bestand, daß man unbillige und erdrückende Geldbußen von ihnen eintrieb. Durch die Verfolgung der Katholiken ward in den Jahren 1604 bis 1606 der Fanatismus der Anglikaner beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit von der immer willkürlicher werdenden Regierung des Königs abgelenkt. Schon damals nahm Jakob, weil er vom Parlament kein Geld erhalten konnte, seine Zuflucht zu der tyrannischen Maßregel, fast jeden Artikel der Einfuhr nachträglich (additionell) zu besteuern. Von 1608 bis 1610 versuchte er ohne Parlament zu regieren; der Mangel an Geld aber, der eine Folge seiner thörichten Verschwendung war, nöthigte ihn schon im Februar 1610, das Parlament zu berufen und sich dem Willen desselben scheinbar zu fügen. Dessenungeachtet ward auch dieses Parlament, ohne daß dasselbe ein Resultat gehabt hatte, aufgelöst.

XIV. Schlußbemerkungen über die Bildung und Literatur des sechszehnten Jahrhunderts.

1. Einleitendes.

In den beiden vorhergehenden Bänden (Th. XI. S. 421 ff. und Th. XII. S. 444 ff.) ist über die Bildung und Literatur des sechszehnten Jahrhunderts Alles gesagt worden, was für unseren Zweck nöthig schien. Nur einige allgemeine Bemerkungen über Montagne und über die Satyre Menippée, welche ein Phänomen in der politischen und religiösen Geschichte Frankreich's zur Zeit Heinrich's IV. ist, hatten wir uns noch vorbehalten. Ehe wir jedoch hierauf übergehen, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf die spanische und englische Literatur des sechszehnten Jahrhunderts werfen. Wir wiederholen dabei aufs neue, daß wir nicht im eigentlichen Sinne eine Geschichte der Literatur, Poesie und Geschichtschreibung geben wollen. Wenn dies unsere Absicht wäre, so müßten wir von den spanischen und englischen Volksschriftstellern auf dieselbe Weise handeln, wie von den italiänischen, französischen und deutschen. Wir müßten namentlich in Betreff des sechszehnten Jahrhunderts so verfahren, weil damals die englischen und spanischen Dramatiker eine den Alten und also auch der Schule des Aristoteles ganz unbekannte Gattung von Drama emporgebracht haben. Diese Urheber eines neuen Drama wurden nicht gleich den späteren Dichtern der Italiäner, die wir seit Tasso, Guarini und Marino übergehen zu können glauben, nur von ihren Landsleuten gelesen, sondern in ganz Europa bewundert, da wir auch in Deutschland Shakespeare neben Dante stellen, unsere Romantiker aber einen Lope de Vega und Calderon den größten Griechen an die Seite setzen. Es muß daher auch an dieser Stelle, wo von der deutschen

Literatur nichts zu sagen ist, was man nicht leicht aus jedem Handbuche der Literatur schöpfen könnte, jener spanischen und englischen Dramatiker in der Kürze gedacht werden. Es scheint uns dies um so mehr nöthig, als wir im folgenden Bande fast ausschließlich von der französischen Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts handeln werden, die ein Gemeingut von ganz Europa geworden ist.

2. Bemerkung über die spanische Dichtkunst im sechszehnten Jahrhundert.

Die Regierungszeit des spanischen Königs Karl I. (V.), sowie die seiner drei nächsten Nachfolger, Philipp's II., Philipp's III. und Philipp's IV., waren reich an ausgezeichneten spanischen Original-Schriftstellern, welche sowohl von französischen als von englischen Schriftstellern stark benutzt worden sind. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde theils zu weit führen, theils würden wir nicht die nöthigen Studien der einzelnen Werke mitbringen, vermöge deren wir, auch wenn wir im Allgemeinen oft irren sollten, doch durch Bemerkungen über das Einzelne nützen könnten. Wir werden uns daher auf einige allgemeine Angaben über den Gang und die Richtung der durchaus eigenthümlichen spanischen Literatur der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts beschränken.

Da wir beim Allgemeinen stehen bleiben wollen, so kann hier die ganze poetische und romantische Zeit Spanien's, in welcher Mauren und Spanier mit einander wetteiferten und in drei Sprachen gedichtet wurde, ganz übergangen werden. Dagegen wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Spanier schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu dem Punkte gelangt waren, welchen die Franzosen erst im sechszehnten, die Deutschen erst im achtzehnten erreicht haben. Es ward nämlich schon unter dem castilianischen König Ferdinand III. oder dem Heiligen, welcher 1252 starb, die ganze Gesetzgebung, Gerichtsordnung und Geschäftsführung von dem Lateinischen gereinigt und Alles im Staate, sowie zwischen Privatpersonen in castilianischer Sprache verhandelt. Die Bildung war also in Spanien schon früh eine einzige geworden und nicht, wie diesseit der Pyrenäen, in eine gelehrte und eine bürgerliche getrennt.

Der Handel, die Gewerbe, die Schifffahrt und der Wetteifer,

welchen die Spanier und Portugiesen im Entdecken und Unterwerfen der den Alten unbekannten Länder und Meere hatten, riefen zur Zeit Karl's I. und Philipp's II. in beiden Völkern eine allgemeine Begeisterung hervor. Namentlich erfüllte die Größe der Unternehmungen Philipp's II., so unselig auch die Folgen derselben waren, die Spanier und Portugiesen mit einem Selbstgefühle, welches zwar beide Völker anderen Nationen lästig machte, sie selbst aber zu großen Dingen antrieb. Der Ausdruck dieser nationalen Begeisterung und der Bewunderung, welche durch die Thaten der Portugiesen und Spanier im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts erweckt wurde, findet sich in den beiden epischen Gedichten aus Philipp's II. Zeit, der Lusiade von Camoens und der Araucana von Ercilla.

Das erzählende Gedicht des Portugiesen Camoens muß unter den Deutschen der neuesten Zeit viele Bewunderer gefunden haben, weil im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts drei poetische Übersetzungen der Lusiade unter uns erschienen sind. Camoens Gedicht hat, wie Lucan's Pharsalia (s. Th. IV. S. 333 f.), ein großes historisches Interesse, verliert aber gerade dadurch viel von seinem poetischen Werthe. Dies würde sich leicht deutlich machen lassen, wenn wir zeigten, wie Camoens so unglücklich in demjenigen ist, was man epische Maschinerie nennt. Homer's Götter, die eine Existenz haben, werden überall vermißt, und während Milton's und Klopstock's Teufel doch wenigstens in der christlichen Dogmatik existiren, kann Camoens den Gottheiten der Heiden kein neues Leben schaffen im Umfange eines Landes, welches der Pabst den Portugiesen geschenkt hat. Die Wahrheit der Thatsachen gibt jedoch dem Gedichte des Portugiesen Leben, und es zeigt sich in demselben eine Lebensansicht, welche man jetzt in Portugal vergebens suchen würde. Die Lusiade gehört allerdings einer declamatorischen und gekünstelten Gattung von Poesie an; sie hat aber zwei Vorzüge, welche ihr trotz aller Fehler nicht bestritten werden können: sie ist nämlich das Resultat eigener und unmittelbarer Anschauung des Dichters, und sie hat geleistet, was der Dichter sich von seinem Gedichte versprach. Was das Erstere angeht, so hat der Dichter bekanntlich alle die Gegenden, die er als Schauplatz der Thaten seiner Landsleute beschreibt, selbst gesehen, und man zeigt noch gegenwärtig in Macao den Platz, an welchem er dichtend zu sitzen

gewohnt war. In Betreff des Zweiten gilt das portugiesische Heldengedicht wenigstens für ein poetisches Meisterwerk, was bei dem spanischen nicht der Fall ist. Die Franzosen besonders, nach ihrer Gewohnheit Rhetorik und Poesie zu verwechseln, haben nicht allein nach Voltaire's Vorgang die Lusiade in den Himmel erhoben, sondern viele ihrer besten Köpfe haben auch einander durch Übersetzung derselben zu übertreffen gesucht. Es ist allerdings eher möglich, die Lusiade ins Französische zu übersetzen, als den Homer. Camoens hat sich daher um seine Landsleute und um die Verbreitung und Erhaltung des Ruhmes ihrer Thaten unsterbliche Verdienste erworben und so seinen Hauptzweck völlig erreicht.

Dies läßt sich nicht auf gleiche Weise von dem Spanier Alonzo de Ercilla y Zunniga sagen, welcher zu derselben Zeit spanische Thaten in Amerika durch seinen Gesang verewigen wollte. Ercilla war schon in der Wahl seines Gegenstandes unglücklich. Während nämlich Camoens den Kampf einer geringen Zahl Portugiesen mit den Gefahren eines ihnen unbekannten Meeres, mit den Stürmen und den Völkern eines ganzen Welttheiles verherrlichte, besang Ercilla den Kampf der Spanier mit den tapferen Araucanern in den Thälern von Peru. Auch in der Wahl seines Musters war Ercilla weniger glücklich, als Camoens; denn dieser wählte den Virgil und die mehr rhetorische und declamatorische, als eigentlich geniale lateinische Dichtkunst zum Vorbilde, Ercilla dagegen den originellen Ariosto. Um zu sehen, daß Ercilla den ganz eigenthümlichen Ariost zu erreichen suchte, braucht man nur den Anfang und Schluß der einzelnen Stanzen seines Gedichtes mit denen des rasenden Roland zu vergleichen. Die Sache war in doppelter Hinsicht ein Misgriff, da der von Ercilla beschriebene Krieg in des Dichters Zeit fiel und er selbst eine Rolle in demselben spielte. Seine Nation hat Ercilla durch dieses Heldengedicht nicht verherrlicht, wie Camoens die seinige; sie ist aber aus einem anderen Grunde stolz auf die Araucana. Wie nämlich alle europäischen Nationen glaubten, sie müßten durchaus Mustergedichte aller Gattungen der Alten, also eine jede ihren Homer, Aeschylus, Pindar, Anakreon u. s. w., haben (s. Th. XI. S. 422 f.), so haben die Spanier in Ercilla ihren Homer erhalten. Er schuf für Spanien ein Heldengedicht, welches nach fremden Mustern gearbeitet und regelgerecht, wenn auch dabei tödtend lang ist.

Ercilla's Landsleute hatten freilich, wenn auch nur in den unzähligen Dichtungen vom Cid, schon längst Heldengedichte, welche in nationaler Form gedichtet und ganz im Geiste des Volkes und Landes abgefaßt waren. Ercilla kam also entweder zu spät oder zu früh. Dies ist jedoch ganz gleichgültig für uns, die wir nur einleuchtend machen wollen, wie sogar Spanien und Portugal, im Jahrhundert ihrer Blüthe, der aus den Alten geschöpften und in Italien neugeborenen Bildung, vielleicht zum Nachtheile der ihnen eigenthümlichen, huldigten. Übrigens enthält die Araucana des Ercilla ebenso, wie die Lusiade des Camoens, dadurch einiges Anziehende, daß der Dichter Theilnehmer an den von ihm beschriebenen Thaten war. Dagegen kann der Krieg eines spanischen Heeres in den Thälern und Gebirgen von Peru, die Eroberung der Landschaft Arauca, die Besiegung eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes und die hier und da eingeflochtenen poetischen Complimente für einen Philipp II. unmöglich viel Anziehendes haben; sie sind um so weniger poetisch, je länger das Gedicht ist.

Offenbar ruht die Hauptstärke der Spanier in der romantischen, lyrischen und dramatischen Gattung von Gedichten. Die beiden zuerst genannten Dichtungsarten übergehen wir ganz; dagegen dürfen wir das Drama der Spanier nicht unerwähnt lassen, weil das spanische Theater des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts großen Einfluß auf das englische und französische gehabt hat. Die Spanier versuchten, wie die Italiäner im sechszehnten Jahrhundert, in welchem die ganze alte Literatur in das neue Leben verpflanzt werden sollte, anfangs auch das antike Drama bei sich einheimisch zu machen. Dies konnte jedoch nicht gelingen. Die Dichter bedachten nicht, daß das Theater der Griechen an die alte Geschichte derselben, an Genealogie und Mythologie, an Demokratie, an Feste und Feierlichkeiten der griechischen Nation enge geknüpft gewesen sei, und daß deshalb nicht einmal die Römer, die doch weit mehr Gemeinschaftliches mit den Griechen hatten, als die neueren Völker, zu keiner Originalität gelangen konnten. Erst als die Spanier nach den vergeblichen Versuchen, welche Fernando Perez de Oliva im sechszehnten Jahrhundert gemacht hatte, die Tragödie der Alten in Spanien einzuführen, am Ende dieses Jahrhunderts die antike Form der Tragödie aufgaben, als sie dem Aberglauben und den Vorurtheilen

ihrer Nation huldigten, erhielten sie eine eigenthümliche dramatische Dichtung. Übrigens hat Perez de Oliva seine beiden Tragödien, die Rache Agamemnon's und die Klagen der Hekuba, zwar in Prosa geschrieben; diese Stücke enthielten aber gleichwohl mehr wörtlich übersetzte Stellen des Sophokles und Euripides, als eigenthümliche Dichtung. Oliva konnte daher auch nur augenblicklich einiges Aufsehen erregen. Andres und andere Spanier, denen wir, mit dem spanischen Theater wenig bekannt, hier gegen unsere Gewohnheit folgen, sagen, Molara, Cueva und Bermudez, welche in Oliva's Spuren getreten seien, hätten sich zwar den Alten dadurch noch weiter genähert, daß sie in Versen gedichtet, sie seien aber mit diesen nicht glücklicher gewesen, als Oliva mit seiner Prosa.

Glücklicher, als die obengenannten Dichter im Trauerspiele gewesen waren, war Lope di Rueda im Lustspiele. Dies behauptet Cervantes, dessen Zeugniß uns zuverlässig scheint; denn mag auch Cervantes etwas Nationalvorurtheil haben, auf das, was ächt komisch ist, versteht er sich gewiß. Lope di Rueda war jedoch nur der Vorläufer des eigentlichen Schöpfers der spanischen Bühne. Dieser war Lope Felix de Vega Carpio, welcher, ohne Rücksicht auf Regeln und ohne das Muster der Alten, für vornehme und geringe Spanier ein nationales christliches, bald tragisches, bald komisches buntes Bühnenspiel erfand. Er dachte weder an Einheit, noch an inneren Zusammenhang oder strenge Charakter-Zeichnung; seine aus unzähligen Gattungen bestehenden Stücke sind vielmehr aus dem Stegreife gedichtete einzelne Scenen, tragische mit komischen untermischt. Man rühmt daher an ihm auch besonders die Leichtigkeit im Erfinden und im Reimen. Die spanische Nation erhielt somit schon im sechszehnten, noch mehr aber im siebenzehnten Jahrhundert einen ebenso großen Reichthum an Dramen, als an Stiergefechten. Die Spanier rühmen sich, daß sie nicht weniger als vierundzwanzigtausend Komödien besitzen. Dies wird man leichter begreifen, wenn man weiß, daß von keinen regelmäßigen Stücken die Rede ist, sondern daß seit Lope de Vega die theatralischen Belustigungen der Spanier in geistliche und weltliche Komödien, in kleine Vorspiele und Empfehlungen (Loas), in Zwischenspiele (Entremeses) getheilt wurden, von denen eine Gattung (Sagnetes) mit Musik und Tanz begleitet war. Die geistliche Komödie bestand aus dem dramatisirten Leben der

Heiligen und aus Frohnleichnams-Stücken (Autos sacramentales), die sich besonders auf die katholische Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle bezogen. Durch die letztere Gattung von Stücken ward Lope de Vega in diesem Jahrhundert besonders den Spaniern und vorzüglich der Geistlichkeit derselben theuer und werth. Er wußte, ohne darum plump zu werden, Wunder und Legenden so zu gebrauchen, wie die Alten ihre Mythologie gebraucht haben. Auch ging er nach dem Tode seiner Frau in das Kloster, ließ sich die Weihen ertheilen, und verstand es vollkommen, schalkhaften Witz mit priesterlicher Salbung zu verbinden, woran seine Landsleute ebenso wenig Ärgerniß nahmen, als die Deutschen an den Predigten des Abraham a Santa Clara. Lope wurde daher von den spanischen Großen vergöttert, und selbst Cervantes nennt ihn ein Wunder der Welt. Er ward von dem geistlichen Collegium zu Madrid, in welches er eingetreten war, zum Vorsteher erwählt; Pabst Urban VIII. schickte ihm das Malteser-Kreuz und ernannte ihn zum Doctor der Theologie und zum apostolischen Kammer-Fiscal; die Inquisition machte ihn wegen seines Eifers für den katholischen Glauben zu ihrem Familiaris; das ganze Volk staunte überall, wo er sich sehen ließ, ihn an.

Daß kein Knoten und kein innerer Zusammenhaug in diesen der Sinnesart des spanischen Volkes angepaßten Geistlichkeiten sein konnte, liegt schon in der Natur derselben. Auch in den weltlichen Stücken aber suchten die Spanier keine Verwickelung, sondern Geist und Witz, welche allerdings nicht fehlen; an Wahrscheinlichkeit darf man freilich nicht denken. Diese weltlichen Stücke waren, anderer Gattungen zu geschweigen, entweder dem Hoch-Tragischen näher, und man nannte sie dann heroische Schauspiele (comedias heroicas), oder sie waren Mantel- und Degenstücke. Auf die Sache weiter einzugehen, ist weder unseres Berufes, noch erlaubt es unser Zweck. Wir sind nur aus der einzigen Ursache etwas ausführlicher gewesen, weil wir deutlich machen wollten, in wie fern Lope von seinen Landsleuten der Schöpfer ihrer ganzen bunten, mannichfaltigen und zum Staunen reichen dramatischen Literatur genannt wird.

Auch Cervantes de Saavedra, welcher ebenfalls, wie Lope der Vega, dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert angehörte und durch seinen satyrischen Roman Don Quixotte de

la Mancha unsterblich geworden ist, hat Komödien in Lope's Manier geschrieben; er hat aber nicht wie dieser Epoche gemacht. Am bekanntesten ist unter uns durch Übersetzungen und durch die Anpreisungen unsererr omantischen Kritiker ein dramatischer Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts geworden, dessen wir hier erwähnen müssen, weil er Ansehen genug hatte, um das spanische Theater einen Schritt weiter zu bringen, als es Lope und seine Zeitgenossen gebracht hatten. Dieser erst 1687 gestorbene Dichter war Calderon de la Barca, dessen Stücke eine ganze Reihe von Bänden füllen und in der romantischen Periode der Schlegel zu Anfang unseres Jahrhunderts in den Händen aller derjenigen Deutschen waren, welche auch in der Literatur, wie im Leben, mit der Mode fortschreiten wollten. Calderon näherte sich wieder der Regelmäßigkeit, soweit dies die spanische Natur vertragen konnte; das heißt, er überließ sich nicht blos den augenblicklichen Launen und Einfällen. Er versuchte auch das Bedürfniß derjenigen zu befriedigen, die im Theater nicht allein Zeitvertreib und Kurzweil suchen, sondern auch eine künstlerische Darstellung des Lebens und des Charakters der Menschen. Calderon schürzt einen Knoten und löst ihn auf; er sucht eine Verwickelung oder, wie die Franzosen es nennen, eine Intrigue und eine Durchführung von Charakteren der Personen. Obgleich er und diejenigen Spanier, die seinen Spuren gefolgt sind, immer noch weit hinter der Regelmäßigkeit und Ordnung zurückbleiben, welche ein deutsches und ein französisches Publikum fordert, so nennt man ihn doch mit Recht den Verbesserer des von Lope gegründeten spanischen Theaters und das Ideal des spanischen dramatischen Geschmackes.

3. Englische literarische Bildung im 16. Jahrhundert.

Auch die englische Literatur glauben wir ebenso wie die spanische nur im Allgemeinen erwähnen zu dürfen, weil Beide bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus nur einen geringen Einfluß auf die Bildung der Bewohner des Festlandes gehabt haben. Unerwähnt dürfte jedoch die englische Literatur zu Elisabeth's Zeit schon darum nicht bleiben, weil diese Zeit gewöhnlich unmäßig gepriesen und als das goldene oder Perikleische Zeitalter der Engländer geschildert wird. Das Letztere ist freilich durchaus ungegründet; dagegen ist aber das Eine wahr, daß in jener

Zeit die Engländer auf das Studium der Alten und der Italiäner eine ganz neue Literatur zu gründen versuchten. Dies erkennt auch Henry Hallam in seiner Literargeschichte des fünfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts an, indem er den Zeitraum von 1550 bis 1600 als den des Ursprunges der neueren englischen Literatur angibt und dieselbe auf die Provenzalen, Italiäner und Spanier zurückführt. Wir glauben deshalb auch, bei der Andeutung der Anfänge einer eigenthümlich englischen Dichtung oder mit anderen Worten einer Dichtung in englischer Sprache, zwar auf Jefferey Chaucer, welcher 1405 zu Oxford starb, zurückgehen zu müssen, aber nur um anzudeuten, daß dieser Mann zuerst den Weg betreten hatte, welcher nachher wieder verlassen wurde, und den man erst zu Elisabeth's Zeit von neuem einschlug.

Chaucer hat, nach der Behauptung der Engländer, einer Anzahl lateinischer und französischer Worte das Bürgerrecht verschafft, um Begriffe und Empfindungen ausdrücken zu können, für welche die englische Sprache bis dahin keinen Ausdruck gehabt hatte. Dies war übrigens nach der Art, wie die englische Sprache sich gebildet hat, sehr leicht. Chaucer hatte in England gründliche philosophische und mathematische Studien gemacht, als Eduard III. ihn einer Gesandtschaft beigab, welche nach Genua geschickt wurde. Dies geschah gerade zu der Zeit, als nach Dante's Vorgang Boccaccio, Petrarcha und ihre Freunde das Dunkel des Mittelalters durch das Studium der Alten erhellten und in ganz Europa als Schöpfer einer neuen Literatur bewundert wurden. Über Chaucer's Aufenthalt in Italien scheint uns Berington *) nicht gut unterrichtet gewesen zu sein; denn er kennt den Grund seiner Reise nach Genua nicht und läßt es im Dunkel, ob Chaucer mit Boccaccio zusammentraf. Gewiß ist, daß Chaucer in Genua die persönliche Bekanntschaft Petrarcha's machte und ihn auf seiner weiteren Reise begleitete. Von Petrarcha begeistert, reiste Chaucer auch nach Frankreich, studierte die provenzalischen Dichter, die Trouvères und Troubadours, und förderte am englischen Hofe das Dichten in Petrarcha's Manier und den Wettstreit in Sonnetten, besonders aber die Jagd nach Allegorieen und das Spiel mit der heidnischen Götterlehre, welches noch unter

*) Berington literary history of the middle ages, London, 1814, 4. p. 447.

Elisabeth dem Fortgange der wahren Bildung hinderlich war. Seine Übersetzungen aus den Italiänern, die er kennen gelernt hatte, waren eigentlich Überarbeitungen; zu ihnen gehörte unter Andern Boccaccio's Theseide, der er einen anderen Titel (the knights tale) gab. Auch sein Troilus und Cressida ist eine Fortsetzung von Boccaccio's Filostrato. Auch den romantischen Gedichten der Franzosen widmete Chaucer seinen Fleiß; denn er übersetzte des Wilhelm von Lorris Roman von der Rose (the Romaunt of the Rose). Bei anderen seiner Arbeiten liegen andere Dichter zu Grunde. Zu seinem viel gepriesenen Tempel des Ruhmes benutzte er verschiedene provenzalische Dichtungen.

Berington, welcher, was wir von uns nicht rühmen können, Chaucer gelesen hatte, stimmt das übermäßige Lob seiner Landsleute sehr herab. Er scheint uns jedoch, wenn wir aus seinem gelegentlichen Ausspruche über Dante einen Schluß ziehen, zu einer vorurtheilsfreien Beurtheilung der romantischen Poesie nicht geeignet. „Wenn wir, sagt er, die Wahrheit sagen wollen, so wird unter uns Chaucer nicht sowohl der Dichtung wegen gelesen, als vielmehr weil er in seinen Versen ein getreues Bild seiner Zeit aufstellt, und uns mit den Gebräuchen, Sitten und Zuständen seiner Zeitgenossen durch Anschauung bekannt macht." Johnson dagegen rühmt den Chaucer als einen Meister des Versbaues, als gewandten Reimer, und schließt sein Urtheil mit den Worten: „Chaucer kann vielleicht mit Recht der Erste genannt werden, welcher unter den Engländern wirklich poetisch (poetically) schrieb." Erfunden hat übrigens Chaucer gar nichts. Auch seine gepriesenen Erzählungen in Versen (Canterbury tales) sind eine Nachahmung von Boccaccio's Decamerone. Wie dieser erlaubt er sich Scherze, bei denen man immer daran denken muß, daß auch noch die vorige Generation unserer Landsleute bei Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Schmäusen und ähnlichen Gelegenheiten Späße zuließ, deren sich jetzt jeder ordentliche Mann schämen würde.

Schon Berington hat bemerkt, daß Chaucer mit dem besten Willen und vielem Talent nicht im Stande war, für England das zu leisten, was seine Freunde Boccaccio und Petrarcha für Italien geleistet haben. Hallam meint, die Petrarchische Schwärmerei und die Sonnetten-Wuth, sowie nachher die Calvinische Strenge und die Reflections-Philosophie der ersten Reformatoren

habe sogar noch in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bei den Engländern in der Poesie und in der Prosa jede leichtere Bewegung und jeden freien Blick ins Leben zurückgehalten. Wir fügen hinzu, daß unter Herrschern, wie Heinrich VII. und Heinrich VIII. waren, von Seiten der Regierung nichts für freie Geistesthätigkeit geschehen konnte, daß Eduard's VI. Regierung zu kurz war, und daß unter Maria jede Bildung grausam verfolgt wurde. Die Bemühungen der Elisabeth um geistige Bildung schlagen wir nicht so hoch an, als dies oft geschieht, weil ihre Gelehrsamkeit pedantisch, ihr allegorisches und mythologisches Spielen abgeschmackt war. Unter ihr aber fühlten die reich und betriebsam gewordenen Privatpersonen sich nach und nach frei, und suchten, theils damit sie den Kampf mit der Regierung um politische und religiöse Freiheit mit Einsicht und Verstand führen könnten, theils aus innerem Bedürfnisse Bildung und Kenntnisse aller Art. Damals traten daher auch mehrere englische Dichter endlich wieder in Chaucer's Spuren. Zu diesen gehörte auch der unter dem Namen Lord Buckhurst uns bereits bekannt gewordene Thomas Sackville, welchen Elisabeth in das Gefängniß werfen ließ, weil er, nachdem er zur Beobachtung des Grafen Essex nach Holland geschickt worden war, ihr die Beschwerden der holländischen Stände gegen diesen im geheimen Rathe vorgelesen hatte (s. S. 258). Er ward später Graf von Dorset und Reichs-Schatzmeister (lord high-treasurer) von England. Er dichtete nur so lange, als er noch Thomas Sackville schlechtweg hieß, und es scheint uns, daß es ihm auch nicht sehr schwer fallen mußte, der gelehrten Art Poesie, welche er trieb, ganz zu entsagen. Hallam ist anderer Meinung; wir wollen daher einige Bemerkungen beifügen, um zu erklären, auf welche Art Thomas Sackville durch Nachahmung der Poesie des Südens nach Chaucer's Weise die englische Dichtkunst zu heben und zu verbessern suchte.

Sackville dichtete gleich seinem Nachfolger, dem in England als Schöpfer genialer Dichtung anerkannten Spenser, in allegorischer Weise. Er nahm in seinem Hauptwerke, welches er Spiegel der Leute in öffentlichen Ämtern (Mirroir for magistrates) betitelte, Boccaccio's Buch de casibus virorum illustrium (s. Th. IX. S. 446) zum Muster. In diesem Werke läßt er sich — und darin besteht die Allegorie — von dem Kummer an die Pforten der Hölle

führen, wo dann jeder der Unglücklichen, und zwar oft ganz trocken, seine Geschichte erzählt. Die Trockenheit einzelner Theile rührt wohl daher, daß eigentlich nur der Plan, die Einleitung (introduction) und eine der Lebensgeschichten von ihm geschrieben sind, alles Übrige dagegen von Anderen, welche reimen, aber nicht dichten konnten. Es würde indessen auch dem eigentlichen Urheber des Planes unmöglich gewesen sein, denselben ganz poetisch durchzuführen, da in dem Werke alle berühmten unglücklichen Männer England's, von der Zeit der normännischen Eroberung an bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts, aufgeführt werden sollten. Bei der Schätzung dieses Werkes von Sackville hängt deshalb Alles von dem größeren oder geringeren Werthe ab, den man auf die Allegorieen legt, auf welche das Werk gebaut und mit denen es durchflochten ist. Hallam rühmt denjenigen Theil der Arbeit welchen Sackville selbst ausgeführt hatte, d. h. die Einleitung oder den Prolog der allegorischen Soliloquien und das Leben des ersten Lord Buckingham, mit folgenden Worten, die wir wörtlich einrücken, weil aus ihnen hervorgeht, daß auch Hallam die neuere englische Poesie nur an Chaucer und nach langem Zwischenraume an Sackville und Spenser anknüpft. „Die Einleitung, sagt Hallam, zeigt am besten Sackville's poetische Gabe. Sie ist, wie die meisten unserer früheren Gedichte, durch eine Reihe allegorischer Personen belebt; diese werden aber mit einer solchen Fruchtbarkeit der Einbildungskraft, mit so lebendigen Beschreibungen, mit solcher Energie der Sprache vorgeführt, daß nicht allein keiner von Sackville's Vorgängern mit ihm verglichen werden kann, sondern daß diese Einleitung auch mit den gelungensten dichterischen Stellen Spenser's verglichen werden darf. Sackville's Einleitung bildet das verbindende Glied der Kette, welche die Schule Chaucer's und Lydgate's an Spenser's Feeen-Königin anschließt." Auch Hallam ist jedoch gerecht genug, einzugestehen, daß es keinem Menschen einfallen werde, selbst die gelungensten Stellen Sackville's denjenigen von Chaucer vorzuziehen, in welchen dieser wirklich originell ist. Außerdem würde auch, fügt Hallam hinzu, die Vergleichung der wenigen Verse von Sackville's Einleitung mit Chaucer's großen Gedichten voll Abwechselung und Leben höchst ungerecht sein. Jene Einleitung besteht aus einigen wenigen hundert Versen, und selbst in diesen herrscht eine so ein-

tönige Schwermuth und spricht sich so viel trüber Gram aus, daß wir sie niemals länger wünschen möchten.

Edmund Spenser, welcher zu dichten begann, als Sackville bereits ein großer Herr geworden war und zu dichten aufgehört hatte, traf den Ton und die Manier, welche für seine Nation passend war, und wird von Allen als Schöpfer einer ganz englischen Poesie anerkannt und bewundert. Zuerst waren es Sonnette, durch welche er Aufsehen erregte. Sie waren, wie seine nachherigen Schäfergedichte, den Italiänern und Spaniern nachgebildet, welche diese Arten der Dichtung damals schon auf eine Weise betrieben, die zum Übertriebenen und Lächerlichen führen mußte. In seinen Schäfergedichten vermied Spenser zwar den Abweg des Überzarten, in welchen schon Tasso im Amyntas und nachher Guarini im Pastor Fido gerathen waren (s. Th. XII. S. 447 f.); dagegen tadelt man, daß sein Ton, weil er das Feine meiden wollte, zu bäurisch geworden sei. Nichtsdestoweniger erregte Spenser 1579 durch seinen Schäfer-Kalender (the Shepherd's Calendar) sehr großes Aufsehen in England, weil er auf eine ganz eigenthümliche Weise seine Dichtung in einen Zusammenhang gebracht hatte. Die Art, wie er dies that, scheint uns eher wunderlich als genial; wir sind daher geneigt, der Engländer Urtheil gelten zu lassen, daß sowohl in dem Schäfer-Kalender, als in der später geschriebenen Feeen-Königin das Einzelne der Dichtung, etwa die Sprache ausgenommen, meisterhaft und durchaus poetisch sei, wenn auch in dem Ganzen die Pedanterei und die Nachahmung des Allegorisirens und Künstelns der südlichen Dichter, die er den Alten, namentlich den Griechen, vorzog, sich nicht verkennen lasse. Der Schäfer-Kalender beschäftigt sich mit Spenser's unglücklicher Liebe zu einer Rosalinde, welche der Dichter schon früher, wie Petrarcha seine Laura, in zahlreichen Sonnetten voll Platonismus und Trauer besungen hatte. Er wollte, dies bedeutet der Titel Schäfer-Kalender, nach den zwölf Monaten des Jahres in zwölf Idyllen durch einen Schäfer seine Empfindungen für Rosalinde und seine Klagen über ihre Unerbittlichkeit nach Art der Provenzalen dichterisch aussprechen lassen. Zugleich durchwebte er aber auch diesen seinen Schäfer-Kalender mit Lehren und mit allegorischen Satyren auf die ausgeartete, ausschweifende und zänkische Geistlichkeit seiner Zeit. Außerdem schmückte und erweiterte er den romantischen Inhalt mit Schilderungen

von Natur-Scenen, welche nach den Monaten und Jahreszeiten ausgewählt waren. Gerade in diesen Stücken soll er (wir können nicht aus eigener Ansicht urtheilen) die Kraft und Mannichfaltigkeit zeigen, welche die Engländer so sehr preisen, und wegen deren er von ihnen als Quelle benutzt wird. Das Letztere geschieht um so mehr, als nur wenige Engländer die Dichter der romantischen Zeit und ihre ersten Schüler benutzen konnten, weil die Sprache, in welcher diese dichteten, sich gänzlich verändert hatte. Spenser ist glücklich an der Klippe vorbeigesegelt, an welcher Tasso, Guarini, Marino und ihre zahlreichen Nachahmer in Deutschland elendiglich gescheitert sind, am Idealisiren der Hirten, ihres Lebens und ihrer Sprache. Was man in seiner Sprache und seinem Ton oft roh und rauh nennt, ist nichts Anderes, als der Unterschied einer harten und kräftigen Zeit, wie die Spenser's war, und einer weichen und verwöhnten, wie die unserige ist. Auch einen von Spenser gedichteten Hochzeitsgesang erhebt Hallam auf eine ganz ausgezeichnete Weise, obgleich der Stoff desselben uns abgenutzt scheint, weil bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein jede Hochzeit ihr Carmen oder vielmehr eine ganze Fluth von Hochzeitsgesängen hervorrief. Doch wird nur Spenser's Feeen-Königin auch jetzt noch zu den klassischen Arbeiten englischer Dichter gezählt.

Die drei ersten Bücher dieser Feeen-Königin erschienen 1596, und schon sie waren viel zu lang; denn jedes bestand aus zwölf Gesängen. Der Dichter fügte aber nachher noch drei ebenso lange hinzu. Daß er gar, wie man mitunter behauptete, noch sechs andere gedichtet habe, welche auf seiner Reise von Irland nach England durch Nachlässigkeit eines Dieners verloren gegangen seien, ist erwiesener Maßen falsch. Man pflegt dieses Gedicht eine allegorische Ritter-Epopöe zu nennen, weil Spenser in demselben versucht hat, Tugenden allegorisch als neben einander gestellte Ritter zu empfehlen. Nach dem, was wir auf die Berichte Anderer hin urtheilen können, muß der Vorzug dieser sonderbaren Epopöe in der Ausführung des Einzelnen und in der alle anderen Dichter bis auf Shakespeare verdunkelnden poetischen Darstellungskraft gefunden werden; denn der Plan selbst war trivial und bereits von den südfranzösischen Dichtern des Mittelalters abgenutzt. Spenser's Feeen-Königin hält jährlich ein Fest, und an jedem der zwölf Tage desselben werden zwölf Klagen vorgebracht und von

der Königin zwölf Ritter abgeschickt, um den Klagen abzuhelfen. Diese Ritter sind Personificationen von Heiligkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Gerechtigkeit u. s. w.; sie bestehen Abenteuer, in denen sie ihre Tugenden beweisen, und jeder erzählt nachher selbst die seinigen nebst den errungenen Siegen. Arthur, der Hauptheld des Gedichtes, ist das Urbild aller Tugenden, dem die Anderen Dienste leisten, um die Feeen-Königin oder die Prinzessin Gloriana (Ehre und Ruhm) für ihn zu gewinnen.

Wollten wir noch einiges Andere hinzufügen, so würde sich leicht zeigen lassen, daß Alles in dieser Dichtung zugleich wunderlich und pedantisch und wiederum als Erzeugniß einer unerschöpflichen Einbildungskraft bewunderungswürdig und in seiner Genialität einzig ist. Um indessen einen rechten Begriff davon zu geben, müßten wir nicht das Gerippe, welches wir mitgetheilt haben, sondern die Ausführung einzelner Theile hier einrücken, was wir weder können, noch wollen. Wir haben diese Bemerkung nur gemacht, um zu erklären, warum wir über Steifheit klagen und die Engländer doch Recht haben können, wenn sie Spenser mit einem Lobe preisen, welches uns, die wir keine Freunde der Allegorie sind, sondern die Klarheit lieben, sehr übertrieben scheinen muß. Auch muß man wie ein Engländer an langweilige Förmlichkeit des Lebens gewöhnt sein, um soviele tugendhaft langweilige Gesichter und so viele allegorische Erfindsamkeit, als in jenem Gedichte vorkommen, ertragen zu können. Dies würde sogar aus Hallam's eigener Angabe des Inhalts vom ersten Buche, welches er ein für sich vollständiges Ganzes und eine in sich vollendete Dichtung nennt, dargethan werden können, wenn wir irgend ein Urtheil auszusprechen hätten oder aus eigener Ansicht urtheilen könnten. Die Engländer pflegen ihren Spenser nicht blos mit Ariosto zu vergleichen, sondern ihn sogar in vielen Stücken über diesen zu erheben, ihm eine weit reichere Einbildungs- und Erfindungskraft zuzuschreiben und seine langsam und ernsthaft dahin schleichenden Stanzen mit den leichten, tanzenden und im bunten Spiele scherzenden Versen des Italiäners in Eine Reihe zu stellen *). Uns würde schon

*) Um zu zeigen, wie weit der Engländer Nationalvorurtheil geht, wollen wir Hallam's Posaunen mit ihren eigenen Lauten tönen lassen. Spenser, sagt er, may be justly said to excel Ariosto in originality of invention (allerdings, er hat theologische, Ariosto natürliche Gestalten), in force and variety

eine einzige Stelle in Hallam's langer Lobrede auf Spenser vom Lesen abschrecken, weil uns in derselben berichtet wird, daß die Prinzessin Gloriana, welche der Preis aller der Tugenden ist, die der Dichter allegorisirt hat, die Königin Elisabeth vorstellen soll, die weder schön, noch gut, noch keusch war. Hallam sagt: „Der Dichter selbst gibt zu verstehen, daß die Gloriana das Bild der Königin Elisabeth sei, welche in seinem Gedichte auch noch weiter als die schöne Jägerin Belphoebe aufgeführt wird. Man könnte allenfalls Spenser's schmeichelndes Lob der Schönheit einer etliche fünfzig bis sechszig Jahre alten Königin damit entschuldigen, daß viele große und weise Männer Könige und Fürsten durch lächerliche Lobeserhebungen bei Launen zu halten pflegen, und daß Spenser selbst von Natur geneigt war, die Gegenstände seiner Bewunderung in fantastische Farben zu kleiden." Man sieht, wie armselig dies Alles ist; Spenser's Lobredner setzt aber auch selbst hinzu: „Aber seine Übertreibung in der Schmeichelei übertrifft doch die der Italiäner weit." Auch muß selbst der Engländer zugeben, daß Moralitäten und Ritter und Damen, welche in der Natur nirgends zu finden sind, nach Spenser's Art in die Länge gesponnen, selbst denjenigen endlich ermüden, welcher gewohnt ist und das Bedürfniß hat, die englische Liturgie in ewiger Wiederholung zu ertragen. Gesteht doch Hallam selbst ein, daß man an dem Dichter schon gleich vom zweiten Buche an wahrnehme, wie er seiner Erfindungsgabe zuviel zumuthe, und wie er immer matter und müder werde, bis er endlich ganz liegen bleibe.

Wenn wir in Rücksicht aller anderen Gattungen der englischen Poesie des sechszehnten Jahrhunderts nicht mit den Engländern übereinstimmen können, so müssen wir doch mit ihnen eingestehen, daß im dramatischen Fache bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Höhe der Vollendung erreicht war. Ein Genie der ersten Größe, Shakespeare, mochte im Komischen von Mehreren übertroffen werden, im Tragischen ist er in England bis jetzt geblieben, was Homer bei den Griechen war, und was Dante bei den Italiänern, Göthe bei den Deutschen ist — das Ideal eines genialen Dichters. Wir wagen weder seine Vorzüge zu preisen,

of character, in strength, fertility and vividness of conception and above all in that exclusively poetical cast of feeling, wich discerns in every thing what common minds do not perceive. Welches Salbadern!!

noch einen Tadel über ihn auszusprechen, weil Beides nicht unseres Faches ist, und weil seine Stücke in Deutschland wie in England in Jedermanns Händen sind. Den systematischen Deutschen, welche auch Shakespeare zum systematischen Dichter machen, sowie allen denen unter uns, die ihn unverständig vergöttern, glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir als Warnung eine Stelle aus einem französischen Buche, das uns zufällig in die Hand kommt, unten beifügen, ohne jedoch den Ausdruck des Franzosen unbedingt zu billigen *). Im tragischen Fache wird Shakespeare stets einzig bleiben; denn seine Zeitgenossen, welche man allenfalls im Komischen neben ihn stellen darf, halten im Tragischen die Vergleichung mit ihm nicht aus. Übrigens gehört weder Shakespeare, noch einer der vier Komiker, die man neben ihm zu nennen pflegt, Beaumont, Fletcher, Johnson und Massinger, der Regierungszeit der Königin Elisabeth an. Shakespeare starb 1616, Beaumont 1615, Fletcher, welcher immer in Verbindung mit Beaumont genannt wird und gemeinschaftlich mit ihm dichtete, 1625, Johnson 1637, Massinger 1639.

Neben den großen Dramatikern besitzt ein Mann, welcher am Hofe der Elisabeth glänzte, bis auf diesen Tag als Schriftsteller und als Muster seiner Zeitgenossen, als Bildner der Sprache und als Reformator des Styls unter den Engländern einen Ruf, der uns stets befremdet hat, und den wir nicht aus dem, was wir von seinen Schriften wissen, zu rechtfertigen oder auch nur zu begreifen vermögen. Da wir also in diesem Falle nicht, wie bei Shakespeare, im Wesentlichen mit den Engländern übereinstimmen und vor dem Genie uns beugen können, ohne Götzendienst mit ihm zu treiben, so wollen wir zum Schlusse nur angeben, was die Engländer sagen, und dann das derbe Urtheil eines deutschen Literators beifügen. Der Mann, von welchem wir reden, war Philipp Sidney, eines jener Wunder der Welt, welche schon als Kinder durch ihre Gelehrsamkeit das Staunen der Menschen erregen. Er disputirte gleich Pico von Mirandola (s. Th. IX. S. 457 f.) als Knabe mit den gelehrtesten Männern in Oxford öffentlich über verschiedene Theile der Wissenschaft, reiste dann in

*) Le culte de Shakespeare est vraiment une idolâtrie chez les Anglais, et comme toutes les idolâtries il a ses superstitions ridicules; mais les mystiques Allemands ont encore rencheri sur ses concitoyens.

mehreren Länder, hielt sich lange in Rom, in Frankreich, in Heidelberg und in Frankfurt auf, war schon im einundzwanzigsten Jahre aller Sprachen mächtig, und glänzte nachher am Hofe und in wichtigen Ämtern. Von dem Hauptwerke eines solchen Mannes sollte man allerdings Großes erwarten. Dieses Werk, auf welches er seinen ganzen Fleiß wendete, ist eine Art Roman und trägt den Titel Arkadia. Hallam, welcher dasselbe schwerlich selbst gelesen hatte, sagt: „Sir Philipp Sidney war unstreitig der erste gute Schriftsteller in englischer Prosa.“ Um dies zu beweisen, führt er die Stelle eines anderen kritisirenden englischen Literators an, welcher so weit geht; folgende Behauptungen auszusprechen: „Wir dürfen annehmen, daß der ganze literarische Charakter dieser Zeit gewissermaßen auf Sidney zurückgeführt und von ihm hergeleitet werden kann. Die Arkadia war es in der That, welche zuerst den Zeitgenossen das Ineinander-Weben und Flechten der Worte, den kühnen und ungehinderten Gebrauch derselben, die Kunst der Sprache, auch wenn sie auf die gemeinsten und trivialsten Gegenstände angewendet wird, gezeigt hat. Die Sprache hat bei Sidney eine ihr sonst ganz fremde Höhe, und der edele, an sich erhabene Styl erhält bei ihm eine ihm angebildete Würde, eine Macht, den Gedanken durch den Ausdruck und den Ausdruck durch den Gedanken zu veredeln, welche beim Lesen der Schriftsteller aus Elisabeth's Zeit jeden Engländer so oft zum Bewundern zwingt.“ Dieser tolle Gallimathias, den wir sehr abgekürzt haben, ist doch auch dem Hallam zu arg; er gesteht, daß es baare Übertreibung sei, und daß Hooke und Baco auch ohne Sidney gute Prosa geschrieben haben würden. Wir wollen das Urtheil eines geachteten deutschen Literarhistorikers beifügen und den Lesern, denen an der Sache etwas gelegen ist, den Rath geben, die Arkadia, welche gar nicht selten ist, selbst in die Hand zu nehmen, da schon ein flüchtiger Blick in das Buch ihnen zeigen wird, ob der Engländer oder unser Landsmann Recht habe. Der Letztere sagt: „Philipp Sidney's Arkadia ist eine mislungene Schäfer-Epopöe in holperichten Herametern, von völlig allegorischem Zuschnitt, welche die italiänische Schäfer-Poesie mit dem Ritterwesen und den Feudal-Sitten verflicht und alle Vorfälle zu Hüllen moralischer und politischer Wahrheiten gebraucht.“

4. Fortsetzung der Geschichte des Verhältnisses der französischen Literatur des sechszehnten Jahrhunderts zur Geschichte der Nation selbst.

Von den vorstehenden Bemerkungen über die Literatur zweier Nationen, deren Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts uns weniger bekannt sind, als die des siebenzehnten und achtzehnten, wenden wir uns zur Ergänzung dessen, was im zwölften Bande (S. 465 ff.) über die französische Literatur des sechszehnten Jahrhunderts gesagt worden ist. Wir hatten absichtlich die beiden wichtigsten literarischen Erzeugnisse der Franzosen in jenem Jahrhundert, die Satyre Menippée und Montagne's Versuche (s. Th. XII. S. 484 f.), übergangen, um hier von ihnen zu reden.

Die Satyre Menippée*) ist eine von den besten Köpfen Frankreich's, welche zugleich als Meister der alten Sprachen und Wissenschaften berühmt waren, verfaßte burleske Erzählung der Debatten in der Juli 1593 nach Paris berufenen Ständeversammlung (s. S. 287), welche den Neffen des Generalstatthalters Mayenne, den Herzog von Guise, zum König gegen Heinrich IV. wählen sollte. Die witzigsten Köpfe Frankreich's hatten sich vereinigt, um das Treiben der Mönche und Pfaffen, der Spanier, der Guisen, der Fanatiker und der von diesen irregeleiteten Pariser Bürger lächerlich und verächtlich zu machen, und dies gelang ihnen in dem Maße, daß schon nach wenigen Wochen die Satyre Menippée nicht nur in Aller Händen war, sondern auch dem König Heinrich IV. mehr nützte, als eine gewonnene Schlacht. Das Werk der verbundenen Freunde enthält eine satyrische Beschreibung der Procession der heiligen Ligue (s. S. 276), eine ironische Beschreibung der Tapeten des Ständesaales und endlich Reden und allegorisirende Phrasen, welche den Rednern der Ständeversammlung in den Mund gelegt werden, um die eigent-

*) Satyre Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne et de la tenue des états de Paris. Die beste Ausgabe ist unter dem Druckort Ratisbonne 1726 erschienen. Sie enthält alle für die Regierung Heinrich's III. und Heinrich's IV. wichtigen Aktenstücke nebst einem vollständigen Commentar von demselben Duchatel, welcher den bekannten Commentar über Rabelais geschrieben hat. Die Satyre Menippée steht auch in den Mémoires de la ligue (Amsterdam 1758, fünf starke Bände in Quarto) Band V. S. 469 ff.

lichen Triebfedern und den Charakter der Heuchler zu enthüllen. Das Buch gilt immer noch für ein Meisterwerk, das sich, wenn man einige historische Kenntnisse hat, leicht verstehen läßt. Styl und Sprache haben auch nach dreihundert Jahren nichts verloren, und der Witz trifft den jetzigen heuchelnden Klerus Frankreich's ebenso, wie den des sechszehnten Jahrhunderts.

Die Satyre Menippée wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das ganze französische Volk. Menippisch ward sie von ihren klassisch gelehrten Verfassern nach einem cynischen Philosophen Menippus genannt, der sich durch seinen beißenden Spott furchtbar gemacht hatte. Sie hätten sie Aristophanisch nennen können, weil in ihr mit den Heuchlern ebenso umgegangen wird, wie Aristophanes in seinen Komödien mit den Demagogen umzugehen pflegte. Der Plan des Werkes ging eigentlich von dem Domherrn von Rouen und Almosenier des Kardinals von Bourbon, Peter le Roi, aus, von welchem auch die drei ersten Stücke, das Katholikon oder der Spott über das spanische Geld, welches die ganze Bewegung gegen Heinrich IV. unterhalte, die Tapisserie der Ligue und die Procession derselben, herrühren. Dies sind die schwächsten Stücke der ganzen Satyre. Im Katholikon wird ironisch allegorisch anschaulich gemacht, wie man unter dem Vorwande der Religion die verschiedenen Klassen der Franzosen eigentlich durch Geld in Bewegung setze und zu einer allgemeinen Versammlung bringe. Die Procession führt die Bestandtheile der Ligue, besonders die Mönche und Geistlichen, welche den Aberglauben des großen Haufens für ihre politischen Zwecke gebrauchen, in lächerlicher Gestalt ironisch vor. Die Tapisserie benutzt die Beschreibung der vorgeblich den Ständesaal zierenden Gemälde und gewirkten Bilder, um Alles, was die Liguisten unternommen und mit Hülfe der von ihnen herbeigerufenen Spanier ausgeführt haben, als verkehrt und thöricht darzustellen.

Die angeführten ziemlich mittelmäßigen Stücke sind jedoch nur als eine Vorbereitung und Einleitung zu dem Hauptwerke zu betrachten, welches entstand, als Peter Pithou und seine Freunde sich der Idee des Domherrn le Roi bemächtigten und dieselbe zusammen auszuführen beschlossen. Der berühmte Kenner und Forscher der alten und neueren Geschichte, der als Jurist, Geschäftsmann und historischer Forscher ausgezeichnete Peter Pithou (s. Th. XII. S. 472 f.), war zu dem Geschäfte, alle verständigen Franzosen

durch Verspottung der Mönche, Jesuiten und Spanier für Heinrich IV. zu gewinnen, um so besser geeignet, als Protestanten und Katholiken ihn achteten. Er war Protestant gewesen und als solcher verfolgt worden, hatte sich einige Zeit in Basel aufgehalten, war aber, als er nach Frankreich zurückgekehrt war, wieder Katholik geworden, und ward gleichwohl noch immer von den Protestanten geschätzt. Er hatte für Heinrich IV. die Correspondenz mit dem Pabste geführt und die Absolution desselben eingeleitet. Mit ihm verbanden sich Gillot, Passerat, Rapin und Florent Chretien, Männer, welche durch ihre Talente als Dichter ausgezeichnet und wegen ihrer Kenntniß des Alterthums und seiner Literatur in ganz Europa berühmt waren. Diese innig verbundenen Freunde arbeiteten im Winter 1593 die Schrift aus, in welcher sie die Debatten der Ständeversammlung durch die komischen Reden der angesehensten Liguisten Aristophanisch verspotteten. Die meisten Verse, welche in der Satyre Menippée vorkommen, rühren von Passerat her. Dieser war auch der Verfasser der vier Verse (des quartrain), in welchen das aus einem doppelten Kreuze bestehende Wappen der Ligue zum Hohne derselben gedeutet wird, und die noch immer für ein meisterhaftes Epigramm gelten *).

Das beste Stück dieser Satyre, welche das verkehrte Treiben der Liguisten auf eine meisterhafte Weise verspottet und damit eine Belehrung der Nation über ihren wahren Nutzen und über die Nothwendigkeit, sich einzig und allein an Heinrich IV. anzuschließen, verbindet, ist die von Peter Pithou verfaßte Rede des Lieutenant civil d'Aubray. Sie schildert, um den Anschluß an Heinrich dringend zu empfehlen, das Unglück des bürgerlichen Krieges mit den lebhaftesten Farben. In der scheinbaren Unordnung der einzelnen Arbeiten zeigt sich eine bewunderungswürdige Kunst, das Possenhafte als Einleitung zum Ernsten zu gebrauchen. So dienen auch die burlesken, von Pithou's Freunden gearbeiteten Reden der Liguisten-Häupter als Contrast für die dem d'Aubray in den Mund gelegte Rede. Nikolaus Rapin, einer der vorzüglichsten lateinischen Dichter jener Zeit, hat in der Rede des ehe-

---

*) Dites moi donc, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est qu'en la ligue on crucifie
Jesus-Christ encore une fois.

maligen Rectors der Pariser Universität und nachherigen Bischofs von Senlis, Rose, die Dummheit und Pedanterie der Fanatiker, welche das Orakel der Liguisten waren, vortrefflich persiflirt. Dasselbe gilt von der Rede, welche dem Erzbischof von Lyon in den Mund gelegt wird. Der Parlaments-Rath Gillot hat den Kardinal-Legaten Philipp de la Sega (s. S. 278 und 286 f.) mit der schärfsten Lauge übergossen; denn er führt ihn in einer französischen Versammlung halb italiänisch, halb im Mönchslatein redend ein. Dieses Kauderwälsch ist, wie sich gebührt, kurz, zeigt aber komisch genug des Pfaffen Unwissenheit und Bosheit. Den Kardinal Pellevé (s. S. 287) hatte sich Florent Chretien ausersehen, der Verfasser der in jener Zeit sehr bewunderten christlichen Tragödien, welche in griechischer Sprache aus Versen des Euripides künstlich zusammengefügt waren, und die man hie und da, wie es scheint, nicht übel Lust hätte statt der heidnischen in den Schulen einzuführen. Chretien läßt den Kardinal halb französisch, halb im bekannten Mönchslatein der Dunkelmänner (virorum obscurorum) reden.

Die erste der Reden ist die dem Herzog von Mayenne, dem Generalstatthalter des Reiches (lieutenant du roi), untergeschobene, in welcher dieser prahlend eine ganze Reihe schlechter Streiche von sich erzählt und sich rühmt, daß er das Reich aus einem sehr blühenden Zustande in Elend und Jammer gebracht habe. Um eine Probe zu geben, wie die Verfasser der Satyre es anfingen, um die Redner in ihren eigenen Reden und durch dieselben zu entlarven, wollen wir unten die Stelle anführen, wo der Herzog das Resultat seiner ultramontanen Wirksamkeit ganz kurz angibt *). Die ganze Geschichte des Herzogs und seiner Familie, der Guisen, wird in seine Rede eingefügt, in welcher alle heuchlerischen Aussprüche der Liguisten und alle Ausdrücke ihrer geistlichen Aufhetzer, besonders die Worte katholisch und heilig, auf eine solche Art gebraucht werden, daß es selbst den beschränktesten Köpfen einleuchtend werden mußte, wie man die Nation damals ebenso durch das Geschrei von Religion irre leitete, als dies gerade zweihundert

*) Et par notre bonne diligence nous avons fait, que ce royaume, qui n'étoit qu'un voluptueux jardin de tout plaisir et abondance, est devenu un grand et ample cimetière universel, plein de force belles croix peintes, bières, potences et gibets.

Jahre später durch das Geschrei von Freiheit und Gleichheit geschah. Ganz bitter legt der Verfasser dem Herzoge von Mayenne, welcher in allem Ernste Heinrich's III. Ermordung durch die Hand eines fanatischen Mönchs eine rettende That des Himmels (un coup de ciel) genannt hatte, folgende Worte in den Mund: „Aber durch die guten und andächtigen Gebete der Jesuiten-Väter, durch die Bemühungen der gnädigen Frau meiner Schwester und durch die Vermittelung einiger heiligen Klosterbrüder und Beichtväter fanden wir einen heiligen Märtyrer, welcher jenen vom Himmel verordneten rettenden Dolchstoß führte, und uns aus dem Elende und der Gefangenschaft erlöste, in die wir nothwendiger Weise bald hätten gerathen müssen.“ Unter seinen Thaten führt Mayenne besonders die an, daß er für seine politischen Gegner Bannblitze in die Kreuz und die Quer habe kommen lassen. „Haben wir nicht, ruft er aus, unsere Feinde excommuniciren und schwarz machen lassen wie Teufel? Haben wir nicht die Eide der Brüderschaft des Strickes und des Namens Jesu erneuern lassen?“ Um das Letztere zu verstehen, muß man die 1590 gedruckten Artikel der in der Kirche St. Gervais versammelten Brüderschaft des Namens Jesu kennen. In diesen heißt es: Die Verbrüderten schwören, im katholischen, apostolischen, römischen Glauben zu leben und zu sterben, im Gehorsam seiner allerchristlichen Majestät, Karl's X., und seines Stellvertreters, des Herzogs von Mayenne. Sie versprechen ferner, die Befreiung des Ersteren durchzusetzen und niemals einen ketzerischen Prinzen als König anzuerkennen, namentlich nicht Heinrich von Bourbon, den vorgeblichen König von Navarra. Dieser sei ein zweimal von der Kirche abgefallener Ketzer, vom Pabste excommunicirt und, schon ehe die Guisen in Blois ermordet wurden, durch die in Blois versammelten drei Stände für unfähig erklärt worden, den Thron zu besteigen. Auch übernahmen die Verbrüderten die Verpflichtung, sich in keinerlei Weise auf irgend einen Frieden oder Waffenstillstand zwischen Katholiken und Ketzern einzulassen. Dem Herzoge von Mayenne werden noch ferner die Worte in den Mund gelegt: „Wir haben Processionen angeordnet, die ihres Gleichen nicht hatten, weil sie mit allem Pomp der schönsten Maskeraden, welche je gesehen wurden, umgeben waren. Wir haben ferner unter der Hand in unserem Frankreich spanisches Katholikon ausstreuen lassen, das heißt einige Dublonen, welche

unter den angesehensten Liguisten (Cordon-bleus politiques) gar wunderbare Wirkung gehabt haben."

Eines der merkwürdigsten Stücke der Satyre Menippée, welches sich aber in den oben angeführten Denkwürdigkeiten der Ligue nicht findet, ist von einem der vorzüglichsten französischen lyrischen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, Gilles Dürant de la Bergerie, verfaßt. Es ist die Klage über den Tod eines liguistischen Esels von einem Esel *). Dieses satyrische Gedicht hat St. Beuve im Nachtrage zu seiner Geschichte der französischen Poesie des sechszehnten Jahrhunderts (Th. I. S. 378 bis 382) abdrucken lassen, weil es sich nicht in allen Ausgaben der Satyre Menippée findet. Der Esel war Pariser Bürger geworden und ward ein Opfer seiner für die Ligue ausharrenden Geduld. Er war wie die Pariser leicht gereizt und dann widerspenstig und rebellisch **). Er leistete endlich mehr für die Ligue, als manches ihrer Häupter (tel seize) sich würde haben entschließen können zu wagen; er starb für die heilige Union einen rühmlichen Tod, und speiste dann die ausgehungerten frommen Eiferer und ihren Kardinal mit seinem zerschnittenen Leibe ***). Übrigens hat derselbe Gilles Dürant auch einige in melancholischem Tone geschriebene Lieder gedichtet, die uns sehr gelungen scheinen. St. Beuve hat im ersten Theile seiner Geschichte der französischen Poesie zwei derselben mitgetheilt. Von

*) Die Überschrift lautet eigentlich: A Mademoiselle ma Cousine sur le Trespas de son Asne, Regret funeraire.

**) Vostre asne fut d'autre nature
Et courut plus belle adventure;
Car à ce que j'en ay appris,
Il estoit bourgeois de Paris,
Et de fait par un long usage
Il retenoit du badaudage,
Et faisoit un peu le mutin,
Quand on le sangloit trop matin.

***) Plus belle fin (als vor Alter zu sterben) lui estoit due.
Sa mort fut assez cher vendue;
Car un boucher qui l'acheta
Trente écus d'or sol il cousta.
La chair par membres despecée
Tout soudain en fut dispersée
Au legat, et le vendit-on
Pour veau peut-être ou pour mouton.

diesen Liedern würden wir besonders das auf die Blume Je länger je lieber allem dem vorziehen, was Passerat und Ronsard in ähnlicher Art gedichtet haben *).

Ehe wir von der Satyre Menippée auf Montagne's Werke übergehen, ist zur Ergänzung dessen, was früher (Th. XII. S. 478—481) über einen Dichter und eine Dichterin des sechszehnten Jahrhunderts gesagt worden ist, noch Einiges zu bemerken. Wir meinen Clement Marot und Margaretha von Valois. Clement Marot, welcher bekanntlich in Villon's Spuren trat, und dessen naive Sprache (marotisme) im siebenzehnten Jahrhundert von La Fontaine aufs neue gebraucht wurde, ist während des sechszehnten, siebenzehnten und des größten Theiles vom achtzehnten Jahrhundert in den Händen der französischen Nation geblieben, obgleich seine Sprache veraltet war, und vielleicht gerade weil sie dies war. Daß derselbe Mann, der in seinen Versen Lüderlichkeit predigte, auch die Psalmen übersetzte, war in jener Zeit keinem Menschen anstößig. Es ist in Frankreich sogar Mode geblieben, gerade den leichtfertigsten Gesellen, wenn sie fromme Lieder dichteten, am ersten das Ohr zu leihen. Dies beweist der Beifall, welchen Rousseau durch seine Oden im bigotten Belgien sich erwarb. Marot's Leben war, obgleich das, was von seinen vornehmen Liebschaften erzählt wird, unbegründet ist, von derselben Art, wie Villon's Leben gewesen war. Auch saß er wie dieser zweimal im Kriminal-Gefängnisse (im Châtelet), jedoch nicht wegen so schimpflicher Vergehungen, als Villon. Das erste Mal wurde er wegen des Verdachtes der Ketzerei eingesperrt, das zweite Mal, weil er einen Gefangenen aus den Händen der Schaarwache befreit hatte. Die ganz französische Natur, die er zeigte, und seine Abneigung vor der Künstelei und Gelehrsamkeit, welcher seine Zeitgenossen

---

*) Nur zwei Strophen als Muster:

Belle fleur, jadis amoureuse
Du dieu, qui nous donne le jour,
Te dois-je nommer malheureuse
Ou trop constante dans ton amour?

Ce dieu, qui en fleur t'a changée,
N'a point changé ta volonté
Encore belle fleur orangée
Sens-tu l'effort de sa beauté?

nachjagten, hat ihn in dem Rufe erhalten, dessen er im sechszehnten Jahrhundert genoß. Er war natürlich geblieben, obgleich er gelehrt gebildet worden war und gleich den am Vers und an der Sprache künstelnden Dichtern die Klassiker gelesen hatte. Er schrieb Episteln, chansons, ballades, chants royaux und rondeaux, ja sogar auch Elegieen. Seine Hauptstärke bestand im Spott und im Scherze, und deshalb sind, in Rücksicht seines Einflusses auf Leben und Literatur, seine zweideutigen Epigramme und seine burlesk komischen Episteln am bedeutendsten. Zwei Episteln besonders, welche er im Châtelet geschrieben hat, werden noch immer von den Franzosen als Meisterstücke gepriesen. Außer diesen beiden uns bereits bekannten Episteln wird noch eine dritte, die er an seinen Freund Lyon Janet gerichtet hatte, von den Franzosen sehr gerühmt. Sie betrifft ebenfalls seine Befreiung aus dem Châtelet, und ist wegen der originellen Art merkwürdig, wie in ihr die Fabel von dem Löwen und der Ratte gebraucht wird. Ein viertes endlich führt St. Beuve gleichfalls als Beispiel des ungekünstelten Witzes und der guten Laune des naiven Dichters an. Dies ist die Epistel, in welcher Marot sich beim König Franz I. für den ihm befreundeten Dichter Pupillon verwendet.

In einem noch höheren Grade, als Clement Marot, verstand die Königin Margaretha von Valois die höchste Frömmigkeit und Beschaulichkeit in Versen mit Anstößigkeit und Schmutz in Prosa zu vereinigen. Wegen ihrer ascetischen und geistlich dramatischen Dichtungen ward sie zu ihren Lebzeiten vergöttert; wegen ihrer in Boccaccio's Manier geschriebenen prosaischen Erzählungen dagegen hat sie, als ihre Gedichte längst vergessen waren, unter den Franzosen die Unsterblichkeit erlangt. Sie gilt neben Montagne, welcher ebenfalls voll Schlüpfrigkeit ist, für eine der klassischen Schriftstellerinnen der französischen Nation, und ihre anstößigen Erzählungen, die man entschuldigend naiv genannt hat, fehlen in keiner französischen Bibliothek. Das Frivole in diesen Erzählungen, welche ebenso Heptameron betitelt wurden, wie die von Boccaccio Decamerone, ist dem Lande Gascogne, das Lustige der französischen Nation eigenthümlich; sie sind daher in Frankreich bis auf den heutigen Tag klassisch geblieben. Übrigens ist dadurch, daß man nach und nach die veralteten Ausdrücke durch neuere ersetzte, der Reiz verschwunden, welchen Margaretha's Erzählungen

ebenso, wie Marot's Gedichte, durch die später von La Fontaine nachgekünstelte naive Sprache erhalten haben.

Wie Margaretha Schlüpfrigkeit und Witz mit Frömmigkeit und Ascetik verband, so hat der Prosaiker Michel Montagne, welcher in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, Beides auf gleiche Weise mit der Philosophie zu verbinden versucht. Dies that er in einer unter dem Titel Versuche (*Essays*) bekannt gemachten Lebens-Philosophie. Montagne war ebenfalls ein origineller Südfranzose. Er abstrahirte, wie man jetzt bei uns sich ausdrückt, von aller Objectivität, und schrieb das, was ihm persönlich im Leben oder beim Lesen einfiel oder was er fühlte, nieder, was dann die Franzosen für objective Philosophie ausgaben. Der Zweifel und der Spott (das Skoptische und das Skeptische) in Montagne's Versuchen und selbst die abgerissene, mit Anekdoten und schmutzigen Geschichten aller Art durchmischte Manier des Vortrages derselben waren dem Nationalcharakter ganz angemessen, und gingen ebenso in das Leben der Franzosen über, wie der von Amyot übersetzte Anekdotenreiche Plutarch in die Geschichte derselben. In allen philosophisch genannten Schriften, welche vom großen französischen Publikum bis auf unsere Tage gern gelesen wurden — denn von Schulphilosophie kann hier nicht die Rede sein — wird man den Einfluß Montagne's wieder erkennen, und die Pariser Akademie hat noch vor wenigen Jahren das Lob dieses Schriftstellers zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht. Sowohl Bayle's und Voltaire's ganz negative Philosophie, als Rousseau's Lehre von idealer Erziehung und idyllischem Leben ruhen ganz auf Montagne's Einfällen und angeblichen Beobachtungen. Wie wenig Montagne, welcher seine empirische Philosophie auf eigene Beobachtungen und auf die ihm zufälliger Weise zu Gesicht gekommenen Berichte von Reisenden gründen wollte, zum Beobachten gemacht war, können wir jetzt besser beurtheilen, als man vorher zu thun im Stande war, weil erst in unseren Tagen eine von ihm verfaßte Reisebeschreibung gedruckt worden ist. Dasselbe wird man bei Rousseau wahrnehmen, der sich auch durchaus auf Erfahrung stützen wollte und aus einem zufällig in seine Hand gekommenen Reise-Berichte, sowie aus der romanhaften Beschreibung von Anson's Reise um die Welt ganz ungegründete Sachen über die Hottentotten und die Ladronen mitgetheilt hat. Wie wenig aber Rousseau sich selbst

kannte, hat er durch seine Selbstbiographie bewiesen, in welcher jeder Leser leicht erkennt, daß, wenn sein Bericht wahr ist, er selbst sich nie kennen gelernt hat. Auch Montesquieu, welcher ebenfalls sehr reich an Anekdoten ist, gründet nur gar zu oft auf einzelne Stellen und auf unvollständige Beobachtung allgemeine Behauptungen, zu denen er, wie Rousseau, den Leser rhetorisch fortreißt, was Montagne, welcher gar kein System und keinen Glauben hatte, nicht that. Bayle, welcher immer auf Montagne's Schultern steht, ist daher dem Ursprunge der französischen Welt- und Volksweisheit des sechszehnten Jahrhunderts, die sich überall zu helfen und Alles zu entschuldigen weiß, getreuer geblieben, als alle Anderen.

Einen Philosophen würden wir Deutsche Montagne nicht nennen, wohl aber einen verständigen, lustigen, gutmüthigen Franzosen, welcher in die Kreuz und in die Quer über Alles, was ihm in den Sinn kommt, abspricht, und ohne Rücksicht auf die bestehende positive Religion den Aberglauben seiner Zeit heftig angreift. Er ist freilich mitunter etwas derb; eine eigentliche Unsittlichkeit bringt er aber doch nicht vor, weil er und die anderen Landjunker, seine Freunde, zu viel gute Lebensart hatten. Da er mit treuherziger Plauderhaftigkeit sich über alle möglichen Verhältnisse des Lebens, über sich selbst und über seine Zeitgenossen, über die Gerichtsverfassung und Regierung, über Schulen und Kirchen ergießt und dabei aus unzähligen Büchern, die er gelesen, die mannichfaltigsten Stellen, Anekdoten und Beispiele beibringt: so ist es nicht zu verwundern, daß noch jetzt sein Werk als ein Buch für Jedermann und als die beste Quelle französischer Lebens-Philosophie betrachtet wird. Übrigens sind Montagne's Versuche, der traurigen Zeiten wegen, gleich anfangs nur verstümmelt erschienen. Die älteste Ausgabe, auf welche bald mehrere andere folgten, erschien 1580 zu Bordeaux. In den späteren Ausgaben ist viel am Styl geändert worden. Da nämlich schon zu Montagne's Zeit die Natürlichkeit des Sich-Gehen-Lassens in der Rede anfing der Affectation der Hofschriftsteller zu weichen, und da bald Leute wie Balzac und Voitüre eine ganz gezierte Art zu reden und zu schreiben in die Mode brachten, Montagne aber allgemein gelesen wurde, so hat man auch seinen Styl bald zu modernisiren begonnen. Die ächteste und vollständigste Ausgabe der Versuche ist diejenige,

welche Angelier 1595 zu Paris aus des Verfassers Handschrift abdrucken ließ. In allen späteren Ausgaben ist die Schreibart geändert. Dies geschah zuerst durch die Dichterin und Schriftstellerin Gournay, welche 1635 eine Ausgabe besorgte und in derselben aus bester Absicht die alterthümliche Sprache änderte, die doch bei einem solchen Werke ganz wesentlich ist. Alle späteren Ausgaben sind aus dieser abgedruckt worden, bis 1724 La Coste in London einen genau aus Angelier's Ausgabe gemachten Abdruck, welcher aus drei Bänden besteht und mit Bemerkungen begleitet ist, herausgegeben hat. Ein anderer Abdruck erschien 1725 in Paris, ein dritter 1727 im Haag.

Druckfehler.

Band IX. S. 131. Z. 8. l. „eines Vetters derselben, Albrecht V." st. „eines anderen Bruders, Albrecht IV."
„ „ „ „ „ 9 und 15. l. „Vettern" st. „Oheime".
„ XI. „ 94 „ 8 v. u. l. „Vetter" st. „Oheim" und Z. 2. v. u. „Vetter" st. „Neffe".
„ XII. „ 338. „ 15. l. „Franz II. st. „Franz I."
„ „ „ 352. „ 3. l. „Savoyen" st. „Spanien".
„ „ „ 479. „ 7. v. u. l. „Vantablo" st. „Vantello".
„ XIII. „ 240. „ 8. v. u. l. „selben" st. „elben".
„ „ „ 250. „ 10. l. „1586" st. „1585".
„ „ „ 252. „ 19. l. „1587" st. „1586".
„ „ „ 254. „ 7. ebenso.
„ „ „ 260. „ 17. v. u. l. „1588" st. „1587."
„ „ „ 355. ist die Überschrift mit Nr. 7. statt mit Nr. 6 zu bezeichnen.
„ „ „ 406. ebenso mit Nr. 8 statt mit Nr. 7.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.
